

Ein Paramount Film im Verleih der Cinema International Corporation nach einem Roman von Joseph Heller.

Produktion John Calley und Martin Ransohoff

Regie Mike Nichols
Drehbuch Buck Henry
Kostüme und Frisuren Ernest Adler
Bauten Harold Michelson
Schnitt Sam O'Steen
Kamera David Watkin

Panavision — Technicolor

Die Personen und ihre Darsteller:

Capt. Yossarián Alan Arkin Martin Balsam Colonel Cathcart Richard Benjamin Major Danby Art Garfunkel Capt. Nately Jack Gilford Dr. Daneeka Bob Newhart Major Major Kaplan Tappmann Anthony Perkins Paula Prentiss Schwester Duckett Martin Sheen Lt Dobbs Jon Voight Milo Minderbinder Orson Welles General Dreedle Seth Allen Hungry Joe Robert Balahan Capt. Orr Susanne Benton General Dreedles Pflegerin Peter Bonerz Capt. MC Watt Norma Fell Sergeant Towser Chuck Grodin Aardvark Bück Henry Oberstleutnant Korn Austin Pendleton Colonel Moodus Gina Rovere Natelys Hure Olympia Carlisli Luciana Marcel Dalio Alter Mann

Alte Frau Liam Dunn
Vater Elizabeth Wilson
Mutter Richard Libertini
Bruder Jonathon Korkes

Eva Maltagliati

Joseph Heller Catch 22 Roman

Fischer Taschenbuch Verlag

Scanned by Doc Gonzo

Fischer Taschenbuch Verlag 1.—17. Tausend: Januar 1971 18.—25. Tausend: April 1971 26.—37. Tausend: Februar 1972 Ungekürzte Ausgabe

Umschlagentwurf: Jan Buchholz/Reni Hinsch unter Verwendung von zwei Fotos aus dem Film >Catch 22< (Paramount Film im Verleih der Cinema International Corporation)

Titel der Originalausgabe >Catch 22<

Erschienen bei Simon and Schuster, New York Deutsch von Irene und Günther Danehl

Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

der S. Fischer Associates, Inc., New York Titel der deutschen Originalausgabe: >Der IKS-Haken<

© der deutschen Übersetzung: S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 1964

© der Originalausgabe: Joseph Heller, 1955, 1961

Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg Printed in Germany

ISBN 3 436 01355 2

Meiner Mutter Meiner Frau Shirley und meinen Kindern Erica und Ted Es war nur ein Haken dabei, und das war der IKS-Haken. Die Insel Pianosa liegt im Mittelmeer, acht Meilen südlich von Elba. Sie ist sehr klein und kann offenkundig nicht den Hintergrund für die geschilderten Vorgänge abgeben. Wie der Schauplatz dieses Romans sind auch seine Charaktere erdacht.

Inhalt

Der Texaner 9 Clevinger 20 Havermeyer 26 Doc Daneeka 38 Häuptling White Halfoat 47 Hungry Joe 61 McWatt 71 Leutnant Schittkopp 81 Major Major Major 98 Wintergreen 125 Captain Black 133 Bologna 141 Major — de Coverley 157 Kid Sampson 167 Piltchard & Wren 173 Luciana 181 Der Soldat in Weiß 195 Der Soldat der alles zweimal sah 208 Colonel Cathcart 221 Korporal Whitcomb 234 General Dreedle 246 Milo, der Bürgermeister 265 Natelys Alter Mann 282 Milo 295 Der Kaplan 314 Aarfy 338 Schwester Duckett 346 Dobbs 361 Peckem 375 Dunbar 389 Mrs. Daneeka 402 Yo-Yo's Bettgeher 407 Natelys Hure 414 Thanksgiving 424 Milo, der Militante 432 Der Keller 442 General Schittkopp 457 Schwesterchen 459 Die ewige Stadt 473 Der IKS-Haken 492 Snowden 503 Yossarián 515

Der Texaner

Es war Liebe auf den ersten Blick.

Als Yossarián den Kaplan zum ersten Mal sah, verliebte er sich auf der Stelle in ihn.

Yossarián lag im Lazarett mit Leberbeschwerden, die es beinahe, aber nicht ganz zu einer Gelbsucht brachten. Daß es nur beinahe eine Gelbsucht war, verwirrte die Ärzte. Wurde eine Gelbsucht daraus, so konnte man sie behandeln. Wurde keine Gelbsucht daraus und vergingen die Schmerzen, so konnte man Yossarián entlassen. Daß es aber stets nur beinahe eine Gelbsucht war, machte sie ganz konfus.

Jeden Morgen kamen sie zur Visite, drei geschäftige, ernsthafte Männer mit kundigen Mündern und unkundigen Augen, begleitet von der geschäftigen und ernsthaften Schwester Duckett, einer der Stationsschwestern, die Yossarián nicht leiden konnten. Sie lasen die Fiebertafel am Fußende des Bettes und erkundigten sich unwirsch nach den Schmerzen. Es schien sie zu ärgern, wenn Yossarián ihnen berichtete, daß die Schmerzen unverändert die gleichen waren.

»Immer noch kein Stuhlgang?« verlangte der Oberstabsarzt zu wissen. Als Yossarián den Kopf schüttelte, tauschten die Ärzte Blicke miteinander.

»Geben Sie ihm noch eine Pille.«

Schwester Duckett vermerkte, daß Yossarián eine weitere Pille zu bekommen hatte, und alle vier begaben sich zum nächsten Bett. Keine der Schwestern mochte Yossarián leiden. In Wirklichkeit waren seine Leberschmerzen schon vergangen, aber Yossarián sagte nichts davon, und die Ärzte schöpften nicht den geringsten Verdacht. Sie verdächtigten ihn nur, schon Stuhlgang gehabt zu dies aber aller Welt verschweigen. haben. **Z**11 Yossarián hatte im Lazarett alles, was er sich wünschte. Das Essen war nicht allzu schlecht, und die Mahlzeiten wurden ihm ans Bett gebracht. Es gab besonders große Fleischportionen, und während der heißen Nachmittage wurden ihm und den anderen gekühlte Fruchtsäfte oder gekühlte Schokoladenmilch serviert. Außer den Ärzten und den Schwestern störte ihn niemand. Jeden Morgen mußte er eine Weile Briefe zensieren, aber danach stand es ihm frei, den Rest des Tages mit reinem Gewissen untätig im Bett zu

verbringen. Er fühlte sich im Lazarett wohl, und es gelang ihm auch mühelos, weiter dort zu bleiben, da er stets erhöhte Temperatur hatte. Er fühlte sich dort sogar noch wohler als Dunbar, der sich immer wieder auf die Nase fallen lassen mußte, damit man auch ihm weiterhin seine Mahlzeiten im Bett servierte. Nachdem er sich dazu entschlossen hatte, den Rest des Krieges im Lazarett zu verbringen, schrieb Yossarián allen seinen Bekannten, daß er sich im Lazarett befinde, ohne jedoch den Grund dafür zu nennen. Eines Tages kam ihm ein besserer Einfall. Er schrieb nun allen seinen Bekannten, daß er sich auf eine sehr gefährliche Mission begebe. »Man wollte nur Freiwillige dazu nehmen. Es ist sehr gefährlich, aber irgend jemand muß es schließlich machen. Ich schreibe sofort nach meiner Rückkehr.« Und seitdem hatte er niemandem mehr geschrieben.

Alle kranken Offiziere auf der Station waren verpflichtet, Briefe zu zensieren, die von den Mannschaften geschrieben wurden, welche in besonderen Krankenabteilungen untergebracht waren. Es war dies eine langweilige Sache, und Yossarián war enttäuscht, als er erfuhr, daß das Leben der Mannschaften nur um weniges interessanter verlief als das Leben der Offiziere. Nach dem ersten Tag war ihm jegliche Neugier vergangen. Um etwas Abwechslung in die Eintönigkeit zu bringen, erfand er Spiele. Eines Tages erklärte er allen Modifikatoren den Krieg und löschte in allen Briefen, die durch seine Hände gingen, sämtliche Adjektiva und Adverbien. Am nächsten Tag konzentrierte er seine Bemühungen auf die Artikel. Am Tage darauf steigerte er beträchtlich seine schöpferische Leistung, indem er in jedem Brief alles löschte bis auf einer, eine, der, die und das. Er fühlte, daß die Briefe hierdurch gemeinverständlich wurden. Bald darauf strich Teile der Anreden und Unterschriften und ließ im übrigen den Text unberührt. Ein anderes Mal wieder schwärzte er in einem Brief alle Worte aus bis auf die Anrede »Liebe Mary«, und ganz unten schrieb er hin: »Ich sehne mich schrecklich nach Dir, A. T. Tappman, Kaplan, US Army.« A. T. Tappman war der Name des Geschwaderkaplans.

Als er sämtliche Möglichkeiten innerhalb der Briefe erschöpft hatte, fing er an, gegen die Namen und Adressen auf den Umschlägen vorzugehen, vernichtete Häuser und Straßen und wischte ganze Großstädte mit einer lässigen Handbewegung aus, als sei

er der liebe Gott. Laut IKS mußte unter jedem zensierten Brief der Name des zensierenden Offiziers stehen. Die meisten Briefe las er überhaupt nicht. Auf diese, die er überhaupt nicht las, setzte er seinen eigenen Namen. Auf die, die er las, schrieb er »Washington Irving«. Als das eintönig wurde, schrieb er, »Irving Washington«. Die Zensur der Briefumschläge hatte ernste Folgen: Sie verursachte Unruhe und Besorgnis in einer weit entfernten, feinfühligen Militärbehörde, die einen Untersuchungsbeamten vom CID in die Krankenstation entsandte, wo er den Patienten spielen mußte. Jedermann wußte, daß es sich um einen CID-Menschen handelte, weil er sich immer wieder nach einem Offizier namens Irving oder Washington erkundigte, und weil er sich bereits nach dem ersten Tag weigerte, Briefe zu zensieren. Er fand sie zu langweilig.

Es war recht angenehm auf der Station, ja, es war eine der angenehmsten Stationen, auf denen Yossarián und Dunbar jemals gelegen hatten. Dieses Mal leistete ihnen der vierundzwanzig Jahre alte Jagdflieger mit dem dünnen goldenen Schnurrbärtchen Gesellschaft, der im tiefsten Winter abgeschossen worden und in die Adria gestürzt war, ohne sich zu erkälten. Jetzt, mitten im Sommer, war er nicht abgeschossen worden, behauptete aber trotzdem, die Grippe zu haben. Rechts neben Yossarián lag der verschreckte Captain mit der Malariainfektion und dem Mückenstich auf dem Hintern immer noch verliebt auf dem Bauch. Auf der anderen Seite des Ganges lag Dunbar Yossarián gegenüber und neben ihm der Captain von der Artillerie, mit dem Yossarián nicht länger mehr Schach spielte. Der Captain war ein guter Schachspieler, und die Partien waren immer interessant gewesen. Yossarián hatte aufgehört, mit ihm Schach zu spielen, weil die Partien so spannend wurden, daß es geradezu lächerlich war. Außerdem war da noch der gebildete Texaner aus Texas, der aussah wie eine Figur aus einem Farbfilm, und der die patriotische Ansicht vertrat, daß wohlhabende Leute — anständige Leute also — mehr Stimmen haben müßten als Herumtreiber. Huren. Verbrecher, Heruntergekommene, Atheisten und Hungerleider unanständige Leute also.

Als der Texaner aufgenommen wurde, war Yossarián gerade damit beschäftigt, Verse in seine Briefe einzuarbeiten. Es war wieder ein stiller, heißer, ruhiger Tag. Die Hitze lastete schwer auf

dem Dach und erstickte alle Geräusche. Dunbar lag reglos auf dem Rücken und glotzte aus den Augen, die denen einer Puppe glichen, zur Decke. Er war eifrig dabei, seine Lebensdauer zu verlängern. Er tat das, indem er sich der Langeweile ergab. Dunbar mühte sich so eifrig darum, seine Lebensdauer zu verlängern, daß Yossarián ihn für tot hielt. Man legte den Texaner in ein Bett in der Mitte der Station, und es dauerte nicht lange, da gab er bereits seine Ansichten zum besten.

Dunbar richtete sich mit einem Ruck auf. »Jetzt hab ich's«, rief er aufgeregt, »immer hat was gefehlt, ich wußte die ganze Zeit, daß was fehlte, und jetzt weiß ich, was es ist.« Er schlug mit der Faust in die Handfläche. »Es fehlt am rechten Patriotismus«, erklärte er.

»Richtig«, schrie Yossarián zurück. »Richtig, richtig, richtig. Heiße Würstchen, die heimische Fußballmannschaft, Mutters Apfelkuchen. Dafür kämpfen alle. Wer aber kämpft für die anständigen Leute? Wer kämpft dafür, daß die anständigen Leute mehr Stimmen abgeben dürfen? Kein Patriotismus. Daran fehlt es. Und auch am Matriotismus.«

Der Deckoffizier links von Yossarián blieb unbeeindruckt. »Na und?« fragte er müde und legte sich auf die andere Seite, um einzuschlafen.

Der Texaner erwies sich als gutmütig, generös und liebenswert. Nach drei Tagen konnte es keiner mehr mit ihm aushaken. Er jagte den empfindlichen Seelen Schauer des Abscheus über den Rücken und jeder floh ihn — jeder bis auf den Soldaten in Weiß, der keine Wahl hatte. Der Soldat in Weiß war von Kopf bis Fuß in Gips und Bandagen gehüllt. Er besaß zwei nutzlose Arme und zwei nutzlose Beine. Man hatte ihn während der Nacht auf die Station geschmuggelt, und die Männer ahnten nichts von seiner Gegenwart, bis sie am Morgen erwachten und die beiden befremdlichen Beine von den Hüften aufragen und die beiden befremdlichen Arme senkrecht in die Höhe streben sahen, alle vier Gliedmaßen befremdlich in der Luft gehalten durch Bleigewichte, die da oben geheimnisvoll befestigt waren und sich nie bewegten. In die Bandagen waren an beiden Ellenbogenbeugen mit Reißverschlüssen versehene Schlitze eingeschnitten, durch die man aus einem durchsichtigen Gefäß eine durchsichtige Flüssigkeit in ihn hineinfüllte. Ein stummes Zinkrohr stak in dem Gips auf seinem Bauch und war mit einem dünnen Gummischlauch verbunden, durch den die Abfallprodukte seiner Nieren flössen und sachgemäß in ein durchsichtiges, verstöpseltes Gefäß auf dem Fußboden abgeführt wurden. War das Gefäß auf dem Fußboden voll, so hatte sich jenes, das die Flüssigkeit in seine Ellenbogenbeugen entließ, geleert, und beide Behälter wurden rasch vertauscht, damit die Flüssigkeit wieder in ihn hineintropfen konnte. Das einzige, was man wirklich jemals von dem Soldaten in Weiß zu sehen bekam, war eine ausgefranste schwarze Öffnung über dem Mund.

Der Soldat in Weiß war neben den Texaner gelegt worden, .und der Texaner saß seitlich auf seinem eigenen Bett und sprach morgens, nachmittags und abends in freundlichem, teilnehmend gedehntem Tonfall unermüdlich auf seinen Nachbarn ein. Es machte dem Texaner gar nichts aus, daß er niemals eine Antwort bekam. Zwei Mal am Tag wurde die Temperatur der Patienten gemessen. Früh am Morgen und spät am Nachmittag erschien Schwester Gramer mit einem Behälter voller Thermometer, ging auf der einen Seite des Ganges hinauf und auf der anderen Seite wieder herunter, und teilte jedem Patienten ein Thermometer zu. Dem Soldaten in Weiß legte sie ein Thermometer auf die Öffnung über seinem Mund. Wenn sie zu dem Mann im ersten Bett zurückkehrte, nahm sie sein Thermometer und verzeichnete seine Temperatur, dann ging sie zum nächsten Bett und machte so wieder die Runde. Eines Nachmittags, als sie die erste Runde beendet hatte und das zweite Mal zu dem Soldaten in Weiß trat, las sie sein Thermometer ab und stellte fest, daß er tot war.

»Mörder«, sagte Dunbar leise.

Der Texaner sah ihn mit Ungewissem Grinsen an.

- »Totschläger«, versetzte Yossarián.
- »Wovon redet ihr denn, Leute?« fragte der Texaner nervös.
- »Du hast ihn umgebracht«, sagte Dunbar.
- »Du hast ihn ermordet«, bestätigte Yossarián.

Der Texaner wich zurück. »Ihr seid ja verrückt, Leute, ich hab ihn nicht mal angerührt.«

- »Du hast ihn ermordet«, sagte Dunbar.
- »Ich habe gehört, wie du ihn umgebracht hast«, sagte Yossarián.
- »Du hast ihn umgebracht, weil er ein Neger war«, sagte Dunbar.
- »Ihr seid ja verrückt, Leute!« rief der Texaner. »Hier dürfen

überhaupt keine Neger rein. Für Neger haben sie eine besondere Abteilung.«

- »Der Sergeant hat ihn eingeschmuggelt«, sagte Dunbar.
- »Der Rote Sergeant«, sagte Yossarián.
- »Und du hast es gewußt.«

Der Deckoffizier links von Yossarián blieb von dem Vorfall mit dem Soldaten in Weiß ganz und gar unbeeindruckt. Der Deckoffizier war überhaupt immer unbeeindruckt und sprach niemals, es sei denn, um zu mäkeln.

Einen Tag, ehe Yossarián den Kaplan kennenlernte, explodierte ein Benzinherd im Speiseraum und setzte eine Seite der Küche in Brand. Die Glutwelle verbreitete sich nach allen Seiten. Selbst in Yossariáns Station, die beinahe hundert Meter entfernt war, konnte man das Brüllen der Flammen und das scharfe Knacken brennenden Holzes vernehmen. Rauch wirbelte an den orangerot gefärbten Fenstern vorüber. Nach etwa fünfzehn Minuten erschienen die Löschzüge vom Flugplatz, um den Brand zu bekämpfen. Eine aufregende halbe Stunde lang hing alles an einem Faden. Dann bekam die Feuerwehr die Oberhand. Plötzlich hörte man das bekannte, eintönige Dröhnen der von der Front zurückkehrenden Bomber, und die Feuerwehr mußte die Schläuche aufrollen und blitzschnell zum Flugplatz zurückfahren, um bei der Hand zu sein, falls eines der Flugzeuge eine Bruchlandung machte und Feuer fing. Die Flugzeuge landeten ohne Zwischenfall. Kaum war das letzte auf der Erde, als die Feuerwehren ihre Löschzüge herumrissen und wieder den Berg hinauf rasten, um den Kampf mit dem Brand im Lazarett von neuem aufzunehmen. Als sie anlangten, war das Feuer aus. Es war von selbst ausgegangen, war so völlig erloschen, daß nicht einmal ein Glutfünkchen begossen zu werden brauchte, und die enttäuschten Feuerwehrleute konnten nichts weiter tun als lauwarmen Kaffee trinken, sich herumdrücken und versuchen, die Krankenschwestern umzulegen.

Der Kaplan kam am Tag nach dem Brand. Yossarián war eifrig damit beschäftigt, alles außer Liebesworten aus den Briefen zu streichen, als der Kaplan sich auf dem Stuhl zwischen den Betten niederließ und ihn fragte, wie es ihm gehe. Er saß etwas seitlich, und Yossarián konnte auf seinem Hemdkragen nichts weiter als das Rangabzeichen eines Captains erkennen. Yossarián ahnte

nicht, wer sein Besucher war, und nahm ganz einfach an, daß es sich entweder um einen weiteren Arzt oder einen weiteren Verrückten handeln müsse.

»Oh, ganz gut«, erwiderte er. »Ich habe noch Schmerzen in der Leber, und meine Verdauung ist wohl nicht die beste, aber ganz allgemein muß ich doch zugeben, daß ich mich recht wohl fühle.« »Das ist ja schön«, sagte der Kaplan.

»Ja«, sagte Yossarián. »Ja, das ist schön.«

»Ich hatte eigentlich schon früher kommen wollen«, bemerkte der Kaplan, »aber es ist mir nicht besonders gut gegangen.«

»Das tut mir leid«, sagte Yossarián.

»Nur eine Erkältung«, erläuterte der Kaplan hastig. »Ich habe 37.8«, sagte Yossarián ebenso hastig. »Das ist aber unangenehm«, sagte der Kaplan. Der Kaplan rutschte auf dem Stuhl hin und her. »Kann ich Ihnen einen Gefallen tun?« fragte er nach einer Weile.

»Nein, nein«, seufzte Yossarián. »Die Ärzte tun wohl, was menschenmöglich ist.«

»Nein, nein«, berichtigte der Kaplan und errötete dabei ein wenig, »so meinte ich es nicht. Ich dachte an Zigaretten . . . oder Bücher . . . oder . . . Spielzeug.«

»Nein, nein«, wehrte Yossarián ab. »Vielen Dank. Ich habe alles, was ich brauche — alles außer der Gesundheit.«

Sehr bedauerlich.«

»Ja«, sagte Yossarián. »Ja, das ist sehr bedauerlich.«

Der Kaplan wurde wieder unruhig. Er sah mehrmals nach links und rechts, dann zur Decke, dann auf den Fußboden. Er holte tief Luft.

»Leutnant Nately läßt grüßen«, sagte er.

Yossarián bedauerte zu hören, daß man einen gemeinsamen Freund hatte. Es gab also doch so etwas wie eine Gesprächsgrundlage. »Sie kennen Leutnant Nately?« fragte er kummervoll. »Ja, ich kenne Leutnant Nately sehr gut.«

»Er ist ein bißchen verrückt, nicht wahr?«

Der Kaplan lächelte verlegen. »Ich fürchte, ich kann darüber nichts sagen. So gut kenne ich ihn wieder nicht.« »Sie dürfen es mir schon glauben«, versicherte Yossarián. »Er ist so bescheuert, wie man nur sein kann.«

Der Kaplan prüfte die entstandene Stille und brach sie dann mit

einer unvermittelten Frage. »Sie sind Captain Yossarián, nicht wahr?«

»Nately hat einen schweren Start gehabt. Er stammt aus einer pikfeinen Familie.«

»Bitte, entschuldigen Sie«, beharrte der Kaplan schüchtern, »ich begehe vielleicht einen schwerwiegenden Irrtum. Sind Sie Captain Yossarián?«

»Ja«, bekannte Captain Yossarián. »Ich bin Captain Yossarián.« »Von der 256. Staffel?«

»Von der 256. Staffel«, erwiderte Yossarián. »Ich wußte gar nicht, daß es noch andere Captains Yossarián gibt. Soweit mir bekannt ist, bin ich der einzige Captain Yossarián, den ich kenne, aber eben nur, soweit mir bekannt ist.«

»Aha«, bemerkte der Kaplan unglücklich.

»Das wären dann insgesamt zwei«, bedeutete ihm Yossarián, »falls Sie etwa daran denken sollten, ein symbolisches Gedicht über unsere Staffel zu verfassen.«

»Nein«, murmelte der Kaplan. »Ich beabsichtige nicht, ein symbolisches Gedicht über Ihre Staffel zu verfassen.« Yossarián setzte sich ruckartig auf, als er das kleine silberne Kreuz auf der anderen Seite am Kragen des Kaplans bemerkte. Er war tief erstaunt, denn bis dahin hatte er noch nie mit einem Militärseelsorger gesprochen.

»Sie sind Kaplan!« rief er aufgeregt. »Ich wußte gar nicht, daß Sie Kaplan sind.«

»Ja, natürlich«, antwortete der Kaplan. »Wußten Sie denn nicht, daß ich Kaplan bin?«

»Nein, durchaus nicht. Ich wußte nicht, daß Sie Kaplan sind.« Yossarián starrte ihn fasziniert an. »Ich habe nämlich noch nie einen Kaplan gesehen.«

Der Kaplan errötete wieder und blickte auf seine Hände. Er war ein zierlicher Mann von etwa zweiunddreißig Jahren, hatte braunes Haar und schüchterne braune Augen. Sein Gesicht war schmal und recht blaß. Auf jeder seiner Wangen hatte er ein harmloses Nest alter Pickelnarben. Yossarián wünschte ihm behilflich zu sein.

»Kann ich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein?« fragte der Kaplan.

Yossarián schüttelte den Kopf. »Nein, leider nicht. Ich habe alles,

was ich brauche, und fühle mich durchaus wohl. In Wirklichkeit bin ich nämlich gar nicht krank.«

»Das ist ja schön.« Kaum hatte der Kaplan diese Worte ausgesprochen, als er sie auch schon bedauerte und mit erschrecktem Kichern seine Knöchel vor den Mund preßte. Yossarián blieb aber stumm und enttäuschte ihn. »Es sind noch andere Leute vom Geschwader hier, nach denen ich sehen muß«, entschuldigte er sich schließlich. »Ich werde Sie aber wieder besuchen, wahrscheinlich morgen.«

»Bitte tun Sie das«, sagte Yossarián.

»Ich will aber nur kommen, wenn Sie Wert darauf legen«, bemerkte der Kaplan und senkte schüchtern den Kopf. »Es ist mir aufgefallen, daß sich viele unserer Leute in meiner Gegenwart bedrückt fühlen.«

Yossarián glühte geradezu vor Zuneigung. »Ich möchte aber, daß Sie kommen«, sagte er. »Ich fühle mich in Ihrer Gegenwart durchaus nicht bedrückt.«

Der Kaplan strahlte dankbar und blickte verstohlen auf einen Zettel, den er die ganze Zeit über in der Hand verborgen gehalten hatte. Er zählte die Betten ab, bewegte dabei die Lippen und richtete dann seine Aufmerksamkeit zweifelnd auf Dunbar. »Darf ich wohl fragen«, flüsterte er, »ob das Leutnant Dunbar ist?«

»Jawohl«, erwiderte Yossarián laut, »das ist Leutnant Dunbar.« »Vielen Dank«, flüsterte der Kaplan. »Vielen, vielen Dank. Ich muß ihn besuchen. Ich muß jeden Angehörigen des Geschwaders besuchen, der im Lazarett ist.«

»Auch die auf den anderen Stationen?« fragte Yossarián.

»Auf die auf den anderen Stationen.«

»Sehen Sie sich vor, Pater«, warnte Yossarián. »Auf den anderen Stationen werden die Verrückten aufbewahrt. Es wimmelt dort von Wahnsinnigen.«

»Sie brauchen mich nicht Pater zu nennen«, erklärte der Kaplan. »Ich bin Anabaptist.«

»Ich meinte das ganz im Ernst, was ich über die anderen Stationen gesagt habe«, fuhr Yossarián fort. »Auch die Militärpolizei wird Sie dort nicht schützen, das sind nämlich die Verrücktesten von allen. Ich würde Sie selbst begleiten, aber ich fürchte mich zu sehr. Irrsinn ist ansteckend. Diese Station hier beherbergt die

einzigen normalen Patienten im ganzen Lazarett. Außer uns sind alle verrückt. Was das betrifft, so ist dies vermutlich die einzige normale Krankenstation auf der ganzen Welt.«

Der Kaplan erhob sich schnell und wich von Yossariáns Bett zurück, dann nickte er versöhnlich lächelnd und versprach, sich mit der gebotenen Vorsicht aufzuführen. »Und jetzt muß ich Leutnant Dunbar besuchen«, sagte er. Er blieb aber noch zögernd und zerknirscht stehen. »Übrigens... Leutnant Dunbar...« brachte er schließlich hervor.

». . . ist einer von den Besten«, versicherte Yossarián. »Ein famoser Bursche. Einer der besten und uninteressiertesten Menschen von der Welt.«

»So meinte ich es nicht«, erwiderte der Kaplan, von neuem flüsternd. »Ist er krank?«

»Nein, er ist nicht sehr krank. In Wirklichkeit ist er überhaupt nicht krank.«

»Das ist ja schön.« Der Kaplan seufzte erleichtert.

»Ja«, sagte Yossarián. »Ja, das ist schön.«

»Ein Kaplan«, sagte Dunbar, nachdem der Kaplan seinen Besuch bei ihm gemacht hatte und weggegangen war. »Hast du das gesehen? Ein Kaplan!«

»War er nicht süß?« fragte Yossarián. »Man sollte ihm vielleicht drei Stimmen geben.«

man?« erkundigte sich Dunbar mißtrauisch. »Wer ist In einem Bett auf der kleinen Privatstation lag der würdig aussehende ältliche Colonel, der unermüdlich hinter der grünen Sperrholzwand arbeitete und täglich von einer gütig aussehenden Frau mit lockigem, aschblondem Haar besucht wurde, die weder eine Pflegerin noch eine Truppenhelferin war und gleichwohl getreulich jeden Nachmittag im Lazarett von Pianosa erschien. Sie trug hübsche, pastellfarbene Sommerkleider von großer Eleganz, dazu weiße Lederpumps mit halbhohen Absätzen unter Nylonnähten, die stets ganz gerade saßen. Der Colonel gehörte zur Nachrichtenabteilung und war Tag und Nacht damit beschäftigt, schleimige Meldungen aus seinem Inneren in viereckige Gazebäusche zu übermitteln, die er gewissenhaft faltete und in einen verdeckten, weißen Behälter beförderte, der neben seinem Bett auf dem Nachttisch stand. Der Colonel sah unerhört attraktiv aus. Er hatte einen eingesunkenen Mund, eingesunkene Wangen,

eingesunkene, traurig verschwiemelte Augen. Sein Gesicht zeigte die Farbe angelaufenen Silbers, er hustete gedämpft und behutsam, betupfte seine Lippen mit Gazebäuschen und legte dabei einen Ekel an den Tag, der schon automatisch geworden war.

Der Colonel existierte im Zentrum eines Mahlstroms von Spezialisten, deren Spezialität es nach wie vor war, den Versuch zu machen, herauszubekommen, was ihm eigentlich fehlte. Sie blendeten seine Augen mit Lichtern, um zu sehen, ob er sehen könne, und rammten Nadeln in seine Nerven, um zu hören, ob er fühlen könne. Es gab einen Urologen für seinen Urin, einen Lymph'ologen für seine Lymphe, einen Endokrinologen für seine Endokrine, einen Psychologen für seine Psyche, einen Dermatologen für seine Derma; ein Pathologe befaßte sich mit seinem Pathos, ein Zystologe mit seinen Zysten, und ein glatzköpfiger, pedantischer Zetaseanologe von der zoologischen Abteilung der Universität Harvard, den die schadhafte Anode einer Lochkartenmaschine skrupellos zum Dienst in einer Sanitätseinheit gepreßt hatte, bemühte sich anläßlich seiner Visiten bei dem sterbenden Colonel, ein Gespräch über Moby Dick in Gang zu bringen.

Der Colonel war wirklich gründlich untersucht worden. Es gab kein Organ in seinem Körper, das nicht mit Medikamenten behandelt und geschändet, abgestaubt und ausgepumpt, ausgeplündert und wieder eingesetzt worden wäre. Die Frau, die proper, zierlich und steil aufgerichtet an seinem Bett saß, legte oft die Hand auf ihn, und wenn sie lächelte, war sie das Urbild erhabener Trauer. Der Colonel war groß, hager und krumm. Wenn er zu einem kleinen Spaziergang sein Bett verlassen wollte, krümmte er sich noch mehr und setzte die Füße sehr behutsam auf, indem er die Unterschenkel zentimeterweise dem Fußboden näherte.

Unter seinen Augen sah man violette Ringe. Die Frau sprach sehr leise, sogar noch leiser als der Colonel hustete, und keiner der Männer auf der Station vernahm jemals ihre Stimme. Der Texaner brauchte keine zehn Tage dazu, um die Station zu entvölkern. Der Captain von der Artillerie war der erste, der niederbrach, und dann folgte der große Auszug. Dunbar, Yossarián und der Jagdflieger flüchteten am gleichen Vormittag. Dunbar hatte plötzlich keine Schwindelanfälle mehr, und der

Jagdflieger beendete seine Grippe durch schlichtes Putzen der Nase. Yossarián erklärte den Ärzten, daß der Schmerz in seiner Leber verschwunden sei. So einfach war das. Selbst der Deckoffizier floh. In weniger als zehn Tagen trieb der Texaner alle Insassen zum Dienst zurück — alle mit Ausnahme des CID-Menschen, der sich bei dem Jagdflieger eine Erkältung geholt hatte und nun an Lungenentzündung erkrankt war.

Clevinger

In gewisser Weise hatte der CID-Mensch Glück gehabt, denn außerhalb des Lazarettes war der Krieg immer noch im Gang. Männer wurden verrückt und dafür mit Auszeichnungen belohnt. Überall auf der Welt, auf beiden Seiten der Front, opferten junge Männer ihr Leben für etwas, das man ihnen als ihr Vaterland bezeichnet hatte, und daran schien sich niemand zu stoßen, am wenigsten die jungen Männer selbst, die ihr junges Leben opferten. Ein Ende war nicht abzusehen. Das einzige absehbare Ende war dasjenige von Yossarián, und er wäre wohl bis zum jüngsten Tag im Lazarett geblieben, wäre nicht der patriotische Texaner gewesen, mit seiner trichterförmigen Wamme und dem dummen, irrwitzigen, unzerstörbaren Lächeln, das stets und ständig auf seinem Gesicht lag wie der Schatten der Krempe eines schwarzen Cowboy hu tes. Der Texaner wollte alle auf der Station glücklich sehen, ausgenommen Yossarián und Dunbar. Er war wirklich sehr krank.

Doch Yossarián konnte nicht glücklich sein, auch wenn der Texaner ihm das Glück noch so sehr mißgönnte, denn außerhalb des Lazarettes ereignete sich immer noch nichts Komisches. Das einzige, was sich ereignete, war ein Krieg, und niemand außer Yossarián und Dunbar schien davon Notiz zu nehmen. Und wenn Yossarián versuchte, die anderen daran zu erinnern, wichen sie ihm aus und hielten ihn für verrückt. Selbst Clevinger, der es hätte besser wissen müssen, der es aber eben doch nicht besser wußte, hatte Yossarián noch unmittelbar vor dessen Flucht ins Lazarett für'verrückt erklärt.

Clevinger hatte ihn wütend und empört angestarrt, auf der Tischplatte gekratzt und gebrüllt: »Du bist verrückt!«

»Was erwartest du eigentlich von den Menschen?« hatte Dunbar

sich müde durch den Lärm im Offizierskasino bei ihm erkundigt. »Ich meine es ganz im Ernst«, beharrte Clevinger. »Man versucht, mich umzubringen«, erklärte Yossarián ihm ruhig.

»Niemand versucht, dich umzubringen«, rief Clevinger.

»Warum schießen sie denn auf mich?« fragte Yossarián.

»Sie schießen auf jeden«, antwortete Clevinger. »Sie versuchen, jeden von uns umzubringen.«

»Und was ist das für ein Unterschied?«

Clevinger war schon fast außer sich und vor Erregung halb vom Stuhl aufgestanden; seine Augen schimmerten feucht, seine Lippen zitterten und waren blaß. Wie immer, wenn er um Prinzipien stritt, an die er leidenschaftlich glaubte, endete es damit, daß er wütend nach Luft schnappte und bittere Tränen der Überzeugung zurückdrängte. Es gab viele Prinzipien, an die Clevinger leidenschaftlich glaubte. Er war verrückt.

»Wer ist denn man?« verlangte er zu wissen. »Wer, glaubst du denn, genau gesprochen, versucht dich zu ermorden?« »Alle«, sagte Yossarián.

»Wer soll das denn sein — alle?-

»Ja, wer wohl?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Woher weißt du denn also, daß sie es *nicht* versuchen?« »Weil. . .« Clevinger geriet ins Stottern, und seine Unterlegenheit beraubte ihn der Sprache.

Clevinger glaubte wirklich im Recht zu sein, aber Yossarián hatte Beweise, denn Personen, die er nicht kannte, schössen jedesmal auf ihn mit Kanonen, wenn er in die Luft aufstieg, um Bomben auf sie fallen zu lassen, und es war durchaus nicht komisch. Und wenn das schon nicht komisch war, so gab es noch eine ganze Menge Dinge, die keineswegs komischer waren. Es war durchaus nicht komisch, wie ein Landstreicher in einem Zelt in Pianosa zu hausen, dicke Berge im Rücken und eine selbstgefällige, blaue See vor der Nase, die einen Menschen mit Beinkrampf im Bruchteil eines Augenblickes verschlucken und ihn drei Tage später wieder anliefern konnte, gratis und franko, aufgeschwollen, blau und verfaulend, aus beiden kalten Nasenlöchern Wasser lassend.

Das Zelt, in dem er wohnte, stand unmittelbar am Rand des

schütteren, düsteren Waldes, der die Grenze zwischen Yossariáns und Dunbars Staffeln bildete. Gleich nebenan verlief die Trasse der stillgelegten Eisenbahn, in der die Rohrleitung lag, durch die das Flugbenzin in die Tankwagen auf dem Flugplatz gepumpt wurde. Dank den Bemühungen seines Mitbewohners Orr war das Zelt das wohnlichste der ganzen Staffel. Jedesmal wenn Yossarián von einem Ferienaufenthalt im Lazarett oder vom Erholungsurlaub in Rom zurückkehrte, überraschte ihn eine neue Verbesserung, die Orr sich in seiner Abwesenheit ausgedacht und eingeführt hatte: fließendes Wasser, ein offener Kamin, ein Betonfußboden. Yossarián hatte den Platz ausgewählt und mit Orr zusammen das Zelt errichtet. Orr, ein grinsender Zwerg mit dem Abzeichen des Flugzeugführers und dichtem, in der Mitte gescheiteltem, braunem Kraushaar, steuerte die Kenntnisse bei, während Yossarián, der größer, kräftiger, breiter und behender war, den Hauptteil der Arbeit leistete. Obwohl das Zelt für sechs Personen zugereicht hätte, wohnten nur die beiden darin. Als es Sommer wurde, rollte Orr die Seitenwände des Zelts auf, um es der Brise, die niemals blies, zu ermöglichen, die im Inneren kochende Luft hinauszuwehen.

Unmittelbar nebenan wohnte Havermeyer, der eine Leidenschaft für gestoßene Erdnußkerne hatte, allein in einem Zweimannzelt, wo er jede Nacht aus der großkalibrigen Pistole, die er dem toten Mann in Yossariáns Zelt gestohlen hatte, auf Feldmäuse schoß. Auf der anderen Seite von Havermeyers Zelt befand sich das Zelt, das McWatt nicht länger mehr mit Clevinger teilte, der immer noch nicht zurückgekehrt war, als Yossarián aus dem Lazarett kam. McWatt teilte sein Zelt jetzt mit Nately, der in Rom weilte und der schläfrigen Hure den Hof machte, in die er sich dort verliebt hatte und die ihre Arbeit ebenso langweilig fand wie ihn. McWatt war verrückt. Er war Pilot und flog, so oft er konnte, so niedrig er konnte über Yossariáns Zelt hinweg, nur um zu sehen, wie sehr er ihn zu erschrecken vermochte. Außerdem flog er für sein Leben gern donnernd im Tiefflug über das hölzerne Floß, das auf leeren Ölfässern- hinter der Sandbank am fleckenlos weißen Strand schaukelte, wo die Männer nackend zum Schwimmen gingen. Es war nicht leicht, mit einem Verrückten zusammen ein Zelt zu bewohnen, aber Nately machte sich nichts daraus. Auch er war verrückt und hatte jeden freien Tag

dazu benutzt, bei der Errichtung des Offizierskasinos mitzuarbeiten, an dem Yossarián keinen Handschlag getan hatte. Es gab viele Offizierskasinos, bei deren Bau Yossarián nicht geholfen hatte, aber am stolzesten war er auf das in Pianosa. Es war dies ein trutziges, ansehnliches Monument seiner Entschlossenheit. Yossarián war niemals hingegangen, um zu helfen, solange es im Bau war; danach allerdings ging er oft hin, denn das große, hübsche, weitläufige Gebäude mit dem Schindeldach gefiel ihm sehr. Es war wirklich ein prächtiges Bauwerk, und immer wenn Yossarián es ansah und bedachte, daß er nicht im geringsten bei der Errichtung geholfen hatte, überkam ihn ein mächtiges Gefühl der Erfüllung.

Als er und Clevinger sich das letzte Mal verrückt genannt hatten, saßen sie zu Vieren an einem Tisch im Kasino. Sie saßen im rückwärtigen Teil nahe dem Würfeltisch, an dem Appleby es stets fertig brachte, zu gewinnen. Appleby konnte ebenso gut würfeln wie er Tischtennis spielen konnte, und er spielte ebenso gut Tischtennis, wie er alles andere tat. Alles, was Appleby tat, tat er gut. Appleby war ein blonder Junge aus lowa, der an Gott, Muttertum und die amerikanische Lebensweise glaubte, ohne je über einen dieser Gegenstände nachzudenken, und jeder der ihn kannte, mochte ihn gerne.

»Ich kann diesen Stinkstiefel nicht leiden«, knurrte Yossarián. Der Streit mit Clevinger hatte einige Minuten zuvor begonnen, als es Yossarián nicht gelungen war, ein Maschinengewehr aufzutreiben. Es war eine recht belebte Nacht. An der Bar, am Würfeltisch und beim Tischtennis ging es hoch her. Die Leute, die Yossarián mit dem Maschinengewehr abschießen wollte, saßen an der Bar und sangen sentimentale alte Lieder, von denen niemand je genug bekommen konnte. Statt sie abzuschießen, stellte er seinen Absatz heftig auf den Zelluloidball, der von dem Schläger eines der Spieler abrutschte.

»Dieser Yossarián«, lachten die beiden Ping-Pong spielenden Offiziere, schüttelten die Köpfe und holten aus der Schachtel auf dem Fensterbrett einen neuen Ball.

- »Dieser Yossarián«, antwortete Yossarián ihnen.
- »Yossarián«, flüsterte Nately warnend.
- »Da seht ihr's ja«, sagte Clevinger.

Die Offiziere lachten wieder, als sie hörten, daß Yossarián sie

nachäffte. »Dieser Yossarián«, sagten sie noch lauter.

- »Dieser Yossarián« echote Yossarián.
- »Hör doch auf«, drängte Nately.
- »Da könnt ihr's ja sehen«, wiederholte Clevinger. »Er ist aggressiv und asozial.«
- »Oh, halt dein Maul«, sagte Dunbar zu Clevinger. Dunbar mochte Clevinger gut leiden, denn Clevinger reizte Dunbar, und dadurch verstrich die Zeit für Dunbar langsamer.
- »Appleby ist überhaupt nicht hier«, sagte Clevinger triumphierend zu Yossarián.
- »Wer redet denn von Appleby?« verlangte Yossarián zu wissen.
- »Colonel Cathcart ist auch nicht hier.«
- »Wer redet denn von Colonel Cathcart?«
- »Wer ist denn der Stinkstiefel, den du nicht leiden kannst?«
- »Wer von den Stinkstiefeln ist denn hier?«
- »Ich will mich nicht mit dir streiten«, beschloß Clevinger. »Du weißt einfach nicht, wen du nicht leiden kannst.« »Jeden, der versucht, mich zu vergiften«, erklärte ihm Yossarián. »Niemand versucht, dich zu vergiften.«
- »Man hat mir doch zwei Mal Gift ins Essen getan, oder etwa nicht? Hat man mir nicht während Ferrara und während der Großmächtigen Belagerung von Bologna Gift ins Essen getan?«
- »Da hat man allen Gift ins Essen getan«, belehrte ihn Clevinger.
- »Das sage ich ja gerade!«

»Und es war nicht einmal Gift!« rief Clevinger hitzig. Je mehr er in Verwirrung geriet, desto emphatischer redete er. Yossarián erklärte Clevinger mit einem geduldigen Lächeln, daß, solange er sich erinnern könne, stets eine Verschwörung im Gange gewesen sei, ihn zu töten. Es gebe Leute, die ihn gerne hätten, und andere, die ihn nicht gerne hätten, und die, die ihn nicht gerne hätten, haßten ihn und hätten es auf ihn abgesehen. Sie haßten ihn, weil er ein Assyrer sei. Sie könnten aber nicht an ihn heran, so sagte er zu Clevinger, weil er einen gesunden Geist in einem gesunden Körper besitze und stark sei wie ein Ochse. Sie könnten ihm nichts anhaben, weil er gleichzeitig Tarzan, die Dame ohne Unterleib und Wladimir Blatzkow sei. Er sei William Shakespeare. Er sei Kain, Odysseus, der Fliegende Holländer. Er sei Lot in Sodom, Dornröschen im verzauberten Schloß, Schweinchen Schlau zwischen Nachtigallen auf den Bäumen. Er

seit die Wunderwaffe Z-24/. Er sei...

»Verrückt!« unterbrach Clevinger kreischend. »Verrückt bist du!« »— unüberwindlich. Ein Gigant mit vier Köpfen und sechs Paar Plattfüßen. Ein wahrer Obermensch.«

Ȇbermensch?« rief Clevinger. »Übermensch?«

»Obermensch«, berichtigte Yossarián.

»He, Leute«, drängte Nately verlegen. »Die anderen sehen schon her.«

»Du bist verrückt«, schrie Clevinger wild, und seine Augen füllmit Tränen. »Du hast einen Jehovakomplex.« »Wenn schon einen Komplex, dann einen Nathaniel-Komplex.« Clevinger unterdrückte mißtrauisch die Entgegnung, die schon auf der Zunge lag. »Wer ist Nathaniel?« »Welcher Nathaniel?« erkundigte sich Yossarián harmlos. Clevinger wich dieser Falle geschickt aus. »Du hältst jeden für Jehova, du bist genauso übel wie Raskolnikow . . . «

»Wie wer?«

»... jawohl, Raskolnikow, der ...«

»Raskolnikow!«

».. . der. . . ich meine das im Ernst. . . der sich berechtigt fühlte, eine alte Frau umzubringen . . . «

»Weiter nichts?«

».. . ja, berechtigt, ganz richtig . . . mit einer Axt! Und das kann ich dir beweisen!« Wütend nach Luft schnappend, zählte Clevinger Yossariáns Symptome auf: die vernunftwidrige Überzeugung, daß alle Welt verrückt sei, der mörderische Trieb, Fremde mit einem Maschinengewehr zu beschießen, nachträgliche Fälschungen von Tatsachen, ein grundloser Verdacht, daß man ihn und sich verschworen habe. hasse ihn zu töten. Yossarián jedoch wußte, daß er recht hatte, weil er, wie er Clevinger auseinandersetzte, seines Wissens noch niemals unrecht gehabt habe. Wohin er auch blicke, gewahre er Tollhäusler, und ein vernünftiger junger Mensch wie er könne im besten Fall nicht mehr tun, als unter so vielen Wahnsinnigen den Verstand zu behalten. Und das sei dringend geboten, denn er wisse nur zu gut, daß sein Leben gefährdet sei.

Als Yossarián aus dem Lazarett zurückkehrte, betrachtete er jedermann mit großem Mißtrauen. Auch Milo war fort, in Smyrna zur Feigenernte. Küche und Offiziersmesse funktionierten auch

in Milos Abwesenheit einwandfrei. Yossarián hatte schon heißhungrig das starke Aroma von Lammbraten eingesogen, während er noch im Führerhaus des Krankenwagens saß, der über die zerlöcherte Straße holperte, die vom Lazarett zum Bereich der Staffel führte. Zum Mittagessen sollte es Shish-kabob geben, große schmackhafte, aufgespießte Fleischbrocken, die wie der Teufel über glühenden Holzkohlen zischten, nachdem sie zuvor zweiundsiebzig Stunden in einer Flüssigkeit gelegen hatten, deren Zusammensetzung Milo geheim hielt und deren Rezept er einem betrügerischen Händler aus der Levante gestohlen hatte. Das Fleisch wurde mit iranischem Reis und Spargelspitzen aufgetragen, zum Nachtisch gab es Kirschtorte, danach dampfenden Kaffee mit Benediktiner und Kognak. Die Mahlzeit wurde in großen Portionen auf Damasttischtüchern von den italienischen Kellnern serviert, die Major — de Coverley vom Festland entführt und Milo geschenkt hatte.

Yossarián schlug sich so voll, daß er glaubte, er werde platzen, dann lehnte er sich völlig benommen mit triefenden Lippen zurück. Keiner der Offiziere der Staffel hatte je im Leben so gut gegessen wie hier regelmäßig in Milos Messe gespeist wurde, und Yossarián überlegte eine Weile, ob das gute Essen nicht all die Plage wert sei. Dann rülpste er jedoch, besann sich darauf, daß man versuchte, ihn zu töten, und stürzte wie ein Wilder aus der Messe auf der Suche nach Doc Daneeka, der ihn fluguntauglich schreiben und nach Hause schicken sollte. Er fand Doc Daneeka vor dessen Zelt auf einem hohen Hocker in der Sonne sitzen. »Fünfzig Feindflüge«, erklärte Doc Daneeka ihm und schüttelte den Kopf. »Der Colonel verlangt fünfzig Einsätze.« »Aber ich habe doch erst vierundvierzig!«

Doc Daneeka war unbeeindruckt. Er war ein trauriger, vogelähnlicher Mann mit langem Gesicht und den säuberlich gewaschenen Zügen einer gut gepflegten Ratte.

»Fünfzig Einsätze«, wiederholte er und schüttelte dabei immer noch den Kopf. »Der Colonel verlangt fünfzig Einsätze.«

Havermeyer

Als Yossarián aus dem Lazarett zurückkam, fand er niemanden vor als Orr und den toten Mann in Yossariáns Zelt. Der tote

Mann in Yossariáns Zelt war eine furchtbare Plage, und Yossarian mochte ihn gar nicht, obgleich er ihn nie gesehen hatte. Daß der tote Mann da den ganzen Tag herumlag, ärgerte Yossarián so sehr, daß er bereits mehrmals auf die Schreibstube gegangen war, um sich beim Sergeanten Towser zu beschweren, der sich indessen weigerte, zuzugeben, daß der tote Mann überhaupt existierte, was selbstverständlich auch nicht länger mehr der Fall war. Noch weniger Erfolg hatte Yossarián mit dem Versuch, sich unmittelbar an Major Major, den langen schlaksigen Staffelkommandeur zu wenden, der Henry Fonda ähnelte und immer, wenn es Yossarián gelungen war, sich an Sergeant Towser vorbeizuzwängen, mit einem Sprung durchs Fenster aus seinem Büro flüchtete. Es war eben nicht einfach, mit dem toten Mann in Yossariáns Zelt zu leben. Das fand sogar Orr, mit dem zu leben ebenfalls nicht leicht war, und der am Tage von Yossariáns Rückkehr an dem Ventil bosselte, durch das Benzin in den Ofen fließen sollte, mit dessen Bau er begonnen hatte, während Yossarian im Lazarett lag.

»Was machst du da?« fragte Yossarián behutsam, als er das Zelt betrat, obgleich er sehr wohl sah, was vorging.

»Das Ding da hat ein Leck«, sagte Orr. »Ich versuche, es zu dichten.«

»Hör bitte auf damit«, sagte Yossarián. »Du machst mich nervös.«

»Als ich klein war«, erwiderte Orr, »bin ich immer mit Holzäpfeln in den Backen umhergelaufen, in jeder Backe einen.« Yossarián schob den Kleiderbeutel weg, dem er gerade sein Waschzeug entnahm, und wappnete sich mit Mißtrauen. Es verging eine Minute. »Warum?« sah er sich schließlich gezwungen zu fragen.

Orr kicherte triumphierend. »Weil Holzäpfel besser sind als Roß-kastanien«, antwortete er.

Orr kniete auf dem Boden des Zeltes. Er werkelte, ohne innezuhalten, nahm das Ventil auseinander, legte sorgfältig eines der winzigen Teilchen neben das andere, zählte und musterte sie unablässig, als habe er nie auch nur etwas annähernd ähnliches gesehen. Dann setzte er die kleine Maschinerie wieder zusammen, ohne dabei Geduld oder Interesse zu verlieren, ohne sich Müdigkeit oder die Absicht anmerken zu lassen, jemals damit aufzu-

hören. Yossarián sah ihm bei dieser Bastelei zu und war überzeugt, ihn kaltblütig ermorden zu müssen, falls er nicht damit aufhörte. Seine Augen wanderten zu dem Jagdmesser, das der tote Mann am Tage seiner Ankunft an der Stange des Moskitonetzes befestigt hatte. Es hing neben der leeren Pistolentasche des toten Mannes, aus der Havermeyer die Pistole gestohlen hatte.

»Wenn ich keine Holzäpfel kriegen konnte«, fuhr Orr fort,

»dann nahm ich Roßkastanien. Roßkastanien haben etwa den gleichen Umfang wie Holzäpfel. Sie haben sogar eine günstigere Form. Allerdings kommt es auf die Form kein bißchen an.« »Ich habe gefragt: warum bist du mit Holzäpfeln in den Backen umhergegangen?« fragte Yossarián wieder.

»Weil sie eine günstigere Form haben als Roßkastanien«, erwiderte Orr. »Das habe ich dir doch gerade gesagt.«

»Warum aber«, fluchte Yossarián bewundernd, »hast du dir *überhaupt etwas* in die Backen gesteckt, du scheeläugiger, fingerfertiger, vaterloser Molch?«

»Hab ich ja nicht«, sagte Orr. »Ich habe mir nicht *irgendwas* in die Backen gesteckt, ich habe mir Holzäpfel in die Backen gesteckt. Wenn ich keine Holzäpfel kriegen konnte, dann habe ich Roßkastanien reingesteckt. In meine Backen.«

Orr kicherte. Yossarián beschloß, den Mund zu halten, und tat es auch. Orr wartete. Yossarián wartete länger.

»Eine in jede Backe«, sagte Orr.

»Warum?«

Darauf hatte Orr nur gewartet. »Warum was?«

Yossarián schüttelte den Kopf und verweigerte lächelnd die Antwort.

»Komische Sache mit diesem Ventil«, grübelte Orr laut.

»Was?« fragte Yossarián.

»Ich wollte nämlich ...«

Yossarián ahnte es schon. »Herr im Himmel! Was wolltest du ...?«

»... Apfelbäckchen.«

»... Apfelbäckchen . . .?« fragte Yossarián.

»Ich wollte eben gerne Apfelbäckchen haben«, erwiderte Orr. »Schon als kleiner Junge wünschte ich mir für später Apfelbäckchen und ich beschloß, gleich etwas in dieser Richtung zu unternehmen. Ich habe keine Ruhe gegeben, bis ich welche hatte, und bekommen habe ich sie dadurch, daß ich tagein tagaus mit Holz-

äpfeln in den Backen rumgelaufen bin.« Wieder kicherte er. »Einen in jeder Backe.«

»Warum warst du denn so wild auf Apfelbäckchen?« »Apfelbäckchen wollte ich eigentlich nicht«, sagte Orr. »Was ich wollte, waren dicke Backen. Die Farbe war mir ziemlich egal, nur dick sollten sie sein. Und da habe ich eben auf dicke Backen trainiert, genau wie diese Verrückten, die den ganzen Tag Gummikugeln in der Hand drücken, um ihre Handmuskulatur zu stärken. Ich war übrigens auch einer von diesen Verrückten. Ich habe auch stets und ständig Gummikugeln gedrückt.«

»Warum?«

»Warum was?«

»Warum hast du immerfort Gummikugeln gedrückt?«

»Weil Gummikugeln . . . « sagte Orr.

». . . besser sind als Holzäpfel.«

Orr lachte höhnisch und schüttelte den Kopf. »Der Grund war, daß ich meinen guten Ruf wahren wollte, für den Fall, daß mich jemand mit Holzäpfeln in den Backen erwischt hätte. Solange ich Gummikugeln in den Händen hatte, konnte ich jederzeit bestreiten, daß ich Holzäpfel in den Backen hatte. Sobald mich jemand fragte, warum ich denn Holzäpfel in den Backen hätte, machte ich einfach die Hände auf und zeigte, daß es Gummikugeln waren, die ich mit mir herumtrug, nicht Holzäpfel; und daß ich sie in den Händen hatte, nicht aber in den Backen. Das war eine sehr gute Erklärung. Ich weiß allerdings nicht, ob sie je einer verstanden hat, es ist nämlich nicht so einfach, sich verständlich zu machen, wenn man beim Reden Holzäpfel in den Backen hat.« Yossarián fiel es ohnehin schon schwer genug, ihm zu folgen, und er fragte sich ein weiteres Mal, ob Orr ihn nicht auf den Arm nähme, Apfelbäckchen hin oder her.

Yossarián beschloß, kein Wort mehr zu sagen. Es hatte sowieso keinen Zweck. Er kannte Orr und wußte, daß nicht die geringste Aussicht bestand, in diesem Augenblick aus ihm herauszubekommen, warum er dicke Backen hatte haben wollen. Es war ebenso aussichtslos, ihn danach zu fragen, wie es aussichtslos war zu fragen, warum die Hure ihm damals in Rom immer wieder mit dem Schuh auf den Kopf geschlagen hatte, als sie beide auf dem Korridor vor der geöffneten Tür des Zimmers standen, in dem die kleine Schwester von Natelys Hure wohnte. Die Hure

war ein hochgewachsenes, strammes Mädchen mit langem Haar und leuchtend blauen Adern, die unter ihrer kakaofarbenen Haut zusammenliefen, wo das Fleisch am zartesten war, und während sie immer wieder barfuß in die Höhe sprang, um Orr von oben mit dem Absatz auf den Schädel zu hauen, fluchte und kreischte sie unablässig. Beide waren nackt. Sie verursachten einen Lärm, der alle Insassen der Wohnung auf den Korridor lockte. In jeder Schlafzimmertür stand ein Paar, und alle waren nackt, ausgenommen die alte Frau in Schürze und Pullover, die tadelnd mit der Zunge schnalzte, und der unzüchtige, alte, verlebte Mann, der während dieses ganzen Auftrittes unerhört belustigt, gierig und schadenfroh gackerte. Das Mädchen kreischte, und Orr kicherte. Immer wenn sie ihm mit dem Absatz eins versetzte. kicherte Orr lauter, was sie noch wütender machte, worauf sie noch höher sprang und ihm wieder eins auf die Nudel knallte. Dabei standen ihre wunderbar üppigen Brüste wie Banner im Wind, ihr Hintern und die festen Schenkel schnellten auf und nieder wie Aktienkurse. Sie kreischte, und Orr kicherte, dann kreischte sie noch einmal und schickte ihn mit einem soliden, gut gezielten Schlag auf die Schläfe, der seinem Kichern ein Ende machte, zu Boden. Mit einem Loch im Kopf, das nicht sehr tief war, wurde er auf der Trage ins Lazarett befördert, wo man ihn einer sehr leichten Gehirnerschütterung wegen zwölf Tage lang von der Teilnahme am Krieg dispensierte.

Niemand hatte begriffen, was da vorgegangen war, nicht einmal der gackernde alte Mann und die gluckende alte Frau, die doch sonst immer über alles Bescheid wußten, was in jenem geräumigen, schier endlosen Bordell mit den zahllosen Schlafzimmern vorging, die sich an engen Korridoren gegenüberlagen, welche in entgegengesetzten Richtungen von dem großen Salon mit den verhängten Fenstern und der einsamen Lampe wegführten. War sie Orr seither begegnet, so pflegte sie die Röcke über die strammen weißen Höschen heraufzuziehen, ordinär zu höhnen, den festen runden Bauch herauszustrecken, verächtlich zu schimpfen und in heiseres brüllendes Gelächter auszubrechen, wenn sie sah, daß er ängstlich zu kichern begann und sich hinter Yossarián versteckte. Jedenfalls war es immer noch ein Geheimnis, was er da hinter der geschlossenen Tür von Schwesterchens Zimmer getan, zu tun versucht, oder unterlassen hatte. Das Mädchen wei-

gerte sich, Natelys Hure oder einer der anderen Huren oder Nately oder Yossarián zu sagen, was vorgegangen war. Vielleicht würde es Orr einmal erzählen, doch hatte Yossarián beschlossen, vorderhand kein Wort mehr zu sagen.

»Willst du nun wissen, warum ich mir dicke Backen wünschte?« fragte Orr.

Yossarián hielt den Mund.

»Erinnerst du dich noch«, sagte Orr, »wie das Mädchen, das dich nicht leiden kann, mir damals in Rom mit dem Schuh auf den Kopf geschlagen hat? Möchtest du vielleicht wissen, warum sie das getan hat?«

Es war immer noch unmöglich, sich vorzustellen, was er getan haben konnte, um sie so wütend zu machen, daß sie ihm fünfzehn oder zwanzig Minuten lang auf dem Kopf herumhämmerte, aber nicht wütend genug, um ihn an den Füßen zu packen und mit dem Kopf gegen die Wand zu schmettern. Groß genug dazu war sie gewiß, und Orr war gewiß klein genug. Orr hatte vorstehende Zähne und Glubschaugen, die gut zu seinen dicken Backen paßten, und er war sogar noch kleiner als der junge Huple, der im Schreibstubenbereich jenseits der Eisenbahntrasse in der schlechten Gegend jenes Zelt bewohnte, in dem Hungry Joe des Nachts im Schlafe schrie.

Der Schreibstubenbereich, in welchem Hungry Joe versehentlich sein Zelt aufgestellt hatte, befand sich in der Mitte des Staffelbereiches zwischen dem Einschnitt der Bahnlinie mit ihren verrosteten Geleisen und der gewölbten schwarzen Asphaltstraße. Entlang dieser Straße konnten die Männer Mädchen zu sich ins Auto nehmen, wenn sie ihnen versprachen, zu fahren wohin die Mädchen wollten. Es waren rundliche, junge, unansehnliche, grinsende Mädchen mit Zahnlücken, mit denen man von der Straße abbiegen und sich ins wildwachsende Gras legen konnte, und Yossarián tat dies, wann immer er konnte, aber längst nicht so oft wie Hungry Joe ihn darum bat, der sich zwar einen Jeep beschaffen, aber nicht fahren konnte. Die Zelte der zur Staffel gehörenden Mannschaften standen auf der anderen Seite der Straße entlang dem Freiluftkino, in dem zur täglichen Ergötzung der Sterbenden nichtsahnende Armeen bei Nacht auf einer aufrollbaren Leinwand aufeinander stießen, und in dem am gleichen-Nachmittag eine Fronttheatertruppe auftreten sollte.

Die Theatertruppen wurden von General Peckem ausgesendet, der sein Hauptquartier nach Rom verlegt und nichts besseres zu tun hatte, während er Intrigen gegen General Dreedle spann. General Peckem war ein General, der sehr auf properes Auftreten hielt. Er war ein beweglicher, weltgewandter, auf Genauigkeit bedachter General, der den Umfang des Äquators kannte und immer >erhöht< schrieb, wenn er >verstärkt< meinte. Er war ein Widerling, was keiner besser wußte als General Dreedle, der vor Wut über General Peckems jüngste Verlautbarung kochte. General Peckem verlangte in seiner jüngsten Verlautbarung, daß sämtliche Zelte auf dem mediterranen Kriegsschauplatz entlang parallel verlaufender Linien aufgestellt werden sollten und zwar dergestalt, daß die Zelteingänge nach Westen, in Richtung auf das Denkmal von George Washington zeigten. General Dreedle, der eine Kampftruppe führte, sah darin den reinsten Schwachsinn. Im übrigen ging es General Peckem einen Dreck an, wie General Dreedle die Zelte seiner vier Geschwader aufstellen ließ. Es folgte ein hitziger Streit über Kompetenzen zwischen diesen beiden Kriegsherren, der zu General Dreedles Gunsten entschieden wurde und zwar vom Exgefreiten Wintergreen, der Postordonnanz im Hauptquartier der 27. Luftflotte. Wintergreen führte die Entscheidung herbei, indem er alle von General Peckem verfaßten Schriftstücke in den Papierkorb beförderte. General Peckems Prosa war ihm zu weitschweifig. General Dreedles Ansichten, die in einem weniger anspruchsvollen literarischen Stil zu Papier gebracht wurden, erfreuten den Exgefreiten Wintergreen und wurden von ihm diensteifrig und hurtig weiterbefördert. General Ermangelung Dreedle siegte in eines Um seinen Prestigeverlust wieder einzubringen, begann General Peckem, mehr Theatertruppen auszusenden als je zuvor, und er beauftragte Colonel Cargill damit, für die erforderliche Begeisterung zu sorgen.

In Yossariáns Geschwader mangelte es jedoch an Begeisterung. Das einzige, woran es in Yossariáns Geschwader nicht mangelte, war eine steigende Zahl von Mannschaften und Offizieren, die sich mehrmals am Tage in feierlicher Prozession zu Sergeant Towser aufmachten, um zu fragen, ob ihre Marschbefehle eingetroffen seien. Es waren dies Leute, die fünfzig Feindflüge hinter sich hatten. Es waren jetzt mehr als bei Yossariáns Abgang ins

Lazarett, und sie warteten immer noch. Sie kauten sorgenvoll an ihren Fingernägeln. Sie wirkten grotesk, wie überzählige junge Männer während einer Wirtschaftskrise. Sie drückten sich seitwärts durch die Gegend wie Krebse. Sie warteten darauf, daß der Marschbefehl in die Heimat vom Hauptquartier der 27. Luftflotte aus Italien eintreffe, und während sie warteten, hatten sie nichts weiter zu tun, als sorgenvoll an den Nägeln zu kauen und sich mehrmals am Tage in feierlicher Prozession zu Sergeant Towser zu begeben und ihn zu fragen, ob die Marschbefehle in die Heimat eingetroffen seien.

Es war ein Wettrennen, und das wußten alle, denn alle wußten aus bitterer Erfahrung, daß Colonel Cathcart jederzeit imstande war, die Zahl der geforderten Feindflüge heraufzusetzen. Sie hatten nichts besseres zu tun als zu warten. Nur Hungry Joe hatte immer, wenn er sein Pensum erledigt hatte, etwas besseres zu tun. Er schrie dann in seinen Träumen und siegte in Faustkämpfen gegen Huples Katze. Zu jeder Vorführung des Fronttheaters erschien er mit seiner Kamera in der ersten Reihe und versuchte, unter die Röcke der blonden Sängerin zu photographieren, die in einem Paillettenkleid, das so aussah, als wollte es platzen, zwei strotzende Brüste eingesperrt hielt. Aus den Bildern wurde aber nie was. Colonel Cargill, General Peckems Mädchen für alles, war ein aggressiver rotgesichtiger Mann. Vor dem Krieg war er ein wacher, energischer, agiler Absatzplaner gewesen. Er war ein sehr schlechter Absatzplaner. Colonel Cargill war ein so grauenhafter Absatzplaner, daß Firmen, die aus Steuergründen Verluste aufweisen wollten, sich um seine Dienste rissen. In der ganzen zivilisierten Welt, das heißt also von Battery Park bis Fultonstreet, wußte man, daß man sich auf ihn verlassen konnte, wenn man eilig Verluste für die Bilanz brauchte. Er nahm hohe Honorare, denn der Mißerfolg kommt selten von allein. Er mußte ganz oben anfangen und sich nach unten durcharbeiten, und da er über verständnisvolle Freunde in Washington verfügte, war es gar nicht einfach für ihn, Verluste zu erzielen. Das erforderte monatelange, harte Arbeit und sorgsamste Fehlplanung. Wohl konnte er ein heilloses Durcheinander anrichten, sich verrechnen, jede Chance übersehen und sich alle Auswege verstopfen, aber gerade, wenn er am Ziel zu sein glaubte, schenkte ihm der Staat einen See oder einen Wald oder eine Ölguelle und verdarb alles.

Doch selbst unter so ungünstigen Voraussetzungen war Verlaß darauf, daß Colonel Cargill auch das bestfundierte Unternehmen zugrunde richten würde. Er war ein *selfmade man* und niemandem für seinen Mangel an Erfolg zu Dank verpflichtet.

»Männer«, redete Colonel Cargill Yossariáns Staffel an und bemaß sorgfältig seine Pausen. »Männer, ihr seid amerikanische Offiziere. Das können die Offiziere keiner anderen Armee der behaupten. Welt von sich Denkt mal darüber nach.« Sergeant Knight dachte darüber nach und wies Colonel Cargill höflich darauf hin, daß er hier vor Unteroffizieren und Mannschaften stehe, während die Offiziere ihn auf der anderen Seite des Geschwaderbereiches erwarteten. Colonel Cargill bedankte sich forsch und glühte förmlich vor Selbstzufriedenheit, als er mit weitausholenden Schritten davon ging. Der Gedanke, daß neunundzwanzig Monate Dienstzeit sein Talent zur Albernheit nicht geringsten abgestumpft hatten, erfüllte ihn mit Stolz. »Männer«, begann er seine Ansprache an die Offiziere und bemaß sorgfältig seine Pausen, »Männer, ihr seid amerikanische Offiziere. Die Offiziere keiner anderen Armee der Welt können das von sich behaupten. Denkt mal darüber nach.« Er schwieg einen Augenblick, um ihnen Zeit zu lassen, darüber nachzudenken. »Diese Schauspieler sind eure Gäste!« brüllte er plötzlich. »Sie sind mehr als 3000 Meilen gereist, um euch zu unterhalten. Was sollen diese Menschen denken, wenn keiner von euch Lust hat, ihnen zuzusehen? Da müssen sie ja ihren .ganzen Schneid verlieren. Also, mir kann es ja einerlei sein, Männer, aber das Mädchen, das heute für euch auf der Ziehharmonika spielen will, ist alt genug, um Mutter zu sein. Wie wäre euch wohl zumute, wenn eure Mütter 3000 Meilen weit reisten, um vor Soldaten Ziehharmonika zu spielen, die keine Lust haben, zuzuhören? Was soll das Kind, das diese Ziehharmonikaspielerin haben könnte, davon halten, wenn es größer wird und erfährt, wie wir uns benommen haben? Die Antwort darauf wissen wir alle. Ich möchte jedes Mißverständnis vermeiden, Männer. Das alles ist selbstverständlich freiwillig, und ich wäre der Letzte, euch zu befehlen, zu der Vorstellung zu gehen und euch zu amüsieren, aber ich verlange, daß jeder einzelne, der nicht lazarettreif ist, auf der Stelle zu jener Aufführung geht und sich amüsiert, und "das ist ein dienstlicher Befehl!«

Yossarián wurde so übel, daß er beinahe lazarettreif war, und drei Feindflüge später, als Doc Daneeka wiederum sein melancholisches Haupt schüttelte und sich weigerte, ihn fluguntauglich zu schreiben, wurde ihm noch übler.

»Du glaubst wohl, es ginge dir schlecht?« tadelte Doc Daneeka iammernd. »Was soll ich da erst sagen? Acht Jahre lang habe ich auf Arzt studiert und mich dabei von Erdnüssen ernährt. Dann habe ich in meiner eigenen Praxis Hühnerfutter gegessen, bis die Unkosten herauskamen. Und als der Laden endlich anfing, Gewinn abzuwerfen, da hat man mich eingezogen. Ich möchte wirklich mal wissen. worüber du dich Doc Daneeka war Yossariáns Freund und stets bereit, nichts, was in stand. für Kräften ihn zu tun. Yossarián aufmerksam zu, als Doc Daneeka ihm von dem Geschwaderkommandeur Colonel Cathcart erzählte, der gerne General gewesen wäre, vom Gruppenkommandeur Dreedle und von General Dreedles Pflegerin, und von all den anderen Generälen im Hauptquartier der 27. Luftflotte, die von ihren Leuten nicht mehr als vierzig Feindflüge verlangten und sie dann nach Hause schickten. »So etwas nimmt man lächelnd hin und findet sich damit ab«. riet er Yossarián düster. »Sei doch ein bißchen wie Havermeyer.« Dieser Vorschlag ließ Yossarián erschauern. Havermeyer war ein Bombenschütze, der beim Anflug aufs Ziel nicht das kleinste Ausweichmanöver machte und auf diese Weise die Gefahr für alle Besatzungen erhöhte, die in der gleichen Formation flogen. »Warum, zum Teufel, fliegst du nie ein Ausweichmanöver, Havermeyer?« verlangten die anderen wutentbrannt nach dem Einsatz zu wissen.

»He da, laßt Captain Havermeyer in Ruhe, Leute«, pflegte Colonel Cathcart dann zu befehlen. »Er ist unser bester Bombenschütze.«

Havermeyer grinste und nickte und versuchte zu erklären, wie er mit dem Jagdmesser die Dum-Dumgeschosse herstellte, mit denen er jeden Abend in seinem Zelt auf Feldmäuse schoß. Havermeyer war zwar der beste Bombenschütze des Geschwaders, doch flog er schnurgerade und in gleicher Höhe vom Ausgangspunkt bis zum Ziel und noch darüber hinaus, während er zusah, wie die abgeworfenen Bomben einschlugen und in orangefarbenen Blitzen explodierten, die unter dem Schleier von Rauch und

aufgewirbeltem Trümmerstaub, der in grauschwarzen Schwaden dahinzog, hier und dort aufzuckten. Havermeyer brachte es fertig, daß die Besatzungen in den sechs Maschinen stumm und reglos wie Lockvögel dasaßen, während er ganz in diesen Anblick vertieft den Weg der Bomben durch das Plexiglas der Kanzel verfolgte und den deutschen Kanonieren da unten genügend Zeit ließ, ihre Geschütze zu richten und den Abzug zu ziehen, die Leine zu reißen oder den Knopf zu drücken, oder was immer sie nun taten, wenn sie Leute umbringen wollten, die ihnen persönlich ganz unbekannt waren.

Havermeyer war ein unfehlbarer Bombenschütze und flog in der Führermaschine. Yossarián war ein Bombenschütze, der nicht mehr in der Führermaschine fliegen durfte, weil es ihm gleichgültig war, ob er das Ziel verfehlte oder nicht. Yossarián hatte beschlossen, ewig zu leben oder bei dem entsprechenden Versuch umzukommen, und wenn er aufstieg, tat er das in keiner ande-Absicht. als lebend wieder herunterzukommen. Die anderen waren mit Vergnügen hinter Yossarián geflogen, denn er brauste von allen Seiten und in jeder Höhe zugleich auf das Ziel los, er stieg und stürzte, er drehte und wendete so scharf und steil. daß die Piloten der anderen fünf Maschinen alle Hände voll zu tun hatten, um in Formation zu bleiben, und er flog nur während der zwei oder drei Sekunden geradeaus, wenn die Bomben abgeworfen wurden; dann donnerte er wieder mit gequält aufheulenden Motoren davon und riß seine Maschine so heftig im Zickzack durch das ekelhafte Sperrfeuer der Flak, daß die sechs Bomber des Verbandes bald über den ganzen Himmel verstreut waren wie Gebete, jeder einzelne ein gefundenes Fressen für die deutschen Jäger, was Yossarián nur recht war, denn deutsche Jäger gab es nicht mehr, und er wollte keine explodierenden Flugzeuge in seiner Nähe haben. Erst wenn der ganze Höllentanz weit hinter ihm lag, schob er erschöpft den Helm aus der schweißnassen Stirn und hörte auf, McWatt am Steuerknüppel Kommandos zuzubrüllen, dem in solch einem Augenblick nichts besseres einfiel als zu fragen, wohin die Bomben gefallen seien? »Bombenschacht leer«, pflegte Sergeant Knight zu verkünden. »Haben wir die Brücke getroffen?« fragte McWatt dann. »Ich konnte es nicht sehen, Sir, ich bin hier hinten ziemlich herumgeschleudert worden und konnte nichts sehen. Jetzt ist die ganze Gegend voller Rauch, und ich kann nichts sehen.« »He. sind die Bomben ins Ziel gefallen?« »Was für ein Ziel?« sagte dann Captain Aardvaark, Yossariáns pummeliger, pfeiferauchender Beobachter, der zwischen Bergen von Luftkarten neben Yossarián in der Bugkanzel saß. sind doch wohl noch nicht über dem Zielgebiet, wie?« gefallen. »Sind die Bomben ins Ziel Yossarián?« »Welche Bomben?« sagte Yossarián, der sich nur um die Flak gekümmert hatte.

»Na, was soll schon sein«, krähte McWatt dann. Yossarián war es völlig einerlei, ob er das Ziel traf oder nicht, solange es nur von Havermeyer oder einem der anderen Bombenschützen getroffen wurde und man nicht noch einmal umzukehren brauchte. Ab und an ergrimmte jemand so furchtbar über Havermeyer, daß er ihm eine schmierte.

»Habe ich nicht gesagt, ihr sollt Captain Havermeyer in Ruhe lassen?« verwarnte Colonel Cathcart dann alle gereizt. »Hab' ich nicht gesagt, daß er unser bester Bombenschütze ist?« Wenn sich der Colonel dergestalt einmischte, grinste Havermeyer und stopfte sich eine Hand voll zerstoßener Erdnußkerne ins Gesicht.

Havermeyer hatte große Geschicklichkeit darin erlangt, nachts mit der Pistole, die er dem toten Mann in Yossariáns Zelt gestohlen hatte, auf Feldmäuse zu schießen. Als Köder benutzte er einen Riegel Schokolade, und er hielt den Lauf schon auf den Köder gerichtet, wenn er im Dunkeln saß und auf das Knabbern wartete, einen Finger in der Schlinge der Schnur, die vom Rahmen seines Moskitonetzes zum Zugschalter über der nackten Glühbirne an der Decke führte. Die Schnur war straff gespannt wie eine Gitarrensaite und betätigte bei der geringsten Bewegung des Fingers den Schalter, und das zitternde Opfer wurde von einem grellen Lichtstrahl geblendet. Havermeyer betrachtete dann erwartungsvoll kichernd das winzige Säugetier, das starr vor Schreck dasaß und verängstigt nach allen Seiten äugte, um den Feind ausfindig zu machen. Havermeyer wartete, bis diese Augen in seine eigenen Augen blickten, dann lachte er laut und drückte auf den Abzug, und der kleine pelzige Körper spritzte unter fürchterlichem Krachen gegen die Zeltwände, wählend die Seele zu ihrem Schöpfer einging.

Als Havermeyer eines Nachts schon ziemlich spät wieder auf eine Maus schoß, stürzte Hungry Joe barfuß und aus Leibeskräften brüllend aus seinem Zelt, stürmte wie ein Rasender die Böschung der Eisenbahntrasse hinauf und feuerte dabei jede Patrone aus dem Magazin seiner Pistole in Havermeyers Zelt. Gleich darauf verschwand er in einem der Splittergräben, die, wie von Zauberhand ausgehoben, neben jedem Zelt erschienen waren, nachdem Milo Minderbinder das Geschwader bombardiert hatte. Dies ereignete sich kurz vor der Dämmerung, während der Großmächtigen Belagerung von Bologna, und zungenlose, tote Männer bevölkerten wie lebende Gespenster die Nachtstunden. Hungry Joe war fast verrückt vor Angst, denn er hatte wiederum die vorgeschriebene Anzahl von Feindflügen hinter sich und brauchte nicht mehr zu fliegen. Hungry Joe plapperte unzusammenhängendes Zeug, als man ihn aus dem feuchten Splittergraben fischte, er faselte von Schlangen, Ratten und Spinnen. Die anderen leuchteten sicherheitshalber mit ihren Taschenlampen in den Graben. als abgestandenes Regenwasser. Im Graben war nichts »Da seht ihr's!« schrie Havermeyer. »Ich habe doch gesagt, daß er verrückt ist!«

DocDaneeka

Hungry Joe war verrückt, und das wußte niemand besser als Yossarián, der alles tat, um ihm behilflich zu sein. Hungry Joewollte aber einfach nicht hören. Hungry Joe wollte einfach nicht hören, weil er seinerseits Yossarián für verrückt hielt.

»Warum sollte er auch auf dich hören?« erkundigte Doc Daneeka sich bei Yossarián, ohne aufzublicken.

»Weil er in Schwulitäten ist.«

Doc Daneeka schnaufte' verächtlich. »Er in Schwulitäten? Wassoll ich da erst sagen!« Dann fuhr er gedehnt und mit finsteremSpott fort: »Oh, ich beklage mich nicht. Ich weiß sehr wohl, daßKrieg ist. Ich weiß, daß viele Menschen leiden müssen, damitwir siegen. Warum aber soll gerade ich zu diesen gehören? Warum ziehen sie nicht ein paar von jenen alten Ärzten ein, die unablässig in der Öffentlichkeit das Maul aufreißen und sich über die grenzenlose Opferbereitschaft des Ärztestandes verbreiten? Ich habe keine Lust, mich als Opfer dargebracht zu sehen. Geld

will ich sehen!«

Doc Daneeka war ein sehr properer, auf Sauberkeit bedachter Mann, dessen größtes Vergnügen darin bestand, zu schmollen. Er hatte einen dunklen Teint, ein kleines, altkluges, mürrisches Gesicht und traurige Schwellungen unter den Augen. Er sorgte sich um sein Wohlbefinden und ging beinahe täglich ins Krankenzelt, um sich von einem der beiden Sanitäter die Temperatur messen zu lassen. Sie führten das Geschäft dort fast nach eigenem Gutdünken, und das so sachkundig, daß ihm kaum etwas anderes übrigblieb, als mit verstopfter Nase in der Sonne zu sitzen und darüber nachzudenken, was andere Leute wohl so bekümmern mochte. Die beiden Sanitäter hießen GUS und Wes, und es war ihnen gelungen, die Medizin in den Rang einer exakten Wissenschaft zu erheben. Wer sich krank meldete und mehr als 38.5 Temperatur hatte, wurde auf dem schnellsten Weg ins Lazarett befördert. Wer sich krank meldete und weniger als 38,5 hatte, dem wurden, mit Ausnahme Yossariáns, Zahnfleisch und Zehen rot angepinselt, und er bekam ein Abführmittel zum Wegschmeißen. Wer sich krank meldete und genau 38,5 Temperatur hatte, wurde aufgefordert, nach einer Stunde wiederzukommen, um sich neuerlich messen zu lassen. Yossarián, der stets 37,5 hatte, durfte iederzeit ins Lazarett, wenn ihm so zumute war, weil er den beiden nicht Sanitätern Dieses System war für jedermann segensreich, insbesondere für' Doc Daneeka, der Zeit genug fand, nach Herzenslust zuzusehen, wie der alte Major — de Coverley auf seinem privaten Spielplatz Hufeisen warf, wobei er immer noch die durchsichtige Augenklappe trug, die ihm Doc Daneeka aus einem Stück Zelluloid gemacht hatte, das er heimlich vor Monaten aus dem Fenster von Major Majors Schreibstube herausgeschnitten hatte, als Major de Coverley mit einer Hornhautverletzung aus Rom zurückgekehrt war, wo er zwei Wohnungen gemietet hatte, welche den Offizieren und Mannschaften bei ihrem Erholungsurlaub als Quartier dienen sollten. Doc Daneeka suchte das Krankenzelt überhaupt erst auf, seitdem er täglich mit dem Gefühl erwachte, ein schwerkranker Mann zu sein, und, er präsentierte sich dort GUS und Wes zu Untersuchungszwecken.

Diese beiden konnten nichts Ungewöhnliches an ihm entdecken. Seine Körpertemperatur war stets 36 Grad Celsius, wogegen sie nichts einzuwenden hatten, solange er daran keinen Anstoß nahm. Doc Daneeka nahm aber Anstoß. Er begann, sein Vertrauen in GUS und Wes zu verlieren und mit dem Gedanken zu spielen, beide wieder zum Motorpool zurückzuschicken, und anihre Stelle jemanden zu setzen, der imstande wäre, ein alarmierendes Symptom an ihm zu entdecken. Doc Daneeka war persönlich mit einer Reihe von Dingen vertraut, die entschieden alarmierend waren. Es bedrückte ihn nicht nur die Sorge um sein Befinden, sondern auch der Gedanke an den Pazifischen Ozean und die Flugzeit. Gesundheit war etwas, dessen niemand je für genügend lange Zeit gewiß sein konnte. Der Pazifische Ozean war ein Gewässer, das auf allen Seiten von Elephantiasis und arideren furchterregenden Krankheiten umgeben war, ein Gewässer, an das er sich jäh versetzt finden konnte, sollte er je Colonel Cathcarts Ärger dadurch auf sich ziehen, daß er Yossarián fluguntauglich schrieb. Und die Flugzeit war diejenige Zeit, die er ^jeden Monat in einem fliegenden Flugzeug verbringen mußte, um in den Genuß der Fliegerzulage zu gelangen. Doc Daneeka verabscheute das Fliegen. In einem Flugzeug fühlte er sich eingesperrt. In einem Flugzeug gab es einfach keinen Ort, an den man sich begeben konnte, ausgenommen in einen anderen Teil des Flugzeuges. Man hatte Doc Daneeka erzählt, daß Menschen, denen es Spaß macht, in ein Flugzeug zu klettern, damit in Wirklichkeit dem unterbewußten Drang nachgaben, zurück in den Mutterleib zu klettern. Dies hatte ihm Yossarián erzählt, der es Doc Daneeka auch ermöglichte, jeden Monat seine Fliegerzulage einzustreichen, ohne jemals in den Mutterleib zurückzuklettern. Yossarián pflegte zu diesem Zweck McWatt zu überreden, Doc Daneekas Namen auf die Liste seiner Besatzung zu setzen, wenn er Übungsflüge machte oder nach Rom flog.

»Du weißt doch, wie es im Leben zugeht«, hatte Doc Daneeka ihm blinzelnd geschmeichelt. »Warum soll ich mich der Gefahr aussetzen, wenn es nicht unbedingt sein muß?«

- »Gewiß doch«, stimmte Yossarián zu.
- »Was für einen Unterschied macht es schon, ob ich in der Maschine sitze oder nicht?«
- »Nicht den geringsten.«
- »Siehst du! Genau das finde ich auch«, sagte Doc Daneeka. »Wer gut schmiert, der gut fährt. Eine Hand wäscht die andere. Du ver-

stehst doch? Du kratzt mir den Rücken, und dafür kratze ich dir den Rücken.«

Yossarián verstand, was gemeint war.

»So habe ich das nicht gemeint«, sagte Doc Daneeka, als Yossarian ihm den Rücken zu kratzen begann. »Ich spreche von Zusammenarbeit. Von Gefälligkeiten. Du tust mir einen Gefallen, und ich erweise dir einen Gefallen.«

Gefallen«, mir einen »Dann fii verlangte Yossarián. erwiderte »Kommt nicht Frage«, Doc Daneeka. in Es war etwas Erschreckendes und Zwergenhaftes an Doc Daneeka, wenn er so oft als möglich in den khakifarbenen Sommerhosen und dem kurzärmeligen Sommerhemd, das durch die täg-liche Wäsche, der er es unterwarf, fast zu einem antiseptischen Grau verblichen war, verzagt in der Sonne vor dem Zelt saß. Er glich einem Menschen, der einmal vor Schreck zu Eis gefroren und seither nie wieder ganz aufgetaut ist. Er saß da ganz in sich zusammengenommen, die zarten Schultern halb um den Kopf gefaltet, und die sonnengebräunten Hände mit den silbrig leuchtenden Fingernägeln strichen sachte über die nackten Unterarme, als friere er. In Wirklichkeit war er ein warmblütiger, mitfühlender nie aufhörte. sich selbst zu bemitleiden. »Warum gerade ich?« lautete seine stete Klage, und das war eine sehr gute Frage.

Yossarián erkannte diese Frage als eine gute Frage, denn Yossariän war ein Sammler von guten Fragen und hatte diese dazu benutzt, jene BildungsVersammlungen zu sprengen, die Clevinger vormals an zwei Abenden der Woche gemeinsam mit dem bebrillten Korporal, von dem alle Welt wußte, daß er möglicherweise ein subversives Element war, in Captain Blacks Nachrichtenzelt abgehalten hatte. Captain Black jedenfalls hatte den Korporal als subversives Element entlarvt, denn der Korporal trug eine Brille, benutzte Wörter wie Panazee und Utopia und achtete Adolf Hitler nicht, der doch in Deutschland bei der Bekämpfung unamerikanischer Umtriebe einen so großartigen Erfolg erzielt hatte. Yossarián nahm an den bildenden Zusammenkünften teil, weil er herausbekommen wollte, warum sich so viele Leute so große Mühe machten, ihn umzubringen. Es gab auch noch eine Handvoll anderer Interessenten, und man stellte viele und gute Fragen, nachdem Clevinger und der subversive Korporal zu Ende

waren und den Fehler begingen zu fragen, ob irgend jemand irgendwelche Fragen habe.

»Wer ist Spanien?«

»Warum ist Hitler?«

»Wann ist Recht?«

»Wo war jener krumme, mehlfarbene alte Mann, den ich Poppä zu nennen pflegte, als das Karussell kaputt ging?«

»Wie war in München Trumpf?«

»Ho-Ho, Berie-Berie.«

und

»Ouatsch!«

Das alles in schneller Folge, und dann rückte Yossarián mit der Frage heraus, auf die es keine Antwort gab:

»Wo sind die Snowdens vom Vorjahr?«

Diese Frage rief Unruhe hervor, denn Snowden war über Avignon getötet worden, als Dobbs mitten in der Luft durchdrehte und Huple den Knüppel aus der Hand riß.

Der Korporal stellte sich dumm. »Was ?« fragte er.

»Wo sind die Snowdens vom Vorjahr?«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht recht.«

»Ou sont les Neigedens d'antan?« sagte Yossarián, um es ihm begreiflicher zu machen.

»Parlez en anglais, um Himmelswillen«, sagte der Korporal. »Je ne parle pas francais.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Yossarián, bereit ihn durch alle Sprachen der Welt zu verfolgen, um ihm, wenn möglich, sein Wissen abzujagen, doch mischte Clevinger sich ein, in dessen ausgemergelten Augen es bereits feucht von Tränen glitzerte. Beim Stab entstand Bestürzung, denn es war unmöglich zu sagen, was geschehen mochte, wenn sich jedermann berechtigt fühlte, nach Lust und Laune Fragen zu stellen. Colonel Cathcart entsandte Colonel Korn, um diesem Treiben Einhalt zu tun, und es gelang Colonel Korn, eine Verordnung über das Stellen von Fragen in Kraft zu setzen. Colonel Korns Verordnung war ein Geniestreich, wie Colonel Korn in seinem Bericht an Colonel Cathcart hervorhob. Colonel Korns Verordnung bestimmte, daß es nur jenen Personen gestattet war, Fragen zu stellen, die niemals Fragen stellten. Sehr bald beteiligte sich niemand mehr an den Zusammenkünften, außer jenen, die niemals Fragen stellten, und

die Zusammenkünfte wurden nicht mehr fortgesetzt, denn Clevinger, der Korporal und Colonel Korn waren sich darüber einig, daß es weder möglich noch erforderlich ist, Personen fortzubilden, die niemals etwas in Frage stellen.

Colonel Cathcart und Lieutenant-Colonel Korn wohnten und werkelten im Stabsgebäude, geradeso wie alle Angehörigen des Stabes mit Ausnahme des Kaplans. Das Stabsgebäude war ein ausgedehntes, zugiges, altertümliches Bauwerk aus bröckeligem rotem Stein, mit geräuschvollen Wasserleitungen. Hinter dem Gebäude befand sich der moderne Tontaubenschießplatz, den Colonel Cathcart zur ausschließlichen Benutzung durch die zum Stabe gehörenden Offiziere hatte errichten lassen, und auf dem, dank General Dreedle, jeder zur kämpf enden Truppe zählende Offizier und Mann im Monat mindestens acht Stunden zu verbringen hatte.

Yossarián schoß auf Tontauben, ohne je zu treffen. Appleby schoß auf Tontauben, ohne je eine zu verfehlen. Yossarián schoß ebenso glücklos auf Tontauben, wie er glücklos spielte. Beim Glücksspiel vermochte er nie auch nur einen Pfennig zu gewinnen. Selbst wenn er mogelte, gewann er nicht, denn diejenigen, die er bemogelte, mogelten stets besser als er. Es waren dies zwei Enttäuschungen, mit denen er sich abgefunden hatte: er würde es niemals zum Tontaubenschützen bringen und auch nie zum Geldverdiener.

»Man muß Verstand haben, um kein Geld zu verdienen«, schrieb Colonel Cargill in einer seiner beredsamen Denkschriften, die er regelmäßig über der Unterschrift von General Peckem in Umlauf setzte. »Heutzutage kann jeder Idiot Geld scheffeln, und die meisten tun es auch. Wie steht es aber mit Personen von Begabung und Verstand? Man nenne mir zum Beispiel einen einzigen Dichter, der Geld scheffelt.«

»T. S. Elliot«, sprach der Exgefreite Wintergreen in dem Käfig, in dem er beim Stab der 27. Luftflotte die Post sortierte, und warf den Hörer auf, ohne sich vorgestellt zu haben.

Colonel Cargill in Rom war verblüfft.

- »Wer war das?« fragte General Peckem.
- »Ich weiß nicht«, erwiderte Colonel Cargill.
- »Was wollte er denn?«
- »Ich weiß nicht.«

»Na, was hat er denn gesagt?«

»T. S. Elliot«, berichtete Colonel Cargill.

»Was?«

»T. S. Elliot«, wiederholte Colonel Cargill.

»Bloß T. S. ...«

»Jawohl, Sir. Nichts weiter. Bloß T. S. Elliot.«
»Was kann das wohl bedeuten?« grübelte General Peckem. Auch
Colonel Cargill verfiel in tiefes Nachdenken.
»T. S. Elliot«. sagte General Peckem nachdenklich.

»T. S. Elliot«, sagte General Peckem nachdenklich. »T. S. Elliot«, echote Colonel Cargill mit dem gemessenen Er-

staunen eines Leichenbestatters.

Gleich darauf tauchte General Peckem salbungsvoll und liebreich lächelnd aus seiner Versunkenheit auf. Seine Miene war listig und verschlagen, seine Augen funkelten boshaft. »Lassen Sie mich mal mit General Dreedle verbinden«, befahl er Colonel Cargill. »Aber so, daß der nicht merkt, von wo der Anruf kommt.« Colonel Cargill reichte ihm den Hörer.

»T. S. Elliot«, sagte General Peckem und legte auf. »Wer war das?« fragte Colonel Moodus.

General Dreedle in Korsika antwortete nicht. Colonel Moodus war General Dreedles Schwiegersohn, und General Dreedle hatte ihn auf die dringlichen Vorstellungen seiner Frau und gegen seine eigene Überzeugung ins Militärgeschäft hineingenommen. General Dreedle blickte Colonel Moodus mit unverhülltem Haß an. Er verabscheute den bloßen Anblick seines Schwiegersohnes, der sein Gehilfe und daher ständig um ihn war. Er hatte der Heirat seiner Tochter widersprochen, denn er haßte es, an Hochzeiten teilzunehmen. General Dreedle begab sich mit drohender, finster verschlossener Miene zu dem in seinem Büro angebrachten großen Spiegel und musterte sein untersetztes Abbild. Er hatte einen angegrauten Schädel mit breiter Stirn, eisengraue Haarbüschel über den Augen und ein massiges, streitlustiges Kinn. Er sann versunken der kurzen Botschaft nach, die er da eben erhalten hatte. Allmählich breitete sich besänftigend ein Gedanke auf seinem Gesicht aus, und von bübischem Vergnügen erfüllt verzog er den Mund.

»Verbinde mich mit Peckem«, befahl er Colonel Moodus. »Und paß auf, daß der Stinker nicht merkt, wer anruft.«

»Wer war das?« fragte Colonel Cargill in Rom.

»Die nämliche Person«, erwiderte General Peckem mit einer deutlichen Spur von Angst in der Stimme. »Jetzt ist er hinter mir her.«

»Was wollte er denn?«

»Ich weiß nicht.«

«Was hat er denn gesagt?«

»Das gleiche.«

»T. S. Elliot?«

»Jawohl, T. S. Elliot. Weiter hat er nichts gesagt.« General Peckem kam ein verheißungsvoller Gedanke. »Vielleicht ist es ein neues Kennwort oder so etwas ähnliches. Warum fragen Sie nicht bei der Nachrichtenabteilung an und stellen fest, ob es sich um ein neues Kennwort oder vielleicht um die Tagesfarben handelt?«

Die Nachrichtenabteilung erwiderte, daß T. S. Elliot weder ein neues Kennwort noch die Tagesfarben sei.

Den nächsten Einfall hatte Colonel Cargill. »Ich könnte beim Hauptquartier der 27. Luftflotte anrufen und dort nachfragen. Es gibt da einen Schreiber namens Wintergreen, mit dem ich ganz gut bekannt bin. Er ist derjenige, der mir zu verstehen gegeben hat, daß unsere Prosa zu weitschweifig ist.«

Der Exgefreite Wintergreen unterrichtete Colonel Cargill dahingehend, daß beim Stab der 27. Luftflotte keine Akten über einen T. S. Elliot vorhanden seien.

»Und wie ist unsere Prosa letzthin?« entschloß Colonel Cargill sich zu fragen, da er den Exgefreiten Wintergreen nun einmal am Apparat hatte. »Sie ist doch wohl schon viel besser, wie?« »Sie ist immer noch zu weitschweifig«, erwiderte der Exgefreite Wintergreen.

»Es würde mich nicht überraschen«, gestand General Peckem endlich, »wenn General Dreedle hinter der ganzen Sache steckte. Sie wissen wohl noch, was er mit unserem Tontaubenschießstand angestellt hat.« General Dreedle hatte Colonel Cathcarts privaten Tontaubenschießstand kurzerhand jedem Offizier und Mann der kämpfenden Truppe zugänglich gemacht. General Dreedle wünschte, daß seine Leute so viele Stunden auf dem Tontaubenschießstand verbrachten, wie die dortigen Einrichtungen und die Flugzeit dies zuließen. Monatlich acht Stunden auf Tontauben zu schießen, war eine prächtige Übung für die Leute. Sie gewan-

nen dadurch Übung im Schießen auf Tontauben. Dunbar liebte es, auf Tontauben zu schießen, da jede auf dem Schießstand verbrachte Minute ihn mit Abscheu erfüllte, was bewirkte, daß die Zeit langsam verstrich. Er hatte errechnet, daß eine einzige Stunde auf dem Tontaubenschießstand in Gesell-schaft von Menschen wie Havermeyer und Appleby so viel wert sein konnte, wie elf mal siebzehn Jahre.

»Ich glaube du bist irre«, war Clevingers Reaktion auf diese Entdeckung Dunbars.

»Wer will das schon wissen«, antwortete Dunbar.

»Es ist aber mein Ernst«, beharrte Clevinger.

»Wen interessiert das schon?« erwiderte Dunbar.

»Mich. Ich bin durchaus bereit zuzugestehen, daß das Leben länger scheint, w. . . «

»... länger ist, w . . . «

»... länger ist... länger ist? Also schön, länger ist, wenn sich darin Perioden von Langeweile und Unbehagen folgen, a . . .«
»Rate mal, wie schnell«, sagte Dunbar plötzlich.
»Eh?«

»Sie vergehen«, erklärte Dunbar.

»Was?«

»Die Jahre.«

»Jahre?«

»Jahre«, sagte Dunbar. »Jahre, Jahre, Jahre.« »Warum läßt du Dunbar nicht in Ruhe, Clevinger?« fiel Yossariän ein. »Begreifst du denn gar nicht, was ihn diese Unterhaltung kostet?«

»Laß nur«, sagte Dunbar großmütig. »Ich habe ein paar Jahrzehnte übrig. Weißt du, wie lange ein Jahr dazu braucht, um vorüberzugehen?«

»Und du hältst ebenfalls dein Maul«, befahl Yossarián Orr, der angefangen hatte zu kichern.

»Ich dachte gerade an das Mädchen«, sagte Orr. »Das Mädchen in Sizilien. Das Mädchen in Sizilien mit dem kahlen Schädel.« »Halt du lieber dein Maul«, warnte ihn Yossarián. »Es ist deine eigene Schuld«, sagte Dunbar zu Yossarián. »Warum läßt du ihn nicht kichern, wenn er Lust hat? Das ist immer noch besser, als wenn er redet.«

»Na schön, dann kichere also, wenn du unbedingt mußt.«

»Weißt du, wie lange ein Jahr benötigt, um vorüberzugehen?« wiederholte Dunbar seine Frage an Clevinger. »So lange.« Er schnippte mit den Fingern. »Vor einer Sekunde erst gingst du ins College, die Lungen voll frischer Luft. Heute bist du bereits ein alter Mann.«

»Alt?« fragte Clevinger. »Wovon redest du eigentlich?«

»Alt.«

»Ich bin nicht alt.«

»Jedesmal, wenn du einen Einsatz fliegst, bist du nur Zentimeter vom Tode entfernt. Wieviel älter kannst du in deinem Alter noch werden? Noch vor einer halben Minute erst gingst du in die Oberschule, und deine Vorstellung vom Paradies erschöpfte sich in einem aufgehakten Büstenhalter. Und nur eine fünftel Sekunde davor warst du noch ein Junge mit zehn Wochen Sommerferien, die hunderttausend Jahre dauerten und doch viel zu schnell endeten. Zipp! So schnell sausen sie vorbei. Wie anders willst du denn bewirken, daß die Zeit langsamer abläuft?« Als Dunbar endete, war er beinahe wütend.

»Nun, vielleicht ist es wirklich so«, gestand Clevinger widerstrebend und gedämpft. »Vielleicht muß ein langes Leben voll sein von unerfreulichen Umständen, wenn es lang erscheinen soll. Doch wenn das wirklich so ist, wer kann sich dann ein langes Leben wünschen?«

»Ich«, sagte Dunbar.

»Warum?« fragte Clevinger.

»Was sonst soll man sich wünschen?«

Häuptling White Halfoat

Doc Daneeka teilte ein fleckiges graues Zelt mit Häuptling White Halfoat, den er fürchtete und verabscheute.

»Ich kann mir leicht vorstellen, wie seine Leber aussieht«, murrte Doc Daneeka.

»Versuche mal, dir vorzustellen, wie meine Leber aussieht«, riet Yossarián.

»Deiner Leber fehlt nichts.«

»Da kannst du mal sehen, was du alles nicht weißt«, bluffte Yossarián und erzählte Doc Daneeka dann von dem lästigen Schmerz in seiner Leber, der Schwester Duckett und Schwester Gramer und alle Ärzte im Lazarett geärgert hatte, weil er nicht zur Gelbsucht werden, sich aber auch nicht verflüchtigen wollte. Doc Daneeka bekundete keine Anteilnahme. »Du glaubst wohl, es ginge dir schlecht?« verlangte er zu wissen. »Was soll ich da erst sagen? Du hättest mal in meiner Praxis sein sollen, als die Jungvermählten hereinkamen.«

»Was für Jungveimählte?«

»Eben jene Jungvermählten, die eines Tages zu mir in die Praxis kamen. Hab ich dir denn nie davon erzählt? Die Frau war wunderhübsch.« Das gleiche galt für Doc Daneekas Praxis. Das Wartezimmer hatte er mit Goldfischen und der prächtigsten >Garnitur< aus einem Möbelramsch ausgestattet. Was er nur eben konnte, kaufte er auf Kredit, selbst die Goldfische. Was er nicht auf Kredit bekam, bezahlte er mit Geldern, die ihm wucherische Verwandte gegen Gewinnbeteiligung vorstreckten. Seine Praxis befand sich auf Staten Island in einem feuergefährdeten Zweifamilienhaus, vier Häuserblocks von der Fähre und einen Häuserblock von einem Supermarkt, drei Schönheitssalons und zwei korrupten Apotheken entfernt. Obwohl die Praxis in einem Eckhaus lag, nützte das alles doch nichts. Der Zuzug war geringfügig, und die Einwohner klammerten sich gewohnheitsmäßig jene Ärzte, zu denen sie seit Jahren in Geschäftsbeziehungen standen. Die Rechnungen häuften sich, und bald schon mußte er den Verlust seiner kostbarsten ärztlichen Geräte beklagen: die auf Abzahlung gekaufte Rechenmaschine wurde wieder abgeholt und kurz darauf auch die Schreibmaschine. Die Goldfische starben. Gerade als die Dinge am schwärzesten aussahen, brach glücklicherweise der Krieg aus.

»Das war ein Geschenk des Himmels«, gestand Doc Daneeka feierlich. »Viele Ärzte wurden einberufen, und die Lage besserte sich buchstäblich über Nacht. Es machte sich jetzt bezahlt, daß ich meine Praxis in einem Eckhaus eingerichtet hatte, und bald schon behandelte ich mehr Patienten als ich mit gutem Gewissen hätte behandeln dürfen. Ich setzte die Provision herauf, die mir die beiden Apotheken zahlen mußten. Die Schönheitssalons konnten wöchentlich gut und gerne zwei bis drei Abtreibungen vornehmen. Die Dinge hätten gar nicht besser gehen können, aber was passiert? Die Musterungskommission schickt mir einen

Kerl ins Haus, um mich zu untersuchen. Ich war dienstuntauglich. Ich hatte mich sehr eingehend untersucht und war zu dem Ergebnis gelangt, daß ich dienstuntauglich sei. Nun hätte man denken sollen, daß meine eigene Beurteilung hinreichte, denn schließlich war ich bei meiner Ärztekammer gut angeschrieben und hatte die besten Beziehungen zur örtlichen Industrie- und Handelskammer, aber nein, das war nicht genug, man schickte mir diesen Kerl ins Haus, der sich davon überzeugen sollte, daß eines meiner Beine an der Hüfte amputiert und ich mit unheilbarer Arthritis hoffnungslos bettlägerig war. Yossarián, wir leben in einem Zeitalter des Mißtrauens und des fortgesetzten Verschleißes aller geistigen Werte. Es ist schrecklich«, klagte Doc Daneeka, und seine Stimme bebte gefühlig. »Es steht schlimm um uns, wenn das Wort eines approbierten Arztes von den Behörden des von ihm so heißgeliebten Vaterlandes angezweifelt wird.« Doc Daneeka war einberufen und dem fliegenden Personal in Pianosa als Arzt zugeteilt worden, obschon der Gedanke, fliegen zu müssen, ihn entsetzte.

»Ich habe es gar nicht nötig, das Unglück herauszufordern, indem ich in ein Flugzeug steige«, bemerkte er und blinzelte mit seinen kurzsichtigen, braunen, beleidigten Knopfaugen. »Es kommt von ganz allein. Genau wie jene Jungfrau, von der ich sprach, die kein Kind kriegen »Was für eine Jungfrau?« fragte Yossarián. »Mir war doch so, hättest du von Jungvermählten gesprochen.« als »Das ist ja eben die Jungfrau, die ich meine. Es handelte sich um ein blutjunges Paar, das etwas länger als ein Jahr verheiratet gewesen war, als es unangemeldet in meiner Praxis erschien. Du hättest das Mädchen sehen müssen. Sie war so liebreizend, so jung und so schön. Sie errötete sogar, als ich sie nach ihrer Periode fragte. Ich werde wohl nie aufhören, jenes Mädchen zu lieben. Sie hatte eine traumhafte Figur, und um den Hals trug sie eine Kette mit einem Amulett des heiligen Antonius, der zwischen den schönsten Brüsten ruhte, die ich je im Leben gesehen habe. >Das muß eine furchtbare Versuchung für Sankt Antonius sein<, scherzte ich — um ihr die Befangenheit zu nehmen. >Antonius?< sagte der Ehemann. >Wer ist Antonius ?< >Fragen Sie Ihre Frau<, riet ich ihm. >Sie kann Ihnen sagen, wer Antonius ist.< >Wer ist Antonius?< fragte er sie: >Wer?< wollte sie wissen.

>Antonius<, sagte er. >Antonius ?< fragte sie. >Wer ist Antonius ?< Als ich sie mir im Untersuchungszimmer näher betrachtete, stellte sich heraus, daß sie noch Jungfrau war. Ich redete mit dem Ehemann, während sie ihren Strumpfbandgürtel anzog und die Strümpfe fest machte. >Jede Nacht<, prahlte er. Ein richtiger Schlaumeier. >Ich lasse keine Nacht aus<, prahlte er. Und er meinte das ganz im Ernst. »Ich stecke es ihr sogar morgens vor dem Frühstück, daß sie mir macht, ehe wir zur Arbeit gehen<, prahlte er. Dafür gab es nur eine Erklärung. Als ich sie beide wieder um mich versammelt hatte, demonstrierte ich ihnen die Technik des Geschlechtsverkehrs mit den Gummimodellen, die ich in meiner Praxis habe. Ich besitze zwei Gummimodelle Fortpflanzungsorganen beider Geschlechter, die ich in getrennten Schränken aufbewahre, um jeden Skandal zu vermeiden. Oder vielmehr, ich besaß sie mal. Jetzt besitze ich ja nichts mehr, nicht einmal eine Praxis. Jetzt habe ich bloß noch meine Untertemperatur. die wirklich anfängt, mir Sorge zu machen. Die beiden Burschen, die im Krankenzelt arbeiten, taugen als Diagnostiker überhaupt nichts. Die können nichts weiter als meckern. Die glauben wirklich, es ginge ihnen schlecht. Was soll ich da erst sagen? Die hätten mal in meiner Praxis sein sollen, als jene Jungvermählten mich anglotzten, als hätte ich ihnen was erzählt, wovon nie zuvor jemand gehört hat. Du kannst dir nicht vorstellen, wie interessiert sie sich zeigten. >Sie meinen — so?< fragte er mich und hantierte still für sich ein Weilchen mit den Modellen. Nun, man weiß ja, daß so etwas manchen Leuten eine mächtige Befriedigung verschafft. >Ganz recht<, sagte ich zu ihm. >Und jetzt gehen Sie nach Hause und versuchen es mal so, wie ich gesagt habe, ein paar Monate lang, und dann werden wir ja sehen, was geschieht. Okay?< >Okay<, sagten die beiden und zahlten ohne Widerrede bar. >Viel Vergnügen<, wünschte ich ihnen, sie bedankten sich und gingen zusammen weg. Er hatte seinen Arm um ihre Taille gelegt, als könne er es nicht abwarten, sie zu Hause zu haben und es auszuprobieren. Einige Tage darauf kam er allein wieder und sagte meiner Sprechstundenhilfe, er müsse mich sofort sprechen. Kaum war ich mit ihm alleine, da schlug mir auf die er Nase.«

[»]Was hat er getan?«

[»]Er nannte mich einen Schlaumeier und schlug mir die Nase ein.

>Sie sind wohl ein kleiner Schlaumeier, was?< sagte er und stieß michaus dem Anzug. Bang! Einfach so. Das ist kein Witz.« »Ich glaube, daß es kein Witz ist«, sagte Yossarián. »Warum hat er das aber gemacht?«

»Woher soll ich wissen, warum er das gemacht hat?« gab Doc Daneeka verärgert zurück.

»Vielleicht hatte es etwas mit dem heiligen Antonius zu tun?« Doc Daneeka blickte verständnislos drein. »Antonius?« fragte er erstaunt. »Wer ist Antonius?«

»Woher soll ich das wissen?« antwortete Häuptling White Halfoat, der in diesem Augenblick ins Zelt torkelte, eine Whiskyflasche im Arm und streitsüchtig zwischen den beiden Platz nahm.

Doc Daneeka stand wortlos auf und trug seinen Stuhl vors Zelt hinaus, niedergedrückt von dem Gewicht der Ungerechtigkeiten, die ihn unaufhörlich plagten. Die Gesellschaft seines Mitbewohners vermochte er nicht zu ertragen.

Häuptling White Halfoat hielt ihn für verrückt. »Ich weiß nicht, was mit dem Kerl los ist«, bemerkte er tadelnd. »Es wird wohl daran liegen, daß er keinen Verstand hat. Wenn er auch nur einen Funken Verstand hätte, würde er sich eine Schaufel greifen und anfangen zu graben. Hier, mitten im Zelt, direkt unter meinem Feldbett würde er graben, denn er stieße dort im Handumdrehen auf öl. Weiß er denn nichts von dem Gefreiten, der in Colorado mit seinem Spaten auf Öl gestoßen ist? Hat er denn gar nicht gehört, was dem Jungen zugestoßen ist — wie hieß doch dieser lausige, stinkende, rotznäsige Zuhälter in Colorado?«

- »Wintergreen.«
- »Wintergreen.«
- »Er hat Angst«, erklärte Yossarián.
- »O nein, Wintergreen hat keine Angst.« Häuptling White Halfoat schüttelte sein Haupt mit unverhüllter Bewunderung. »Dieser übelriechende, gewitzte kleine Hurenhund hat vor niemandem Angst.«
- »Doc Daneeka hat Angst. Das ist mit ihm los.«
- »Wovor denn?«
- »Vor dir«, sagte Yossarián. »Er hat Angst, daß du an Lungenentzündung sterben könntest,«

»Das soll er ruhig«, sagte Häuptling White Halfoat. Ein tiefes, gedämpftes Lachen rumpelte in seiner mächtigen Brust. »Das werde ich nämlich bei der ersten passenden Gelegenheit tun. Du wirst schon sehen.«

Häuptling White Halfoat war ein gut aussehender, dunkelhäutiger Indianer aus Oklahoma mit kantigem, hartknochigem Gesicht und wirrem schwarzem Haar, ein halbblütiger Creek aus Enid, der aus ganz privaten, okkulten Erwägungen beschlossen hatte, an Lungenentzündung zu sterben. Er war ein finsterer, rachsüchtiger, enttäuschter Indianer und haßte alle Fremden mit Namen wie Cathcart, Korn, Black und Havermeyer, und wünschte sie alle dorthin zurück, woher ihre verlausten Vorfahren gekommen waren.

»Du wirst es kaum glauben, Yossarián«, sagte er nachdenklich und hob dabei absichtlich die Stimme, um Doc Daneeka zu ärgern, »doch ließ es sich in diesem Land sehr gut leben, ehe man es mit der gottverdammten Frömmigkeit geradezu unbewohnbar gemacht ha t.«

Häuptling White Halfoat war darauf aus, sich am weißen Mann zu rächen. Er konnte kaum lesen und schreiben und war Captain Black als stellvertretender Nachrichtenoffizier zugeteilt worden. »Wie hätte ich lesen und schreiben lernen sollen?« fragte Häuptling White Halfoat in gemacht kriegerischem Ton wieder so laut, daß Doc Daneeka ihn hören konnte. »Überall wo wir unser Zelt aufschlugen, fing man an, nach Öl zu bohren. Immer wenn man nach Öl bohrte, stieß man auch auf Öl, und immer wenn man auf Öl gestoßen war, zwang man uns, das Zelt abzubauen und woandershin zu ziehen. Wir waren menschliche Wünschelruten. Die ganze Familie hatte eine angeborene Affinität zu Petroleumvorkommen, und bald schon setzten Techniker aller Ölgesellschaften hinter uns her. Wir waren stets unterwegs. Ich kann dir sagen, das war eine teuflische Art, heranzuwachsen. Ich glaube nicht, daß ich je länger als eine Woche am gleichen Ort verbracht habe.«

Seine früheste Erinnerung war die an einen Geologen. »Immer wenn ein neuer White Halfoat geboren wurde«, fuhr er fort, »gab es eine Hausse an der Börse. Bald schon folgten uns ganze Bohrmannschaften mit ihrer gesamten Ausrüstung, um als erste an Ort und Stelle zu sein. Gesellschaften schlössen sich zu-

sammen, einzig um weniger Leute hinter uns her schicken zu müssen. Doch der Haufe, der uns verfolgte, wurde immer größer. Wir wurden schließlich um unsere Nachtruhe gebracht. Hielten wir an, so hielten auch sie an. Brachen wir auf, so brachen auch sie auf, mit Feldküchen, Planierraupen, fahrbaren Generatoren und Bohrgestängen. Wir waren eine wandelnde Hochkonjunktur und erhielten schließlich Einladungen von den besten Hotels, einzig der vielen Konsumenten wegen, die wir hinter uns herzogen. Einige der Einladungen waren ungemein großzügig, doch konnten wir keine davon annehmen, weil wir Indianer waren, und weil die guten Hotels, die uns einluden. keine Indianer als Gäste aufnahmen. Rassenvorurteile sind schrecklich, Yossarian. Wirklich. Es ist schrecklich, wenn ein anständiger, loyaler Indianer genauso behandelt wird wie die Nigger, die Itzigs, die Makkaronis oder die Froschfresser.« Häuptling White Halfoat nickte nachdrücklich und bedeutend mit dem »Schließlich war es jedoch so weit, Yossarián. Das Ende nahte. Man folgte uns jetzt schon von vorn. Man versuchte zu erraten, wo wir das nächste Mal kampieren würden, und begann dort zu bohren, noch ehe wir ankamen, so daß wir nirgends mehr Halt machen konnten. Wenn wir anfangen wollten, unsere Decken auszulegen, jagte man uns weg. Man vertraute uns blind. Man wartete nicht einmal, bis man Öl gefunden hatte, sondern verjagte uns schon vorher. Wir waren so erschöpft, daß es uns fast nichts mehr ausmachte, als unsere Zeit schließlich abgelaufen war. Eines Morgens fanden wir uns gänzlich von ölsuchern umzingelt, die darauf warteten, daß wir in ihre Nähe kämen, damit sie uns wegjagen könnten. Wohin man auch blickte, sah man 01sucher, die auf der Lauer lagen wie Indianer vor dem Überfall. Dies war das Ende. Wir konnten nicht bleiben, wo wir waren. denn man hatte uns gerade weggejagt. Und wir konnten uns auch nirgendwohin wenden. Das Militär hat mich gerettet. Zum Glück brach der Krieg aus, die Musterungskommission fischte mich aus diesem Hexenkessel heraus, setzte mich in Lowery Field in Colorado ab, und ich war gerettet, Ich bin der einzige Überlebende.«

Yossarián wußte, daß Häuptling White Halfoat log, unterbrach aber nicht, als dieser nun behauptete, nie wieder etwas von seinen Eltern gehört zu haben. Dies bekümmere ihn jedoch wenig, sagte er, denn er habe keinen Beweis dafür, daß sie wirklich seine Eltern waren. Sie hätten das zwar behauptet, da sie ihn aber in so vielen anderen Fällen belogen hätten, mochten sie ihn auch in diesem Fall belogen haben. Sehr viel besser unterrichtet war er über das Schicksal eines Stammes von Vettern ersten Grades, die zu Ablenkungszwecken eine Bewegung nordwärts vollführt hatten und versehentlich auf kanadisches Territorium geraten waren. Als sie umzukehren versuchten, hatten die amerikanischen Einwanderungsbehörden sie an der Grenze angehalten und ihnen die Rückkehr in die Heimat verweigert. Sie durften nicht zurück, weil sie Rote waren.

Das war ein grausiger Witz, aber Doc Daneeka lachte erst darüber, als Yossarián nach dem nächsten Einsatz zu ihm kam und von neuem ohne eigentliche Hoffnung auf Erfolg darum bat, fluguntauglich geschrieben zu werden. Doc Daneeka lachte einmal höhnisch auf, vertiefte sich dann aber gleich in seine eigenen Sorgen, zu denen auch Häuptling White Halfoat gehörte, der ihn den ganzen Vormittag lang zum indianischen Ringkampf herausgefordert hatte. Sorgen machte ihm auch Yossarián, der nun auf der Stelle beschloß, den Verstand zu verlieren. »Du verschwendest nur deine Zeit«, mußte Doc Daneeka ihn aufklären.

»Kannst du denn nicht jemanden fluguntauglich schreiben, der den Verstand verloren hat?«

»Oh, gewiß doch. Ich muß sogar. Es gibt eine Vorschrift, die besagt, daß ich jeden Verrückten für fluguntauglich erklären muß.« »Warum also nicht mich? Ich bin verrückt. Du brauchst nur Clevinger zu fragen.«

»Clevinger? Wo steckt Clevinger überhaupt? Bring mir Clevinger, und ich werde ihn fragen.«

»Du kannst auch jeden anderen fragen. Alle werden dir bestätigen, daß ich verrückt bin.«

»Die sind ja selber verrückt.«

- »Warum schreibst du sie dann nicht fluguntauglich?«
- »Warum bitten sie mich nicht darum?«
- »Weil sie verrückt sind, deshalb.«

»Natürlich sind sie verrückt«, erwiderte Doc Daneeka. »Ich hab' dir doch gerade gesagt, daß sie verrückt sind. Und du kannst doch nicht Verrückte darüber urteilen lassen, ob du verrückt bist

oder nicht.«

Yossarián betrachtete ihn nüchtern und versuchte es auf einem anderen Weg. »Ist Orr verrückt?«

- »Klar ist er verrückt«, sagte Doc Daneeka.
- »Kannst du ihn fluguntauglich schreiben?«
- »Klar kann ich das. Er muß aber erst darum bitten. So verlangt es die Vorschrift.«
- »Warum bittet er dich denn nicht darum?«
- »Weil er verrückt ist«, sagte Doc Daneeka. »Er muß einfach verrückt sein, sonst würde er nicht immer wieder Einsätze fliegen, obgleich er oft genug knapp mit dem Leben davongekommen ist. Selbstverständlich kann ich Orr fluguntauglich schreiben. Er muß mich aber erst darum bitten.«
- »Mehr braucht er nicht zu tun, um fluguntauglich geschrieben zu werden?«
- »Nein, mehr nicht. Er braucht mich nur zu bitten.« »Und dann kannst du ihn fluguntauglich schreiben?« fragte Yossarian.
- »Nein. Dann kann ich es nicht mehr.«
- »Heißt das, daß die Sache einen Haken hat?« »Klar hat sie einen Haken«, erwiderte Doc Daneeka. »Den IKS-Haken. Wer den Wunsch hat, sich vom Fronteinsatz zu drücken, kann nicht verrückt sein.«

Es war nur ein Haken bei der Sache, und das war der IKS-Haken. IKS besagte, daß die Sorge um die eigene Sicherheit angesichts realer, unmittelbarer Gefahr als Beweis für fehlerloses Funktionieren des Gehirns zu werten sei. Orr war verrückt und konnte fluguntauglich geschrieben werden. Er brauchte nichts weiter zu tun, als ein entsprechendes Gesuch zu machen; tat er dies aber, so galt er nicht länger mehr als verrückt und würde weitere Ein- sätze fliegen müssen. Orr wäre verrückt, wenn er noch weitere Einsätze flöge, und bei Verstand, wenn er das ablehnte, doch wenn er bei Verstand war, mußte er eben fliegen. Flog er diese Einsätze, so war er verrückt und brauchte nicht zu fliegen; weigerte er sich aber zu fliegen, so mußte er für geistig gesund gelten und war daher verpflichtet, zu fliegen. Die unübertreffliche Schlichtheit dieser Klausel der IKS beeindruckte Yossarián zutiefst. und er stieß einen bewundernden Pfiff »Das ist schon so ein Haken, dieser IKS-Haken«, bemerkte er.

»Einen besseren findest du nicht«, stimmte Doc Daneeka zu. Yossarián sah das Bild in seiner ganzen, schwindelerregenden Vernünftigkeit deutlich vor sich. Den perfekt gepaarten Teilen eignete eine elliptische Präzision, die zugleich anmutig und empörend wirkte, wie gute moderne Kunst, und manchmal wußte Yossarián nicht, ob er überhaupt etwas sah, und das war genau das, was er angesichts guter moderner Kunst empfand oder auch angesichts der Rillen, die Orr in Applebys Pupillen entdeckt hatte. Was die Rillen in Applebys Pupillen betraf, so mußte Yossarián sich da ganz auf Orr verlassen.

»Oh, doch, er hat welche«, hatte Orr ihm versichert, nachdem Yossarián und Appleby sich im Offizierskasino geprügelt hatten, »wenn er vermutlich auch nichts davon weiß. Das ist der Grund, weshalb er die Dinge nicht so sehen kann, wie sie in Wirklichkeit sind.«

»Wie kommt es, daß er nichts davon weiß?« fragte Yossarián. »Weil er Rillen in den Pupillen hat«, erläuterte Orr mit übertriebener Langmut. »Wie kann er die Rillen in seinen Pupillen sedoch Rillen in Pupillen er den Diese Erklärung war so gut wie jede andere, und Yossarián war bereit, im Zweifelsfalle immer auf Orr zu vertrauen, denn Orr stammte aus dem Urwald außerhalb der Stadt New York und wußte daher über das Leben in freier Wildbahn viel besser Bescheid als Yossarián, und überdies hatte Orr ihn, im Gegensatz zu Yossariáns Mutter, Vater, Schwester, Bruder, Tante, Onkel, Schwager, Lehrer, Seelenhirten, Abgeordneten, Nachbarn und Tageszeitung, noch niemals in einem wesentlichen Punkte belogen. Yossarián bewegte diese Appleby betreffende Neuigkeit einen Tag oder zwei still bei sich und beschloß dann, eine gute Tat zu vollbringen und Appleby ebenfalls davon Kenntnis zu geben.

»Appleby«, flüsterte er hilfsbereit, als sie einander am Tage des wöchentlichen Spazierfluges nach Parma im Eingang des Kammerzeltes begegneten, »du hast Rillen in den Pupillen, Appleby.« »Was?« gab Appleby scharf zurück, denn daß Yossarián ihn überhaupt angeredet hatte, versetzte ihn in größte Verwirrung. »Du hast Rillen in den Pupillen«, wiederholte Yossarián. »Deshalb kannst du sie vermutlich auch nicht sehen.«

Appleby wich Yossarián mit einem Blick angewiderten Erstaunens

aus und gnatzte stumm vor sich hin, bis er endlich neben Havermeyer im Jeep saß und die lange, gerade Straße zum Unterrichtszelt hinunterfuhr, wo Major Danby, der fahrige Operationsoffizier, schon darauf wartete, die Piloten, Bombenschützen und Beobachter der Führermaschinen vorbereitend einzuweisen. Appleby sprach leise, weil er nicht wollte, daß der Fahrer oder Captain Black ihn hörten, der es sich auf dem Vordersitz bequem gemacht hatte.

»Havermeyer«, fragte er zögernd, »habe ich Rillen in den Pupillen?«

Havermeyer blinzelte fragend. »Grillen?« fragte er.

»Nein, Rillen«, erhielt er zur Antwort.

Havermeyer blinzelte wiederum. »Rillen?«

»In meinen Pupillen.«

»Du mußt doch irre sein«, sagte Havermeyer. »Nein, ich bin nicht irre. Yossarián ist irre. Also sag mir schon, ob ich Rillen in den Pupillen habe oder nicht. Ich kann es ertragen.«

Havermeyer schob eine weitere Handvoll zerstoßener Erdnußkerne in den Mund und plierte aus nächster Nähe in Applebys Augen.

»Ich kann keine sehen«, verkündete er.

Appleby stieß einen mächtigen Seufzer der Erleichterung aus. An Havermeyers Kinn, Lippen und Wangen klebten Krümel von zerstoßenen Erdnußkernen.

»Du hast Erdnußkrümel im Gesicht«, teilte Appleby ihm mit. »Lieber Erdnußkrümel im Gesicht als Rillen in den Pupillen!« erwiderte Havermeyer.

Die Offiziere der anderen Maschinen kamen eine halbe Stunde später zur allgemeinen Einweisung auf Lastwagen herangefahren. Die drei Mannschaftsdienstgrade, die zu jeder Besatzung gehörten, wurden überhaupt nicht eingewiesen, sondern unmittelbar zum Flugplatz befördert und vor den Maschinen abgesetzt, denen sie für diesen Tag zugeteilt waren. Hier warteten sie mit dem Bodenpersonal zusammen, bis die Offiziere, mit denen sie eine Besatzung bilden sollten, von den Lastwagen heruntersprangen, die sie hergebracht hatten, und es Zeit war, in die Maschine zu klettern und zu starten. Die Motoren sprangen beleidigt und widerstrebend an, drehten ein Weilchen butterweich im Leerlauf,

und dann schoben sich die Flugzeuge schwerfällig und lahm über den Schotter wie blinde, dumme, verkrüppelte Wesen, bis sie eine hinter der anderen an die Startbahn heranrollten und rasch starteten, mit summendem, immer lauter werdendem Gedröhn langsam einschwenkten, über den bunten Baumwipfeln Formation bildeten und mit gleichbleibender Geschwindigkeit den Flugplatz solange umkreisten, bis alle Staffeln Sechsergruppen gebildet hatten. Dann traten sie den Flug nach dem Ziel in Frankreich oder Norditalien über das himmelblaue Wasser an. Die Maschinen gewannen ständig Höhe, und wenn sie in das vom Feind besetzte Gebiet einflogen, waren sie bereits dreitausend Meter hoch. Immer wieder neu und überraschend war dann der Eindruck von Ruhe und äußerstem Schweigen, das nur unterbrochen wurde von den probeweise abgegebenen Feuerstößen der MG. von einer vereinzelten, tonlosen, gespannten Bemerkung über die Bordverständigung, und schließlich von der ernüchternden Ankündigung der Bombenschützen, daß der Ausgangspunkt erreicht und man im Begriff sei, das Ziel anzufliegen. Immer schien die Sonne, und immer war die Kehle ein wenig verklebt, weil die Luft so dünn war.

Die B-25, in denen sie flogen, waren dauerhafte, verläßliche, mattgrüne Maschinen mit Doppelrudern, zwei Motoren und breiten Tragflächen. Ihr einziger Nachteil, jedenfalls vom Platz des Bombenschützen gesehen, den Yossarián einnahm, war der enge Kriechgang, der den Platz des Bombenschützen in der Plexiglaskanzel vom nächstgelegenen Notausstieg trennte. Der Kriechgang war ein enger, eckiger, kalter Tunnel, der unterhalb der Kontrollinstrumente ausgespart war, und ein großer Mann wie Yossarián vermochte sich nur mit Mühe hindurchzuzwängen. Ein dicklicher, mondgesichtiger Beobachter mit den Äuglein eines Reptils und mit einer Tabakspfeife wie Aarfy hatte ebenfalls seine Mühe damit, und Yossarián pflegte ihn aus der Kanzel zu verjagen, sobald das Ziel angeflogen wurde, das dann nur noch Minuten entfernt war. Darauf folgte eine Zeit des Wartens, in der nichts zu hören, nichts zu sehen und nichts zu tun war, als abzuwarten, bis die Kanonen dort unten gerichtet wurden und die Bedienungen alle Anstalten trafen, die Bomberbesatzung, wenn möglich, mit einem mächtigen Knall in die ewigen Jagdgründe zu befördern.

Der Tunnel bildete Yossariáns Rettungsleine zu der Welt außerhalb eines Flugzeuges, das im Begriff stand, abzustürzen, doch Yossarián verwünschte ihn aus tiefstem Herzen, er nannte ihn fluchend ein Hindernis, das von der Vorsehung dort angebracht worden war als ein Teil jener Verschwörung, der er zum Opfer fallen sollte. Es war genug Platz für einen weiteren Notausstieg vorne in der Kanzel der 6-25, aber es war dort keiner angebracht. Statt dessen gab es eben den Kriechgang, und seit der Schweinerei über Avignon hatte er gelernt, jeden der ins Riesenhafte wachsenden Zentimeter dieses Tunnels zu hassen, denn der trennte ihn um Sekunden von seinem Fallschirm, welcher sperrig war und deshalb nicht mit in die Kanzel genommen werden konnte, und weitere Sekunden von dem Notausstieg zwischen dem Ende des erhöhten Flugdeckes und den Füßen des gesichtlosen Schützen im oberen MG-Turm. Yossarián sehnte sich da-nach, dort zu sitzen, wo Aarfy sitzen durfte, wenn Yossarián ihn aus der Kanzel gejagt hatte; Yossarián sehnte sich danach, ganz zusammengekauert auf dem Boden zu hocken, unmittelbar auf dem Notausstieg, umgeben von einem Haufen überzähliger Flak-Anzüge, die er nur zu gerne mitgenommen hätte, den Fallschirm bereits an den Gurten, wohin er gehörte, mit einer Faust die rote Reißleine umfassend, mit der anderen die Sperre des Notausstiegs umklammernd, der ihn beim ersten gräßlichen Winseln eines Treffers abwärts in die Luft entlassen sollte. Dorthin also wünschte er sich, wenn er denn überhaupt in einem Bomber sitzen mußte, nicht aber vorne zu hängen, wie ein verfluchter Goldfisch in einem verfluchten Aquarium, während die verfluchten, stinkenden, schwarzen Reihen der Flakgranaten ringsum, über und unter ihm mit einer steigenden, krachenden, sternförmig gestaffelten, jaulenden, spukhaften, kosmologischen Bösartigkeit platzten, pummerten und pilzten, stießen, schoben und wackelten, klirrten und fetzten und die gesamte Besatzung in dem Bruchteil einer Sekunde in einer riesigen Stichflamme zu vernichten drohten.

Aarfy war Yossarián weder als Beobachter noch sonstwie je von Nutzen gewesen, und bei jedem Flug drängte Yossarián ihn mit Macht aus der Bugkanzel, damit sie einander nicht in den Weg geraten sollten, falls es nötig wurde, sich plötzlich kriechend in Sicherheit zu bringen. Hatte Yossarián ihn erst einmal aus

der Kanzel vertrieben, so stand es Aarfy frei, sich dort hinzukauern, wo Yossarián sich nur zu gerne hingekauert hätte. Statt dessen stellte er sich aufrecht hinter die Sitze von McWatt und dem Ko-Piloten, stützte die feisten Ärmchen genüßlich auf, schwätzte, die Tabakspfeife in den Fingern, freundlich mit McWatt und dem Ko-Piloten und wies die beiden Männer, die viel zu beschäftigt waren um hinzusehen, auf drollige, nebensächliche Himmelserscheinungen hin. McWatt war viel zu sehr damit beschäftigt, Yossariáns schneidend heraüsgebrüllte Kommandos zu befolgen, während Yossarián die Maschine erst auf das Ziel ansetzte, und sie dann vermittels kurzer, schriller, obszöner Zurufe an McWatt, die sehr den geguälten, flehenden Alptraumschreien von Hungry Joe glichen, brutal zwischen den Fontänen explodierender Granaten hindurchriß. Während des ganzen chaotischen Treffens pflegte Aarfy nachdenklich an der Pfeife zu paffen und mit unbekümmerter Neugier durch McWatts Fenster den Krieg zu betrachten, als handele es sich dabei um eine weit entfernte Störung, die ihn keinesfalls berühren konnte. Aarfy war ein eingeschworener Altakademiker, der mit Begeisterung den Beifall für die Mannschaft seiner ehemaligen Universität organisierte, nichts so liebte wie Altherrentreffen und nicht genug Verstand besaß, sich zu fürchten. Yos-sarián besaß genug Verstand und fürchtete sich, und das einzige, was ihn davon zurückhielt, seinen Posten im Feuer zu verlassen und wie eine feige Ratte durch den Tunnel zurückzukriechen, war seine Abneigung, das Ausweichmanöver beim Abflug vom Ziel einem anderen anzuvertrauen. Es gab keinen Menschen auf der Welt, den er mit einer so unermeßlichen Verantwortung beehrt hätte. Er kannte niemanden, der ein ebenso großer Feigling war wie er. Yossarián flog die besten Ausweichmanöver im ganzen Geschwader, doch ahnte er nicht, warum das so war. Es gab keine festgelegten Regeln für Ausweichmanöver. Man brauchte dazu nichts weiter als Angst, und davon hatte Yossarián reichlich, mehr als Orr oder Hungry Joe, mehr sogar als Dunbar, der sich kleinmütig mit dem Gedanken abgefunden hatte, eines Tages sterben zu müssen. Yossarián hatte sich durchaus nicht damit abgefunden, und er kurvte bei jedem Einsatz nach dem Abwurf der Botnben um sein Leben, er brüllte McWatt zu »rechts, rechts, rechts, du Lump, rechts, rechts!«, und er haßte McWatt

dabei, als sei McWatt schuld daran, daß sie da oben in der Luft waren und drauf und dran, von Unbekannten ausradiert zu werden, und bei diesen Gelegenheiten benutzte niemand von der Besatzung die Bordverständigung, ausgenommen das eine, jämmerliche Mal, als die Schweinerei über Avignon passierte, als Dobbs mitten in der Luft durchdrehte und weinend um Hilfe zu rufen begann.

»Helft ihm, helft ihm«, schluchzte Dobbs. »Helft ihm, helft ihm!« »Wem denn, wem?« rief Yossarián zurück, nachdem er den Stekker der Bordverständigung wieder in die Dose geschoben hatte, der herausgesprungen war, als Dobbs Huple den Steuerknüppel wegriß und zu dem betäubenden, lähmenden, grauenhaften Sturzflug ansetzte, der Yossarián hilflos gegen die Decke der Kanzel drückte. Huple hatte sie gerettet, indem er Dobbs den Knüppel entwand und die Maschine ruckartig in die Horizontale brachte, leider jedoch mitten in einer puffenden Lage explodierender Granaten, denen sie soeben erfolgreich entkommen waren. O Gott, o Gott, hatte Yossarián stumm gefleht, während er, unfähig sich zu bewegen, mit dem Kopf an der Decke der Kanzel klebte. »Dem Bombenschützen, dem Bombenschützen«, schrie Dobbs, als er Yossarián sprechen hörte. »Er antwortet nicht. Er antwortet nicht. Helft dem Bombenschützen, helft dem Bombenschützen!«

»Ich bin ja der Bombenschütze!« schrie Yossarián zurück. »Ich bin der Bombenschütze! Mir fehlt nichts.«

»Dann helft ihm, helft ihm«, flehte Dobbs. »Helft ihm, helft ihm.« Und Snowden lag derweil sterbend im Heck.

Hungry Joe

Hungry Joe hatte zwar fünfzig Feindflüge hinter sich, doch nützte ihm das nichts. Seine Sachen waren gepackt, und er wartete wiederum auf den Marschbefehl in die Heimat. Des Nachts plagten ihn unheimliche Alpträume, und sein ohrenbetäubendes Geheul hinderte die Staffel am Schlaf, ausgenommen Huple, den fünfzehnjährigen Piloten, der sein Geburtsdatum gefälscht und sich in die Armee eingeschlichen hatte. Er und seine Lieblingskatze teilten Hungry Joes Zelt. Huple war ein leichter Schläfer, behauptete aber, Hungry Joe niemals schreien zu hören. Hungry

Joe war krank.

»Na wenn schon«, knurrte Doc Daneeka feindselig. »Laß dir sagen, Freund, ich hatte mein Schaf lein auf dem Trockenen! Glatte fünfzigtausend Piepen im Jahr und fast alles steuerfrei, denn meine Kunden mußten bar bezahlen. Dabei deckte mir die mächtigste Standesorganisation der Welt den Rücken. Und was passiert? Gerade als ich mich in allem Ernst daran machen will, den Rahm eimerweise abzuschöpfen, da erfinden sie den Faschismus und fangen einen Krieg an, der so gräßlich ist, daß er sogar mich in Mitleidenschaft zieht. Wenn ich jemanden wie Hungry Joe sich nachts die Seele aus dem Leibe schreien höre, kann ich bloß lachen. Lachen kann ich da bloß. Er, krank? Was glaubt er wohl, wie mir zu Mute ist?«

Hungry Joe steckte zu tief in seiner eigenen Misere, er konnte sich nicht auch noch über das Befinden von Doc Daneeka Gedanken machen. Da waren zum Beispiel die Geräusche. Kleine Geräusche versetzten ihn in Raserei, und er brüllte sich heiser. wenn Aarfy feucht glucksend an der Pfeife sog, wenn Orr leise klirrend bastelte, wenn MC Watt beim Poker jede Karte schnalzend aufdeckte, oder wenn Dobbs mit den Zähnen klapperte. während er ungeschickt durch die Gegend torkelte und alle erreichbaren Möbelstücke umrannte. Hungry Joe war eine zuckende, hochexplosive Masse, die verkörperte Reizbarkeit. Das stete Ticken einer Uhr in einem stillen Raum hämmerte wie ein Folauf terinstrument sein ungeschütztes Hirn ein. »Hör zu, Junge«, erklärte er Huple eines späten Abends scharf, »wenn du in diesem Zelt wohnen willst, dann tu gefälligst, wie ich tue. Du mußt deine Armbanduhr jeden Abend in ein Paar Wollsocken einrollen, und sie ganz unten in die Kleiderkiste legen.«

Huple schob trotzig den Unterkiefer vor, um Hungry Joe zu bedeuten, daß er sich nicht herumkommandieren lasse, und tat dann genau das, was von ihm verlangt worden war. Hungry Joe war ein ruheloser abgemagerter Wicht. Sein Gesicht bestand nur aus Haut und Knochen, und in den schwärzlichen Höhlen hinter seinen Augen zuckte es wie von zerstückelten Schlangen. Es war ein trostloses, von Kratern übersätes Gesicht, in das sich die Sorge eingefressen hatte wie Ruß in die Mauern einer verlassenen Grubenstadt. Hungry Joe aß gierig, er kaute

ununterbrochen an den Fingernägeln, er stotterte, keuchte und schwitzte, er wurde von Speichelfluß und Juckreiz gepeinigt und sprang wie besessen mit einer sehr komplizierten, schwarzen Kamera umher, mit der er unablässig nackte Mädchen zu photographieren versuchte. Aus den Bildern wurde nie etwas. Er vergaß entweder den Film einzulegen, Blitzlicht abzubrennen oder den Deckel von der Linse zu nehmen. Es ist gar nicht leicht, nackte Mädchen dazu zu überreden, für Bilder zu posieren, doch Hungry Joe hatte den Kniff heraus.

»Ich großer Photograph!« pflegte er zu schreien. »Ich großer Photograph von Life Magazine! Großes Bild für Titelseite. Si, si, si! Hollywood, Filmstar. Multi dinero, multi scandali, multi fuckifuck den ganzen Tag!« Nur wenige Frauen auf der Welt vermochten seinem einschmeichelnden Redefluß zu widerstehen, und Prostituierte pflegten eifrig aufzuspringen und mit Verve jede von ihm gewünschte Pose einzunehmen, so phantastisch sie auch sein mochte. Die Frauen waren Hungry Joes Tod. Er reagierte auf sie als Sexualwesen mit hemmungsloser Anbetung und Vergötzung. Sie waren liebliche, wonnespendende, tollmachende Verkörperungen des Wunderbaren, Instrumente des Vergnügens, zu gewaltig, um ganz erfaßt, zu hitzig, um ertragen, und zu köstlich, um von niedrigen, unwürdigen Männern in Gebrauch genommen zu werden. Ihre nackte Gegenwart in seinen Händen begriff er nur als ein kosmisches Versehen, das gewiß sogleich berichtigt werden würde, und er sah sich daher gezwungen, seinen fleischlichen Lüsten, soweit ihm das möglich war, in jenen flüchtigen Sekunden zu frönen, die er sich gegönnt glaubte, ehe jemand den Schaden entdeckte und ihm alles aus den Händen riß. Er wußte nie: sollte er sie vögeln oder photographieren; daß beides zugleich unmöglich war, hatte er bereits herausbekommen, und nun mußte er feststellen, daß es ihm sogar unmöglich war, auch nur eines von beiden zu tun, so sehr zersplitterte der Zwang zur Eile, von dem er unausweichlich geplagt wurde, seine Kräfte. Die Bilder kamen nie raus, und Hungry Joe kam nie rein. Das merkwürdigste blieb jedoch, daß Hungry Joe im Zivilleben wirklich Photograph für Life gewesen war.

Er war jetzt ein Held, und Yossarián hielt ihn für den größten Helden, den die Luftwaffe besaß, denn er hatte öfter als irgendein anderer Held die erforderte Anzahl von Feindflügen hinter sich gebracht. Im ganzen sechs Mal. Das erste Mal hatte Hungry Joe es geschafft, als fünfundzwanzig Feindflüge ausreichten, damit er seine Sachen packen, Jubelbriefe nach Hause schreiben und Sergeant Towser gutmütig schimpfend in den Ohren liegen durfte, weil der Marschbefehl zurück in die Heimat nicht kommen wollte. Während dieser Wartezeit verbrachte er seine Tage damit, vorm Zelt der Flugleitung hin und her zu schlurfen, alle Vorüberkommenden mit prahlerischen, dummen Witzen zu belästigen und den Sergeanten Towser immer, wenn dieser den Kopf aus dem Schreibstubenzelt steckte, im Spaß einen Lumpenhund zu schimpfen.

Hungry Joe hatte seinen fünfundzwanzigsten Einsatz während der Landung bei Salerno geflogen, als Yossarián im Lazarett lag, weil er sich beim Tiefflug über eine Luftwaffenhelferin auf der Reise nach Marrakesch den Tripper geholt hatte. Yossarián suchte Hungry Joe nach Kräften einzuholen, was ihm auch fast gelang, da er innerhalb von sechs Tagen sechs Einsätze flog. Der dreiundzwanzigste Flug jedoch ging nach Arezzo, wo Colonel Nevers abstürzte, und näher war Yossarián der Heimat nicht gekommen. Am nächsten Tag war bereits Colonel Cathcart da, blickte grimmig und stolz auf seine neue Einheit, und setzte zur Feier der Übernahme des Kommandos die erforderte Anzahl von Feindflügen von fünfundzwanzig auf dreißig herauf. Hungry Joe packte seine Sachen wieder aus und korrigierte seine Jubelbriefe. Er hörte auf, den Sergeanten Towser im Spaß zu beschimpfen. Statt dessen begann er den Sergeanten Towser zu hassen und ihn verstockt für alles verantwortlich zu machen, obwohl er wußte, daß Sergeant Towser weder für die Ankunft von Colonel Cathcart noch für die Verzögerung beim Eintreffen des Marschbefehls verantwortlich war, der Hungry Joe sieben Tage seither hätte früher und fünfmal retten können. Immer wenn Hungry Joe die erforderliche Anzahl von Feindflügen erreicht hatte, brach er unter der nervlichen Belastung zusammen, die es für ihn bedeutete, auf seinen Marschbefehl zu warten. Immer wenn er von der Liste der verfügbaren Piloten gestrichen wurde, gab er seinem kleinen Freundeskreis ein großes Fest. Er brachte dann die Whiskyflaschen zum Vorschein, die er bei seinen Kurierflügen ergattert hatte, er lachte und sang, schlurfte und schrie und wußte sich in seiner trunkenen Wonne

nicht zu lassen, bis ihm endlich die Augen zufielen und er friedlich einschlief. Sobald Yossarián, Nately und Dunbar ihn zu Bett gebracht hatten, begann er im Schlaf zu schreien. Wenn er morgens sein Zelt verließ, sah er abgehärmt, verängstigt und schuldbeladen aus und glich dem Wrack eines Menschen, das im Begriff ist, auseinanderzubrechen.

Die Alpträume suchten Hungry Joe mit der Pünktlichkeit von Sternkonstellationen in jeder Nacht heim, die er während der qualvollen Perioden im Staffelbereich verbrachte, wenn er nicht an Feindflügen teilnahm und wiederum auf den Marschbefehl in die Heimat wartete, der niemals eintraf. Labile Persönlichkeiten wie Dobbs und Captain Flume waren von Hungry Joes Wehgeheul so beeindruckt, daß sie ebenfalls kreischend unter Alpträumen zu leiden begannen, und die schrillen Obszönitäten, die sie von ihrem jeweiligen Schlafplatz im Staffelbereich her ausstießen, schallten romantisch durch die Dunkelheit wie die Balzrufe von sittlich verkommenen Singvögeln. Colonel Korn griff mit fester Hand in eine Entwicklung ein, die er für ungesund hielt. Der Ausweg, den er fand, bestand darin, Hungry Joe die Kuriermaschine fliegen zu lassen, was ihn wöchentlich vier Nächte hintereinander aus dem Staffelbereich entfernte, und dieser Ausweg erwies sich, wie alle von Colonel Korn erdachten Auswege, als gangbar.

Immer, wenn Colonel Cathcart die Anzahl der erforderlichen Feindflüge heraufsetzte und Hungry Joe damit von neuem aktiviert wurde, hörten seine Alpträume auf, und Hungry Joe ging mit erleichtertem Lächeln zu seinem Normalzustand von Angst über. Yossarián las Hungry Joes Schrumpfgesicht wie eine Zeitungsüberschrift. Die Neuigkeiten waren gute, wenn Hungry Joe schlecht, und schlecht, wenn Hungry Joe gut aussah. Hungry Joes perverse Reaktionen stellten für jedermann eine merkwürdige Erscheinung dar, nur nicht für Hungry Joe, der hartnäckig alles abstritt.

»Wer träumt?« erwiderte er, als Yossarián ihn fragte, was er eigentlich träume.

»Joe, warum gehst du nicht mal zu Doc Daneeka?« schlug Yossarián vor.

»Warum sollte ich zu Doc Daneeka gehen? Ich bin doch nicht krank.«

- »Und deine Alpträume?«
- »Ich weiß nichts von Alpträumen«, log Hungry Joe.
- »Vielleicht kann er etwas dagegen tun.«
- »Alpträume sind nichts Unrechtes«, erwiderte Hungry Joe. »Alle haben Alpträume.«

Nun glaubte Yossarián ihn erwischt zu haben. »Jede Nacht?« fragte er. »Warum nicht jede Nacht?« wollte Hungry Joe wissen.

Und das erschien plötzlich auch ganz einleuchtend. Warum nicht jede Nacht? Es war durchaus einleuchtend, daß man jede Nacht vor Angst schrie. Es war einleuchtender als Applebys Verhalten, der ein Vorschriftenfanatiker war und der, als er sich auf dem Herflug mit Yossarián zerstritten hatte. Kraft befahl, Yossarián zu befehlen, seine Atebrintabletten zu schlucken. Hungry Joes Verhalten war einleuchtender als das von Kraft, der tot war, ohne weitere Umstände von einem explodierenden Motor ins Verderben gerissen, als Yossarián seine Formation von sechs Bombern zum zweiten Mal Ferrara anfliegen ließ. Das Geschwader hatte trotz des Zielgerätes, das eine Bombe aus fünfzehnhundert Meter Höhe in ein Gurkenfaß befördern konnte, die Brücke bei Ferrara nun schon zum siebten Mal verfehlt, und es war bereits eine Woche vergangen, seitdem Colonel Cathcart sich erboten hatte, die Brücke innerhalb von vierundzwanzig Stunden durch seine Maschinen zerstören zu lassen. Kraft war ein magerer, harmloser Junge aus Pennsylvania, der nichts weiter wollte als beliebt sein, und dem es bestimmt war, selbst mit einem so bescheidenen und entwürdigenden Ehrgeiz zu scheitern. Statt beliebt zu sein, war er tot, ein blutendes Holzscheit auf dem barbarischen Scheiterhaufen, und in den letzten, kostbaren Sekunden, während der einer Tragfläche beraubte Bomber abtrudelte, hatte man von ihm nichts gehört. Er hatte ein Weilchen harmlos existiert und war dann brennend über Ferrara abgestürzt, am siebten Tage, während Gott ausruhte, als McWatt umkehrte und Yossarián ihn zum zweiten Anflug auf das Ziel leitete, weil Aarfy ganz durcheinander war und Yossarián seine Bomben beim ersten Anflug nicht hatte werfen können.

»Da werden wir wohl nochmal umkehren müssen, was?« hatte McWatt düster über die Bordverständigung gefragt.

»Das werden wir wohl«, sagte Yossarián.

»Müssen wir?« fragte McWatt.

»Ja.«

»Na schön«, krähte McWatt, »was soll schon sein.« Und so waren sie zurückgeflogen, während die anderen Staffeln ungefährdet in der Ferne kreisten und die Hermann-Göring-Division da unten krachend einzig auf sie aus allen Rohren das Feuer eröffnete.

Colonel Cathcart war mutig, und er zögerte nie, seine Männer für einen Kampfauftrag freiwillig zu melden. Kein Ziel war so gefährlich, daß sein Geschwader es nicht hätte anfliegen können, geradeso wie kein Ball so raffiniert über den Tisch gesaust kam, daß Appleby ihn nicht hätte zurückschlagen können. Appleby war ein guter Pilot und ein übermenschlicher Tischtennisspieler, der Rillen in den Pupillen hatte und nie einen Punkt verlor. Einundzwanzig Angaben waren alles, was Appleby benötigte, um seinen Gegner mit Schande zu bedecken. Sein Ruhm am Pingpongtisch war schon Legende, und Appleby gewann jedes Spiel, das er begann, bis zu jenem Abend, da Orr sich an Gin und Obstsaft betrank und Applebys Stirn mit dem Schläger malträtierte, nachdem Appleby jede von Orrs ersten fünf Angaben zurückgeschmettert hatte. Als Orr seinen Schläger geworfen hatte, sprang er auf den Tisch und kam über das Netz gesegelt, die Füße voran, die er Appleby mitten ins Gesicht pflanzte. Ein unerhörter Lärm brach los. Appleby brauchte fast eine ganze Minute, um sich von Orrs wirbelnden Armen und Beinen freizumachen, sich aufzurichten, Orr am Schlips zu packen und mit einer Hand vor sich hinzuhalten, während er mit der anderen ausholte, um Orr totzuschlagen. In diesem Augenblick trat Yossarián vor und nahm ihm Orr weg. Es war ein Abend der Überraschungen für Appleby, der ebenso groß und stark war wie Yossarián und Yossarián aus Leibeskräften einen Schwinger versetzte, der Häuptling White Halfoat so begeisterte, daß er sich umdrehte und Colonel Moodus einen Schlag auf die Nase knallte, was General Dreedle mit so aufrichtiger Dankbarkeit erfüllte, daß er den Kaplan durch Colonel Cathcart aus dem Kasino werfen ließ und Befehl gab, Häuptling White Halfoat in das Zelt von Doc Daneeka zu verbringen, und ihn vierundzwanzig Stunden täglich unter ärztlicher Überwachung und in erstklassiger Kondition zu halten, damit er auf Wunsch von General Dreedle jederzeit Colonel Moodus die Nase einschlagen konnte. Gelegentlich unternahm General Dreedle mit Colonel Moodus und seiner Pflegerin die weite Reise vom Stab einzig, um seinem Schwiegersohn durch Häuptling White Halfoat eins auf die Nase hauen zu lassen. Häuptling White Halfoat wäre viel lieber in dem Wohnwagen geblieben, den er mit Captain Flume teilte, dem schweigsamen, gehetzten Presseoffizier der Staffel, der den größten Teil seiner Abende damit verbrachte, die Photographien zu entwickeln, die tags darauf mit seinen Artikeln hinausgehen sollten. Captain Flume verbrachte so viele Abendstunden als möglich in seiner Dunkelkammer, legte sich schließlich mit verschränkten Fingern und einer Hasenpfote um den Hals nieder und versuchte aus Leibeskräften, wach zu bleiben. Er lebte in tödlicher Angst vor Häuptling White Halfoat. Captain Flume war besessen von der Vorstellung, der Häuptling werde sich eines Nachts, wenn er, Flume, in tiefem Schlaf läge, auf Zehenspitzen seinem Bett nähern und ihm den Hals von einem Ohr zum anderen aufschlitzen. Captain Flume hatte diesen Einfall Häuptling White Halfoat zu verdanken, der wirklich eines Nachts, als Captain Flume im Begriff war, einzuschlafen, an dessen Bett trat und ihm geheimnisvoll drohend zuflüsterte, daß, wenn er, Captain Flume, eines Nachts fest schlafe, er, Häuptling White Halfoat, ihm den Hals von einem Ohr zum anderen aufschlitzen werde. Captain Flume erstarrte zu einem Eisblock und seine weitaufgerissenen Augen glotzten unmittelbar in die des betrunkenen Häuptlings, die nur wenige Zentimeter über ihm im Dunkel leuchteten. »Warum?« brachte Captain Flume schließlich halb erstickt heraus.

»Warum nicht?« war die Antwort des Häuptlings gewesen. Seither hatte Captain Flume sich jeden Abend gezwungen, so lange wie möglich wach zu bleiben. Dabei kamen ihm Hungry Joes Alpträume außerordentlich zustatten. Während Captain Flume Nacht um Nacht gespannt auf Hungry Joes rasendes Geheul lauschte, begann er Hungry Joe zu hassen, und er wünschte endlich, der Häuptling möge doch eines Nachts an Hungry Joes Bett schleichen und Hungry Joe die Kehle von Ohr zu Ohr aufschlitzen. In Wahrheit jedoch schlief Captain Flume fast jede Nacht wie ein Stein und träumte nur, daß er wach sei. Diese Träume waren so überzeugend, daß er jeden Morgen völlig erschöpft aus

ihnen erwachte und sofort wieder einschlief. Seit dessen erstaunlicher Metamorphose hatte Häuptling White Halfoat Captain Flume beinahe lieb gewonnen. Eines Abends war Captain Flume als munterer Extrovertierter zu Bett gegangen und am Morgen darauf hatte er es als grübelnder Introvertierter verlassen. Der Häuptling betrachtete diesen neuen Captain Flume stolz als sein eigenes Geschöpf. Er hatte niemals beabsichtigt, Captain Flumes Kehle von einem Ohr zum anderen aufzuschlitzen. Mit einer solchen Tat zu drohen, entsprach vielmehr seiner Auffassung von Humor ebenso wie seine ständig wiederholte Drohung, an Lungenentzündung sterben zu wollen, Colonel Moodus die Nase einzuschlagen oder Doc Daneeka zum Ringkampf auf Indianerart herauszufordern. Wenn der Häuptling abends betrunken ins Zelt taumelte, hatte er keinen anderen Wunsch, als gleich zu schlafen, und Hungry Joe hinderte ihn oft daran. Hungry Joes Alpträume ließen Häuptling White Halfoat eine Gänsehaut über den Rücken laufen, und er wünschte oft, jemand möge sich in Hungry Joes Zelt schleichen, Huples Katze von seinem Gesicht heben, und ihm die Kehle von Ohr zu Ohr aufschlitzen, damit die Staffel endlich einmal wieder ruhig schlaausgenommen fen könne. natürlich Captain Obwohl Häuptling White Halfoat General Dreedle zu Gefallen Colonel Moodus immer mal wieder die Nase einschlug, galt er doch nach wie vor als Außenseiter. Das gleiche traf für Major Major zu, den Staffelkommandeur, der das erfahren mußte, als Colonel Cathcart am Tage nach dem Tod von Major Duluth über Perugia in seinem Jeep angebraust kam, um Major Major mitzuteilen, daß er ab sofort S'taffelkommandeur sei. Colonel Cathcart bremste mit guietschenden Reifen Zentimeter von der Eisenbahntrasse entfernt, welche die Nase seines Jeeps von dem leicht geneigten Korbballparadies trennte, aus dem Major Major schließlich mit Tritten, Püffen, Steinwürfen und Schlägen von eben jenen Männern vertrieben wurde, die beinahe seine Freunde geworden wären.

»Sie sind der neue Staffelkommandeur«, hatte Colonel Cathcart über den Graben hinweg gebrüllt. »Glauben Sie aber ja nicht, daß das etwas zu bedeuten hätte, das hat es nämlich nicht. Er bedeutet nichts weiter, als daß Sie der neue Staffelkommandeur sind.« Und ebenso plötzlich wie Colonel Cathcart gekommen war, brau-

ste er auch wieder ab, riß den aufheulenden Jeep herum, und die leerdrehenden Räder bedeckten Major Majors Gesicht mit einem feinen Sprühregen aus Dreck. Major Major war beim Anhören dieser Neuigkeit zur Salzsäule erstarrt. Da stand er nun, der Sprache beraubt, dünn und schlaksig, einen zerschrammten Korbball in den langen Fingern, und die Saat des Hasses, die Colonel Cathcart so eilig ausgestreut hatte, ging in den Soldaten auf, die ihn umstanden, die Korbball mit ihm gespielt und ihm erlaubt hatten, sich ihnen mehr befreundet zu fühlen als irgend jemandem jemals zuvor in seinem Leben. Das Weiße seiner verträumten Augen vergrößerte sich und wurde stumpf, während sein Mund sehnsüchtig und vergebens gegen die vertraute, undurchdringliche Einsamkeit kämpfte, die ihn von neuem umwallte, wie ein erstickender.Nebel.

Ebenso wie alle anderen Offiziere des Geschwaders, ausgenommen Major Danby, war Colonel Cathcart vom demokratischen Geist durchdrungen. Er hielt dafür, daß alle Menschen gleich geboren seien, und brachte infolgedessen allen nicht zum Stabe gehörenden Personen die gleiche Verachtung entgegen. Immerhin glaubte er an seine Männer. Wie er ihnen immer wieder im Unterricht versicherte, hielt er sie für wenigstens zehn Feindflüge besser als jede andere Einheit; und er sagte, ein jeder, der das in ihn gesetzte Vertrauen nicht teile, solle sich zum Teufel scheren. Der einzige Weg, sich zum Teufel zu scheren, war aber, wie Yossarián erfuhr, als er auf Besuch zum Exgefreiten Wintergreen flog, weitere zehn Einsätze zu fliegen.

»Ich verstehe es noch immer nicht«, klagte Yossarián. »Hat Doc Daneeka nun recht oder nicht?«

»Wie viele, hat er gesagt?«

»Vierzig.«

»Dann hat Doc Daneeka die Wahrheit gesagt«, gab der Exgefreite Wintergreen zu. »Soweit der Stab der 27. Luftflotte betroffen ist, braucht ihr nur vierzig Einsätze zu fliegen.« Yossarián frohlockte. »Dann kann ich ja nach Hause! Ich habe achtundvierzig Einsätze.«

»Nein, Sie können nicht nach Hause«, berichtigte ihn der Exgefreite Wintergreen. »Sind Sie verrückt, oder was?« »Was hindert mich?«

»Der IKS-Haken «

»Der IKS-Haken?« Yossarián war platt. »Was hat denn der IKS-Haken damit zu tun?«

»Laut IKS«, erwiderte Doc Daneeka geduldig, nachdem Hungry Joe wieder mit Yossarián in Pianosa gelandet war, »muß man immer tun, was die Vorgesetzten anordnen.« »Aber bei der 27. Luftflotte heißt es, daß man nach vierzig Feindflügen heimgeschickt werden kann.«

»Es heißt aber nicht, daß man heimgeschickt werden muß. Und laut Vorschrift muß man jeden Befehl ausführen. Da sitzt der Haken. Selbst wenn der Colonel eine Anweisung der 27. Luftflotte mißachtet, indem er mehr Einsätze befiehlt, müßtest du fliegen, sonst hättest du dich einer Befehlsverweigerung schuldig gemacht. Und dann würde die 27. Luftflotte dir wirklich an den Kragen gehen.«

Yossarián sackte enttäuscht zusammen. »Ich muß also alle fünfzig Einsätze fliegen?« fragte er kummervoll.

»Alle fünfundfünfzig«, berichtigte ihn Doc Daneeka. »Wieso alle fünfundfünfzig?«

»Alle fünfundfünfzig Feindflüge, die der Colonel jetzt von jedem einzelnen verlangt.«

Hungry Joe stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und begann zu grinsen, als er das hörte. Yossarián packte Hungry Joe am Schlaffittchen und ließ sich auf der Stelle von ihm zum Exgefreiten Wintergreen zurückfliegen.

»Was würde man wohl tun«, fragte er vertraulich, »wenn ich mich weigerte, fünfundfünfzig Einsätze zu fliegen?«

»Wir würden Sie vermutlich erschießen lassen«, erwiderte der Exgefreite Wintergreen.

»Wir?« rief Yossarián überrascht. »Was soll das heißen, wir? Seit wann sind Sie denn auf deren Seite?«

»Auf wessen Seite soll ich wohl sein, wenn Sie erschossen werden?« versetzte der Exgefreite Wintergreen.

Yossarián zuckte gequält zusammen. Colonel Cathcart war ihm wieder einmal über.

McWatt

Für gewöhnlich war McWatt Yossariáns Pilot. McWatt rasierte sich jeden Morgen in einem schreiend roten, sauberen Schlaf-

anzug vor seinem Zelt und gehörte zu den merkwürdigen, unverständlichen Dingen, von denen Yossarián umgeben war. Mc-Watt war vermutlich der verrückteste Kampfflieger von allen, denn er war völlig normal und hatte trotzdem nichts gegen den Krieg einzuwenden. Er war eine kurzbeinige, breitschultrige, lächelnde junge Seele, pfiff unablässig flotte Schlagermelodien vor sich hin, und die Schnalzlaute, mit denen er beim Poker oder Siebzehn und Vier das Aufdecken jeder einzelnen Karte begleitete, setzten Hungry Joe so zu, daß er außer sich geriet und to-McWatt solle verlangte. das Schnalzen »Du Aas, du tust es nur, weil du weißt, daß ich es nicht ertragen kann«, schrie Hungry Joe, während Yossarián ihm beschwichtigend eine Hand auf die Schulter legte. »Er tut es bloß, weil er will. Dii verfluchtes mich schreien hören McWatt kräuselte schuldbewußt die zarte, sommersprossige Nase und verschwor sich, niemals wieder zu schnalzen. Er vergaß seinen Schwur jedoch immer wieder. McWatt trug zu seinem roten Schlafanzug pelzgefütterte Pantoffeln und schlief zwischen frisch gebügelten bunten Laken, von denen Milo ein halbes dem grinsenden Dieb mit dem süßen Zahn im Austausch gegen von Yossarián geborgte kernlose Datteln weggenommen hatte. Mc-Watt war tief beeindruckt von Milo, der zur Belustigung von Korporal Snark, seinem Küchenunteroffizier, bereits angefangen hatte, Eier für sieben Cent das Stück zu kaufen und sie für fünf Cent zu verkaufen. McWatt war jedoch nicht so beeindruckt von Milo, wie Milo von dem Attest beeindruckt war, das Yossarián Daneeka fiir seine Leber erhalten Doc »Was ist das?« hatte Milo entsetzt gerufen, als er auf die riesige Kiste voller Trockenfrüchte, Obstkonserven und Fruchtsäfte stieß, die zwei der italienischen Arbeiter, welche Major — de Coverley für die Küche geraubt hatte, zu Yossarián ins Zelt zu tragen im Begriff waren.

»Das ist Captain Yossarián«, sagte Korporal Snark und grinste herablassend. Korporal Snark war ein versnobter Intellektueller, der glaubte, seiner Zeit zwanzig Jahre voraus zu sein und dem es keinen Spaß machte, zu den Massen herabzukochen. »Er hat ein Attest von Doc Daneeka, daß er so viel Obst und Obstsäfte abholen darf, wie er will.« »Was ist das?« rief Yossarián, als Milo erblaßte und zu schwanken begann.

»Das ist Leutnant Milo Minderbinder, Sir«, sagte Korporal Snark und blinzelte höhnisch. »Einer unserer neuen Piloten. Während Ihres Lazarettaufenthaltes ist er Meßoffizier geworden.« »Was ist das?« rief McWatt, als Milo ihm am späten Nachmittag ein halbes seiner Bettlaken aushändigte.

»Es ist die Hälfte von dem Laken, das heute früh aus deinem Zelt geklaut wurde«, erklärte Milo hochbefriedigt, während sein rostfarbener Schnurrbart nervös zuckte. »Ich wette, du weißt nicht mal, daß es überhaupt gestohlen worden ist.« »Warum sollte wohl jemand ein halbes Bettlaken stehlen?« fragte Yossarián.

Milo wurde verwirrt. »Du verstehst das nicht«, protestierte er. Yossarián begriff auch nicht, warum Milo sich so darum riß, einen Anteil an dem Attest von Doc Daneeka zu erwerben, das in seinem Wortlaut ganz eindeutig war. »Geben Sie Yossarián so viel Obst und Obstsäfte, wie er verlangt«, hatte Doc Daneeka geschrieben. »Er behauptet, eine empfindliche Leber zu haben.« »Ein solcher Brief«, murmelte Milo verzweifelt, »kann jeden Meßoffizier ruinieren.« Milo war der Kiste mit den für ihn verlorenen Vorräten wie ein Leidtragender durch den Staffelbereich bis zu Yossariáns Zelt gefolgt, nur um das Attest noch einmal zu lesen. »Ich muß dir so viel geben, wie du verlangst. Und dabei heißt es in dem Attest nicht einmal, daß du alles selber essen mußt «

»Gott sei Dank nicht«, sagte Yossarián, »ich esse nämlich nichts davon. Ich habe eine empfindliche Leber.«

»Richtig, das war mir entfallen«, sagte Milo mit ehrfürchtig gesenkter Stimme. »Ist es sehr schlimm mit der Leber?« »Gerade schlimm genug«, erwiderte Yossarián heiter.

»Ah«, sagte Milo. »Was heißt das?«

»Das heißt, es könnte nicht besser sein . ..«

»Ich glaube, ich verstehe nicht.«

».., ohne schlechter zu werden. Verstehst du jetzt?«

»Ja, ich verstehe es wohl, aber begreifen kann ich es immer noch nicht.«

»Nun, zerbrich dir deshalb nicht den Kopf. Laß mich mir meinen Kopf darüber zerbrechen. Ich habe nämlich gar keine überempfindliche Leber. Ich habe nur die Symptome. Ich habe ein Garnett-Fleischaker Syndrom.«

»Aha«, sagte Milo, »und was ist ein Garnett-Fleischaker Syndrom?«

»Eine empfindliche Leber.«

»So«, sagte Milo und begann seine schwarzen Augenbrauen zu kneten, wobei er aussah, als empfinde er innerlich große Schmerzen und warte darauf, daß sie nachließen. »In diesem Fall«, sagte er schließlich, »mußt du wohl sehr vorsichtig mit dem Essen sein.«

»Ja, sehr vorsichtig«, erklärte ihm Yossarián. »Es ist gar nicht einfach, an ein gutes Garnett-Fleischaker Syndrom zu kommen, und ich will meins nicht ruinieren. Deshalb esse ich auch niemals Obst.«

»Jetzt begreife ich endlich«, sagte Milo. »Obst ist schädlich für deine Leber.«

»Nein, Obst bekommt meiner Leber ausgezeichnet, und eben deshalb esse ich keins.«

»Aber was machst du denn damit?« verlangte Milo zu wissen, der sich beharrlich durch diese steigende Verwirrung einen Weg gebahnt hatte, um endlich die Frage hervorstoßen zu können, die ihm auf den Lippen brannte. »Verkaufst du es?« »Ich verschenke es.«

»An wen?« rief Milo, und seine Stimme zitterte vor Gram.

»An jeden, der es haben will«, schrie Yossarián ihn seinerseits an.

Milo stieß ein gedehntes, melancholisches Geheul aus und begann zu schwanken. Schweißperlen bedeckten sein aschgraues Gesicht. Er zupfte zerstreut an seinem unglückseligen Schnurrbart und zitterte am ganzen Leibe.

»Einen großen Teil gebe ich an Dunbar«, fuhr Yossarián fort.

»Dunbar?« wiederholte Milo mühsam.

»Ganz recht. Dunbar kann soviel Obst essen wie er will, ohne daß es ihm im mindesten nützt. Ich lasse die Kiste einfach offen vor dem Zelt stehen, und wer vorbeikommt und Appetit hat, nimmt sich was raus. Aarfy holt sich hier Pflaumen; er behauptet, er bekommt in der Messe nie genug Pflaumen. Prüf das mal gelegentlich nach, denn für mich ist es kein Spaß, wenn Aarfy sich hier herumdrückt. Wenn der Vorrat zu Ende geht, füllt Korporal Snark ihn wieder auf. Wenn Nately nach Rom fliegt, nimmt er immer eine ganze Ladung Obst mit. Er hat sich da in

eine Nutte verliebt, die mich nicht leiden kann und die sich nicht das geringste aus ihm macht. Sie hat eine jüngere Schwester, die ihn nie allein mit ihr im Bett läßt, und die beiden leben mit einem alten Mann, einer Frau und einer Horde von anderen Mädchen mit netten dicken Beinen, die da auch herumspringen, zusammen in einer Wohnung. Nately bringt bei jedem Besuch eine ganze Kiste voll Obst mit.«

»Verkaufter ihnen das Zeug?«

»Nein, er schenkt es ihnen.«

Milo runzelte die Stirn. »Nun, das ist gewiß sehr großzügig von ihm«, sagte er ohne jede Begeisterung.

»Ja, sehr großzügig«, stimmte Yossarián zu.

»Und es verstößt wohl auch nicht gegen die Vorschriften«, sagte Milo, »da das Zeug dir gehört, sobald du es von mir bekommen hast. Ich nehme an, jene Leute dort in Rom sind angesichts des herrschenden Mangels sehr glücklich dariiber.« »Ja, sehr glücklich«, versicherte Yossarián ihm. »Die beiden Mädchen verhökern alles auf dem Schwarzen Markt, und von dem Erlös kaufen sie falschen Schmuck und billiges Parfüm.« Milo spitzte die Ohren. »Schmuck!« rief er. »Davon wußte ich nichts. Wieviel bezahlen sie fiir das Parfüm?« gar »Der alte Mann kauft von seinem Anteil Whisky und schweinische Bilder. Er ist ein Lüstling.«

»Ein Lüstling?«

»Du würdest dich wundern.«

»Gibt es in Rom einen Markt für schweinische Bilder?« fragte Milo.

»Du würdest dich wundern. Zum Beispiel Aarfy. Den würde man doch nie dafür halten.«

»Für einen Lüstling?«

»Nein, für einen Navigationsoffizier. Du kennst doch Captain Aardvaark, oder nicht? Das ist der Bursche, der euch so nett begrüßt hat: >Den guten Aaardvaark nennt man mich, einen beßren Navigator find't ihr nicht.< Er trägt eine Pfeife im Gesicht und hat dich wahrscheinlich gefragt, auf welchem College du warst. Kennst du ihn?«

Milo hatte gar nicht zugehört. »Laß mich dein Teilhaber werden«, rief er jetzt bittend.

Yossarián wies ihn ab, wenn er auch nicht daran zweifelte, daß

sie das Recht haben würden, ganze Lastwagen voller Obst nach Gutdünken zu verwenden, sobald Yossarián sie auf Doc Daneekas Attest hin von der Küche bezogen hatte. Milo war sehr niedergeschlagen, doch von jenem Augenblick an vertraute er Yossarián alle seine Geheimnisse an bis auf eines, da er ganz richtig schloß, daß jemand, der sich weigert, sein Vaterland zu bestehlen, auch sonst niemanden bestiehlt. Milo vertraute Yossarian alle seine Geheimnisse an bis auf das der Löcher in den Bergen, in denen er sein Geld versteckte, seitdem er nach seiner Rückkehr aus Smyrna mit einem Flugzeug voller Datteln von Yossarián erfahren hatte, daß ein CID-Mensch im Lazarett aufgetaucht war. Milo, der arglos genug gewesen war, sich freiwillig als Meßoffizier zur Verfügung zu stellen, sah darin eine geheiligte Vertrauensstellung.

»Ich wußte gar nicht, daß wir nicht genug Pflaumen ausgeben«, hatte er an jenem ersten Tage gestanden. »Vermutlich liegt es daran, daß ich noch so neu bin. Ich werde das mit meinem Chefkoch besprechen.«

Yossarián warf ihm einen scharfen Blick zu. »Mit welchem Chefkoch? Du hast keinen Chefkoch.«

»Mit Korporal Snark«, erläuterte Milo und blickte ein wenig schuldbewußt beiseite. »Er ist der einzige Koch, den ich habe, und daher ist er wirklich mein Chefkoch, wenn ich auch hoffe, ihn mit der Zeit auf Verwaltungsdinge beschränken zu können. Korporal Snark neigt zu schöpferischen Extratouren. Er glaubt, ein Küchenunteroffizier sei eine Art Künstler, und klagt dauernd, er werde gezwungen, sein Talent zu prostituieren. Dabei verlangt kein Mensch etwas derartiges! Weißt du übrigens zufällig, warum er zum Gemeinen degradiert wurde und jetzt erst wieder Korporal geworden ist?«

»Ja«, sagte Yossarián. »Er hat das Geschwader vergiftet.« Milo wurde wieder bleich. »Was hat er getan?« »Um den Beweis zu führen, daß wir den Geschmack von Philistern haben und gut nicht von schlecht unterscheiden können, hat er große Mengen Waschseife in den Kartoffelbrei gemischt. Die ganze Staffel war krank, und es konnten keine Einsätze geflogen werden.«

»So so!« sagte Milo und kniff die Lippen mißbilligend zusammen. »Da ist ihm hoffentlich klar geworden, wie sehr er sich ge-

irrt hat.«

»Im Gegenteil«, berichtigte Yossarián. »Er hat gemerkt, wie recht er hatte. Wir haben den Kartoffelbrei tellerweise verdrückt und immer noch mehr verlangt. Wir wußten zwar, daß wir krank, aber nicht, daß wir vergiftet waren.«

Milo schniefte zweimal konsterniert wie ein braungefleckter Feldhase. »In diesem Fall werde ich darauf bestehen, daß er nur noch mit der Verwaltung zu tun hat. Ich möchte nicht, daß sich so etwas wiederholt, während ich die Messe leite. Mein Ziel ist nämlich«, vertraute er Yossarián ernst an, »den Männern dieses Geschwaders die besten Mahlzeiten der Welt zu servieren. Ist das nicht ein würdiges Ziel? Ein Meßoffizier, der sich weniger vornimmt, hat nach meiner Ansicht nicht das Recht, Meßoffizier zu sein. Findest du nicht auch?«

Yossarián wandte sich um und sah Milo gemächlich prüfend und voller Mißtrauen an. Er erblickte ein schlichtes, ehrliches Gesicht ohne Falsch, ein unverstelltes, offenes Gesicht mit unsymmetrisch angeordneten, großen Augen, rostfarbigem schwarzen Augenbrauen und einem unglückseligen, rötlich-braunen Schnurrbart. Milo besaß eine lange, dünne Nase, deren schnüffelnde, feuchte Nüstern scharf nach rechts abbogen und immer in eine andere Richtung wiesen als die, in die er gerade blickte. Es war das Gesicht eines Mannes von erprobter Unbestechlichkeit, der die moralischen Prinzipien, auf denen seine Tugend ruhte, ebensowenig vorsätzlich verletzen als sich in einen kriechenden Wurm verwandeln konnte. Einer dieser moralischen Grundsätze lautete: es ist keine Sünde, in jeder Lage den höchsten Preis zu fordern. Er war imstande, machtvolle Ausbrüche selbstgerechter Entrüstung zu inszenieren, und als er erfuhr, daß sich ein CID-Mensch in der Gegend umhertrieb und nach ihm Empörung kannte seine keine »Er ist gar nicht hinter dir her«, sagte Yossarián, bemüht, ihn zu beschwichtigen. »Er sucht den, der im Lazarett als Zensor mit Washington Irving unterschrieben hat.«

»Ich habe niemals einen Brief mit Washington Irving unterschrieben«, erklärte Milo.

»Selbstverständlich nicht.«

»Das ist aber auch nur ein Vorwand, mit dem ich zu dem Geständnis gezwungen werden soll, auf dem Schwarzen Markt

Geld verdient zu haben.« Milo zerrte heftig an seinem räudigen, farblosen Schnurrbart, »Ich kann solche Kerle nicht leiden. Immer kommen sie und schnüffeln Leuten wie uns hinterher. Warum kümmert man sich nicht lieber um jemanden wie den Exgefrei ten Wintergreen? Der respektiert keine Dienstvorschrift, schert sich um keinen Befehl und unterbietet meine Preise.« Milos Schnurrbart war insofern unglückselig, als die beiden Hälften nicht recht zueinander paßten. Darin glichen sie Milos unsymmetrisch angeordneten Augen, die niemals zur gleichen Zeit den gleichen Gegenstand betrachteten. Milo vermochte mehr zu sehen als die meisten anderen, doch sah er nichts sehr deutlich. Milo hatte zwar mit Empörung auf die Nachricht von dem Treiben des CID-Menschen reagiert, Yossariáns Mitteilung, Colonel Cathcart habe die Anzahl der erforderten Feindflüge auf fünfundfünfzig heraufgesetzt, nahm er jedoch gefaßt und mutig entgegen.

»Wir befinden uns im Krieg«, sagte er, »es hat keinen Zweck, sich über die Anzahl der Feindflüge, die wir ausführen müssen, zu beklagen. Wenn der Colonel sagt, wir müssen fünfundfünfzig Einsätze fliegen, dann müssen wir sie eben fliegen.« »Nun, ich jedenfalls nicht«, verschwor sich Yossarián. »Ich melde mich bei Major Major.«

»Wie willst du das machen? Major Major läßt sich niemals sprechen.«

»Dann lege ich mich wieder ins Lazarett.«

»Du bist doch erst vor zehn Tagen rausgekommen«, erinnerte Milo tadelnd. »Du kannst doch nicht jedesmal, wenn etwas geschieht, was dir nicht paßt, ins Lazarett laufen. Nein, es ist schon am besten, du fliegst. Das ist unsere Pflicht.« Milos zartes Gewissen gestattete ihm nicht, ein Paket entkernter Datteln aus dem Speisesaal an sich zu nehmen, denn Nahrungsmittel, die sich im Speisesaal befanden, galten noch als Staatseigentum.

»Ich kann mir aber welche von dir borgen«, erklärte er Yossariän, »denn das Obst gehört dir, sobald du es gegen Vorweisung des ärztlichen Attestes von mir erhalten hast. Du kannst damit tun, was du willst, kannst es sogar mit großem Profit verkaufen, statt es wegzuschenken. Möchtest du das nicht vielleicht mit mir zusammen tun?«

»Nein.«

Milo gab auf. »So borge mir ein Päckchen entkernter Datteln«, bat er. »Ich gebe sie dir wieder. Ich schwöre, daß ich sie dir wiedergebe, und noch ein bißchen was dazu.«

Milo erwies sich als Ehrenmann. Als er mit dem ungeöffneten Päckchen Datteln und dem grinsenden Dieb mit dem süßen Zahn zurückkam, der McWatts Bettlaken gestohlen hatte, reichte er Yossarián ein Viertel von McWatts gelbem Bettlaken. Dieses Stück Laken gehörte nun Yossarián. Er hatte es im Schlaf verdient, wenn er auch nicht begriff, auf welche Weise. Auch McWatt begriff das nicht.

»Was ist das?« rief MC Watt und starrte verständnislos auf die abgetrennte Hälfte seines Bettlakens.

»Das ist die Hälfte von dem Laken, das heute früh aus deinem Zelt geklaut wurde«, erläuterte Milo. »Ich wette, du weißt nicht mal, daß es überhaupt geklaut worden ist.«

»Warum sollte wohl jemand ein halbes Bettlaken stehlen?« fragte Yossarián.

Milo wurde verwirrt. »Du verstehst das nicht«, protestierte Milo. »Er hat das ganze Laken gestohlen, und mit Hilfe des von dir investierten Paketes Datteln habe ich es zurück bekommen. Darum gehört ein Viertel des Lakens dir. Du hast mit deiner Investition einen sehr guten Profit erzielt, um so mehr, als du jede einzelne Dattel zurück bekommst, die du mir gegeben hast.« Dann wandte sich Milo an McWatt. »Das halbe Laken gehört dir, denn ursprünglich hat dir das ganze Laken gehört. Ich verstehe nicht, worüber du dich beklagst! Wenn Captain Yossarián und ich uns nicht für dich verwendet hätten, hättest du jetzt gar nichts.« »Wer beklagt sich denn?« sagte McWatt. »Ich überlege nur, was ich mit einem halben Bettlaken anfangen kann.«

»Man kann mit einem halben Bettlaken eine ganze Menge anfangen«, versicherte Milo. »Das letzte Viertel des Lakens habe ich nur selbst vorbehalten, als Belohnung für meinen Unternehmungsgeist, für meine Mühe und meine Initiative. Damit ihr mich recht versteht: ich nehme es nicht für mich, sondern gebe es dem Syndikat. Und das kann man auch mit einem halben Laken machen. Du kannst es dem Syndikat übergeben und zusehen, wie es sich mehrt.«

»Was ist das für ein Syndikat?«

- »Das Syndikat, das ich eines Tages gründen möchte, um euch mit dem guten Essen zu versorgen, das ihr verdient.«
- »Du willst ein Syndikat bilden?«
- »Ja. Oder nein, lieber noch einen Mart. Weißt du, was ein Mart ist?«
- »Das ist etwas, wo man einkauft, nicht wahr?«
- »Und verkauft«, korrigierte Milo.
- »Und verkauft.«
- »Mein ganzes Leben lang habe ich mir einen Mart gewünscht. Man kann eine Menge unternehmen, wenn man einen Mart hat. Aber man braucht eben einen Mart dazu.«
- »Du wünschst dir also einen Mart?«
- »Und jeder bekommt einen Anteil.«

Yossarián war verwirrt, denn hier handelte es sich um Geschäftliches, und Geschäftliches hatte vieles an sich, was ihn verwirrte. »Laßt mich noch mal versuchen, es euch zu erklären«, erbot Milo sich mit wachsender Erschöpfung und Ungeduld, wobei er mit dem Daumen auf den Dieb mit dem süßen Zahn wies, der immer noch grinsend neben ihm stand. »Ich wußte, er wollte lieber Datteln haben als das Bettlaken. Da er nun kein Wort englisch versteht, habe ich absichtlich die gesamte Verhandlung auf englisch geführt.«

»Warum hast du ihm nicht eins auf die Birne gehauen und ihm das Laken weggenommen?« fragte Yossarián.

Milo preßte würdevoll die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. »Das wäre sehr unrecht gewesen«, tadelte er mit fester Stimme. »Gewaltanwendung ist ein Unrecht, und zweimal Unrecht macht noch kein Recht. Auf meine Art war es viel besser. Als ich ihm die Datteln hinhielt und gleichzeitig nach dem Laken griff, hat er vermutlich angenommen, ich böte ihm einen Tauschan.«

»Und was tatest du in Wirklichkeit?«

»Ich bot ihm zwar wirklich einen Tausch an, da er aber kein englisch versteht, kann ich das immer abstreiten.«
»Wenn er nun aber wütend wird und die Datteln verlangt?«
»Nun, dann schlagen wir ihm einfach auf die Birne und nehmen ihm die Datteln weg«, versetzte Milo, ohne zu zögern. Er blickte von Yossarián zu McWatt. »Ich verstehe wirklich nicht, was ihr noch wollt. Wir sind alle besser dran als zuvor. Alle sind glück-

lich, ausgenommen dieser Dieb hier, und es lohnt sich nicht, sich seinetwegen Kummer zu machen, denn er versteht nicht mal unsere Sprache und verdient, was immer ihm zustößt. Begreift ihr denn nicht?«

Yossarián jedoch begriff immer noch nicht, wie Milo in Malta Eier für sieben Cent das Stück kaufen und sie in Pianosa mit Profit für fünf Cent verkaufen konnte.

Leutnant Schittkopp

Nicht einmal Clevinger begriff, wie Milo das zustande brachte, und Clevinger wußte doch alles. Clevinger wußte alles über den Krieg, nur nicht, warum Yossarián sterben und Korporal Snark am Leben bleiben, oder Korporal Snark sterben, Yossarián aber am Leben bleiben sollte. Es war ein widerlicher, schmutziger Krieg, und Yossarián hätte sehr gut ohne ihn leben können vielleicht sogar ewig. Nur eine sehr kleine Zahl seiner Landsleute würden ihr Leben für den Sieg hingeben, und sein Ehrgeiz ging nicht dahin, zu diesen zu gehören. Zu sterben oder nicht zu sterben, das war die Frage. Und Clevinger welkte förmlich dahin, so mühte er sich, die Antwort darauf zu finden. Die Geschichte verlange Yossariáns vorzeitigen Tod nicht, Gerechtigkeit konnte ohne ihn geschehen, der Fortschritt hing nicht davon ab und auch nicht der Sieg. Daß Männer starben, war notwendig; welche Männer starben, hing jedoch von den Umständen ab, und allem wollte Yossarián gerne zum Opfer fallen, nur nicht den Umständen. Doch so war der Krieg nun einmal. Das einzige Gute, was er an ihm entdecken konnte, war, daß er sich bezahlt machte, und daß er Kinder dem schädlichen Einfluß ihrer Eltern entzog.

Clevinger wußte deshalb soviel, weil Clevinger ein Genie war, ein Genie, das zu Herzklopfen und plötzlichem Erbleichen neigte. Er war nichts weiter als ein schlaksiges, tölpelhaftes, fieberndes Hirn mit verhungerten Augen. Als Harvard-Student hatte er in fast allen Fächern Preise erhalten, und der einzige Grund, warum er nicht in allen übrigen Fächern auch Preise erhalten hatte, war, daß er zuviel Zeit darauf verwendete, Denkschriften zu unterzeichnen, Denkschriften in Umlauf zu setzen und Denkschriften zu widerlegen, Diskussionsgruppen beizutreten und aus

Diskussionsgruppen auszutreten, an Jugendkongressen teilzunehmen, andere Jugendkongresse zu boykottieren und' aus Protest gegen die Entlassung von Fakultätsangehörigen Studentenkomitees zu organisieren. Alle waren sich darin einig, daß Clevinger es in der akademischen Welt weit bringen werde. Mit einem Wort: Clevinger gehörte zu den Leuten, die unerhört viel Intelligenz und keinerlei Verstand besitzen, und das wußte jeder, mit Ausnahme derer, die erst noch dahinter kommen sollten.

Kurzum, er war ein Narr. Yossarián kam er gelegentlich so vor wie eines der modernen Bilder, die in Ausstellungen herumhängen und auf denen man Köpfe sieht, die beide Augen in der gleichen Gesichtshälfte haben. Selbstverständlich war das eine Illusion, bewirkt durch Clevingers Neigung, stur die eine Seite, niemals aber auch die andere Seite der Dinge zu betrachten. Seiner politischen Neigung nach war er ein Humanitarier, der rechts von links zu unterscheiden vermochte und sich unbehaglich zwischen beiden eingeklemmt fand. Er verteidigte ständig seine kommunistischen Freunde gegen seine Gegner von der Rechten und seine Freunde von der Rechten gegen seine kommunistischen Gegner und betrachtete im übrigen beide Gruppen mit Ekel, denn keine von beiden trat jemals für ihn ein, weil ihn beide für einen Narren hielten.

Er war ein sehr ernsthafter, bemühter und gewissenhafter Narr. Man konnte mit ihm keinen Film besuchen, ohne hinterher in eine Diskussion über Einfühlung, Aristoteles, universale Kunst, moralische Tendenzen und die Verpflichtungen zu geraten, die dem Film als einer Kunstform unserer materialistischen Gesellschaft auferlegt sind. Die Mädchen, die er ins Theater einlud, mußten bis nach der Pause warten, um zu erfahren, ob sie ein gutes oder schlechtes Stück sahen, dann aber erfuhren sie es sogleich. Er war ein militanter Idealist, der Rassenvorurteile dadurch bekämpfte, daß er in ihrer Gegenwart ohnmächtig wurde. Was die Literatur anging, so wußte er darüber alles, nur nicht, wie man sie genießt.

Yossarián versuchte, ihm zu helfen. »Sei doch kein Narr«, hatte er Clevinger geraten, als sie zusammen als Fähnriche in Santa Ana waren.

»Ich werde es ihm sagen«, beharrte Clevinger, während sie beide

hoch oben auf der Tribüne saßen und auf den behelfsmäßigen Paradeplatz hinabsahen, wo Leutnant Schittkopp sich wie ein bartloser König Lear gebärdete.

»Warum gerade ich?« heulte Leutnant Schittkopp.

Idiot«. »Halt dein Maul. riet Yossarián onkelhaft. »Du weißt ja gar nicht, wovon du redest«, widersprach Clevinger. »Jedenfalls weiß ich genug, um das Maul zu halten, Idiot.« Leutnant Schittkopp raufte sich das Haar und knirschte mit den Zähnen. Seine elastischen Bäckchen wabbelten vor Kummer. Er sah sich einer Abteilung von Luftwaffenfähnrichen gegenüber, deren Disziplin auf dem Nullpunkt war und die beim sonntäglichen Exerzierwettbewerb beklagenswert schlecht abschnitten. Die Disziplin war auf dem Nullpunkt, weil die Fähnriche keine Lust hatten, sonntags zu exerzieren, und weil Leutnant Schitt- kopp ihnen nicht erlaubte, ihre Stubenältesten selbst zu wählen, sondern diese bestimmt hatte.

»Ich will aber, daß es mir jemand sagt«, flehte Leutnant Schittkopp die Fähnriche fast auf Knien an. »Wenn der Fehler bei mir liegt, dann will ich es wissen.«

»Er will, daß es ihm jemand sagt«, meinte Clevinger. »Er will bloß, daß alle ihr Maul halten, Idiot«, erwiderte Yossarian.

»Aber nicht gehört, was hast du er gesagt »Ich habe es gehört«, entgegnete Yossarián. »Ich habe gehört, wie er laut und deutlich gesagt hat, wir sollen gefälligst das halten. weil uns das besser bekommen wird.« »Ich werde keinen bestrafen«, verschwor sich Leutnant Schitt-

»Er sagt, er wird mich nicht bestrafen«, sagte Clevinger.

»Kastrieren wird er dich«, antwortete Yossarián. »Ich schwöre, ich werde niemanden bestrafen«, sagte Leutnant Schittkopp. »Dem Mann, der mir die Wahrheit sagt, werde ich im Gegenteil dankbar sein.«

»Hassen wird er dich«, sagte Yossarián. »Noch auf dem Totenbett wird er dich hassen.«

Leutnant Schittkopp hatte im College einen Kurs für Reserveoffiziere absolviert und war recht froh darüber, daß der Krieg ausgebrochen war, denn nun durfte er täglich eine Offiziersuniform tragen und in knappem, militärischem Tonfall ganze Kinderscharen, die ihm auf ihrem Weg zur Fleischbank alle acht Wochen in die Hände fielen, mit >Männer< anreden. Er war ein ehrgeiziger und humorloser Leutnant Schittkopp, der seine Pflichten mit nüchternem Ernst verrichtete und nur lächelte, wenn einer seiner Offizierskonkurrenten vom Luftwaffenstützpunkt Santa Ana von einer heimtückischen Krankheit befallen wurde. Sein Sehvermögen war beeinträchtigt, und er litt unter chronischer Verstopfung der oberen Luftwege, was den Krieg für ihn noch aufregender machte, weil er nicht befürchten mußte, an die Front versetzt zu werden. Das Beste an ihm war seine Frau, und das Beste an seiner Frau war deren Freundin Dori Duz, die es bei jeder Gelegenheit tat und die Uniform einer Luftwaffenhelferin besaß, welche Leutnant Schittkopps Frau an jedem Wochenende jedem Fähnrich aus der Abteilung ihres Mannes zu Gefallen ausund anzog, der Wert darauf legte.

Dori Duz war ein quicklebendiges kleines Nuttchen in kupfergrün und gold, das es am liebsten in Geräteschuppen, Telefonzellen, Bushaltestellen oder Umkleidekabinen machte. Es gab wenig, was sie nicht schon probiert hatte, und noch weniger, was sie nicht probiert hätte. Sie war schamlos, schlank, neunzehn und aggressiv. Sie zerstörte männliches Selbstbewußtsein en gros und brachte es fertig, daß Männer sich am Morgen danach haßten, weil sie sich von ihr aufgreifen, benutzen und wegwerfen ließen. Yossarián liebte sie. Sie war ein herrliches Stück Fleisch, das ihn nur passabel fand. Bei dem einzigen Mal, als sie es ihm erlaubte, spürte er mit Entzücken die elastischen Muskeln überall unter ihrer Haut, wo er sie berührte. Yossarián liebte Dori Duz so sehr, daß er nicht anders konnte als sich einmal in der Woche leidenschaftlich auf Leutnant Schittkopps Frau zu werfen, um sich an Leutnant Schittkopp für die Art und Weise zu rächen, in Leutnant Schittkopp sich an Clevinger Leutnant Schittkopps Frau rächte sich an Leutnant Schittkopp eines unvergeßlichen Verbrechens wegen, an das sie sich nicht mehr erinnern konnte. Sie war ein rundliches, rosiges, träges Mädchen, das gute Bücher las und Yossarián mit dem feinsten Akzent aufforderte, sich nicht so bourgeois zu benehmen. Sie hatte stets ein gutes Buch in Reichweite, auch wenn sie im Bett lag mit nichts auf sich als Yossarián und der Erkennungsmarke von Dori Duz. Sie langweilte Yossarián, aber er war auch in sie verliebt. Sie war eine verrückte Mathematikerin, die ihr Diplom auf einer hochberühmten Handelsakademie gemacht hatte und es keinen Monat fertigbrachte, fehlerlos bis achtundzwanzig zu zählen.

»Liebling, wir bekommen wieder ein Kind«, sagte sie jeden Monat zu Yossarián.

»Du hast ja einen Vogel«, pflegte er darauf zu erwidern.

»Aber ich meine es im Ernst, Schatz«, versicherte sie.

»Ich auch.«

»Liebling, wir bekommen wieder ein Kind«, pflegte sie ihrem Mann dann zu eröffnen.

»Ich habe keine Zeit«, grunzte Leutnant Schittkopp unwirsch. »Du weißt wohl nicht, daß Exerzierdienst angesetzt ist?« Leutnant Schittkopp war sehr daran gelegen, sich beim Exerzieren auszuzeichnen und Clevinger vor einen Disziplinarausschuß zu bringen und ihn der Verschwörung zum Nachteil der von Leutnant Schittkopp bestimmten Stubenältesten zu beschuldigen. Clevinger war ein Unruhestifter und ein Alleswisser. Leutnant Schittkopp wußte, daß Clevinger noch mehr Unruhe stiften würde, wenn man ihn nicht scharf überwachte. Gestern waren es die Stubenältesten gewesen, morgen konnte es schon die ganze Welt sein. Clevinger besaß Grips, und es war Leutnant Schittkopp aufgefallen, daß Leute mit Grips gelegentlich frech wurden. Solche Männer waren gefährlich, und selbst die neugewählten Stubenältesten, denen Clevinger zu ihrer Stellung verhelfen hatte, brannten darauf, Nachteiliges über ihn auszusagen. Der Fall Clevinger war so gut wie abgeschlossen. Das einzige, was fehlte, war eine Beschuldigung, die man gegen ihn erheben konnte. Mit dem Exerzieren konnte sie nichts zu tun haben, denn Clevinger nahm das Exerzieren fast ebenso ernst wie Leutnant Schittkopp. Die Männer traten jeden Sonntagnachmittag zum Exerzieren heraus und formierten sich mühevoll vor den Unterkünften zu Zwölferreihen. Verkatert stöhnend hinkten sie im Gleichschritt zu ihrem Platz auf dem großen Paradefeld, wo sie zusammen mit den Leuten von sechzig bis siebzig anderen Abteilungen eine oder zwei Stunden reglos in der Hitze standen, solange jedenfalls, bis genügend Fähnriche ohnmächtig geworden waren. Am Rande des Paradefeldes parkten Ambulanzen, daneben warteten ausgebildete Krankenträger mit Funksprechgeräten. Auf den Dächern der Ambulanzen hockten Beobachter mit Ferngläsern. Ein Rechnungsführer notierte die Zahl der Ohnmächtigen. Dieser Teil des Unternehmens wurde von einem Militärarzt überwacht, der ein verhinderter Buchhalter war, unermüdlich Pulsschläge zählte und die Bilanz des Rechnungsführers nachprüfte. Waren genug bewußtlose Männer in den Ambulanzen versammelt, dann gab der Arzt dem Musikmeister ein Zeichen, und die Kapelle spielte den Kehraus. Eine hinter der anderen marschierten die Abteilungen das Feld hinauf, umrundeten schwerfällig die Tribüne, marschierten auf der anderen Seite wieder herunter und in die Unterkünfte zurück.

Jede Abteilung wurde beim Vorbeimarsch an der Tribüne beurteilt, wo ein aufgeschwemmter Colonel mit buschigem Schnurrbart neben anderen Offizieren saß. Die beste Abteilung gewann einen gelben Wimpel samt Schaft, die beide absolut wertlos waren. Die beste Abteilung des Standortes gewann einen roten Wimpel an einem noch längeren Schaft, der noch weniger wert war, weil der Schaft schwerer und daher mühsamer umherzuschleifen war, bis er endlich am folgenden Sonntag von einer anderen Abteilung gewonnen wurde. Yossarián fand den Einfall, als Preis einen Wimpel zu verteilen, lächerlich. Es war keine Geldprämie damit verbunden und kein Klassenprivileg. Ebenso wie olympische Medaillen und Tennistrophäen waren diese Wimpel einzig der Beweis dafür, daß die Sieger besser als alle anderen etwas verrichtet hatten, das für niemanden von Nutzen war. Das Exerzieren selbst kam ihm ebenso blödsinnig vor. Yossarián haßte Paraden. Paraden waren so kriegerisch. Er haßte es, sie zu hören, sie zu sehen und als Verkehrsteilnehmer von ihnen behindert zu» werden. Er haßte es, selber an einer Parade teilnehmen zu müssen. Es war schlimm genug, ein Luftwaffenfähnrich zu sein, auch ohne daß man jeden Sonntag nachmittag dazu gezwungen wurde, in brütender Hitze Soldat zu spielen. Es war schlimm genug, ein Luftwaffenfähnrich zu sein, denn mittlerweile hatte sich herausgestellt, daß der Krieg nicht gleichzeitig mit der Ausbildung zu Ende sein würde. Einzig in dieser Hoffnung nämlich hatte er sich zur Luftwaffe gemeldet. Als ein Soldat, der für flugtauglich und auch sonst geeignet befunden worden war, standen ihm Wochen und Wochen bevor, in denen er darauf zu war- ten haben würde, einer Klasse zugeteilt zu werden, dann wieder Wochen und Wochen der Ausbildung als Beobachter und Bombenschütze und danach weitere Wochen der praktischen Übungen zwecks Vorbereitung zur Verwendung in Übersee. Damals war es unvorstellbar gewesen, daß der Krieg solange dauern könnte, denn man hatte ihm gesagt, Gott sei auf seiner Seite, und man hatte ihm weiter gesagt, Gott sei allmächtig. Indessen war der Krieg nicht annähernd vorüber, seine Ausbildung jedoch fast beendet.

Leutnant Schittkopp sehnte sich verzweifelt danach, den Exerzierwettbewerb zu gewinnen und saß halbe Nächte arbeitend am Schreibtisch, während seine Frau ihn liebestoll im Bett erwartete und in Krafft-Ebing blätterte. Er seinerseits las Werke über die hohe Schule des Exerzierens. Er manipulierte ganze Schachteln voll Schokoladensoldaten, bis sie ihm in den Händen zerschmolzen, dann ließ er Plastikcowboys in Zwölferreihen aufmarschieren, die er sich von einem Versandhaus unter falschem Namen verschrieben hatte und tagsüber sorgfältig verborgen hielt. Auch Leonardos anatomische Studien erwiesen sich als unentbehrlich. Eines Abends empfand er die Notwendigkeit, am lebenden Modell zu üben, und befahl seiner Frau, im Zimmer umherzumarschieren.

»Nackt?« erkundigte sie sich hoffnungsvoll.

Leutnant Schittkopp schlug verzweifelt die Hände vors Gesicht. Es war sein Schicksal, an eine Frau gekettet zu sein, die nur ihre eigenen schmutzigen sexuellen Begierden im Kopf hatte und nichts von dem titanischen Ringen um das Unerreichbare ahnte, in dem edle Männer sich als wahre Helden erweisen können. »Waruni prügelst du mich nie?« fragte sie eines Abends schmollend.

»Weil ich dazu nicht die Zeit habe«, knurrte er ungeduldig. »Ich habe keine Zeit! Weißt du denn nicht, daß Exerzierdienst angesetzt ist?«

Und wirklich hatte er keine Zeit dazu. Schon war es Sonntag, und bis zur nächsten Parade blieben nur sieben Tage. Die Stunden rauschten nur so vorüber. Daß er die letzten drei Male der Schlechteste gewesen war, hatte Leutnant Schittkopps Renommee geschädigt, und er erwog jede Möglichkeit einer Verbesserung, einschließlich der, die zwölf Männer in jeder Linie an einen langen Balken aus gut abgelagertem Eichenholz zu nageln, damit sie

Seitenrichtung hielten. Der Plan war nicht ausführbar, denn man hätte keine Schwenkung um 90 Grad befehlen können, ohne vorher in den Rücken eines jeden Mannes ein Scharnier einzubauen, und Leutnant Schittkopp traute sich weder, vom Quartermaster so viele Scharniere anzufordern, noch die Chirurgen im Lazarett um ihre Mitarbeit zu bitten.

Nachdem Leutnant Schittkopp auf Clevingers Rat die Fähnriche ihre eigenen Stubenältesten hatte wählen lassen, errang die Abteilung den gelben Wimpel. Leutnant Schittkopp war von dieser unerwarteten Leistung so entzückt, daß er seiner Frau kräftig mit dem Schaft auf den Kopf schlug, als sie ihn ins Bett zu ziehen versuchte, wo sie durch Zurschaustellung ihrer Verachtung für die Sexualmoral der unteren Mittelklasse der westlichen Zivilisation das Ereignis gebührend zu feiern hoffte. In der Woche darauf errang die Abteilung den roten Wimpel, und Leutnant Schittkopp war außer sich vor Entzücken. Und in der folgenden Woche ereignete sich das historisch einmalige Faktum, daß die gleiche Abteilung wiederum den roten Wimpel errang! Nun hatte Leutnant Schittkopp genügend Selbstvertrauen gesammelt, um seine große Überraschung vorzubereiten. Bei seinen eingehenden Studien hatte Leutnant Schittkopp entdeckt, daß die Hände der Marschierenden, anstatt frei zu schwingen, wie es damals Mode war, auf keinen Fall mehr als zehn Zentimeter von der Mitte des Oberschenkels weg bewegt werden durften, was praktisch bedeutete, daß die Arme so gut wie starr gehalten werden mußten. Leutnant Schittkopp traf ausführliche und geheime Vorbereitungen. Alle Fähnrichte seiner Abteilung mußten Schweigen geloben und in tiefster Nacht auf denn behelfsmäßigen Paradeplatz Proben abhalten. Sie marschierten in rabenschwarzer Nacht und rannten einander dabei über den Haufen, doch behielten sie die Fassung und lernten zu marschieren, ohne die Unterarme zu bewegen. Leutnant Schittkopp hatte zuerst daran gedacht, durch einen Freund, den er in der Blechschmiede hatte, die Handgelenke der Männer mit Kupferdraht und Aluminiumstiften so an den Oberschenkeln zu befestigen, daß sie nach beiden Seiten genau zehn Zentimeter Spielraum hatten, doch war dazu nicht genug Zeit — es war nie genug Zeit —, und es war auch nicht einfach, in Kriegszeiten guten Kupferdraht aufzutreiben. Es fiel ihm auch ein, daß die so gefesselten Männer nicht imstande sein würden, vorschriftsmäßig in Ohnmacht zu fallen, ehe die Parade begann, und Unfähigkeit, vorschriftsmäßig in Ohnmacht zu fallen, konnte der Gesamtbeurteilung seiner Abteilung abträglich sein. Und die ganze Woche lang kicherte er vor unterdrücktem Entzücken im Offizierskasino. Unter seinen engsten Freunden grassierten die wildesten Vermutungen.

»Ich frage mich, was dieser Scheißkopf vorhat«, sagte Leutnant Engle. Leutnant Schittkopp antwortete auf alle Erkundigungen seiner Kollegen mit wissendem Lächeln. »Ihr werdet es schon am sehen«, versprach er. »Ihr werdet Leutnant Schittkopp enthüllte seine epochemachende Überraschung am Sonntag mit dem ganzen Geschick eines erfahrenen Impresarios. Er blieb stumm, während die anderen Abteilungen wie üblich unausgerichtet an der Tribüne vorbeimarschierten. Er ließ sich nicht einmal etwas anmerken, als die ersten Reihen sei-ner eigenen Abteilung, ohne die Arme zu schwingen, heranmarschierten und seine verblüfften Offizierskollegen entsetzt nach Luft schnappten. Selbst da noch hielt er sich zurück, und erst als der aufgeschwemmte Colonel mit dem buschigen Schnurrbart sich rot vor Wut nach ihm umdrehte, gab er die Erklärung, die ihn unsterblich machte.

»Bitte sehr, Colonel, keine Hände.«

Dann verteilte er an die vor Ehrfurcht sprachlose Zuschauerschaft beglaubigte Photokopien jener längst vergessenen Vorschrift, auf seinen unvergeßlichen Triumph gegründet die Dies war Leutnant Schittkopps schönste Stunde. Er gewann selbstverständlich den Wettbewerb mit weitem Abstand und bekam den roten Wimpel auf ewige Zeiten verliehen, womit die sonntäglichen Paraden zu Ende waren, da gute rote Wimpel in Kriegszeiten ebenso schwer erhältlich sind wie Kupferdraht. Leutnant Schittkopp wurde auf der Stelle zum Oberleutnant Schittkopp befördert, und damit begann sein kometengleicher Aufstieg. Es waren nur wenige, die ihn nicht, seiner bedeutenden Entdeckung wegen, als ein echtes militärisches Genie feier-

»Dieser Leutnant Schittkopp«, bemerkte Leutnant Travers, »ist ein militärisches Genie.«

»Ja, das ist er wirklich«, stimmte Leutnant Engle zu. »Ein wahres Unglück, daß der Schmock seine Frau nicht prügelt.«

»Ich verstehe den Zusammenhang nicht«, erwiderte Leutnant Travers kühl. »Leutnant Bemis prügelt seine Frau hervorragend jedesmal, wenn sie Geschlechtsverkehr haben. Auf dem Exerzierplatz jedoch ist er eine Null.«

»Ich rede von Flagellomanie«, versetzte Leutnant Engle. »Wer macht sich schon was aus dem Exerzieren?«

Tatsächlich machte sich außer Leutnant Schittkopp kein Mensch was aus dem Exerzieren, am wenigsten der aufgeschwemmte Colonel mit dem buschigen Schnurrbart, der Vorsitzender des Disziplinarausschusses war und Clevinger auch schon anbrüllte, kaum daß Clevinger hereingekommen war, um sich gegen die Vorwürfe zu verteidigen, die Leutnant Schittkopp gegen ihn erhoben hatte. Der Colonel ließ die Faust auf den Tisch sausen. was ihm weh tat und seine Wut auf Clevinger so sehr steigerte, daß er nochmal mit der Faust auf den Tisch schlug und sich noch mehr weh tat. Leutnant Schittkopp sah Clevinger böse an und kniff die Lippen zusammen, denn es kränkte ihn schwer, daß schlechten Clevinger einen Eindruck SO »In zwei Monaten sollen Sie gegen Billy Petrolle kämpfen!« brüllte der Colonel mit dem buschigen Schnurrbart, »aber Sie halten das alles offenbar für einen großen »Ich halte es nicht für einen Witz, Sir«, erwiderte Clevinger. »Unterbrechen Sie nicht.«

»Jawohl, Sir.«

»Und wenn Sie unterbrechen, sagen Sie gefälligst >Sir<«, befahl Major Metcalf.

»Jawohl, Sir.«

»Ist Ihnen nicht gerade befohlen worden, nicht zu unterbrechen?« fragte Major Metcalf kühl.

»Ich habe ja auch nicht unterbrochen, Sir«, protestierte Clevinger. »Nein. Und Sie haben unterlasssen, >Sir< zu sagen. Fügen Sie das den bereits erhobenen Anschuldigungen hinzu«, wies Major Metcalf den Korporal an, der Kurzschrift schrieb. »Der Beschuldigte unterläßt es, seine Vorgesetzten mit >Sir< anzureden, wenn er sie nicht unterbricht.«

»Metcalf«, sagte der Colonel, »Sie sind ein ausgemachter Trottel. Wissen Sie das?«

Major Metcalf schluckte mühsam. »Jawohl, Sir.«

»Dann halten Sie gefälligst Ihre blöde Klappe. Sie reden Un-

sinn.«

Der Disziplinarausschuß bestand aus drei Herren: dem aufgeschwemmten Colonel mit dem buschigen Schnurrbart, aus Leutnant Schittkopp und Major Metcalf, der sich darin übte, stählerne Blicke zu werfen. Als Mitglied des Disziplinarausschusses war Leutnant Schittkopp einer der Richter, die über die Stichhaltigkeit der vom Ankläger gegen Clevinger erhobenen Vorwürfe zu entscheiden hatten. Leutnant Schittkopp war außerdem auch der Ankläger. Der Verteidiger Clevingers war ein Offizier. Der Offizier war Leutnant Schittkopp.

Das war ungemein verwirrend für Clevinger, der vor Angst zu zittern begann, als der Colonel wie ein gigantischer Rülpser in die Höhe schoß und drohte, Clevingers stinkend feigen Leichnam in Stücke zu reißen. Clevinger war eines Tages auf dem Marsch zum Unterricht gestolpert; am Tage darauf hatte man ihn in aller Form folgender Vergehen beschuldigt: Entfernung von der marschierenden Formation, heimtückischer Angriff auf Vorgesetzte, unqualifizierbares Benehmen, Faulheit, Hochverrat, Widersetzlichkeit. Besserwisserei, Anhören klassischer Musik usw. usw. Kurzum, man war dabei, es ihm einzutränken, und da stand er nun angstvoll vor dem aufgeschwemmten Colonel, der wiederum brüllend verkündete, daß Clevinger in zwei Monaten gegen Billy Petrolle in den Kampf ziehen müsse, und der zu wissen verlangte, wie es Clevinger wohl gefallen würde, aus dem Lehrgang hinausgeworfen und nach den Solomon-Inseln versetzt zu werden, um dort Leichen zu bestatten. Clevinger erwiderte höflich, daß ihm das nicht gefallen würde; er gehörte zu den Narren, die lieber zum Leichnam werden als einen Leichnam bestatten wollen. Der Colonel nahm wieder Platz und lehnte sich. plötzlich ganz ruhig, listig und ungemein höflich dreinblickend in den Stuhl zurück.

»Was haben Sie damit gemeint«, erkundigte er sich gemächlich, »als Sie sagten, wir könnten Sie nicht bestrafen?« »Wann, Sir?«

»Die Fragen stelle ich, Sie haben zu antworten.«

»Jawohl, Sir, ich . . . «

»Oder glauben Sie, Sie sind hier, um Fragen zu stellen, die ich zu beantworten habe?«

»Nein, Sir. Ich ...«

- »Weshalb sind Sie hier?«
- »Um Fragen zu beantworten.«
- »Ganz richtig!« brüllte der Colonel. »Und vielleicht fangen Sie jetzt endlich damit an, ehe ich Ihnen Ihren verfluchten Schädel einschlage. Also, was haben Sie sich dabei gedacht, Sie Schmutzbock, als Sie sagten, wir könnten Sie nicht bestrafen?« »Eine solche Äußerung habe ich meines Wissens nie getan, Sir.« »Sprechen Sie lauter, ich kann Sie nicht verstehen.« »Jawohl, Sir. ich . . . «
- »Wollen Sie endlich lauter sprechen! Ich verstehe Sie nicht.«
- »Jawohl, Sir, ich ...«
- »Metcalf.«
- »Sir?«
- »Habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollen Ihre blöde Klappe halten?«
- »Jawohl, Sir.«
- »Dann halten Sie Ihre blöde Klappe gefälligst, wenn ich Ihnen sage, Sie sollen Ihre blöde Klappe halten. Verstehen Sie mich? Wollen Sie jetzt bitte lauter reden? Ich habe Sie nicht verstanden.« »Jawohl, Sir. Ich ...«
- »Metcalf, ist das Ihr Fuß, auf den ich da trete?«
- »Nein, Sir, es muß der Fuß von Leutnant Schittkopp sein.«
- »Mein Fuß ist es nicht«, sagte Leutnant Schittkopp.
- »Dann ist es vielleicht doch mein Fuß«, sagte Major Metcalf.
- »Nehmen Sie ihn weg.«
- »Jawohl, Sir. Sie müssen dann aber zunächst Ihren Fuß wegnehmen, Colonel. Er steht auf meinem drauf.«
- »Wollen Sie mir etwa vorschreiben, was ich mit meinen Füßen tue?«
- »Nein, Sir, o nein, Sir.«
- »Dann tun Sie gefälligst Ihren Fuß weg und halten Sie Ihre blöde Klappe. Wollen Sie jetzt bitte lauter reden? Ich habe Sie immer noch nicht verstanden.«
- »Jawohl, Sir. Ich habe nur gesagt, daß ich nie gesagt habe, Sie könnten mich nicht bestrafen.«
- »Wovon reden Sie überhaupt?«
- »Ich beantworte Ihre Frage, Sir.«
- »Welche Frage?«
- »Also was haben Sie sich dabei gedacht, Sie Schmutzbock, als Sie

sagten, wir könnten Sie nicht bestrafen?« las der die Kurzschrift beherrschende Korporal von seinem Block ab. »Richtig«, sagte der Colonel. »Also was haben Sie sich dabei gedacht?«

»Ich habe nicht gesagt, Sie könnten mich nicht bestrafen, Sir.«

»Wann?« fragte der Colonel.

»Was wann, Sir?«

»Nun fangen Sie wieder an, mir Fragen zu stellen.«

»Ich bitte um Entschuldigung, Sir. Ich fürchte, ich verstehe Ihre Frage nicht.«

»Wann haben Sie nicht gesagt, wir könnten Sie nicht bestrafen? Verstehen Sie meine Frage nicht?«

»Nein, Sir. Ich verstehe nicht.«

»Das haben Sie schon mal gesagt. Vielleicht sind Sie jetzt so gut, und beantworten meine Frage.«

»Wie soll ich sie beantworten?«

»Da stellen Sie mir schon wieder eine Frage.« »Entschuldigen Sie, Sir, ich weiß aber nicht, wie ich darauf antworten soll. Ich habe nie gesagt, Sie könnten mich nicht bestrafen.«

»Jetzt sagen Sie uns, wann Sie das gesagt haben. Ich frage Sie aber, wann Sie das nicht gesagt haben.«

Clevinger holte tief Luft. »Ich habe stets nicht gesagt, daß Sie mich nicht bestrafen können, Sir.«

»Das ist schon viel besser, Mr. Clevinger, wenn es auch eine glatte Lüge ist. Haben Sie nicht gestern abend auf der Latrine diesem anderen Lumpenhund, den wir auch nicht leiden können, zugeflüstert, daß wir Sie nicht bestrafen können? Wie heißt der Kerl doch gleich?«

»Yossarián, Sir«, sagte Leutnant Schittkopp.

»Richtig, Yossarián. Stimmt. Yossarián. Yossarián? Heißt er so? Yossarián? Was ist das überhaupt für ein Name?« Leutnant Schittkopp hatte alle erforderlichen Auskünfte bereit. »Es ist Yossariáns Name, Sir«, erklärte er.

»Ja, das stimmt wohl. Haben Sie also Yossarián zugeflüstert, wir könnten Sie nicht bestrafen?«

 ${\rm wO}$ nein, Sir. Ich habe ihm zugeflüstert, daß man mich nicht schuldig sprechen kann . .. «

»Vielleicht bin ich blöde«, unterbrach der Colonel, »aber ich sehe

da keinen Unterschied, Ja, ich muß wohl ziemlich blöde sein, weil ich da wirklich keinen Unterschied sehe.«

»W...?«

»Sie sind ein aufgeblasener, kleiner Stinkmops, nicht wahr? Kein Mensch hat Sie um Erläuterungen gebeten, aber Sie glauben, mir Erläuterungen geben zu müssen. Ich habe eine Feststellung getroffen, aber keinesfalls um Erklärungen ersucht. Sie sind ein aufgeblasener Stinkmops, nicht wahr?«

»Nein. Sir.«

»Nein, Sir? Nennen Sie mich etwa einen Lügner?«

»Oh. nein. Sir.«

»O nein, Sir.«

»Dann sind Sie also ein aufgeblasener Stinkmops!«

»Nein, Sir.«

»Wollen Sie sich mit mir streiten?«

»Nein, Sir.«

»Dann sind Sie ein aufgeblasener Stinkmops. Schluß!«

»Nein. Sir.«

»Gottverdammich, Sie wollen sich also doch mit mir streiten. Ich hätte Lust, über den Tisch zu springen und Ihren stinkfeigen Leichnam in Stücke zu reißen.«

»Los doch! Los doch! « rief Major Metcalf.

»Metcalf, Sie Stinkmops. Habe ich Ihnen nicht befohlen, ihre blöde, stinkende, feige Fresse zu halten?«

»Jawohl, Sir. Ich bitte um Entschuldigung.«

»Also richten Sie sich danach.«

»Ich habe nur versucht, etwas zu lernen, Sir. Und man lernt nur, indem man probiert.«

»Wer sagt das?«

»Alle sagen das, Sir. Sogar Leutnant Schittkopp sagt das.«

»Sagen Sie das?«

»Jawohl, Sir«, bestätigte Leutnant Schittkopp. »Aber das sagt jeder.«

»Also Metcalf, vielleicht lernen Sie was, indem Sie versuchen, Ihre blöde Klappe zu halten. So, wo waren wir stehen geblieben? Lesen Sie die letzte Zeile.«

»Lesen Sie die letzte Zeile«, las der Korporal, der die Kurzschrift beherrschte.

»Nicht meine letzte Zeile, Sie Idiot!« brüllte der Colonel. »Die

von jemand anderem.«

»Lesen Sie die letzte Zeile«, las der Korporal vor.

»Das ist ja wieder meine letzte Zeile!« kreischte der Colonel und lief vor Wut rot an.

»O nein, Sir«, berichtigte ihn der Korporal. »Das war meine letzte Zeile. Gerade eben habe ich sie Ihnen vorgelesen. Wissen Sie es nicht mehr? Gerade eben erst.«

»Oh, mein Gott! Lesen Sie mir seine letzte Zeile vor, Sie Blödian. Wie heißen Sie überhaupt?«

»Popinjay, Sir.«

»Also, Sie sind der nächste, Popinjay. Sobald wir mit der Verhandlung gegen ihn da fertig sind, verhandeln wir gegen Sie, klar?«

»Jawohl, Sir. Was wird mir vorgeworfen?«

»Kommt es darauf an? Haben Sie gehört, was er mich gefragt hat? Sie werden es schon noch lernen, Popinjay — gleich wenn wir mit Clevinger fertig sind, werden Sie es lernen. Also Fähnrich Clevinger — Sie sind doch Fähnrich Clevinger und nicht Popinjay?«

»Jawohl, Sir.«

»Gut. Was ...«

»Popinjay bin ich.«

»Popinjay, ist Ihr Vater Millionär oder Senator?«

»Nein, Sir.«

»Dann sitzen Sie jetzt ohne Schwimmgürtel bis zum Hals in der Scheiße, Popinjay. Heißen Sie wirklich Popinjay? Was ist das überhaupt für ein Name, Popinjay? Der gefällt mir gar nicht.« »Es ist Popinjays Name, Sir«, erläuterte Leutnant Schittkopp. »Er gefällt mir nicht, Popinjay, und ich kann es kaum abwarten, Ihren stinkfeigen Leichnam in Stücke zu reißen. Fähnrich Clevinger, wollen Sie jetzt bitte wiederholen, was Sie da gestern abend dem Yossarián auf der Latrine zugeflüstert oder nicht zugeflüstert haben?«

»Jawohl, Sir. Ich sagte, Sie könnten mich nicht schuldig sprechen ...«

»Ah, das wollen wir mal festhalten. Was meinten Sie nun damit, Fähnrich Clevinger, als Sie sagten, wir könnten Sie nicht schuldig sprechen?«

»Ich habe nicht gesagt, Sie könnten mich nicht schuldig sprechen,

Sir.«

»Wann?«

»Wann, was, Sir?«

»Zum Teufel, fangen Sie schon wieder an, mich auszufragen?«

»Nein, Sir, ich bitte um Verzeihung.«

»Beantworten Sie also die Frage. Wann haben Sie nicht gesagt, wir könnten Sie nicht schuldig sprechen?«

»Gestern abend in der Latrine, Sir.«

»Ist das das einzige Mal, daß Sie es nicht gesagt haben?« »Nein, Sir. Ich habe stets nicht gesagt, Sie könnten mich nicht schuldig sprechen, Sir. Was ich wirklich zu Yossarián gesagt habe ...«

»Es interessiert keinen Menschen, was Sie zu Yossarián gesagt haben. Die Frage lautet, was haben Sie nicht zu Yossarián gesagt. Kein Mensch interessiert sich für das, was Sie zu ihm gesagt haben. Haben Sie mich verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

»Also weiter. Was haben Sie zu Yossarián gesagt?« »Ich habe zu ihm gesagt, Sir, daß man mich nicht schuldig sprechen kann, ohne der Sache der ...«

»Der was? Sie nuscheln.«

»Hören Sie auf zu nuscheln.«

»Jawohl, Sir.«

»Und nuscheln Sie >Sir<, wenn Sie nicht nuscheln.«

»Metcalf. Sie Trottel!«

»Jawohl, Sir«, nuschelte Clevinger. »Der Sache der Gerechtigkeit, Sir. Daß Sie nicht...«

»Gerechtigkeit?« der Colonel war erstaunt. »Was ist Gerechtigkeit?«

»Gerechtigkeit, Sir ...«

»Das ist Gerechtigkeit nicht«, höhnte der Colonel und begann wieder mit seiner feisten Hand auf den Tisch zu schlagen. »Das ist Karl Marx, ist das. Ich will Ihnen mal sagen, was Gerechtigkeit ist. Gerechtigkeit ist ein Knie von unten in den Leib ein Schlag aufs Kinn ein tückischer Messerstich in den Rücken im Dunkel der Nacht ein Sandsack hinterrücks auf den Kopf ohne vorherige Warnung. Die Garotte. Das ist Gerechtigkeit. Damit wir hart und brutal genug werden, um es mit Billy Petrolle aufnehmen zu können. Ohne vorherige Warnung. Klar?«

»Nein, Sir.«

»Sagen Sie gefälligst nicht Sir zu mir.«

»Jawohl, Sir.«

»Und sagen Sie Sir, wenn Sie nicht Sir sagen«, befahl Major Metcalf. Clevinger war selbstverständlich schuldig, sonst wäre er nicht beschuldigt worden, und da man das nur beweisen konnte, indem man ihn schuldig sprach, war es eine patriotische Pflicht, das zu tun. Er wurde dazu verurteilt, siebenundfünfzig Strafmärsche zu machen. Popinjay wurde eingesperrt, damit er seine Lektion lerne, und Major Metcalf wurde auf die Solomon-Inseln versetzt, um dort Leichen zu bestatten. Die Strafe für Clevinger bestand darin, daß er jedes Wochenende fünfzig Minuten vor dem Gebäude des Gerichtsoffiziers mit der schweren ungeladenen der Schulter hergehen auf hinund Das alles war für Clevinger sehr verwirrend. Es ereigneten sich viele merkwürdige Dinge, für Clevinger aber war das Merkwürdigste der Haß, der brutale, nackte, unstillbare Haß der Mitglieder des Disziplinarausschusses, der ihre unversöhnlichen Mienen mit einer harten Schicht aus Rachsucht überzog und bösartig wie ein unlöschbares Feuer in ihren zusammengekniffenen Augen schwelte. Diese Entdeckung versetzte Clevinger einen Schock. Hätten sie es vermocht, sie hätten ihn gelyncht. Sie waren drei erwachsene Männer, er aber war ein Junge, und sie haßten ihn und wünschten seinen Tod. Sie hatten ihn gehaßt, ehe er kam. haßten ihn, während er dort war, haßten ihn, nachdem er wieder fort war und trugen ihren Haß gegen ihn wie einen sorgsam gehüteten Schatz mit sich, nachdem sie sich getrennt hatten und jeder seiner Wege ging.

Yossarián hatte ihn am Abend zuvor nach Kräften gewarnt. »Du hast keine Chance, Junge«, hatte er ihm düster gesagt. »Sie hassen alle Juden.«

»Aber ich bin doch kein Jude«, erwiderte Clevinger.

»Das macht keinen Unterschied«, versprach Yossarián, und Yossarian hatte recht. »Sie haben es auf uns alle abgesehen.«
Clevinger wich vor diesem Haß wie vor einem blendenden Licht zurück. Diese drei Männer, die ihn haßten, sprachen seine Sprache und trugen seine Uniform, doch er sah ihre liebeleeren Gesichter zu zerfurchten Masken unveränderlicher, niedriger Feindschaft erstarren und begriff plötzlich, daß es nirgends in der Welt,

nicht in den Tanks, den Flugzeugen und den U-Booten der Faschisten, nicht hinter Maschinengewehren in Bunkern, hinter Geschützen und Flammenwerfern, nicht unter den Richtschützen der Division Hermann Göring und nicht unter den brutalen Verschwörern sämtlicher Bierkeller Münchens Männer gab, die ihn mehr haßten als diese drei.

Major Major Major

Major Major hatte es von Anfang schwer an Ebenso wie Miniver Cheevy war er zu spät geboren worden, genau sechsunddreißig Stunden zu spät für das Wohlbefinden seiner Mutter, einer sanften, kränkelnden Frau, die in den sechsunddreißig Stunden währenden, qualvollen Wehen den Rest ihrer Kraft einbüßte und nicht mehr imstande war, den Streit über den Namen des erwarteten Kindes fortzusetzen. Der Ehemann handelte derweil im Korridor des Krankenhauses mit der gesammelten Entschlossenheit eines Menschen, der weiß, was er tut. Major Majors Vater war ein sehr großer, hagerer Mann, der in schweren Stiefeln und einem schwarzen, wollenen Anzug steckte. Er füllte das Formular für die Anzeige der Geburt aus, ohne zu zögern und ließ sich auch nichts anmerken, als er der Krankenschwester den ausgefüllten Schein übergab. Die Schwester nahm den Schein ohne Kommentar entgegen und watschelte davon. Er sah ihr nach und überlegte, was sie wohl unter der Tracht anhaben mochte. Im Krankensaale fand er dann seine Frau zerstört zwischen den Laken. Sie war verschrumpelt, ausgedörrt und weißlich wie eine alte Pflanze, und ihr geschwächtes Gewebe zuckte nicht einmal mehr. Ihr Bett stand ganz am Ende des Krankensaales, nahe einem gesprungenen, stark verschmutzten Fenster. Regen entströmte einem aufgestörten Himmel, der Tag war trübe und kalt. Anderswo im Krankenhaus starben kalkweiße Patienten mit blauen, gealterten Lippen auf Abzahlung. Der Vater stand hoch aufgerichtet neben dem Bett und starrte lange auf die Frau hinunter.

»Ich habe«, verkündete er ihr schließlich leise, »den Jungen Caleb genannt, wie du es gewünscht hast.« Die Frau antwortete nicht, und der Mann lächelte. Er hatte alles genau geplant. Seine Frau schlief und würde niemals erfahren, daß er sie belegen hatte, als sie

in der Armenabteilung des öffentlichen Hospitals auf dem Krankenbett gelegen hatte.

Aus solchen kläglichen Anfängen war der Staffelkapitän erwachsen, der jetzt den größten Teil seiner Arbeitstage in Pianosa darauf verwandte, Washington Irvings Namen auf amtliche Dokumente zu setzen. Major Major fälschte fleißig mit der linken Hand, um eine Identifizierung zu vermeiden. Seine eigene, ihm unwillkommene Autorität schützte ihn dabei vor Störungen, ein falscher Bart und dunkle Gläser dienten als weitere Sicherungen gegen Entlarvung von Seiten eines Dritten, der zufällig des Weges kommen und durch das altmodische Zelluloidfenster spähen mochte, von dem ein Dieb sich einen Streifen Zelluloid abgeschnitten hatte. Zwischen den Tiefpunkten seiner Geburt und seines Erfolges lagen einunddreißig trostlose Jahre der Einsamkeit und Vergeblichkeit.

Major Major war zu spät und zu unbedeutend geboren worden. Manche Männer werden unbedeutend geboren, manche Männer erkämpfen sich die Bedeutungslosigkeit, und wieder anderen wird die Bedeutungslosigkeit aufgezwungen. In Major Majors Fall traf alles dreies zu. Selbst zwischen Männern, die sich durch nichts auszeichneten, zeichnete er sich unvermeidlich als ein Mann aus, der sich noch weniger auszeichnete als die übrigen, und wer ihn kennen lernte, war stets sehr davon beeindruckt, wie wenig beeindruckend er war.

Major Major hatte sich vom ersten Tage an dreier Malheurs zu erwehren: seiner Mutter, seines Vaters und Henry Fondas, dem er fast vom Augenblick seiner Geburt an auf kränkliche Weise ähnelte. Längst, ehe er auch nur ahnte, wer Henry Fonda sei, fand er sich, wohin auch immer er ging, zum Gegenstand wenig schmeichelhafter Vergleiche gemacht. Völlig fremde Menschen hielten es für passend, ihn herabzusetzen, und das hatte zur Folge, daß er schon früh eine schuldbewußte Angst vor seinen Mitmenschen entwickelte und dazu den Drang, sich unterwürfig bei der Gesellschaft dafür zu entschuldigen, daß er nicht Henry Fonda war. Es war keine leichte Sache für ihn, durchs Leben zu gehen und Henry Fonda zu ähneln, doch kam ihm nie der Gedanke, aufzugeben, denn er hatte die Beharrlichkeit seines Vaters geerbt, eines langen dünnen Menschen, der einen stark ausgeprägten Sinn für Humor besaß.

Major Majors Vater war ein nüchterner, gottesfürchtiger Mann, der es für witzig hielt, falsche Angaben über sein Alter zu machen. Er war ein langknochiger Farmer, ein gottesfürchtiger, gesetzestreuer, ungeschliffener Individualist, der die Ansicht vertrat, staatliche Zuwendungen an andere Wirtschaftszweige als die Landwirtschaft seien nichts weiter als schleichender Sozialismus. Er empfahl Sparsamkeit und harte Arbeit und hatte was gegen lockere Frauenzimmer, die ihm einen Korb gaben. Seine Spezialität war Luzerne, und er verdiente ein hübsches Vermögen damit, keine anzubauen. Der Staat zahlte ihm schweres Geld für jede Menge Luzerne, die er nicht anbaute. Je mehr Luzerne er nicht anbaute, um so mehr Geld gab ihm der Staat, und er wandte jeden Pfennig, den er nicht verdiente, daran, mehr Land zu kaufen um noch mehr Luzerne nicht anzubauen. Major Majors Vater war unermüdlich damit beschäftigt, keine Luzerne anzubauen. An langen Winterabenden saß er daheim und flickte nicht das Geschirr der Pferde, und täglich sprang er beim ersten Strahl der Mittagssonne aus dem Bett, um sich davon zu überzeugen, daß die Feldarbeit nicht getan wurde. Er investierte sein Geld umsichtig in Land und bald schon baute er mehr Luzerne nicht an als irgendein anderer Farmer in der Gegend. Die Nachbarn kamen in allen möglichen Angelegenheiten zu ihm um Rat, denn er war reich geworden und mithin auch weise. »Wie ihr säet, so sollet ihr ernten«, riet er einem jeden und alle sagten »Amen«.

Major Majors Vater verlangte von der Regierung äußerste Sparsamkeit, immer vorausgesetzt, die Sparsamkeit hinderte die Regierung nicht daran, ihrer heiligsten Pflicht nachzukommen: den Farmern Höchstpreise für all die Luzerne zu zahlen, die sie anbauten und die niemand haben wollte, oder dafür daß sie überhaupt keine Luzerne anbauten. Er war ein stolzer, unabhängiger Mann und ein Gegner der Sozialversicherung, der niemals davor zurückschreckte, durch Winseln und Jammern, durch Bettelei und Erpressung soviel als möglich von wem immer herauszuschlagen. Er war ein frommer Mann und seine Kanzel stand überall. »Der Herrgott hat uns guten Farmern zwei starke Hände geschenkt, damit wir mit ihnen nehmen, was wir nur kriegen können«, predigte er mitreißend von den Stufen des Gerichtsgebäudes oder auch vor dem örtlichen Kaufhaus, während er darauf

wartete, daß die übellaunige, gummikauende junge Kassiererin, auf die er es abgesehen hatte, herauskomme und ihn böse anblicke. »Wenn der Herrgott nicht gewollt hätte, daß wir soviel nehmen wie wir kriegen können, hätte er uns nicht zwei tüchtige Hände mitgegeben, um zu nehmen.« Und seine Zuhörer murmelten »Amen«.

Major Majors Vater hatte den calvinistischen Glauben an die Vorbestimmung und sah deutlich, daß sich im Mißgeschick seiner Mitmenschen, sein eigenes ausgenommen, der Wille Gottes offenbarte. Er rauchte Zigaretten und trank Whisky, er schätzte einen geistreichen Witz und ein kluges, anregendes Gespräch. Ganz besonders gerne hörte er sich über sein 'Alter lügen oder den geistreichen Witz über Gott und die Mühe seiner Frau bei der Geburt von Major Major erzählen. Der geistreiche Witz von Gott und der Mühe seiner Frau hatte mit dem Faktum zu tun, daß Gott nur sechs Tage gebraucht hatte, um die Welt zu er-schaffen. Frau jedoch nach ganzen anderthalb Tagen nichts weiter produziert hatte als Major Major. Ein geringerer Mann hätte an jenem Tag im Korridor des Hospitals geschwankt, ein schwächerer Mann hätte vielleicht im Wege des Kompromisses einen so vorzüglichen Ersatznamen gewählt wie Sergeant Major oder Tambour Major, doch Major Majors Vater hatte vierzehn Jahre lang auf eine solche Gelegenheit gewartet und war nicht der Mensch, sie vorbeigehen zu lassen. Major Major kannte auch eine geistreiche Redensart, die auf diesen Fall anwendbar war: »Gelegenheit kommt nur einmal im Leben«, pflegte er zu sagen, und diese Perle der Weisheit wiederholte er bei jeder Gelegenheit. Ihn von Geburt an Henry Fonda auf kränkliche Weise ähneln zu lassen, war nur der erste in einer langen Reihe geschmackloser Witzchen, die das Schicksal sich mit dem unglücklichen Major Major im Laufe seines freudlosen Daseins erlaubte. Ihn als Major Major Major auf die Welt kommen zu lassen, war der zweite üble Scherz. Daß er wirklich von Geburt an Major Major Major hieß, war ein nur seinem Vater bekanntes Geheimnis. Erst als Major Major in den Kindergarten aufgenommen wurde entdeckte man seinen wirklichen Namen, und die Folgen waren verderbliche. Die Neuigkeit brachte seine Mutter ins Grab, die keine Lust mehr verspürte, weiterzuleben, dahinwelkte und starb, was seinem Vater sehr zupasse kam, da er beschlossen

hatte, das übellaunige Mädchen aus dem Kaufhause schlimmstenfalles zu heiraten, aber so recht keine Möglichkeit gesehen hatte, seine Frau loszuwerden, ohne sie mit Geld abzufinden oder aus dem Haus zu prügeln.

Für Major Major waren die Folgen kaum weniger schlimm. Es war schrecklich und niederschmetternd, in so zartem Alter entdecken zu müssen, daß er nicht, wie man ihn stets glauben gemacht hatte, Caleb Major war, sondern ein gänzlich fremder Mensch namens Major Major, von dem er nicht das geringste wußte und von dem auch die anderen noch nie etwas gehört hatten. Die Spielkameraden, die er besaß, zogen sich von ihm zurück und kamen nie wieder, denn sie hatten ein angeborenes Mißtrauen gegen alle Fremden, insbesondere gegen einen Fremden, der sie schon belegen hatte indem er sich für jemanden ausgab, den man seit jähren kannte. Niemand wollte mehr etwas mit ihm zu tun haben. Er fing an, Dinge tauen zu lassen und zu stolpern. Jede neue Bekanntschaft erfüllte ihn mit Hoffnung, und immer wieder wurde er entfäuscht. Da er so verzweifelt nach einem Freund verlangte, fand er nie einen. Mit der Zeit verwandelte er sich in einen unbeholfenen, hochaufgeschossenen, seltsam anmutenden verträumten Jungen mit verletzlichen Augen und einem sehr empfindsamen Mund, dessen versuchsweise und tastend aufgesetztes Lächeln augenblicks bei jeder neuen Zurückweisung gekränkt zuckend dahinschwand.

Gegen ältere Menschen war er höflich. Ältere Menschen konnten ihn nicht leiden. Er tat, was immer sie ihm sagten. Sie sagten: Tue nie den zweiten Schritt vor dem ersten, und er tat nie den zweiten vor dem ersten. Sie sagten: verschiebe nie auf morgen, was du heute kannst besorgen, und er verschob nie. Sie sagten: ehre Vater und Mutter, und er ehrte Vater und Mutter. Sie sagten: du sollst nicht töten, und er tötete nicht, bis er zum Militär kam. Hier sagten sie ihm: töte, und er tötete. Bei jeder Gelegenheit hielt er die andere Wange hin und behandelte andre, wie er gerne von ihnen behandelt worden wäre. Gab er Almosen, so wußte seine Linke nicht, was seine Rechte tat. Nie führte er den Namen des Herrn seines Gottes unnütz im Mund, nie brach er fremde Ehen, nie begehrte er den Esel seines Nachbarn. Vielmehr liebte er seinen Nachbarn und legte nicht einmal falsch Zeugnis wider ihn ab. Die Erwachsenen verabscheuten Major Major da-

für, daß er ein so krasser Nonkonformist war. Da er sich nirgendwo anders auszeichnen konnte, zeichnete er sich auf der Schule aus. Auf der staatlichen Universität, die er besuchte, nahm er es mit dem Lernen so ernst, daß die Homosexuellen ihn für einen Kommunisten und die Kommunisten ihn für einen Homosexuellen hielten. Er spezialisierte sich auf englische Geschichte, und das war ein Fehler.

»Englische Geschichte!« röhrte der silberhaarige Senator seines Bundesstaates empört. *»Amerikanische* Geschichte ist für Sie wohl nicht gut genug? Amerikanische Geschichte ist ebenso gut wie jede andere Geschichte der Welt!«

Major Major sattelte augenblicks auf amerikanische Literatur um, doch war er nicht ganz so flink wie das FBI, das bereits ein Dossier über ihn angelegt hatte. Die entlegene Farm, die Major Major sein Zuhause nannte, wurde von sechs Personen und einem Scotchterrier bewohnt, und es stellte sich heraus, daß fünf dieser Personen und der Scotchterrier Agenten des FBI waren. Bald schon hatten sie so viele abträgliche Informationen über ihn zusammengetragen, daß sie mit ihm machen konnten, was sie wollten. Es fiel ihnen jedoch nur ein, ihn zum Militär zu schicken und ihn vier Tage darauf zum Major zu befördern, was jenen Abgeordneten, die weiter keine Sorgen hatten, Gelegenheit gab, einander durch die Straßen von Washington zuzubrüllen: »Wer hat denn den Major zum Major gemacht?«

In Wirklichkeit war Major Major von einer IBM Maschine befördert worden, die einen fast ebenso ausgeprägten Sinn für Humor besaß wie sein Vater. Als der Krieg ausbrach, war er immer noch folgsam und tat, was man ihm sagte. Man sagte: melde dich freiwillig, und er meldete sich freiwillig. Man sagte: geh auf die Flugzeugführerschule, und er meldete sich zur Flugzeugführerschule und fand sich gleich darauf um drei Uhr morgens barfuß im eisigen Matsch einem brutalen, streitsüchtigen Sergeanten gegenüber, der behauptete, jeden Mann seiner Einheit zu Brei schlagen zu können, und bereit war, den Beweis anzutreten. Minuten zuvor waren die Rekruten seiner Einheit von ihren Korporalen aus den Betten gerissen und aufgefordert worden, vor der Schreibstube anzutreten. Major Major wurde immer noch vom Pech verfolgt. Die Rekruten traten in den Zivilanzügen an, in denen sie drei Tage zuvor eingerückt waren. Wer zurückgeblie-

ben war, um Schuhe und Strümpfe anzuziehen, wurde in die kalten, nassen, dunklen Zelte zurückgescheucht, um Schuhe und Strümpfe wieder auszuziehen, und schließlich standen alle barfuß im Matsch vor dem Sergeanten, der seine steinernen Augen von einem zum anderen wandern ließ und verkündete, er könne jeden einzelnen Mann dieser Einheit zu Brei schlagen. Niemand verspürte Lust, ihm zu widersprechen.

Die am nächsten Tage erfolgende unerwartete Beförderung Major Majors stürzte den streitlustigen Sergeanten in einen Abgrund von Trübsinn, denn nun konnte er nicht länger behaupten, imstande zu sein, jeden Manp in seiner Einheit zu Brei zu schlagen. Stundenlang saß er grübelnd in seinem Zelt wie Saul, und seine Leibwache von Korporalen hielt alle Besucher fern. Um drei Uhr morgens fand er die Lösung. Major Major und die anderen Rekruten wurden wieder aus dem Schlaf gezerrt und erhielten Befehl, barfuß unter dem grellen Scheinwerfer vor der Schreibstube anzutreten, wo der Sergeant bereits wartete, die Fäuste in die Hüften gestemmt und so darauf versessen, sich mitzuteilen, abwarten konnte. kaum bis alle »Ich und Major Major«, prahlte er mit der gleichen brutalen, schneidenden Stimme wie in der Nacht zuvor, »können jeden einzelnen Mann dieser Einheit zu Brei Am gleichen Tag noch nahmen sich die Offiziere der Garnison des Problems Major Major an. Was sollte man mit einem Major wie Major Major tun? Ihn persönlich zu erniedrigen, hätte bedeutet, alle Offiziere des gleichen und niedrigeren Ranges zu erniedrigen. Ihn anständig zu behandeln, kam aber auch nicht in Frage. Zum Glück hatte Major Major um Versetzung auf die Flugzeugführerschule ersucht. Noch am Nachmittag wurde die Ausstellung seines Marschbefehls in die Wege geleitet, und um drei Uhr früh wurde Major Major neuerlich unsanft aus dem Schlaf gerissen, vom Sergeanten mit den besten Wünschen verabschiedet und in ein nach Westen startendes Flugzeug gesetzt. Leutnant Schittkopp wurde weiß wie ein Laken, als Major Major sich mit bloßen Füßen und dreckverkrusteten Zehen in Californien bei ihm meldete. Als man Major Major aus dem Schlaf gerissen hatte, hatte er ohne weiteres angenommen, er solle wieder barfuß im Matsch stehen und Schuhe und Strümpfe daher im Zelt zurückgelassen. Die Zivilkleidung, in welcher er vor Leutnant Schittkopp trat, war zerdrückt und schmutzig. Leutnant Schittkopp, der seinen großen Ruf *als* Exerziermeister noch nicht begründet hatte, erbleichte bei dem Gedanken, daß Major Major am kommenden Sonntag barfuß in seiner Kompanie an der Parade teilnehmen könnte.

»Gehen Sie schnell ins Lazarett«, murmelte er, als er endlich die Sprache wiederfand. »Sagen Sie, Sie seien krank. Bleiben Sie dort, bis Ihr Kleidergeld eintrifft und Sie sich eine Uniform kaufen können. Und auch Schuhe. Kaufen Sie auf alle Fälle Schuhe!« »Jawohl, Sir.«

»Ich glaube nicht, daß Sie mich >Sir< zu nennen brauchen, Sir«, bemerkte Leutnant Schittkopp. »Sie haben einen höheien Dienstgrad als ich.«

»Jawohl, Sir, ich habe vielleicht den höheren Dienstgrad, Sir, doch sind Sie im Augenblick mein Chef.«

»Jawohl, Sir, das ist richtig, Sir«, stimmte Leutnant Schittkopp zu. »Sie haben vielleicht den höheren Dienstgrad, Sir, doch im Augenblick bin ich Ihr Vorgesetzter, Sir. Also tun Sie bitte, was ich Ihnen sage, Sir, sonst könnten Sie Ärger haben. Gehen Sie ins Lazarett und melden Sie sich krank. Bleiben Sie dort, Sir, bis Ihr Kleidergeld eintrifft und Sie sich eine Uniform kaufen können.«

»Jawohl, Sir.«

»Und Schuhe, Sir. Kaufen Sie sich bei erster Gelegenheit Schuhe, Sir.«

»Jawohl, Sir, das werde ich tun, Sir.«

»Danke sehr, Sir.«

Das Leben auf der Schule war für Major Major nicht anders als zuvor. Wer in seiner Gesellschaft war, wünschte ihn in die Gesellschaft eines anderen. Die Ausbilder zogen ihn bei jedem Kursus vor, um ihn möglichst rasch loszuwerden. Im Handumdrehen besaß er das Flugzeugführerabzeichen und befand sich in Übersee, wo die Dinge mit einem Male ein freundlicheres Aussehen gewannen. Sein Leben lang hatte Major Major nur einen einzigen Wunsch gehabt: Dazu zu gehören, und in Pianosa ging dieser Wunsch für ein Weilchen in Erfüllung. Die Angehörigen der Kampftruppe achteten nicht sehr auf den Dienstgrad, und Offiziere und Unteroffiziere gingen formlos und lässig miteinander um. Männer, deren Namen er nicht einmal kannte, grüßten ihn

freundlich und forderten ihn auf, mit ihnen baden zu gehen oder Korbball zu spielen. Seine schönsten Stunden verbrachte er auf dem Spielplatz, wo den ganzen Tag über ein Spiel im Gang gehalten wurde und niemand sich darum scherte, wer gewann. Es wurden nicht einmal die Punkte gezählt, und die Zahl der Spieler schwankte zwischen eins und fünfunddreißig. Major Major hatte bis dahin weder Korbball noch sonst ein Spiel gespielt, doch seine schlaksige Länge und seine hingerissene Begeisterung halfen ihm, seine angeborene Ungeschicklichkeit und seinen Mangel an Erfahrung auszugleichen. Hier, auf dem Korbballfeld, das sich nach einer Seite senkte, und in Gesellschaft der Offiziere und Mannschaften, die fast seine Freunde waren, fand Major Major das wahre Glück. Wenn es keine Gewinner gab, so gab es doch auch keine Verlierer, und Major Major genoß jede verspielte Sekunde bis zu dem Augenblick, da Colonel Cathcart nach Major Duluths Tod im Jeep angebraust kam und es Major Major auf immer unmöglich machte, Freude am Korbballspiel zu haben. »Sie sind der neue Staffelkommandeur!« hatte ihm Colonel Cathcart grob über die Trasse der Eisenbahn hinweg zugeschrien. »Aber glauben Sie bloß nicht, daß das was zu bedeuten hat, das hat es nämlich nicht. Es bedeutet bloß, daß Sie der neue Staffelkommandeur sind «

Seit geraumer Zeit schon hatte Colonel Cathcart einen stillen Haß gegen Major Major genährt. Ein überzähliger Major in seinem Personalbestand bedeutete einen Schönheitsfehler in seinen Listen und versorgte jene Personen im Hauptquartier der 27. Luftflotte, die, wie Colonel Cathcart genau wußte, seine Feinde und Rivalen waren, mit Munition. Colonel Cathcart hatte um gerade solch einen Glücksfall wie den Tod von Major Duluth gebetet. Hatte ihn bislang ein überzähliger Major geplagt, so hatte er jetzt eine Planstelle für einen Major frei. Er ernannte also Major Major zum Staffelkommandeur und brauste in seinem ebenso schnell davon wie gekommen Für Major Major bedeutete das das Ende vom Spiel. Verlegen und mit rotem Gesicht stand er wie angewachsen da und wollte nicht glauben, daß die Pechwolken sich erneut über ihm zusammenbrauten. Als er sich seinen Spielkameraden zuwandte, sah er sich einer Barriere aus neugierigen, nachdenklichen Gesichtern gegenüber, die ihn ungerührt, mürrisch und undurchschaubarer

Abneigung voll anstarrten. Er zitterte vor Scham. Als das Spiel wieder begann, war es nichts rechtes mehr damit. Dribbelte er, so versuchte niemand, ihn aufzuhalten, rief er nach dem Ball, so bekam er ihn sofort, und verfehlte er den Korb, so lief niemand mit ihm um die Wette nach dem aufspringenden Ball. Außer der seinen ließ sich keine Stimme vernehmen. Am Tage darauf war es das gleiche, und am übernächsten Tag ging er nicht mehr hin. Fast wie auf ein Stichwort hin wurde er von niemandem in der Staffel mehr angeredet, sondern nur noch angestarrt. Befangen ging er durchs Leben mit niedergeschlagenen Augen und brennenden Warigen, das Ziel von Abscheu, Neid, Haß, Mißtrauen und bösartigen Anspielungen, wo immer er sich blicken ließ. Personen, denen seine Ähnlichkeit mit Henry Fonda bislang kaum aufgefallen war, konnten gar nicht genug darüber schwatzen, und es gab sogar Leute, die andeuteten, Major Major sei zum Staffelkommandeur ernannt worden, weil er Henry Fonda ähnelte. Captain Black, der selber gerne auf diesen Posten gelangt wäre, behauptete, in Wirklichkeit sei Major Major Henry Fonda, aber zu feige, um das zuzugeben.

Major Major stolperte ratlos von einer katastrophalen Peinlichkeit in die nächste. Ohne ihn zu fragen, ließ Sergeant Towser seine Sachen in den geräumigen Wohnwagen verbringen, den Major Duluth allein bewohnt hatte, und als Major Major atemlos in die Schreibstube gerannt kam, um den Diebstahl seiner Sachen zu melden, erschreckte ein junger Korporal ihn halb zu Tode, der im Augenblick seines Eintretens aufsprang und »Achtung!« brüllte. Major Major nahm ebenso wie das gesamte Schreibstubenpersonal Achtungstellung ein und fragte sich, welche bedeutende Persönlichkeit nach ihm eingetreten sein mochte. Minuten vergingen in strengem Schweigen, und das wäre vielleicht in alle Ewigkeit so gegangen, wäre nicht zwanzig Minuten später Major Danby hereingekommen, um Major Major Glück zu wünschen, und hätte alle rühren lassen.

Noch jämmerlicher erging es Major Major in der Messe, wo er von Milo mit besorgtem Lächeln erwartet und zu einem Tischchen geleitet wurde, das vor den anderen Tischen stand und mit einer gestickten Tischdecke samt Blumenstrauß in rosa Kristallvase geschmückt war. Major Major zauderte furchtsam und war nicht kühn genug, vor aller Augen Widerstand zu leisten. Selbst

Havermeyer hatte den Kopf von seinem Teller erhoben und starrte ihn an, während er den schweren, ungefügen Unterkiefer herabhängen ließ. Major Major fügte sich Milos sanftem Druck und verbrachte diese Mahlzeit beschämt an seinem Tischchen. Das Essen wurde in seinem Munde zu Asche, doch schluckte er alles herunter, weil er sich fürchtete, einen der Männer zu kränken, welche die Mahlzeit zubereitet hatten. Als er danach mit Milo allein war, fühlte Major Major, wie zum ersten Mal der Widerspruchsgeist sich in ihm regte, und er sagte, er ziehe es vor, weiterhin in Gesellschaft der anderen Offiziere zu essen. Milo erwiderte, das werde nicht gehen.

»Ich verstehe nicht, was da nicht gehen soll«, sagte Major Major. »Es ist noch niemals nicht gegangen.«

»Sie waren aber auch noch niemals Staffelkommandeur.« »Major Duluth war Staffelkommandeur und hat stets mit den anderen am gleichen Tisch gegessen.«

»Bei Major Duluth war das was anderes, Sir.« »Inwiefern war das was anderes?«

»Es wäre mir lieber, wenn Sie mich das nicht fragen wollten, Sir.«

»Etwa weil ich aussehe wie Henry Fonda?« fand Major Major den Mut zu fragen.

»Manche Leute behaupten, Sie wären Henry Fonda, Sir«, erwiderte Milo.

»Ich bin aber nicht Henry Fonda!« rief Major Major quäkend, denn er war sehr gereizt. »Und ich sehe ihm auch nicht das kleinste bißchen ähnlich. Und selbst wenn ich ihm ähnlich sähe — wäre das nicht ganz einerlei?«

»Eben, es wäre ganz einerlei. Das versuche ich Ihnen ja gerade zu sagen, Sir. Es ist mit Ihnen eben etwas anderes als mit Major Duluth.« Und es war wirklich etwas anderes, denn als Major Major sich bei der nächsten Mahlzeit zu den anderen setzen wollte, ließ ihn die undurchdringliche Mauer von Feindseligkeit erstarren, die ihre Gesichter bildeten. So stand er stocksteif da, und das Tablett zitterte in seinen Händen, bis Milo wortlos heranglitt und ihn, der sich nicht sträubte, zu seinem privaten Tischchen geleitete. Danch gab es Major Major auf und aß an seinem eigenen Tisch, den anderen den Rücken zugekehrt. Er glaubte fest, er werde von ihnen verabscheut, weil sie glaubten, er sei sich jetzt

als Staffelkommandeur zu gut, um mit ihnen zu essen. Solange Major Major anwesend war, kam in der Messe keine Unterhaltung auf. Er merkte, daß die anderen Offiziere vermieden, gleichzeitig mit ihm zu essen, und als er ganz aufhörte, in die Messe zu kommen, weil er seine Mahlzeiten im Wohnwagen nahm, herrschte allgemeine Erleichterung.

Major Major begann damit, Washington Irvings Namen auf dienstliche Dokumente zu setzen, nachdem der erste CID-Mensch erschienen war, um ihn über jemanden zu verhören, der eben dies im Lazarett getan hatte. Dadurch kam Major Major auf die Idee. Major Major war auf seinem neuen Posten unzufrieden, weil er sich langweilte. Er war Staffelkommandeur geworden, ahnte aber nicht, was er als solcher zu tun habe, es sei denn, er habe nichts weiter zu tun als Irving Washingtons Namen auf dienstlichen Dokumenten zu fälschen und zuzuhören, wie ab und an eines der Hufeisen, die Major — de Coverlev vor dem Fenster seines kleinen Büros im rückwärtigen Teil der Schreibstube zu werfen pflegte, mit einem ping oder bung hinfiel. Der Verdacht, bedeutende Pflichten zu vernachlässigen, quälte ihn unaufhörlich, und er wartete vergeblich darauf, daß diese seine Pflichten ihn einholten. Wenn es zu vermeiden war, ging er nicht hinaus, denn er konnte sich nicht daran gewöhnen, angestarrt zu werden. Gelegentlich wurde die Eintönigkeit durch das Erscheinen eines Offiziers oder Soldaten unterbrochen, den Sergeant Towser einer Angelegenheit wegen an Major Major verwiesen hatte, in der dieser nicht Bescheid wußte, weshalb er den Bittsteller zwecks vernünftiger Lösung des Falles an den Sergeanten Towser zurückverwies. Die Arbeit, die man von ihm als Staffelkommandeur erwartete, wurde offensichtlich ohne seine Mithilfe erledigt. Er wurde launisch und trübsinnig. Gelegentlich erwog er ernsthaft, alle seine Sorgen vor dem Kaplan auszubreiten, doch der schien mit eigenen Sorgen so überlastet, daß Major Major ihm nicht noch weiteren Kummer aufbürden wollte. Außerdem wußte er nicht genau, ob Staffelkommandeure sich bei Kaplanen Trost holen durften.

Er war sich stets im Ungewissen über Major — de Coverley, der, wenn er nicht gerade Wohnungen mietete oder ausländische Arbeiter entführte, nichts wichtigeres zu tun hatte als Hufeisen zu werfen. Major Major beobachtete oft scharf die Hufeisen, die

weich auf die Erde fielen oder kreiselnd an den schmalen Eisenstäben herabrutschten, die im Boden steckten. Er beobachtete Major — de Coverley stundenlang und wunderte sich maßlos darüber, daß ein so erhabener Mensch nichts wichtigeres zu tun hatte. Er war oft in Versuchung, sich Major — de Coverley zuzugesellen, doch den ganzen Tag Hufeisen zu werfen, schien ebenso langweilig, wie dienstliche Schriftstücke mit »Major Major Major« zu unterzeichnen. Übrigens sah Major-de Coverley so abweisend aus, daß Major Major es nicht wagte, sich ihm zu nähern. Major Major zerbrach sich den Kopf über seine Beziehung zu Major — de Coverley und Major — de Coverleys Beziehung zu ihm. Er wußte, daß Major — de Coverley sein IA war, wußte aber nicht, was das bedeutete, und konnte sich nicht klar darüber werden, ob er in Major — de Coverley mit einem milden Vorgesetzten gesegnet oder mit einem pflichtvergessenen Untergebenen geschlagen war. Er wollte sich nicht bei Sergeant Towser danach erkundigen, den er insgeheim fürchtete, und jemand anderen konnte er nicht fragen, am wenigsten Major — de Coverley. Nur wenige Personen hatten je gewagt, Major — de Coverlev nach etwas zu fragen, und der einzige Offizier, der töricht genug gewesen war, eines von Major - de Coverleys Hufeisen zu werfen, wurde bereits am folgenden Tage von dem übelsten Fall von Piänositis befallen, den GUS und Wes und selbst Doc Daneeka je gesehen oder auch nur hatten erwähnen hören. Niemand bezweifelte, daß Major — de Coverley sich durch Anhexung dieser Krankheit gerächt hatte, wenn auch niemand genau wußte, wie er das gemacht hatte.

Die meisten der dienstlichen Schriftstücke, die auf Major Majors Schreibtisch gelangten, gingen ihn nicht das geringste an. Die Mehrzahl von ihnen waren Hinweise auf ältere Verlautbarungen, die Major Major nie zu Gesicht bekommen hatte. Es war nie erforderlich, diese alten Vorgänge herauszusuchen, weil die neuen Anweisungen unweigerlich befahlen, die alten Anweisungen außer Acht zu lassen. Im Verlauf einer einzigen produktiven Minute vermochte Major Major daher zwanzig verschiedene Dokumente abzuzeichnen, deren jedes ihm befahl, keinem der anderen die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Aus General Peckems Büro auf dem Festland kamen täglich weitschweifige Memoranda, über denen solche aufmunternde Binsenwahrheiten

standen wie: Unentschlossenheit stiehlt Zeit, oder: Sauberkeit kommt gleich nach Frömmigkeit.

General Peckems Verlautbarungen betreffend Sauberkeit und Unentschlossenheit vermittelten Major Major das Gefühl, ein ungewaschener Zauderer zu sein, daher schaffte er diese Schriftstücke als erste vom Tisch. Die einzigen dienstlichen Schriftstücke, die sein Interesse fanden, waren solche gelegentlich einlaufenden Schriftstücke, die sich mit dem unglücklichen Leutnant befaßten, der keine zwei Stunden nach seinem Eintreffen auf Pianosa über Orvieto abgeschossen worden war und dessen teils unausgepackte Sachen immer noch in Yossariáns Zelt standen. Da der unglückliche Leutnant sich bei der Flugleitung zum Dienst gemeldet hatte statt auf der Schreibstube, hatte Sergeant Towser entschieden, das sicherste sei, ihn als sich nie bei der Staffel gemeldet habend zu melden, und die wenigen Schriftstücke, die auf ihn Bezug nahmen, befaßten sich mit dem Faktum, daß er sich in Luft aufgelöst zu haben schien, was in gewisser Weise ja auch zutraf. Nach einer Weile begrüßte Major Major dankbar jedes dienstliche Schriftstück, das seinen Schreibtisch erreichte, denn den ganzen Tag im Büro zu sitzen und zu unterschreiben, war viel besser, als den ganzen Tag im Büro zu sitzen und nichts zu unterschreiben. So hatte er doch etwas 711 Unvermeidlich kam jedes von ihm abgezeichnete Dokument nach einem Zeitraum von zwei bis zehn Tagen zu ihm zurück, angereichert um einen weiteren Bogen Papier, den er wiederum abzuzeichnen hatte. Die Akten waren dann viel dicker, denn zwischen dem Blatt, auf dem er zuvor unterschrieben hatte, und dem Blatt, das für seine neue Unterschrift hinzugefügt worden war, befanden sich die Blätter, welche die letzten Unterschriften all der anderen Offiziere in den weit verstreuten Standorten trugen, die ebenfalls damit beschäftigt waren, ihre Unterschrift unter den gleichen Akt zu setzen. Major Major verzweifelte, wenn er mit ansehen mußte, wie die simpelsten Direktiven schließlich zu umfangreichen Manuskripten anschwollen. Wie oft er auch eine davon unterschreiben mochte, stets kam sie zurück für eine weitere Unterschrift, und er zweifelte daran, daß er je auch nur ein einziges Schriftstück endgültig loswerden könnte. Eines Tages — es war der Tag nach dem ersten Besuch des CID-Menschen — setzte Major Major auf eines der Dokumente statt seines eigenen Namens den Namen Washington Irving, eigentlich nur um mal zu probieren, wie sich das anfühlte. Es fühlte sich angenehm an. Er fand solches Vergnügen daran, daß er diesen Akt während der übrigen Nachmittagsstunden auf allen dienstlichen Schriftstücken wiederholte. Es war dies ein Akt impulsiver Leichtfertigkeit, für die er, wie er wußte, später streng bestraft werden würde. Am nächsten Tag betrat er sein Büro sehr furchtsam und erwartete, daß etwas geschehe. Es geschah nichts.

Er hatte gesündigt, und das war gut so, denn keines der Dokumente, auf die er Washington Irvings Namen gesetzt, kam je zurück. Hier war endlich ein Fortschritt zu verzeichnen, und Major Major warf sich mit neuer Lust auf seinen neuen Beruf. Washington Irvings Namen auf dienstliche Schriftstücke zu setzen, war vielleicht nicht gerade ein glanzvoller Beruf, doch war es weniger eintönig als »Major Major« zu unterzeichnen. Langweilte es ihn, »Washington Irving« zu unterzeichnen, so konnte er die Reihenfolge umkehren und »Irving Washington« unterschreiben, bis dies anfing, eintönig zu werden. Und er erzielte nun wirklich Resultate, denn von den mit einem dieser Namen gezeichneten Papieren kam nie wieder eines zur Staffel zurück. Statt dessen kam ein zweiter CID-Mensch in der Maske eines Piloten. Jeder in der Staffel wußte, daß er vom CID war, denn er hatte es einem jeden vertraulich mitgeteilt und jeden verpflichtet, seine Identität keinem der anderen zu offenbaren, denen er sich im Vertrauen bereits als CID-Mensch zu erkennen gegeben hatte.

»Sie sind der einzige in der Staffel, der weiß, daß ich zum CID gehöre«, vertraute er Major Major an. »Es ist unbedingt erforderlich, daß das Geheimnis nicht gelüftet und der Erfolg meiner Arbeit nicht gefährdet wird. Verstehen Sie?«

»Sergeant Towser weiß es auch.«

»Ja, das stimmt. Ihm mußte ich es sagen, damit er mich zu Ihnen ließ. Ich weiß aber genau, daß er unter keinen Umständen einer Menschenseele was davon verraten wird.«

»Mir hat er es schon verraten«, versetzte Major Major. »Er sagte: draußen ist ein Mann vom CID, der Sie sprechen möchte.« »Na so ein Lump! Wir müssen ihn sofort überprüfen. Ich an Ihrer Stelle würde keine Verschlußsachen hier herumliegen lassen, jedenfalls nicht, ehe mein Bericht gemacht ist.«

»Ich bekomme keine Verschlußsachen ausgehändigt«, sagte Major Major.

»Richtig. Eben die meine ich. Schließen Sie sie im Schrank ein, damit Sergeant Towser sie nicht in die Finger bekommt.« «Sergeant Towser ist der einzige, der einen Schlüssel zum Schrank hat.«

»Ich glaube, wir verschwenden unsere Zeit«, sagte der zweite CID-Mensch ziemlich steif. Er war ein feister, forscher, nervöser Mann mit raschen zielstrebigen Bewegungen. Er nahm mehrere Photokopien aus einem großen roten Umschlag, den er auffällig unter seiner ledernen Pilotenjacke versteckt hielt, auf die in grellen Farben Flugzeuge gemalt waren, die durch orangefarben explodierende Granaten flogen. Exakt in Reihen aufgemalte kleine geflogene 55 Kampfeinsätze Bomben zeigten »Haben diese Papiere schon einmal Major Major betrachtete ausdruckslos Photokopien von Privatbriefen aus dem Lazarett, die vom Zensor mit »Washington Irving« oder »Irving Washington« abgezeichnet waren.

»Nein.«

»Und das hier?«

Gleich darauf blickte Major Major auf Kopien dienstlicher, an ihn gerichteter Schriftstücke, die er mit den gleichen Unterschriften versehen hatte.

»Nein.«

»Gehört der Mann, der diese Unterschriften gemacht hat, zu Ihrer Staffel?«

»Welcher? Es sind doch zwei Namen.«

»Der eine oder der andere, es spielt keine Rolle. Wir sind der Ansicht, daß Washington Irving und Irving Washington eine und dieselbe Person sind, die sich nur zweier Namen bedient, weil sie uns irreführen will. Das wird nämlich sehr oft gemacht.« »Soweit mir bekannt, ist in meiner Staffel niemand, der einen dieser beiden Namen führt.« Im Gesicht des CID-Menschen zeichnete sich Enttäuschung ab. »Der Bursche scheint schlauer als wir gedacht haben«, bemerkte er. »Er benutzt also noch einen dritten Namen, und tut, als sei er wer anderes. Ich glaube übrigens . . . jawohl, ich bin fast gewiß ., . ich weiß, welches der dritte Name ist.« Erregt und eifrig legte er Major Major zur Prüfung eine weitere Kopie vor. »Was halten Sie davon?«

Major Major beugte sich etwas vor und erblickte die Kopie eines Feldpostbriefes, auf dem Yossarián alles bis auf die Anrede »Liebe Mary« ausgeschwärzt und an dessen Ende er geschrieben hatte: »Ich sehne mich schrecklich nach dir, A. T. Tappman, Kaplan, US Army.«

Major Major schüttelte den Kopf.

- »Das sehe ich zum ersten Mal.«
- »Wissen Sie, wer A. T. Tappman ist?«
- »Der Geschwaderkaplan.«
- »Das war das fehlende Glied in der Kette«, sagte der zweite CID-Mensch. »Washington Irving ist der Geschwaderkaplan.« Der Major zuckte erschreckt zusammen. »Der Geschwaderkaplan heißt A. T. Tappman«, korrigierte er.
- »Wissen Sie das genau?«
- »Ja.«
- »Warum sollte aber der Geschwaderkaplan so etwas auf einen Brief schreiben?«
- »Vielleicht hat es jemand anders geschrieben und seine Unterschrift mißbraucht.«
- »Warum sollte sich aber jemand mißbräuchlich des Namens des Geschwaderkaplans bedienen?«
- »Vielleicht, um nicht entdeckt zu werden.«
- »Da könnten Sie recht haben«, entschied der zweite CID-Mensch nach einer Sekunde des Zögerns und schnalzte forsch mit den Lippen. »Vielleicht haben wir es mit einer Bande zu tun. Mit zwei Männern, die zufällig den gleichen Namen in umgekehrter Reihenfolge tragen und zusammenarbeiten. Jawohl, so muß es sein. Einer von ihnen steckt hier in der Staffel, der zweite im Lazarett und der dritte beim Kaplan. Das wären drei, wie? Wissen Sie ganz genau, daß Sie nie zuvor eines der hier kopierten Schriftstücke gesehen haben?«
- »Wenn ich sie gesehen hätte, hätte ich sie abgezeichnet.«
 »Mit welchem Namen?« fragte der zweite CID-Mensch listig.
 »Mit Ihrem eigenen oder dem von Washington Irving?«
 »Mit meinem eigenen«, erklärte Major Major. »Washington Irvings Namen kenne ich nicht einmal.«

Jetzt lächelte der zweite CID-Mensch breit. »Es freut mich, Major, Ihnen sagen zu können, daß Sie von jedem Verdacht befreit sind. Das bedeutet, daß wir jetzt zusammenarbeiten können. Ich brauche jede mögliche Unterstützung. Irgendwo auf dem europäischen Kriegsschauplatz befindet sich ein Mensch, der die an Sie gerichteten Dokumente in die Hände bekommt. Können Sie sich vorstellen, wer das sein kann?« »Nein.«

»Nun, ich habe da so meine Vermutungen«, sagte der zweite CID-Mensch und beugte sich flüsternd vor. »Dieser Lumpenhund Towser. Warum wohl geht er sonst umher und posaunt meine Geheimnisse aus? Halten Sie vorerst ein Auge auf ihn und sagen Sie mir sofort Bescheid, wenn Sie jemanden von Washington Irving auch nur reden hören. Inzwischen werde ich den Kaplan und überhaupt jeden Mann in der Umgegend überprüfen lassen.«

Kaum war er weg, da sprang der erste CID-Mensch durchs Fenster in Major Majors Büro herein und verlangte zu wissen, wer der zweite CID-Mensch sei. Major Major erkannte ihn kaum. »Das war ein CID-Mensch«, sagte Major Major. »Was denn noch«, versetzte der erste CID-Mensch. »Der CID-Mensch bin hier ich und sonst niemand.«

Major Major erkannte ihn kaum wieder, weil er einen verblichenen, kastanienbraunen Schlafrock aus Waschsamt trug, dessen Nähte unter den Armen geplatzt waren, dazu flauschige Flanellpyjamas und ausgelatschte Pantoffel, an deren einem die Sohle schlappte. Es fiel Major Major schließlich ein, daß dies die vorgeschriebene Lazarettbekleidung war. Der Mann hatte etwa zwanzig Pfund zugenommen und barst schier vor Gesundheit. »Ich bin nämlich schrecklich krank«, jammerte er. »Ich habe mich im Lazarett bei einem Jagdflieger angesteckt und eine schwere Lungenentzündung bekommen.«

»Das tut mir aber leid«, sagte Major Major. »Was nützt mir das«, schniefte der CID-Mensch. »Für Ihr Mitgefühl kaufe ich mir nichts. Ich möchte nur, daß Sie wissen, was ich durchmachen muß. Im übrigen wollte ich Ihnen mitteilen, daß Washington Irving sein Standquartier vom Lazarett weg in Ihre Staffel verlegt hat. Sie haben wohl nicht zufällig jemanden Washington Irvings Namen erwähnen hören?«

»Doch, das habe ich. Der Mann, der eben hier war, hat von Washingtion Irving gesprochen.«

»Wirklich?« rief der erste CID-Mensch entzückt. »Jetzt sind wir

vielleicht bald in der Lage, den Fall zu knacken. Halten Sie den Mann unter dauernder Beobachtung. Ich laufe inzwischen ins Lazarett und schreibe um Instruktionen an meine Vorgesetzten.« Damit sprang der erste CID-Mensch durchs Fenster und war verschwunden.

Eine Minute später wurde der Vorhang, der Majors Büro von der Schreibstube trennte, aufgerissen, und atemlos schnaufend erschien noch einmal der zweite CID-Mensch und schrie nach Luft ringend: »Gerade eben ist ein Mann in rotem Schlafanzug aus Ihrem Fenster gesprungen und die Straße hinauf ge-Haben Sie nichts davon »Er war hier und hat mit mir gesprochen«, erwiderte der Major. »Es kam mir sehr verdächtig vor, einen Mann in rotem Pyjama aus Ihrem Fenster springen zu sehen.« Der Mann marschierte aufgeregt im Kreis durch das kleine Büro. »Erst dachte ich, Sie seien es, auf der Flucht nach Mexiko. Ich sehe jetzt aber, daß Sie es nicht waren. Er hat doch nicht etwa Washington Irving erwähnt?«

»Doch«, sagte Major Major. »Er hat.«

»Er hat?« rief der zweite CID-Mensch. »Großartig! Jetzt sind wir vielleicht bald in der Lage, den Fall zu knacken. Wissen Sie, wo der Mann zu finden ist?«

»Im Lazarett. Er ist nämlich ein schwerkranker Mann.«
»Großartig! Ich werde ihm gleich folgen. Am besten natürlich inkognito. Ich werde ins Krankenzelt gehen, die Situation erklären
und mich als Patienten ins Lazarett schicken lassen.«
»Die wollen mich nicht als Patienten ins Lazarett schicken, wenn
ich nicht krank bin«, meldete er sich bei Major Major zurück.
»Dabei bin ich krank. Ich wollte mich schon lange mal gründlich
untersuchen lassen, und das ist jetzt eine gute Gelegenheit. Ich
werde mich also hier krank melden und auf diese Weise ins
Lazarett überwiesen werden.«

»Nun sehen Sie doch mal, was man mir angetan hat«, meldete er sich von neuem bei Major Major, diesmal mit rotgepinseltem Zahnfleisch. Er war untröstlich. Schuhe und Strümpfe trug er in der Hand und auch seine Zehen waren mit Enzianrot eingepinselt. »Wer hat je von einem CID-Menschen mit rotem Zahnfleisch gehört?« jammerte er. Er entfernte sich mit niedergeschlagenen Augen aus der Schreibstube, stolperte in einen Splittergra-

ben und brach sich die Nase. Zwar blieb seine Temperatur auch jetzt noch normal, doch machten GUS und Wes eine Ausnahme und schickten ihn mit dem Krankenwagen ins Lazarett.

Major Major hatte gelogen, und das war gut so. Es überraschte ihn nicht wirklich, daß das gut war, denn er hatte beobachtet, daß Menschen, die logen, im ganzen erfinderischer, ehrgeiziger und erfolgreicher waren als die Menschen, die nicht logen. Hätte er dem zweiten CID-Menschen die Wahrheit gesagt, wäre er gewiß in Schwierigkeiten geraten. Statt dessen hatte er gelogen und konnte nun sein Werk fortsetzen.

Der Besuch des zweiten CID-Menschen hatte zur Folge, daß Major Major vorsichtiger zu Werke ging. Unterschriften vollzog er nur noch mit der linken Hand und nur, wenn er dabei die dunkle Brille und den falschen Bart trug, die ihm hatten helfen sollen, von neuem Korbball spielen zu dürfen. Als eine weitere Vorsichtsmaßnahme vollzog er einen sehr vorteilhaften Übergang von Washington Irving zu John Milton. John Milton klang knusprig und knapp. Sollte er sich als eintönig erweisen, konnte man ihn mit guter Wirkung ebenso umkehren wie Washington Irving. Darüber hinaus ermöglichte er es Major Major, seinen Ausstoß zu verdoppeln, denn John Milton war erheblich kürzer als sein eigener Name oder der von Washington Irving und ließ sich viel schneller schreiben. John Milton erwies sich auch in anderer Hinsicht als fruchtbar. Er war vielseitig verwendbar, und Major Major ertappte sich bald dabei, wie er die Unterschrift in Teile erdachter Dialoge einbaute. So mochte eine typische Unterschrift auf einem dienstlichen Schriftstück lauten: »John. Milton ist ein Sadist.« oder: »Wo ist Milton, John?«. Eine Variation, auf die er besonders stolz war lautete:

»John Milton sitzt auf dem Kloo.«

John Milton eröffnete ihm eine ganz neue Welt voll bezaubernder, unerschöpflicher Möglichkeiten und versprach, die Eintönigkeit für immer zu bannen. Als John Milton eintönig zu werden begann, kehrte Major Major zu Washington Irving zurück. Major Major hatte die dunkle Brille und den falschen Bart in Rom erstanden. Es war dies ein allerletzter, vergeblicher Versuch, sich aus dem Sumpfe der Erniedrigung zu retten, in den er immer tiefer einsank. Zunächst hatte er jene schreckliche Demütigung anläßlich des Kreuzzuges gegen die Abtrünnigen zu erlei-

den gehabt, als nicht ein einziger von den dreißig oder vierzig Herren, die konkurrierende Loyalitätserklärungen in Umlauf gesetzt hatten, ihm erlaubte, eine zu unterzeichnen. Dann, gerade als dieser Sturm sich gelegt hatte, geschah es, daß Clevingers Maschine sich auf so geheimnisvolle Art mit der gesamten Besatzung in Luft auflöste, und boshafterweise betrachtete man ihn als den Hauptverantwortlichen für dieses Mißgeschick, weil er Loyalitätserklärung nie unterzeichnet Die dunklen Gläser steckten in einem breiten, magentaroten Rahmen. Der falsche schwarze Schnurrbart war der Schnurrbart eines flamboyanten Leierkastenmannes, und als Major Major eines Tages glaubte, seine Einsamkeit nicht länger ertragen zu können, legte er beides an und begab sich auf den Korbballplatz. Er legte muntere Vertraulichkeit an den Tag, während er zum Platz schlenderte und im Stillen darum betete, daß niemand ihn erkennen möge. Die anderen taten auch so, als erkennten sie ihn nicht, und langsam begann er, sich wohl zu fühlen. Gerade als er sich zu dem Erfolg seines harmlosen Täuschungsmanövers beglückwünschen wollte, wurde er angerempelt und umgestoßen. Gleich darauf wurde er wieder gerempelt, und er ahnte, daß man ihn doch erkannt hatte und seine Verkleidung jetzt als Freibrief nahm, ihn zu mißhandeln. Er war unerwünscht. Und gerade als ihm das klar wurde, vermengten sich die Spieler seiner eigenen Mannschaft mit denen der Gegenmannschaft zu einem einzigen heulenden, blutdürstigen Mob, der sich, ekle Flüche ausstoßend, fäusteschwingend von allen Seiten auf ihn stürzte. Sie schlugen ihn nieder, traten ihn, während er am Boden lag, und griffen ihn von neuem an, als er mühsam genug auf die Füße kam. Er schützte das Gesicht mit den Händen und sah nichts. Sie stießen sich gegenseitig weg, von dem wahnsinnigen Drang gepackt, ihn zu schlagen, zu treten, zu würgen und zu stoßen. Man prügelte ihn bis an die Böschung der Eisenbahntrasse und stieß ihn mit dem Kopf voran hinunter. Unten angelangt, kam er auf die Füße, erkletterte die gegenüberliegende Böschung und taumelte, vom Hohngeschrei und dem Steinhagel verfolgt, mit dem man ihn bedachte, endlich um die Ecke des Schreibstubenzeltes und war in Sicherheit. Während dieses Überfalles war seine größte Sorge gewesen, die dunkle Brille und den falschen Schnurrbart nicht zu verlieren, damit er auch weiterhin vorgeben konnte, ein anderer zu sein und somit der gefürchteten Notwendigkeit überhoben zu bleiben, als Vorgesetzter vor sie hinzutreten. In seinem Büro angelangt, weinte er; und als er damit fertig war, wusch er sich das Blut von Mund und Nase, den Schmutz aus den Abschürfungen an Wangen und Stirne und rief Sergeant Towser herein.

»Ich wünsche«, sagte er, »daß von jetzt an niemand hereinkommt, solange ich hier bin. Ist das klar?«

»Jawohl, Sir«, antwortete Sergeant Towser. »Gilt das auch für mich?«

»Ja.«

»Jawohl, Sir. Ist das alles?«

»Ja.«

»Was soll ich sagen, wenn jemand Sie sprechen möchte, während Sie hier sind?«

»Sagen Sie, ich sei anwesend, und fordern Sie die Leute auf, zu warten.«

»Jawohl, Sir. Wie lange sollen sie warten?« »Bis ich weggegangen bin.«

»Und was soll ich dann mit ihnen machen?« »Das ist mir gleich.«

»Darf ich sie zu Ihnen hineinschicken, sobald Sie weggegangen sind?«

»Ja.«

»Sie sind dann aber nicht mehr da, nicht wahr?«

»Nein.«

»Jawohl, Sir. Ist das alles, Sir?«

»Ja.«

»Jawohl, Sir.«

»Ich wünsche«, befahl Major Major seiner ältlichen Ordonnanz, »daß Sie von jetzt ab nicht mehr hereinkommen und mich fragen, ob Sie was für mich erledigen sollen, solange ich anwesend bin. Ist das klar?«

»Jawohl, Sir«, sagte die Ordonnanz. »Wann soll ich kommen und fragen, ob ich was für Sie erledigen soll, Sir?«

»Wenn ich nicht da bin.«

»Jawohl, Sir. Und was soll ich dann machen?«

»Was ich Ihnen auftrage.«

»Aber Sie sind ja nicht da, um mir was aufzutragen, nicht wahr?«

»Nein.«

»Was soll ich da also machen?«

»Alles, was gemacht werden muß.«

»Jawohl, Sir.«

»Das ist alles«, sagte Major Major.

»Jawohl, Sir«, sagte die Ordonnanz. »Ist das alles?« »Nein«, sagte Major Major. »Ich verbiete Ihnen auch, zum Saubermachen hereinzukommen. Kommen Sie überhaupt nicht herein, es sei denn, Sie wissen ganz bestimmt, daß ich nicht anwesend bin.«

»Jawohl, Sir. Wie soll ich das aber immer genau wissen?« »Wenn Sie es nicht genau wissen, nehmen Sie an, ich sei anwesend, und verschwinden, bis Sie es genau wissen. Ist das klar?« »Jawohl, Sir.«

»Es tut mit leid, daß ich so mit Ihnen reden muß, es geht aber nicht anders. Leben Sie wohl.«

»Leben Sie wohl, Sir.«

»Und vielen Dank für alles.«

»Jawohl, Sir.«

»Ich wünsche«, sagte Major Major zu Milo Minderbinder, »von jetzt an nicht mehr die Messe zu betreten. Ich werde alle Mahlzeiten in meinem Wohnwagen nehmen.«

»Ich halte das für einen sehr guten Einfall, Sir«, sagte Milo. »So kann ich Ihnen doch besondere Leckerbissen servieren, ohne daß die anderen davon was merken, Sir. Sie werden gewiß Gefallen daran finden. Colonel Cathcart jedenfalls speist immer mit dem besten Appetit.«

»Ich wünsche keine besonders zubereiteten Mahlzeiten. Ich verlange, daß Sie mir genau das gleiche vorsetzen wie den anderen Offizieren. Sorgen Sie dafür, daß derjenige, der mir mein Essen bringt, einmal an die Tür klopft und das Tablett draußen abstellt. Ist das klar?«

»Jawohl, Sir«, sagte Milo. »Das ist völlig klar. Ich habe noch lebenden Hummer aus Maine in einem privaten kleinen Vorrat. Den kann ich Ihnen heute zum Abendbrot servieren, dazu einen vorzüglichen Roquefortsalat und zwei gefrorene Eclairs, die erst gestern zusammen mit einem wichtigen Mitglied der resistance aus Paris herausgeschmuggelt worden sind. Genügt Ihnen das als Anfang, Sir?«

»Nein.«

»Jawohl, Sir, ich verstehe.«

Milo servierte zum Abendessen gegrillten Hummer, ausgezeichneten Roquefortsalat und zwei gefrorene Eclairs. Major Major war wütend. Doch sagte er sich, daß das Essen verderben oder an jemand anderen gehen würde, falls er es zurückwies. Major Major hatte außerdem eine Schwäche für gegrillten Hummer. Er aß mit schlechtem Gewissen. Am nächsten Tag gab es zum Lunch Schildkröte Maryland, dazu eine ganze Flasche 1937er Dom Perignon, und Major Major verschlang das alles gedankenlos. Nach Milo blieben nur noch die Leute aus der Schreibstube, und diesen ging Major Major aus dem Wege, indem er zum Betreten und Verlassen seines Büros das blinde Zelluloidfenster benutzte. Das Fenster ließ sich aufknöpfen, es war niedrig über dem Boden angebracht, es war groß, und man konnte von innen wie von außen leicht hindurchsteigen. Die Entfernung zwischen der Schreibstube und seinem Wohnwagen überwand er, indem er um die Ecke des Zeltes huschte, wenn niemand in Sicht war. in den Graben der Eisenbahn sprang und mit gesenktem Kopf so schnell er konnte die Trasse entlanglief, bis er die Geborgenheit des Waldes erreichte. In Höhe seines Wohnwagens verließ er den Bahngraben und drängte sich eilig heimwärts durchs dichte Unterholz, wo er nur ein einziges Mal jemandem begegnete: Captain Flume, der ihn einst in der Abenddämmerung fast zu Tode erschreckte, als er gehetzt und spukhaft ohne jede Warnung aus einem Brombeergebüsch hervorgetreten war, um sich darüber zu beschweren, daß Häuptling White Halfoat gedroht hatte, ihm die Kehle von einem Ohr zum anderen aufzuschlitzen.

»Wenn Sie mich noch einmal so erschrecken«, ließ Major Major ihn wissen, »dann werde *ich* Ihnen die Kehle von einem Ohr zum anderen aufschlitzen.«

Captain Flume holte tief erschreckt Luft, verschwand stracks in seinem Brombeerstrauch und ward von Major Major nie wieder erblickt.

Wenn Major Major bedachte, was er erreicht hatte, so erfüllte ihn das Resultat mit Freude. Inmitten einiger Hektar ausländischer Erde, auf denen mehr als zweihundert Menschen umherwimmelten, war es ihm gelungen, zum Einsiedler zu werden. Mit

etwas Einfallsreichtum und Phantasie hatte er es praktisch unmöglich gemacht, von einem Angehörigen der Staffel angesprochen zu werden, was, wie er bemerkte, die allgemeine Billigung fand, da ohnehin niemand das Verlangen empfand, mit ihm zu sprechen. Niemand, so stellte sich heraus, als der wahnsinnige Yossarián, der ihn, als er eines Tages in der Mittagspause zu seinem Wohnwagen rannte, im Bahngraben ansprang und zu Boden warf.

Der letzte Mann im Geschwader, von dem Major Major sich anspringen und zu Boden werfen lassen wollte, war Yossarián. An Yossarián war irgendwas Verwerfliches. Er war es, der sich so schamlos aufführte wegen des toten Mannes in seinem Zelt, der in Wirklichkeit nicht vorhanden war; er war es, der nach dem Angriff auf Avignon seine Uniform ausgezogen hatte und unbekleidet umhergelaufen war, und von dem General Dreedle, der ihm für seine Heldentat bei Ferrara einen Orden verleihen wollte, feststellen mußte, daß er splitternackt in der Formation stand. Niemand auf der Welt besaß die Macht, den ungeordneten Nachlaß des toten Mannes aus Yossariáns Zelt zu entfernen. Major Major hatte auf das Recht dazu verzichtet, als er Sergeant Towser gestattete, zu melden, daß der Leutnant, der keine zwei Stunden nach seiner Ankunft über Orvieto gefallen war, niemals bei der Staffel eingetroffen sei. Der einzige, der das Recht hatte, diesen Nachlaß aus Yossariáns Zelt zu entfernen, war, so wollte es Major Major scheinen, Yossarián selber, und Yossarián, so wollte es Major Major scheinen, hatte kein Recht dazu. Nachdem ihn Yossarián angesprungen und zu Boden geworfen hatte, versuchte Major Major stöhnend, wieder auf die Beine zu kommen. Yossarián ließ ihn aber nicht.

»Captain Yossarián«, sagte Yossarián, »bittet um Erlaubnis, Major Major in einer Sache auf Tod und Leben zu sprechen.« »Lassen Sie mich gefälligst aufstehen«, ersuchte Major Major ihn gereizt. »Ich kann Ihren Gruß nicht erwidern, wenn ich auf meinem Arm liege.«

Yossarián ließ ihn los, und beide Herren erhoben sich zögernd. Yossarián salutierte noch einmal und wiederholte seine Bitte. »Gehen wir in mein Büro«, schlug Major Major vor. »Dieser Ort ist für eine Besprechung nicht passend.«

»Jawohl, Sir«, entgegnete Yossarián.

Sie klopften sich den Kies von den Uniformen und gingen in gespanntem Schweigen zur Schreibstube.

«Warten Sie hier eine Minute, bis ich mir etwas Jod auf die Abschürfungen gepinselt habe, und lassen Sie sich dann von Sergeant Towser hereinführen.«

»Jawohl, Sir.«

Major Major schritt würdevoll durch die Schreibstube, ohne den Schreibern einen Blick zu gönnen, die an Schreibmaschinen und Aktenschränken arbeiteten. Kaum war der Vorhang, der sein Büro von der eigentlichen, Schreibstube trennte, hinter ihm zugefallen, rannte er auch schon in der Absicht, zu flüchten, zum Fenster und sprang hinaus. Doch er fand seinen Weg durch Yossarián versperrt. Yossarián hatte wartend Achtungstellung eingenommen und salutierte.

»Captain Yossarián bittet um Erlaubnis, Major Major in einer Sache auf Tod und Leben zu sprechen«, wiederholte er entschlossen.

»Erlaubnis verweigert«, schnarrte Major Major.

»Na, so geht das denn doch nicht.«

Major Major gab nach. »Schön«, stimmte er erschöpft zu, »ich werde mit Ihnen sprechen. Springen Sie bitte in mein Büro.« »Nach Ihnen.«

Sie sprangen ins Büro. Major Major setzte sich, und Yossarián baute sich vor dem Schreibtisch auf und sagte, er wolle keine Kampf einsalze mehr fliegen. Was mache ich nun? fragte sich Major Major. Er konnte nichts anderes tun als zu sagen, was Colonel Korn ihm eingeschärft hatte, und im übrigen das Beste zu hoffen.

»Warum nicht?« fragte er.

»Weil ich Angst habe.«

 $\mbox{\sc wSie}$ brauchen sich deshalb nicht zu schämen
 $\mbox{\sc wsig}$ Major Major milde. »Angst haben wir alle. $\mbox{\sc wsig}$

»Ich schäme mich nicht«, sagte Yossarián, »ich habe bloß Angst.«

»Sie wären nicht normal, wenn Sie nicht gelegentlich Angst verspürten. Selbst die Tapfersten haben gelegentlich Angst. Eine der größten Schwierigkeiten, denen wir uns im Kampf gegenübersehen, besteht darin, die eigene Angst zu überwinden.«
»Nun hören Sie mal, Major — können wir das Geseiche nicht bei-

seite lassen?«

Major Major schlug einfältig die Augen nieder und bewegte nervös die Finger. »Was erwarten Sie von mir?« »Sie sollen mir bestätigen, daß ich genug Feindflüge hinter mir habe und nach Hause gehen kann.«

»Wieviele Einsätze haben Sie geflogen?«

»Einundfünfzig.«

»Da fehlen Ihnen also nur noch vier.«

»Er setzt die Zahl aber bestimmt wieder herauf. Immer wenn ich nahe herankomme, verlangt er wieder mehr.«

»Diesmal vielleicht nicht.«

»Er schickt aber keinen von uns nach Hause. Er läßt diejenigen, die fertig sind, solange auf ihre Marschbefehle warten, bis er nicht mehr genug Besatzungen hat, dann erhöht er die Zahl der geforderten Einsätze, und alle müssen wieder fliegen. Das macht er so, seit der das Geschwader übernommen hat.« »Sie dürfen nicht Colonel Cathcart dafür verantwortlich machen, daß das Eintreffen der Marschbefehle sich verzögert«, mahnte Major Major. »Es ist Sache der 27. Luftflotte, die Marschbefehle auszufertigen, sobald die Unterlagen dafür von uns dort eintreffen.«

»Er könnte aber Ersatz anfordern und uns nach Hause schicken, sobald die Marschbefehle eintreffen. Im übrigen habe ich erfahren, daß die 27. Luftflotte sich mit vierzig Feindflügen begnügt und daß es sein ganz privater Einfall ist, uns fünfundfünfzig Einsätze fliegen zu lassen.«

»Davon weiß ich nichts«, erwiderte Major Major. »Colonel Cathcart ist unser Kommandeur, und wir müssen ihm gehorchen. Warum fliegen Sie nicht noch vier Einsätze und warten ab, was geschieht?«

»Ich will nicht.«

Was soll ich nur tun? fragte Major Major sich von neuem. Was sollte man mit einem Menschen anfangen, der einem stur in die Augen blickt und sagte, lieber wolle er sterben als im Kampfe zu fallen? Einem Mann, der mindestens so erwachsen und intelligent war wie man selber, wenn man auch so tun mußte, als sei er es nicht. Was konnte man einem solchen Mann sagen?

»Wie wäre es, wenn Sie sich Ihre Einsätze aussuchten und sich

auf Spazierflüge beschränkten?« schlug Major Major vor. »Auf diese Weise könnten Sie noch vier Flüge absolvieren, ohne was zu riskieren.«

»Ich will keine Spazierflüge machen, ich will endlich aus dem Krieg heraus!«

»Wollen Sie denn, daß wir diesen Krieg verlieren?« fragte Major Major.

»Wir werden schon nicht verlieren. Wir haben mehr Menschen, mehr Geld und mehr Material als die anderen. Es gibt zehn Millionen Männer in Uniform, die an meine Stelle treten können. Einige wenige fallen, aber sehr viele verdienen dickes Geld und amüsieren sich königlich. Sollen sich jetzt doch mal andere umbringen lassen!«

»Angenommen, alle dächten so wie Sie?«

»Dann wäre ich schön blöde, wenn ich nicht auch so dächte, nicht wahr?«

Was kann ich ihm nur sagen? zerbrach sich Major Major ratlos den Kopf. Was er nicht sagen durfte, war, daß er nichts daran ändern könne. Sagte er, er könne nichts daran ändern, so mußte der Eindruck entstehen, als sei er willens etwas zu ändern, wenn er nur könnte, und damit würde er andeuten, daß in Colonel Korns Vorgehen ein Fehler oder eine Ungerechtigkeit liege. Colonel Korn hatte ihn über diesen Punkt nicht im Unklaren gelassen. Er hatte Major Major aufs strengste verboten, jemals zu sagen, er könne nichts daran ändern.

»Es tut mir sehr leid«, sagte Major Major, »aber ich kann nichts daran ändern.«

Wintergreen

Clevinger war tot, und das war der entscheidende Schönheitsfehler seiner Philosophie. Achtzehn Flugzeuge waren eines Nachmittags auf dem Rückflug von Parma in eine strahlendweiße Wolke vor der Küste von Elba hineingestoßen, siebzehn kamen wieder heraus. Von der achtzehnten Maschine war nichts zu sehen, weder in der Luft noch auf der glatten Oberfläche der jadegrünen See. Trümmer wurden nicht gesichtet. Hubschrauber umkreisten die weiße Wolke bis zum Sonnenuntergang. Während der Nacht segelte die weiße Wolke davon, und am folgen-

den Morgen war kein Clevinger mehr vorhanden. Dieses Verschwinden war erstaunlich, mindestens so erstaunlich wie die Große Verschwörung von Lowery Field, in deren Verlauf die gesamte vierundsechzigköpfige Belegschaft einer Baracke am Zahltag verschwand und nie wieder auftauchte. Ehe Clevinger so behende aus dieser Welt hinausgehext wurde, war Yossarián des Glaubens gewesen, die Männer von Lowery Field hätten ganz einfach beschlossen, allesamt am gleichen Tage zu desertieren. Tatsächlich hatte dieser Vorgang, in dem Yossarián eine Massenflucht vor den heiligsten Verpflichtungen erblickte, ihn so ermutigt, daß er zum Exgefreiten Wintergreen gelaufen war, um aufregende Neuigkeit diesem die zu vermelden. »Und was ist daran so aufregend?« hatte der Exgefreite Wintergreen gehässig grinsend gefragt, seinen schmutzigen Stiefel auf den Spaten gestützt und sich verdrossen gegen die Rückwand eines jener tiefen, viereckigen Löcher gelümmelt, deren Herstellung seine militärische Spezialität war.

Exgefreiter Wintergreen war ein boshafter, kleiner Halbstarker, dem es Spaß machte, sich selber und anderen Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Jedesmal, wenn er sich unerlaubt von der Truppe entfernte, wurde er erwischt und dazu verurteilt, eine Zeitlang Löcher von sechs Fuß Breite, Tiefe und Länge auszuheben und wieder zuzuwerfen. Immer, wenn er seine Strafe verbüßt hatte, entfernte er sich wieder unerlaubt. Exgefreiter Wintergreen nahm die ihm zuteil gewordene Rolle des Löchergräbers und Zuwerfers mit dem klaglosen Eifer des echten Patrioten auf sich.

»Es ist kein übles Leben«, pflegte er philosophisch zu bemerken, iemand muß diese Arbeit schließlich Er besaß genügend Weisheit, um zu begreifen, daß es in Kriegszeiten kein so übler Beruf war, in Colorado Löcher zu graben. Da nach den Löchern keine große Nachfrage bestand, konnte er sich beim Ausheben und beim Zuwerfen Zeit lassen, und war infolgedessen nur selten überarbeitet. Andererseits wurde er bei jeder Kriegsgerichtsverhandlung zum Gemeinen degradiert. Diebedauerte Rangverlust außerordentlich. er »Es war recht hübsch, Gefreiter zu sein«, sagte er versonnen und sehnsüchtig, »ich genoß ein gewisses Ansehen — Sie verstehen schon — und bewegte mich nur in den ersten Kreisen.« Resignation trübte seine Miene. »Das ist nun aber vermutlich alles vorbei«, spekulierte er. »Wenn ich mich das nächste Mal unerlaubt von der Truppe entferne, dann tue ich das als Gemeiner, und ich weiß genau, es wird nicht das gleicht.- sein.« Als Lochgräber sah er keine Zukunft vor sich. »Dieser Posten ist mir nicht einmal sicher. Immer, wenn ich meine Strafe verbüßt habe, verliere ich ihn. Wenn ich ihn wiederhaben will, muß ich mich unerlaubt entfernen. Und selbst das geht nicht immer so weiter. Da ist nämlich ein Haken, der IKS-Haken. Wenn ich mich noch einmal unerlaubt von der Truppe entferne, ist mir das Militärgefängnis sicher. Ich weiß nicht, was aus mir werden soll. Wenn ich nicht scharf achtgebe, kann es mir sogar passieren, daß ich an die Front muß.« Er hatte keine Lust, für den Rest seines Lebens Löcher auszuheben, wenn er auch nichts dagegen hatte, es für die Dauer des Krieges zu tun, weil er damit zur allgemeinen Kriegsanstrengung beitrug. »Es ist eine Sache der Pflicht«, bemerkte er. »Wir alle müssen tun, was uns zukommt. Meine Pflicht ist es, diese Löcher hier zu graben, und ich erfülle sie so vorzüglich, daß man mich kürzlich zur Verdienstmedaille eingereicht hat. Ihre Pflicht ist es, sich auf der Fliegerschule herumzudrücken und zu hoffen. daß der Krieg chei vorbei ist als Ihre Ausbildung. Die Aufgabe der Männer an der Front ist es, den Krieg zu gewinnen, und ich wünschte bloß, sie täten ihre Pflicht so gut wie ich die meine. Schließlich wäre es ungerecht, wenn ich hingehen und auch deren Arbeit noch tun müßte.«

Eines Tages beschädigte der Exgefreite Wintergreen bei der Arbeit an einem seiner Löcher ein Wasserrohr und war fast ertrunken, ehe man ihn halb bewußtlos herausfischte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, es sei Öl gefunden worden, und man jagte Häuptling White Halfoat auf der Stelle davon. Bald schon sah man jeden, der eine Schaufel finden konnte, wie verrückt nach Öl graben. Überall flog Dreck umher; es sah aus wie an jenem Morgen in Pianosa sieben Monate später, als Milo in der Nacht das Geschwader samt Flugfeld, Munitionslager und Werkstatt mit jeder Maschine, die zum M&M-Syndikat gehörte, bombardiert hatte und die Überlebenden Splittergräben in den steinigen Boden hackten, über welche sie dann Panzerplatten oder Zeltbahnen breiteten, die sie teils aus der Werkstatt gestohlen, teils von ihren Zelten abgerissen hatten. Häuptling

White Halfoat wurde beim ersten Gerücht von Ölfunden aus Colorado vertrieben und landete schließlich in Pianosa als Ersatz für Leutnant Coombs, der eines Tages als Gast an einem Feindflug teilgenommen hatte, um den Krieg aus der Nähe zu sehen, und mit Kraft über Ferrara abgestürzt war. Yossarián fühlte sich bei der Erinnerung an Kraft immer ganz schuldbeladen, weil Kraft bei dem von Yossarián geführten zweiten Anflug umgekommen und ohne sein Zutun in die Atebrinrevolte verwickelt worden war, die auf dem Herflug bei der ersten Zwischenlandung in Puerto Rico begonnen und zehn Tage später in Pianosa geendet hatte, als Appleby, kaum daß er gelandet war, pflichtgetreu in der Schreibstube erschien, um Yossarián zu melden, der steh geweigert hatte, die Atebrintabletten zu schlucken. Der dort Dienst tuende Sergeant hatte Appleby einen Stuhl angeboten. »Danke, Sergeant«, sagte Appleby. »Wie lange muß ich wohl warten? Ich habe heute noch eine Menge zu erledigen, damit ich morgen früh voll und ganz verfügbar bin, wenn es in den Kampf geht.«

- »Sir?«
- »Was denn, Sergeant?«
- »Wie lautete Ihre Frage?«
- »Wie lange muß ich warten, ehe ich den Kommandeur sprechen kann?«
- »Bis er zum Mittagessen geht«, erwiderte Sergeant Towser.
- »Dann können Sie sofort hinein.«
- »Aber dann ist er doch nicht da. wie?«
- »Nein, Sir. Major Major kommt erst nach dem Mittagessen wieder in sein Büro.«
- »Aha«, versetzte Appleby unsicher. »Dann komme ich lieber nach dem Mittagessen wieder.«

Appleby verließ in schwer zu verheimlichender Verwirrung die Schreibstube. Kaum draußen angelangt, glaubte er einen hochgewachsenen, dunkelhaarigen Offizier, der ein wenig aussah wie Henry Fonda, aus der Fensteröffnung des Schreibstubenzeltes springen und um die Ecke wetzen zu sehen. Appleby blieb stehen und kniff die Augen zu. Ängstliche Zweifel überkamen ihn. Er fragte sich, ob er vielleicht an Malaria, oder, schlimmer noch, an einer Überdosis Atebrin leide. Appleby hatte viermal soviel Atebrin genommen als vorgeschrieben, denn er wollte ein vier-

mal so guter Pilot sein wie alle anderen. Seine Augen waren noch geschlossen, als Sergeant Towser ihm auf die Schulter tippte und sagte, er könne nun hineingehen wenn er wolle, da Major Major gerade hinausgegangen sei. Applebys Selbstvertrauen kehrte zurück.

»Danke, Sergeant. Wird er bald zurück sein?«
»Gleich nach dem Mittagessen. Sie müssen das Zelt dann sofort verlassen und draußen warten, bis er zum Abendessen weggeht. Wenn Major Major in seinem Büro ist, empfängt er grundsätzlich niemanden in seinem Büro.«

»Was sagen Sie da, Sergeant?«

»Ich sagte, daß Major Major niemanden in seinem Büro empfängt, wenn er im Büro ist.«

Appleby starrte den Sergeanten Towser an und versuchte, dienstlich zu werden. »Sergeant, wollen Sie mich etwa zum Narren halten, weil ich neu im Geschwader bin?«

»O nein, Sir«, versicherte der Sergeant ehrerbietig. »So lautet die Anordnung des Kommandeurs. Sie können Major Major fragen, wenn Sie ihn sprechen.«

»Genau das werde ich tun, Sergeant. Wann kann ich ihn sprehen?« »Niemals.«

Appleby errötete unter dieser Demütigung und schrieb seine Meldung bezüglich Yossariáns und der Atebrintabletten auf einen Block, den der Sergeant ihm vorlegte. Dann ging er schnell hinaus, wobei er sich fragte, ob vielleicht Yossarián nicht der einzige Verrückte sei, der das Vorrecht hatte, Offiziersuniform zu tragen.

Als Colonel Cathcart dann die Anzahl der geforderten Feindflüge auf fünfundfünfzig erhöht hatte, war Sergeant Towser der Verdacht gekommen, daß möglicherweise jeder, der eine Uniform trug, verrückt sei. Sergeant Towser war ein magerer, eckiger Mensch. Sein feines, blondes Haar war so hell, daß es fast farblos wirkte, seine Wangen waren eingesunken, die Zähne groß und weiß wie Pfefferminzbonbons. Er erledigte die gesamte Verwaltungsarbeit der Staffel und war dabei nicht glücklich. Männer wie Hungry Joe funkelten ihn haßerfüllt und vorwurfsvoll an, und Appleby behandelte ihn mit rachsüchtiger Unhöflichkeit, seitdem er sich als ein erstklassiger Pilot etabliert hatte und als ein Tischtennisspieler, der nie einen Punkt verlor. Sergeant Tow-

ser tat alle Verwaltungsarbeit, weil sonst niemand dazu imstande war. Krieg und Beförderung interessierten ihn überhaupt nicht. Ihn interessierten einzig Käfer und Hepplewhite-Möbel. Fast ohne es zu merken, hatte Sergeant Towser sich angewöhnt, an den toten Mann in Yossariáns Zelt genauso zu denken wie Yossarián — nämlich als an den toten Mann in Yossariáns Zelt. In Wirklichkeit war er nichts dergleichen. Er war ein Ersatzpilot, der abgeschossen worden war, noch ehe er sich offiziell zum Geschwader versetzt melden konnte. Er hatte sich bei der Flugleitung nach dem Weg zur Schreibstube erkundigt und war direkt in ein Flugzeug verwiesen worden, weil so viele Männer die damals notwendigen fünfunddreißig Feindflüge hinter sich hatten, daß Captain Piltchard und Captain Wren nur mit Mühe die vom Geschwader angeforderten Besatzungen zusammenstellen konnten. Da er offiziell niemals der Staffel angehört hatte, konnte man ihn offiziell auch nicht loswerden, und Sergeant Towser ahnte, daß die sich unaufhörlich vermehrenden, auf den armen Menschen Bezug habenden Schriftstücke nie aufhören würden, den Schreibstuben hin und her Der Mann hatte Mudd geheißen. Sergeant Towser, der Gewaltanwendung und Verschwendung mit gleich starker Abneigung betrachtete, sah eine unerträgliche Torheit darin, Mudd den ganzen Weg über den Ozean herzufliegen, nur um ihn keine zwei Stunden nach seiner Ankunft über Orvieto in Klumpen schießen zu lassen. Niemand wußte, wer er war oder wie er ausgesehen hatte, schon gar nicht Captain Piltchard und Captain Wren, die sich nur daran erinnerten, daß ein neuer Offizier sich gerade rechtzeitig zum Sterben bei der Flugleitung gemeldet hatte, und die immer, wenn der tote Mann in Yossariáns Zelt erwähnt wurde, verlegen erröteten. Die einzigen, die Mudd mit Bewußtsein gesehen haben mochten, nämlich die Männer, die mit ihm in der gleichen Maschine gesessen hatten, waren alle mit ihm umgekommen.

Yossarián hingegen wußte genau, wer Mudd war. Mudd war der unbekannte Soldat, der nie eine Chance gehabt hatte. Denn das war das einzige, was man über die unbekannten Soldaten wußte — sie hatten nie eine Chance gehabt. Und tot mußten sie sein. Dieser Tote war wirklich unbekannt, obwohl seine Sachen immer noch in wirrem Durcheinander auf dem Feldbett in Yos-

sarians Zelt lagen, fast in dem gleichen Zustand, in dem er sie drei Monate zuvor dort abgelegt hatte, an dem Tag, an dem er nicht angekommen war. Und schon zwei Stunden darauf hatten alle diese Sachen nach Tod gerochen, hatten so nach Tod gerochen, wie alles und jedes nach Tod roch, als der muffige Geruch der Sterblichkeit zugleich mit dem schwefligen Nebel in der hing und jeden zeichnete, der fliegen Vor dem Flug nach Bologna gab es kein Entrinnen, nachdem Colonel Cathcart sein Geschwader freiwillig für die Zerstörung der dortigen Munitionslager zur Verfügung gestellt hatte, die zu zerstören den schweren, auf dem italienischen Festland stationierten Bombern aus ihrer größeren Höhe nicht gelungen war. Jeder Tag des Aufschubes vertiefte das Bewußtsein des Unheils, vertiefte die Untergangsstimmung. Die nicht abzuschüttelnde Überzeugung, sterben zu müssen, durchtränkte alles wie der nicht endende Regen, zerweichte die gepeinigten Gesichter und breitete sich darauf aus wie ein heimtückischer, fressender Brand. Alle rochen nach Formaldehyt. Man konnte sich nirgendwohin um Hilfe wenden, nicht einmal zum Krankenzelt, dessen Schließung Colonel Korn befohlen hatte, damit niemand sich krank melden könne, wie es eines schönen Tages geschehen war, als eine geheimnisvolle Durchfallepidemie noch einen Aufschub erfordert hatte. Da es keine Neukranken zu untersuchen gab und das Krankenzelt geschlossen war, verbrachte Doc Daneeka die Pausen zwischen den Regenfällen auf seinem hohen Hocker. Schweigend, sorgenvoll und unbeteiligt nahm er den Ausbruch bleicher Angst zur Kenntnis, während er wie ein melancholischer Geier unter dem bedrohlichen, handgemalten Plakat kauerte, das Captain Black, der das für einen Witz hielt, über dem Eingang zum Krankenzelt befestigt hatte und das Doc Daneeka hängen ließ, weil er es nicht für einen Witz hielt. Das Plakat zeigte einen schwarzen Rand und die Aufschrift: »Bis auf weiteres geschlossen. Todesfall in der Familie.«

Die Angst war überall, auch in Dunbars Staffel, und Dunbar steckte in der Dämmerung seinen Kopf fragend durch den Eingang des Krankenzeltes und redete respektvoll den verschwommenen Umriß von Dr. Stubbs an, der im Halbdunkel saß und eine Flasche Whisky samt einem Destillierkolben voll gereinigten Trinkwassers vor sich hatte.

- »Geht es Ihnen gut?« fragte er besorgt.
- »Gräßlich«, erwiderte Dr. Stubbs,
- »Was machen Sie hier?«
- »Ich sitze.«
- »Ich dachte, niemand darf sich krank melden.«
- »Das darf auch keiner.«
- »Warum sitzen Sie dann hier?«
- »Wo sonst? Vielleicht in dem verfluchten Kasino mit Colonel Cathcart und Colonel Korn? Können Sie mir vielleicht sagen, was ich hier mache?«
- »Sie sitzen.«
- »Ich meine in der Staffel, nicht im Zelt. Reden Sie nicht so naseweis daher. Können Sie sich vorstellen, was ein Arzt in unserer Staffel zu suchen hat?«
- »In den anderen Staffeln haben sie die Krankenzelte einfach geschlossen«, bemerkte Dunbar.
- »Wenn jemand hier hereinkommt, der wirklich krank ist, dann schreibe ich ihn fluguntauglich«, schwor Dr. Stubbs. »Es ist mir egal, was die da oben sagen.«
- »Sie dürfen niemanden fluguntauglich schreiben«, erinnerte ihn Dunbar. »Sie kennen doch den Befehl!«
- »Wenn ein Kranker kommt, kriegt er eine Injektion, von der er umfällt. Dann ist er wirklich fluguntauglich.« Dr. Stubbs lachte höhnisch bei dieser Aussicht. »Die glauben, daß die Kranken auf Befehl gesund werden. Diese Schweine. Na, da fängt es ja wieder an.« Der Regen begann wieder zu tropfen, erst in den Bäumen, dann in den Pfützen, und dann trommelte er schließlich sachte und beschwichtigend auf das Zeltdach. »Alles ist naß«, bemerkte Dr. Stubbs angewidert. »Auch die Latrinen und die Pissoirs kotzen vor Wut alles wieder aus. Die ganze verfluchte Welt stinkt wie ein Schlachthaus.«

Als er zu sprechen aufhörte, wirkte die Stille bodenlos. Die Nacht fiel ein. Im Zelt verbreitete sich ein Gefühl des Abgesondertseins. »Machen Sie doch Licht«, schlug Dunbar vor. »Es gibt kein Licht. Ich habe keine Lust, meinen Generator laufen zu lassen. Früher hat es mir einen unerhörten Auftrieb gegeben, wenn ich jemandem das Leben erhalten konnte. Jetzt frage ich mich, welchen Sinn das noch hat, da sie doch alle sterben müssen.«

»Oh, es hat schon einen Sinn«, versicherte Dunbar.

»So? Und welchen?«

»Es handelt sich darum, sie solange als möglich vor dem Tod zu bewahren.«

sie alle »Ja. aber warum, da doch sterben müssen?« »Der Kniff besteht darin. nicht daran denken.« »Der Kniff interessiert mich nicht. Worin liegt der Sinn?« Dunbar dachte schweigend eine Weile nach. »Wer weiß das schon?«

Dunbar wußte es nicht. Bologna hätte Dunbar in Jubel ausbrechen lassen müssen, denn die Minuten schlichen, und die Stunden schleppten sich hin wie Jahrhunderte. Statt dessen peinigte ihn das, denn er wußte, daß er fallen würde. »Wollen Sie wirklich noch mehr Codein?« fragte Dr. Stubbs. »Ich brauche es für meinen Freund Yossarián. Er ist davon überzeugt, daß er abgeschossen wird.«

»Yossarián? Wer zum Kuckuck ist Yossarián? Was zum Teufel ist das überhaupt für ein Name, Yossarián? Ist das nicht der Kerl, der sich neulich im Kasino betrunken und mit Colonel Korn geprügelt hat?«

»Richtig. Er ist ein Assyrer.«

»Ein Verrückter ist er!«

»So verrückt ist er nicht«, widersprach Dunbar. »Er schwört, daß er nicht mitfliegen will nach Bologna.«

»Das meine ich ja gerade«, erwiderte Dr. Stubbs. »Dieser verrückte Hund ist vielleicht der einzige, der noch nicht den Verstand verloren hat.«

Captain Black

Korporal Kolodny hörte davon durch einen Anruf vom Geschwader und war von der Neuigkeit so erschüttert, daß er das Zelt auf Zehenspitzen durchquerte und Captain Black flüsternd Meldung machte. Captain Black döste in seinem Drehstuhl, die Säbelbeine auf dem Tisch.

Captain Black erheiterte sich augenblicklich. »Bologna?« rief er entzückt. »Da soll mich doch der Teufel holen.« Er schlug eine grelle Lache auf. »So? Bologna?« er lachte von neuem und schüttelte angenehm überrascht den Kopf. »Au wei! Ich kann es gar

nicht abwarten, die Gesichter dieser Armleuchter zu sehen, wenn sie erfahren, daß es nach Bologna geht. Hahaha!« Zum ersten Mal seit Major Major ihm eins ausgewischt hatte und Geschwaderkommandeur geworden war, lachte Captain Black so recht von Herzen. Er erhob sich freudig, wenn auch noch etwas verschlafen von seinem Stuhl und stellte sich nahe an den Tisch, um nichts von dem Spaß zu versäumen, der beginnen mußte, sobald sich die Bombenschützen zum Empfang der neuen Luftkarten einstellten.

»Ganz recht, ihr Armleuchter, Bologna«, wiederholte er immer wieder, wenn die Bombenschützen ungläubig fragten, ob wirklich Bologna das Ziel sein sollte. »Hahaha! Jetzt könnt ihr Gallensteine spucken, ihr Armleuchter. Diesmal geht es euch wirklich an den Kragen!«

Captain Black trat hinter dem letzten Bombenschützen aus dem Zelt, um genüßlich die Wirkung zu beobachten, welche die Neuigkeit auf den Gesichtern der Offiziere und Mannschaften hervorbrachte, die sich in der Mitte des Staffelbereiches mit Helmen, Fallschirmen und Flakanzügen um vier Lastwagen versammelt hatten. Captain Black war ein langer, dünner, trübe dreinblickender Mensch, der sich lustlos und mürrisch durch die Gegend bewegte. Alle drei oder vier Tage rasierte er sein spitzes, bleiches Gesicht, und meistens sah er so aus, als ließe er sich einen rötlichen Schnurrbart stehen. Der Auftritt hier draußen enttäuschte ihn nicht. Bestürzung verfinsterte alle Gesichter. Captain Black gähnte wonnevoll, rieb sich die Müdigkeit aus den Augen und erteilte schadenfroh lachend jedem, der zuhören wollte, den Rat, Gallensteine zu spucken.

Bologna erwies sich im Leben von Captain Black als das ergiebigste Ereignis seit dem Tode Major Duluths über Perugia, der Captain Black beinahe zum Staffelkommandeur gemacht hatte. Als die Nachricht vom Tode Major Duluths über Funk beim Flugplatz eintraf, empfand Captain Black aufrichtige Freude. Obwohl er nie zuvor ernstlich diese Möglichkeit erwogen hatte, begriff Captain Black sogleich, daß logischerweise er der Mann war, nach Major Duluth die Staffel zu übernehmen. Erstens einmal war er der Abwehroffizier, was bewies, daß er intelligenter sein mußte als alle anderen. Es stimmte zwar, daß er gar nicht zum fliegenden Personal gehörte wie Major Duluth und hergebrach-

tcrweise alle Staffelkommandeure, doch war dies, genau besehen, ein weiterer Umstand zu seinen Gunsten, da sein Leben nicht gefährdet war, er also diesen Posten ausfüllen konnte, solange das Vaterland seiner bedurfte. Je länger Captain Black darüber nachdachte, desto sicherer schien die Sache zu sein. Es kam jetzt nur darauf an, möglichst schnell am rechten Ort das rechte Wort fallen zu lassen. Er eilte in sein Büro, um sich einen Feldzugsplan zurechtzulegen. Nachdem er sich bequem in seinen Sessel gesetzt, die Füße auf den Tisch gelegt und die Augen zugemacht hatte, fing er an, sich auszumalen, wie herrlich die Welt sein würde. wenn erst Staffelkommandeur er Während Captain Black sich seinen Phantasien hingab, handelte Colonel Cathcart, und Captain Black blieb angesichts der Geschwindigkeit, mit der, wie er glaubte, Major Major ihn überrundete, der Mund offen stehen. In seine tiefe Enttäuschung bei der Kunde von Major Majors Ernennung zum Kommandeur mischte sich bitterer Groll, den zu verbergen er sich nicht die Mühe machte. Als seine Kollegen vom Stab ihr Erstaunen darüber ausdrückten, daß Colonel Cathcarts Wahl auf Major Major gefallen war, ließ Captain Black murrend vernehmen, es gingen merkwürdige Dinge vor; als sie Spekulationen über den politischen Wert von Major Majors Ähnlichkeit mit Henry Fonda anstellten, behauptete Captain Black, Major Major sei Henry Fonda; und als sie meinten, Major Major mache doch einen etwas seltsamen Eindruck, erklärte Captain Black rundheraus, Major Major sei Kommunist.

»Die Kommunisten drängen überall an die Führung«, ließ er sich rebellisch vernehmen. »Nun, meinetwegen könnt ihr zusehen, wie die Kerle tun, was ihnen beliebt, ich jedoch werde nicht zusehen. Ich werde etwas dagegen unternehmen. Von jetzt an wird jeder Schweinehund, der in mein Büro kommt, eine Loyalitätserklärung unterschreiben, aber diesen Major Major werde ich nicht unterschreiben lassen, und wenn er auf Knien darum bittet, der Armleuchter.«

So stand fast über Nacht der Glorreiche Kreuzzug gegen die Abtrünnigen in voller Blüte, und Captain Black entdeckte hingerissen, daß er dabei die Spitze hielt. Da war ihm nun wirklich mal etwas eingefallen. Alle zum Einsatz kommandierten Mannschaften und Offiziere mußten bei Aushändigung der Luftkarten

eine Loyalitätserklärung unterzeichnen, erhielten Flakanzüge und Fallschirme nur gegen eine zweite derartige Erklärung und bekamen erst nach Unterzeichnung einer dritten von Leutnant Balkington die Erlaubnis, auf einem Lastwagen zum Flugfeld zu fahren. Auf Schritt und Tritt waren sie gezwungen, ihre Loyalität von neuem zu versichern, und ohne Treueid gab es weder die Löhnung vom Zahlmeister, noch die PX Ration, und auch keinen Haarschnitt bei den italienischen Friseuren. Captain Black sah in jedem Offizier, der seinen Kreuzzug unterstützte, einen Konkurrenten und bot täglich vierundzwanzig Stunden lang seine ganze Geschicklichkeit auf, um eine Nasenlänge voraus zu bleiben. In Ergebenheit für das Vaterland wünschte er hinter niemandem zurückzustehen. Als andere Offiziere auf sein Drängen hin ebenfalls Loyalitätserklärungen verlangten, übertraf er sie, indem er jeden Schweinehund, der in sein Büro kam, zwei Erklärungen unterschreiben ließ, dann drei, dann vier; danach führte er den speziellen Treueid ein, und später ließ er eine, zwei, drei und schließlich vier Strophen der Nationalhymne singen. Immer, wenn Captain Black seine Konkurrenten ausgestochen hatte, strafte er sie mit Verachtung, weil sie seinem Beispiel nicht gefolgt waren. Immer, wenn sie seinem Beispiel folgten, zog er sich kummervoll zurück und rang seinem Hirn einen neuen Plan ab, der es ihm erlauben sollte, sie wiederum mit Verachtung zu strafen

Ohne recht zu begreifen, wie es eigentlich dazu gekommen war, stellte das fliegende Personal fest, daß es von seinen dienstbaren Geistern unterjocht wurde. Die Besatzungen wurden von morgens bis abends von Schmalspurkyiegern angebrüllt, beleidigt, belästigt und umhergeschoben. Als sie sich darüber beschwerten, erklärte Captain Black, wer loyal sei, stelle mit Vergnügen seine Loyalität unter Beweis so oft das verlangt werde. Jedem, der den Sinn dieser Erklärung anzweifelte, erwiderte er, wer sein Vaterland aufrichtig liebe, müsse das mit Stolz bekennen, wann immer er dazu gezwungen werde. Und jedem, der dieses Vorgehen unmoralisch nannte, hielt er vor, die Nationalhymne sei das bedeutendste Musikwerk, das je komponiert worden sei. Für Captain Black war die Sache sehr einfach: wer die meisten Loyalitätserklärungen abgab war am loyalsten, und er ließ von Korporal Kolodny täglich hunderte solcher Erklärungen mit Captain

Black unterzeichnen, um stets beweisen zu können, daß er loyaler war als alle anderen.

»Es geht darum, die Armleuchter mit dem Schwören nicht aufhören zu lassen«, erläuterte er seinen Mannen. »Ob sie ihre Schwüre ernst meinen oder nicht, spielt keine Rolle. Man läßt darum auch schon kleine Kinder dem Vaterland ewige Treue geloben, noch ehe sie begreifen, was Treue oder Vaterland bedeuten.«

Captain Piltchard und Captain Wren sahen in dem Glorreichen Kreuzzug gegen die Abtrünnigen nichts weiter als eine gräßliche Belästigung, denn es war ihnen fast unmöglich, Besatzungen für die befohlenen Einsätze zusammenzubringen. Überall im Geschwader waren Männer damit beschäftigt zu unterschreiben, zu schwören und wieder zu unterschreiben, und es dauerte Stunden länger als üblich, bis eine Formation starten konnte. An Alarmstarts war gar nicht mehr zu denken, doch hatten Captain Piltchard und Captain Wren nicht den Schneid, gegen Captain Black zu protestieren, der gewissenhaft jeden Tag nach der Doktrin der »Unablässig wiederholten Bekräftigung« verfuhr, die er eigenköpfig zu dem Zweck erfunden hatte, alle jene bloßzustellen, die seit Unterzeichnung der Loyalitätserklärung vom Vortag abtrünnig geworden waren. Es war auch Captain Black, der mit guten Ratschlägen zu Captain Piltchard und Captain Wren kam, als beide sich ganz ratlos in ihrer Zwickmühle wanden. Er erschien an der Spitze einer Abordnung und bedeutete ihnen barsch, von jedem Mann eine Loyalitätserklärung zu fordern, ehe sie ihn gegen den Feind fliegen ließen.

»Selbstverständlich bleibt das Ihnen überlassen«, machte Captain Black klar. »Niemand versucht, Druck auf Sie auszuüben. Doch verlangen jetzt alle anderen eine Loyalitätserklärung, und es wird beim FBI einen recht merkwürdigen Eindruck machen, wenn Sie beide als einzige nichts dergleichen tun. Wenn Sie sich in Verruf bringen wollen, so ist das Ihre Sache. Wir wollen nur Ihr Bestes.«

Milo war nicht zu überzeugen und weigerte sich standhaft, Major Major das Essen zu entziehen, mochte er auch Kommunist sein, was Milo insgeheim bezweifelte. Milo neigte von Natur aus dazu, jede Erneuerung abzulehnen, die den normalen Ablauf der Dinge störte. Milo bezog eine unerschütterliche moralische Position und weigerte sich, an dem Glorreichen Kreuzzug gegen die Abtrünnigen teilzunehmen, bis Captain Black ihn an der Spitze seiner Abordnung aufsuchte und ihn aufforderte, sich zu beteiligen.

»Die Verteidigung des Vaterlandes ist jedermanns Sache«, entgegnete Captain Black auf Milos Einwände. »Und vergessen Sie nicht, Milo: alles geschieht freiwillig. Niemand braucht eine Loyalitätserkärung für Piltchard und Wren zu unterzeichnen, der dazu keine Lust hat. Sie müssen uns aber dabei helfen, diejenigen auszuhungern, die keine Lust haben. Es ist genau wie der IKS-Haken. Verstehen Sie das nicht? Sie sind doch nicht gegen die IKS?Wie?«

Doc Daneeka blieb eisern.

»Wie kommen Sie überhaupt auf den Gedanken, Major Major sei Kommunist?«

»Haben Sie ihn das jemals bestreiten hören, ehe wir angefangen haben, ihn dessen zu beschuldigen? Und Sie werden auch nicht sehen, daß er eine einzige Loyalitätserklärung unterzeichnet.« »Sie lassen ihn ja nicht unterschreiben.«

»Selbstverständlich nicht«, erklärte Captain Black. »Da würden wir unserem Kreuzzug ja einen Bärendienst erweisen. Nun hörenSie mal: wenn Sie nicht wollen, brauchen Sie ja nicht mitzumachen, aber was haben alle unsere Anstrengungen für einen Sinn, wenn Sie, kaum daß Milo anfängt, ihn auszuhungern, Major Major ärztliche Hilfe leisten? Ich frage mich, was man wohl beim Geschwader von einem Mann hält, der unsere Sicherheitsmaßnahmen sabotiert. Man wird Sie vermutlich auf den pazifischen Kriegsschauplatz versetzen.«

Doc Daneeka kapitulierte eilig. »Ich sage GUS und Wes gleich, daß sie tun sollen, was Sie verlangen.«

Colonel Cathcart hatte bereits angefangen, sich über diese Vorgänge zu wundern.

»Dieser Idiot Black hat einen patriotischen Koller«, berichtete Colonel Korn lächelnd. »Vielleicht ist es ganz gut, wenn Sie ihn eine Weile gewähren lassen, denn schließlich haben Sie Major Major zum Kommandeur gemacht.«

»Das war aber Ihr Einfall«, beschuldigte Colonel Cathcart ihn schmollend. »Ich hätte mich nie von Ihnen überreden lassen dürfen.«

»Und es war ein sehr guter Einfall«, widersprach Colonel Korn, »denn auf diese Weise sind wir den überzähligen Major losgeworden, der sich immer so schlecht auf Ihren Personallisten ausgenommen hat. Machen Sie sich keine Sorgen, das gibt sich bald genug von selber. Vermutlich ist es das Beste, wenn wir Captain Black schriftlich unserer vollen Unterstützung versichern. Hoffen wir, daß er tot umfällt, bevor er zuviel Schaden anrichtet.« Colonel Korn kam ein launiger Einfall. »Ich frage mich, ob der Blödian versuchen wird, Major Major aus seinem Wohnwagen zu vertreiben!«

»Unsere nächste Aufgabe ist es, diesen armleuchternden Major Major aus seinem Wohnwagen zu vertreiben«, verkündete Captain Black. »Ich würde mit Vergnügen auch seine Frau und seine Kinder in die Wüste jagen, das geht aber nicht. Er hat weder Frau noch Kinder. Wir müssen uns also mit dem begnügen, was wir haben, und ihn rauswerfen. Wer bestimmt über die Verwendung der Zelte?«

»Er.«

»Habe ich es nicht gesagt?« rief Captain Black. »Die Kommunisten drängen sich überall an die Führung! Nun, ich jedenfalls sehe da nicht zu. Ich werde diese Angelegenheit unmittelbar vor Major — de Coverley bringen, falls es notwendig sein sollte. Ich werde veranlassen, daß Milo ihm die Sache unterbreitet, sobald er aus Rom zurück ist.«

Captain Black hatte grenzenloses Vertrauen in die Weisheit, die Macht und die Rechtschaffenheit von Major — de Coverley, obwohl er noch nie mit ihm gesprochen hatte und dazu auch jetzt nicht den Mut aufbrachte. Er beauftragte Milo, statt seiner mit Major — de Coverley zu reden, und erwartete ungeduldig umherstapfend die Rückkehr des baumlangen Majors. Ebenso wie alle anderen empfand er die ehrfürchtigste Achtung vor dem majestätischen, weißhaarigen Offizier mit dem zerfurchten Gesicht und der Haltung eines Olympiers, der endlich mit einem verletzten Auge hinter einer nagelneuen zelluloidenen Augenklappe aus Rom zurückkehrte und mit einem einzigen Schlag dem Glorreichen Kreuzzug gegen die Abtrünnigen ein Ende machte. Milo enthielt sich sorgfältig einer Anrede, als Major — de Coverley am Tag seiner Rückkehr erschreckend würdevoll die Messe betrat und seinen Weg durch eine Mauer von Offizieren ver-

sperrt fand, die Schlange standen, um Loyalitätserklämngen zu unterzeichnen. Am anderen Ende der langen Anrichte schwor eine Gruppe von zeitiger eingetretenen Männern, das Tablett auf dem Arm, der Fahne die Treue, um die Erlaubnis zu erhalten, am Tisch Platz zu nehmen. An den Tischen befanden sich Männer, die noch früher gekommen waren und die Nationalhymne sangen, ehe sie Salz, Pfeffer und Ketchup benutzen durften. Der Lärm legte sich allmählich, da Major — de Coverley in der Tür stehenblieb und stirnrunzelnd die Szene betrachtete, als sehe er etwas ganz Ausgefallenes. Endlich ging er schnurgerade weiter, und die Mauer der Offiziere teilte sich vor ihm wie das Rote Meer. Ohne rechts oder links zu blicken, schritt er unaufhaltsam zum Dampftisch und verlangte mit klarer, voller Stimme, die rauh klang vom Alter und dröhnte von ehrwürdiger Erhabenheit und Autorität:

»Happe-Happe.«

Anstatt Happe-Happe reichte Korporal Snark Major — de Coverley eine Loyalitätserklärung zur Unterschrift hin. Kaum erkannte Major — de Coverley, um was es sich handelte, da fegte er das Papier auch schon mit machtvollem Unmut beiseite. Ein blendender Blitz der Verachtung flammte aus seinem gesunden Auge, und gewaltiger Groll verdunkelte sein zerfurchtes Antlitz. »Happe-Happe!« befahl er laut und barsch, und seine Stimme rollte drohend durch das still gewordene Zelt wie ferner Donner. Korporal Snark wurde blaß und begann zu zittern. Er sah sich hilfesuchend nach Milo um. Schreckliche Sekunden lang war kein Laut zu vernehmen, dann nickte Milo.

»Gib ihm Happe-Happe«, sagte er.

Korporal Snark begann Major — de Coverley Happe-Happe zu geben. Major — de Coverley drehte sich mit vollbeladenem Tablett vom Tisch weg und blieb reglos. Seine Blicke fielen auf die Gruppen der Offiziere, die ihn stumm flehend ansahen, und von gerechtem Zorn erfüllt donnerte er:

»Alle Happe-Happe!«

»Alle Happe-Happe!« echote Milo freudig erleichtert, und der Glorreiche Kreuzzug gegen die Abtrünnigen war zu Ende. Angesichts dieses verräterischen Dolchstoßes in den Rücken, geführt von einer hochgestellten Persönlichkeit, auf deren Unterstützung er sich so vertrauensvoll verlassen hatte, empfand Captain Black tiefste Enttäuschung. Major — de Coverley hatte ihn im Stich gelassen.

»Oh, das macht mir nicht das geringste«, versicherte er munter allen, die ihm ihr Beileid ausdrückten. »Wir haben unsere Aufgabe erfüllt. Unsere Absicht war es, denen, die wir nicht leiden mögen, Angst einzujagen und jedermann auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die Major Major darstellt. Das ist uns ohne Zweifel gelungen. Da wir ohnehin nicht beabsichtigten, ihn eine Loyalitätserklärung unterschreiben zu lassen, spielt es im Grunde fortfahren Rolle. ob wir damit oder Als Captain Black während der entsetzlichen, schier endlosen Großmächtigen Belagerung von Bologna sah, daß alle seine Feinde im Geschwader wiederum von Angst befallen waren, gedachte er sehnsüchtig der schönen Tage des Glorreichen Kreuzzuges gegen die Abtrünnigen, da er ein wirklich bedeutender Mann gewesen war und so wichtige Persönlichkeiten wie Milo Minderbinder, Doc Daneeka und Piltchard und Wren vor ihm gezittert und ihm die Stiefel geleckt hatten. Um Neulingen zu beweisen, daß er wirklich einmal ein bedeutender Mann gewesen war, bewahrte er immer noch den Brief auf, in dem Colonel Cathcart ihm seine volle Unterstützung zugesagt hatte.

Bologna

In Wirklichkeit war es nicht Captain Black, der die Panik von Bologna auslöste, sondern Sergeant Knight, indem er sich sachte vom Lastwagen verdrückte und zwei weitere Flak-Anzüge besorgte, nachdem er erfahren hatte, welches Ziel bombardiert werden sollte. Damit gab er das Signal zu der düsteren Prozession zurück ins Kammerzelt, die dann schließlich in einen blindwütigen Ansturm ausartete, bis der letzte überzählige Flak-Anzug ausgegeben war.

»He, was ist denn los?« fragte Kid Sampson nervös. »So schlimm kann es über Bologna doch nicht sein, oder?«

Nately, der wie hypnotisiert auf der Ladefläche des Lastwagens saß, umklammerte sein düsteres junges Gesicht mit beiden Händen und antwortete nicht.

Schuld war also Sergeant Knight, und schuld waren die Ver-

schiebungen. Gerade als sie an jenem ersten Morgen in die Flugzeuge kletterten, kam ein Jeep mit der Meldung, daß es in Bologna regne und der Einsatz verschoben werden müsse. Als sie zum Staffelbereich zurückkehrten, regnete es auch in Pianosa, und sie hatten den ganzen Tag Zeit, wie die Ölgötzen die Hauptkampflinie auf der Karte vor dem Stabszelt zu betrachten und wie gebannt der Tatsache nachzudenken, daß es kein Entkommen gab. Der Beweis dafür war die schmale, rote Schnur, die sich über das Festland spannte: die in Italien kämpf enden Heeresverbände lagen 42 unüberwindliche Meilen südwärts vom Ziel fest und konnten die Stadt unmöglich rechtzeitig erobern. Nichts konnte die Männer in Pianosa vor dem Flug nach Bologna bewahren. Sie saßen in der Falle.

Ihre einzige Hoffnung war, daß es niemals aufhören würde zu regnen, und weil sie wußten, daß es einmal aufhören mußte, hatten sie keine Hoffnung. Als es in Pianosa aufhörte zu regnen, regnete es in Bologna. Als es in Bologna aufhörte, fing es in Pianosa wieder an. Regnete es überhaupt nicht, dann zeigten sich abnorme, unerklärliche Phänomene wie die Durchfallepidemie oder die sich von allein bewegende HKL. Viermal wurden sie während der ersten sechs Tage versammelt, instruiert und zurückgeschickt. Einmal starteten sie und hatten schon Formation gebildet, als der Kontrollturm sie zurück beorderte. Je länger es regnete, desto ärger litten sie. Je ärger sie litten, desto mehr beteten sie darum, daß es fortfahren möge zu regnen. Nächtelang sahen die Männer zum Himmel auf und wurden beim Anblick der Sterne von Traurigkeit erfüllt. Tagelang betrachteten sie die HKL auf der großen, wackeligen Karte von Italien, die im Wind hin und her schwankte und immer, wenn es zu regnen begann, unter das Vordach des Stabszeltes geholt wurde. Die HKL war ein scharlachrotes, schmales Band aus Satin, das die vordersten der von den alliierten Heeresverbänden auf dem italienischen Festland gehaltenen Stellungen bezeichnete.

Am Morgen nach Hungry Joes Faustkampf mit Huples Katze hörte es an beiden Orten auf zu regnen. Die Landebahn begann zu trocknen. Es würde vierundzwanzig Stunden dauern, bis sie fest genug war, doch blieb der Himmel wolkenlos. Die Bitterkeit, die sich in den Männern gesammelt hatte, reifte zu Haß. Zunächst haßten sie die Infanteristen, die es versäumt hatten, Bo-

logna einzunehmen; dann fingen sie an, die HKL zu hassen. Stundenlang starrten sie erbittert das rote Band auf der Karte an und haßten es dafür, daß es nicht weiter hinaufrutschte und die Stadt umfaßte. Als es Nacht wurde, versammelten sie sich in der Dunkelheit mit Taschenlampen und setzten dumpf brütend die grausige Nachtwache bei dem roten Band fort, als hofften sie, es durch das vereinigte Gewicht ihrer verdrossenen Gesichter in Bewegung zu bringen.

»Ich kann es einfach nicht glauben«, sagte Clevinger zu Yossarian, und seine Stimme kippte über vor Erstaunen und Entrüstung. »Das ist ein Rückfall in den primitivsten Aberglauben! Da wird doch die Ursache mit der Wirkung verwechselt. Ebenso könnte man auf Holz klopfen oder die Daumen drücken. Diese Menschen glauben wirklich, sie brauchten morgen nicht zu flie-gen, wenn nur jemand in tiefer Nacht still und heimlich die HKL über Bologna hinausschöbe. Kannst du dir sowas vorstellen? Wir beide sind offenbar die einzigen Vernünftigen in diesem Verein.« In tiefer Nacht klopfte Yossarián auf Holz, drückte die Daumen und verließ auf Zehenspitzen sein Zelt, um die HKL still und heimlich über Bologna hinaus zu schieben.

Früh am nächsten Morgen schlich Korporal Kolodny verstohlen zu Captain Black ins Zelt, schob seine Hand unter das Mokitonetz und rüttelte sachte so lange die feuchte Schulter, die er dort Black fand. bis Captain die Augen aufmachte. mich?« »Weshalb wecken Sie iammerte Captain »Bologna ist gefallen, Sir«, sagte Korporal Kolodny.- »Ich dachte bloß, ich wollte Ihnen gleich Bescheid sagen. Wird der Flug abgeblasen?«

Captain Black richtete sich auf und begann, methodisch seine dürren, langen Schenkel zu kratzen. Nach einem Weilchen zog er sich an und trat blinzelnd, verdrossen und unrasiert vor sein Zelt. Der Himmel war wolkenlos und warm. Er plierte stumpf auf die Karte. Ganz recht, Bologna war eingenommen worden. Im Stabszelt entfernte Korporal Kolodny unterdessen bereits die Karten von Bologna aus den Kartentaschen der Beobachter. Laut gähnend ließ Captain Black sich auf seinen Stuhl nieder, legte die Füße auf den Tisch und rief Colonel Korn »Warum wecken Sie mich auf?« jammerte Colonel Korn. »Bologna ist während der Nacht gefallen, Sir. Wird der Flug abgeblasen?«

- »Wovon reden Sie eigentlich, Black?« knurrte Colonel Korn.
- »Warum sollte der Flug abgeblasen werden?«
- »Weil Bologna gefallen ist, Sir. Wird der Flug nicht abgeblasen?«
- »Selbstverständlich wird der Flug abgeblasen. Oder glauben Sie etwa, daß wir jetzt unsere eigenen Truppen bombardieren?«
- »Weshalb wecken Sie mich?« fragte Colonel Cathcart jammernd Colonel Korn.
- »Bologna ist gefallen«, meldete Colonel Korn. »Ich dachte mir, Sie würden das wissen wollen.«
- »Wer hat Bologna denn erobert?«
- »Wir.«

Colonel Cathcart war außer sich vor Freude, denn nun war er der peinlichen Verpflichtung überhoben, Bologna zu bombardieren, und hatte doch gleichzeitig sein Renommee für außergewöhnliche Tapferkeit gewahrt, das er sich durch die freiwillige Übernahme dieses Auftrages erworben hatte, den nicht er selber, sondern seine Besatzungen ausführen mußten. Auch General Dreedle hörte mit Vergnügen von der Einnahme Bolognas, wenn er auch Colonel Korn grollte, weil dieser ihn mit der Meldung geweckt hatte. Das Bomberkommando war ebenfalls erfreut und beschloß, dem Offizier, der die Stadt eingenommen hatte, einen Orden zu verleihen. Da kein Offizier die Stadt erobert hatte, gab man den Orden General Peckem, denn General Peckem war der einzige Offizier, der genügend Initiative besaß, den Orden für sich zu fordern.

Kaum hatte General Peckem seinen Orden erhalten, als es ihn auch schon nach größerer Verantwortung verlangte. General Peckem war der Meinung, daß alle auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Verbände dem Oberbefehl der Truppenbetreuung unterstellt werden müßten, über die er persönlich das Kommando führte. Wenn, so überlegte er oft genug vernehmlich und mit dem süßen Märtyrerlächeln der Vernunft, das ihm in jeder Auseinandersetzung so gute Dienste tat, wenn die Bombardierung des Feindes nicht als Betreuung der eigenen Truppe zu betrachten sei, dann könne er sich bei Gott nicht vorstellen, was unter Truppenbetreuung zu verstehen sei. Und mit freundlichem Bedauern verzichtete er auf das Angebot, unter General Dreedle einen

Kampfauftrag zu übernehmen.

»Ich dachte eigentlich nicht so sehr daran, unter General Dreedle einen Kampf auf trag zu übernehmen«, erläuterte er mit seinem öligen Lächeln. »Ich dachte mehr daran, selber General Dreedles Posten zu übernehmen oder vielleicht auch daran, General Dreedles Vorgesetzter zu werden und gleichzeitig noch eine Reihe anderer Generäle zu beaufsichtigen. Meine hervorstechendsten Fähigkeiten liegen nämlich auf dem Gebiete der Administration. Ich habe die glückliche Gabe, zwischen Menschen von unterschiedlicher Auffassung Übereinstimmung herzustellen.«

»Er hat die glückliche Gabe, Menschen von unterschiedlicher Auffassung darin übereinstimmen zu lassen, daß er ein Stinkmops ist«, vertraute Colonel Cargill boshaft dem Exgefreiten Wintergreen in der Hoffnung an, daß der Exgefreite Wintergreen diese abfällige Meinung beim Stab der 27. Luftflotte verbreiten werde. »Falls überhaupt jemand ein Kampfkommando verdient, dann bin ich es. Es war sogar mein Einfall, den Orden anzufordern.« »Wollen Sie wirklich ein Kampfkommando haben?« erkundigte sich der Exgefreite Wintergreen.

»Kampfkommando?« Colonel Cargill war entsetzt. »O nein — da haben Sie mich mißverstanden. Selbstverständlich würde es mir nichts ausmachen, ein Kampfkommando zu übernehmen, meine größten Fähigkeiten liegen jedoch auf dem Gebiet der Administration. Auch ich besitze die glückliche Gabe, zwischen Menschenvon unterschiedlicher Auffassung Übereinstimmung herzustellen.«

»Auch er hat die glückliche Gabe, Menschen der unterschiedlichsten Auffassung darin übereinstimmen zu lassen, daß er ein Stinkmops ist«, vertraute der Exgefreite Wintergreen lachend Yossarián an, als er nach Pianosa kam, um in Erfahrung zu bringen, ob das Gerücht von Milo und der ägyptischen Baumwolle wirklich zutreffe. »Falls überhaupt jemand eine Beförderung verdient, dann ich.« Tatsächlich war er bereits zum Exkorporal aufgestiegen, hatte als Postordonnanz beim Stab der 27. Luftflotte eine steile Karriere gemacht, war dann aber sehr bald zum Gemeinen degradiert worden, weil er vernehmlich beleidigende Betrachtungen über seine Vorgesetzten angestellt hatte. Doch war ihm der berauschende Duft des Erfolges zu Kopf gestiegen. Er stellte nun noch höhere sittliche Anforderungen und wurde von dem

glühenden Wunsch verzehrt, große Dinge zu vollbringen. »Haben Sie Lust, Feuerzeuge zu kaufen?« fragte er Yossarián. »Sie sind direkt vom Quartermaster gestohlen.« »Weiß Milo, daß Sie Feuerzeuge verkaufen?« »Was geht das ihn an? Milo handelt doch nicht etwa auch mit Feuerzeugen?«

»Ganz gewiß tut er das«, klärte Yossarián ihn auf. »Und seine sind nicht gestohlen.«

»Das glauben *Sie*«, erwiderte der Exgefreite Wintergreen knurrend. »Ich verkaufe meine für einen Dollar das Stück. Was verlangt er für seine?«

»Einen Dollar und einen Penny.«

Der Exgefreite Wintergreen grinste triumphierend. »Wieder eins rauf für mich«, sagte er hämisch. »Was ist das übrigens mit der ägyptischen Baumwolle, die er am Hals hat? Wieviel hat er gekauft?«

»Alles.«

»Was? Die gesamte Ernte? Da bin ich baff!« krähte der Exgefreite Wintergreen schadenfroh. »Was für ein Idiot! Sie waren doch mit ihm zusammen in Kairo, warum haben Sie ihn nicht daran gehindert?«

»Ich?« Yossarián zuckte die Achseln. »Ich habe doch keinen Einfluß auf ihn. Er ist auf einen dieser Fernschreiber hereingefallen, die dort in allen teueren Restaurants herumstehen. Milo hatte noch nie einen Fernschreiber gesehen, der Börsennotierungen bringt, und die Notierung für ägyptische Baumwolle kam gerade herein, als er sich den Apparat vom Oberkellner erklären ließ. >Ägyptische Baumwolle?< sagte Milo mit diesem eigentümlichen Blick, den er hat. >Wie teuer wird Baumwolle denn gehandelt?< Und im Handumdrehen hatte er die ganze verfluchte Ernte auf-Jetzt kann er nichts davon loswerden.« »Ihm fehlt eben die Phantasie. Er könnte haufenweise Baumwolle auf dem schwarzen Markt absetzen, wenn er es richtig anfinge.«

»Milo kennt den schwarzen Markt genau. Es ist keine Nachfrage nach Baumwolle.«

»Aber es besteht Nachfrage nach medizinischen Geräten. Ich könnte die Baumwolle auf Zahnstocher winden lassen und sie als sterile Tupfer verkaufen. Ob er mir wohl einen guten Preis macht?«

»Er verkauft Ihnen nichts, um gar keinen Preis«, antwortete Yossarian. »Er ist wütend auf Sie, weil Sie ihm Konkurrenz machen. Er hat übrigens auf jeden von uns die Wut, weil wir letztes Wochenende allesamt Durchfall bekommen und seine Küche in Verruf gebracht haben. Sie können uns aber behilflich sein.« Yossariän packte ihn unvermittelt am Arm. »Sie können uns doch bestimmt auf Ihrer Vervielfältigungsmaschine ein paar Befehle fälschen und verhindern, daß wir nach Bologna fliegen müssen.« Der Exgefreite Wintergreen entzog sich Yossariáns Griff mit verächtlicher Miene. »Natürlich könnte ich das«, erklärte er stolz. »Aber ich würde mir nicht im Traum einfallen lassen, etwas Derartiges zu tun.«

»Warum nicht ?«

»Weil das Fliegen nun einmal Ihre Pflicht ist. Wir alle haben unsere Pflichten. Meine Pflicht ist es zum Beispiel, diese Feuerzeuge mit Profit abzusetzen und dafür Baumwolle von Milo zu kaufen. Ihre Pflicht ist es, die Munitionslager bei Bologna zu bombardieren.«

»Aber man wird mich über Bologna abschießen«, stellte Yossariän ihm vor. »Wir werden allesamt abgeschossen werden.« »Nun, dann werden Sie eben abgeschossen«, erwiderte der Exgefreite Wintergreen. »Warum können Sie das nicht ebenso gefaßt hinnehmen wie ich? Wenn es mir bestimmt ist, diese Feuerzeuge mit Profit abzusetzen und dafür billige Baumwolle von Milo zu kaufen, so werde ich das eben tun. Und wenn es Ihnen bestimmt ist, über Bologna abgeschossen zu werden, dann werden Sie eben abgeschossen. Also, seien Sie ein Mann, und lassen Sie sich abschießen. Ich sage das zwar nicht gerne, Yossarián, aber Sie entwickeln sich allmählich zu einem chronischen Nörgler.« Clevinger war ebenso wie der Exgefreite Wintergreen der Ansicht, es sei Yossariáns Pflicht, sich über Bologna abschießen zu lassen, und er zerbarst beinahe vor Entrüstung, als Yossarián gestand, er habe die HKL verschoben und damit bewirkt, daß der Flug abgesagt worden war.

»Und warum auch nicht, zum Teufel?« schnarrte Yossarián und argumentierte um so hitziger, als ihm der Verdacht kam, er könnte im Unrecht sein. »Soll ich mir vielleicht den Arsch abschießen lassen, bloß weil Colonel Cathcart General werden

will?«

»Und die Infanterie auf dem Festland?« verlangte Clevinger ebenso hitzig zu wissen. »Sollen die sich den Arsch abschießen lassen, bloß weil du nicht fliegen willst? Die Infanterie hat schließlich ein Recht auf Bomberunterstützung!« »Aber die muß nicht unbedingt ich geben. Du mußt doch begreifen, daß es denen ganz gleich ist, wer die Munitionslager bombardiert. Wir sollen doch einzig deshalb fliegen, weil dieses Miststück Cathcart sein Geschwader freiwillig dazu angeboten hat.«

»Oh, das weiß ich ja alles«, versicherte Clevinger. Sein schmales, gequältes Gesicht war blaß, und in die erregt blickenden Augen stiegen aufrichtige Tränen. »Tatsache ist doch aber, daß die Munition immer noch dort ist. Du weißt sehr gut, daß ich Colonel Cathcart ebenso wenig schätze wie du.« Clevinger machte eine Pause, um dem folgenden größere Bedeutung zu geben. Sein Mund bebte, und dann schlug er schlaff mit der Faust auf seinen Schlafsack. »Aber nicht wir haben zu entscheiden, welche Ziele werden. wer das angegriffen **Z**11 »Und dabei abgeschossen wird? Und »Jawohl, auch das nicht. Wir haben kein Recht, solche Fragen...« »Du bist ja verrückt!«

»... kein Recht, solche Fragen ...«

»Willst du wirklich sagen, daß es mich nichts angeht, wie oder wann ich abgeschossen werde, sondern daß das einzig Colonel Cathcarts Sache ist? Willst du das wirklich sagen?« »Ja, das will ich«, Clevinger beharrte etwas unsicher auf seinem Standpunkt. »Eine bestimmte Gruppe von Männern ist damit betraut, den Krieg zu gewinnen, und die können sehr viel besser als wir darüber entscheiden, welche Ziele bombardiert werden müssen.«

»Wir reden von zwei verschiedenen Dingen«, antwortete Yossariän mit übertriebener Erschöpfung. »Du redest von der Beziehung zwischen Luftwaffe und Infanterie, und ich rede von der Beziehung zwischen mir und Colonel Cathcart. Du redest davon, wie der Krieg gewonnen werden kann, und ich rede davon, wie der Krieg gewonnen werden, ich aber am Leben bleiben kann.« »Ganz richtig«, antwortete Clevinger schnell und selbstzufrieden. »Und was, glaubst du wohl, ist wichtiger?«

»Wichtiger für wen?« schoß Yossarián zurück. »Mach doch endlich die Augen auf, Clevinger. Einem toten Mann ist es völlig egal, wer den Krieg gewinnt.«

Clevinger saß einen Augenblick da, als habe man ihn geohrfeigt. »Herzlichen Glückwunsch!« rief er dann bitter, und ein hauchdünner, milchweißer Ring zeichnete sich um seine blutlosen, zusammengepreßten Lippen ab. »Ich kann mir nichts vorstellen, was dem Feind nützlicher sein könnte als eine solche Haltung.« »Der Feind«, erwiderte Yossarián knapp und gemessen, »ist jeder, der es auf dein Leben abgesehen hat, ganz gleich, auf welcher Seite er steht, einschließlich Colonel Cathcart. Vergiß das nicht, denn je weniger du es vergißt, desto länger bleibst du vielleicht am Leben.«

Doch Clevinger vergaß es, und jetzt war er tot. Damals war Clevinger so außer sich geraten, daß Yossarián nicht gewagt hatte, einzugestehen, daß er auch für die Durchfallepidemie verantwortlich gewesen war, die die zweite unnötige Vertagung des Unternehmens bewirkt hatte. Milo war übrigens außerordentlich beunruhigt bei dem Gedanken, daß seine Staffel wiederum vergiftet worden sein könnte, und er eilte besorgt zu Yossarián, um dessen Hilfe zu erbitten.

»Bitte erkundige dich doch bei Korporal Snark, ob er wieder Waschseife in den Kartoffelbrei getan hat«, bat er flüsternd. »Korporal Snark hat Vertrauen zu dir und sagt dir bestimmt die Wahrheit, wenn du ihm ehrenwörtlich versprichst, nichts weiterzuerzählen. Und dann sagst du mir sofort, was du von ihm erfahren häst.«

»Selbstverständlich habe ich Waschseife in den Kartoffelbrei getan«, gestand Korporal Snark, als Yossarián ihn fragte. »Das hatten Sie mir doch aufgetragen, nicht wahr? Waschseife wirkt am besten.«

»Er schwört bei Gott, daß er nichts damit zu tun gehabt hat«, meldete Yossarián.

Milo zweifelte schmollend. »Dunbar sagt, es gibt keinen Gott.« Es war keine Hoffnung mehr. Nach zehn Tagen sah die ganze Staffel aus wie Hungry Joe, der nicht mitzufliegen brauchte und gräßlich im Schlaf schrie. Er war der einzige, der schlafen konnte. Die ganze Nacht über glitten die Männer wie stumme zigarettenrauchende Gespenster durch die Dunkelheit vor den Zelten.

Tagsüber glotzten sie hilflos und benommen entweder das rote Band auf der Karte oder die unbewegliche Gestalt von Doc Daneeka an, der vor dem geschlossenen Krankenzelt unter dem morbiden, handgemalten Plakat saß. Sie dachten sich bittere, humorlose Witze aus und setzten gräßliche Gerüchte über das Verderben in Umlauf, das sie in Bologna erwartete. Yossarián machte sich eines Abends in der Offiziersmesse betrunken an Colonel Korn heran, um ihn mit dem neuen Lepage-Geschütz zu foppen, das die Deutschen an die Front gebracht hätten.

»Was für ein Lepage-Geschütz?« erkundigte Colonel Korn sich neugierig.

»Dieneue 3,4 cm Lepage-Kleisterkanone«, erklärte ihm Yossarián, »die leimt eine ganze Bomberformation mitten in der Luft zusammen.«

Colonel Korn war verstört und entrüstet und befreite sich aus Yossariáns Klammergriff. »Lassen Sie mich doch los, Sie Idiot!« schrie er wütend und sah mit rachsüchtiger Genugtuung zu, wie Nately auf Yossariáns Rücken sprang und ihn wegzerrte. »Wer ist denn dieses Mondkalb überhaupt?«

Colonel Cathcart kicherte belustigt. »Das ist der Mann, dem ich auf Ihren Rat nach dem Angriff auf Ferrara einen Orden verliehen habe. Auf Ihre Veranlassung hin habe ich ihn außerdem befördert, das wissen Sie vielleicht noch. Es geschieht Ihnen ganz recht.«

Nately war nicht so schwer wie Yossarián und vermochte den mächtigen Mann nur mühsam quer durch den Raum an einen unbesetzten Tisch zu steuern. »Bist du verrückt?« zischte er ihm bestürzt zu. »Das war Colonel Korn. Bist du verrückt?« Yossarián verlangte nach einem Schnaps und versprach, ruhig das Feld zu räumen, wenn Nately ihm einen brächte. Dann zwang er Nately, ihm noch'zwei Schnäpse zubringen. Als Nately ihn schließlich bis zur Tür geschoben hatte, kam Captain Black von draußen hereingepoltert, stampfte schwer mit den nassen Stiefeln auf und verspritzte Regenwasser um sich wie eine lecke Dachtraufe. »Au Backe, jetzt sitzt ihr Scheißkerle aber schön in der Tinte!« verkündete er jubelnd und entfernte sich gewichtigen Schrittes von dem Tümpel, der sich um seine Füße gebildet hatte. »Gerade eben hat Colonel Korn mich angerufen. Wißt Ihr schon, was euch

in Bologna erwartet? Haha! Sie haben da jetzt das neue Lepage-Geschütz. Das leimt eine ganze Bomberformation mitten in der Luft zusammen.«

»Gott im Himmel! Es ist wahr!« kreischte Yossarián und taumelte von Entsetzen gepackt gegen Nately.

»Es gibt keinen Gott«, erwiderte Dunbar ungerührt und trat leicht schwankend näher.

»He, hilf mir mal. Ich muß ihn in sein Zelt zurückbringen.«

»Wer sagt das?«

»Ich sage das. Schau bloß mal, wie es regnet.«

»Wir müssen uns einen Wagen besorgen.«

»Klaut euch den Wagen von Captain Black«, riet Yossarián.

»Das mache ich immer.«

»Wir können uns keinen Wagen klauen. Seitdem du damit angefangen hast, Wagen zu klauen, wenn du einen brauchst, ziehen alle den Schlüssel ab.«

»Einsteigen«, sagte Häuptling White Halfoat, der betrunken in einem geschlossenen Jeep daherkam. Er wartete, bis sich alle hineingedrängt hatten, dann fuhr er mit einem Ruck an, der alle hintenüberfallen ließ. Ihre Flüche beantwortete er mit brüllendem Gelächter. Er fuhr schnurgerade aus dem Parkplatz hinaus und gegen die Straßenböschung auf der anderen Seite. Die Insassen wurden hilflos nach vorn geschleudert und begannen neuerlich zu fluchen. »Ich habe vergessen, die Kurve zu nehmen«, erläuterte er.

»Paß lieber auf!« warnte Nately. »Vielleicht machst du auch die Scheinwerfer an.«

Der Häuptling entfernte sich im Rückwärtsgang von der Straßenböschung, nahm die Kurve und sauste mit höchster Geschwindigkeit die Straße entlang. Die Reifen machten auf dem vorbeiflitzenden Asphalt ein sirrendes Geräusch.

»Nicht so schnell«, mahnte Nately.

»Am besten fährst du mich zu euren Zelten, damit ich ihn ins Bett bringen kann, und dann zu unserer Staffel zurück.«

»Wer bist du überhaupt, zum Kuckuck?«

»Dunbar.«

»He, mach doch die Scheinwerfer an!« rief Nately, »und achte gefälligst auf die Straße!«

»Die sind ja an. Ist denn Yossarián nicht im Wagen? Ohne ihn

hätte ich euch Lumpenhunde gar nicht mitgenommen!« Der Häuptling drehte sich herum und suchte glotzend den hinteren Teil des Wagens ab.

»Paß doch auf!«

»Yossarián! Ist Yossarián hier?«

»Ich bin ja da, Häuptling. Laß uns jetzt nach Hause fahren. Woher weißt du das überhaupt so genau? Du hast ja gar nicht auf meine Frage geantwortet.«

»Na siehst du? Ich habe doch gesagt, er ist hier.« »Welche Frage?«

»Na die, die ich dir vorhin gestellt habe.«

»War sie wichtig?«

»Das weiß ich nicht mehr. Bei Gott, ich wollte, ich könnte mich noch auf diese Frage besinnen.«

»Es gibt keinen Gott.«

»Richtig, davon sprachen wir«, rief Yossarián. »Woher weißt du das überhaupt so genau?«

»He, sind die Scheinwerfer wirklich an?« brüllte Nately. »Klar sind sie an. Was willst du bloß von mir? Es ist nur der Regen. Der prasselt gegen die Windschutzscheibe, und deshalb kannst du nichts sehen.«

»Schöner, schöner Regen.«

»Ich hoffe es hört nie auf zu regnen. Es regnet...«

»... Gott segnet...«

»... die Erde . ..«

»... wird naß. Klein Yo-Yo möchte baden gehen ... «

»... am Strande nackte Mädchen sehen .. .«

»... mit den dicken ...«

Der Häuptling übersah auch die nächste Krümmung der Straße und steuerte den Jeep ganz die Böschung hinauf. Oben angelangt besann sich der Jeep, rollte langsam wieder hinunter, kippte auf die Seite und legte sich beguem im Schlamm zurecht. Nun herrschte angsterfüllte Stille.

»Hat jemand was abbekommen?« erkundigte sich Häuptling White Halfoat gedämpft. Niemand war verletzt, und er seufzte erleichtert. »Ihr müßt nämlich wissen: mein Unglück ist, daß ich nie auf andere Leute höre«, ächzte er. »Irgend jemand hat doch immer wieder gesagt: mach die Scheinwerfer an, aber ich wollte einfach nicht hören.«

»Ich habe dir gesagt, du sollst das Licht einschalten.«

»Siehst du, siehst du. Und ich wollte einfach nicht hören, nicht

wahr? Wenn ich doch nur was zu trinken hätte. Ich habe ja was zu trinken! Hier, die Flasche ist heil.«

»Es regnet herein«, bemerkte Nately. »Ich werde ganz naß.« Der Häuptling öffnete die Flasche, nahm einen Schluck und reichte sie herum. Chaotisch übereinander liegend tranken alle, mit Ausnahme von Nately, der immer wieder vergeblich nach der Türklinke tastete. Die Flasche rollte mit einem Bums gegen seinen Kopf, und der Schnaps rann ihm in den Hals. Sogleich begann er, sich krampfhaft zu winden.

»He, wir müssen raus!« schrieer. »Wir ertrinken sonst noch alle!«
»Ist da jemand drin?« fragte Clevinger besorgt und leuchtete
von außen mit einer Taschenlampe in den Jeep hinein.
»Clevinger!« brüllten sie und versuchten, ihn durchs Fenster hereinzuziehen, als er sich hilfsbereit zu ihnen hinunter beugte.
»Nun sieh dir das an!« sagte Clevinger empört zu McWatt, der
grinsend am Steuer des Stabsautos saß. »Da liegen sie wie eine
Horde besoffener Ochsn. Du auch, Nately? Du solltest dich schämen! Los jetzt, hilf mir, die Kerle auf die Beine zu bringen, ehe
sie alle an der Lungenentzündung sterben!«

»Das ist übrigens gar kein schlechter Einfall«, bemerkte der Häuptling versonnen. »Ich glaube, ich werde an Lungenentzündung sterben.«

»Warum?«

»Warum nicht?« antwortete der Häuptling und ließ sich behaglich in den Matsch zurücksinken, die Schnapsflasche im Arm wie einen Säugling.

»Nun seht bloß, was er da macht«, versetzte Clevinger gereizt. »Wirst du endlich aufstehen und ins Auto kriechen, damit wir nach Hause kommen?«

»Wir können nicht alle wegfahren. Es muß jemand hierbleiben und dem Häuptling mit seiner Karre helfen. Er hat sie im Motorpool ausgeliehen.«

Häuptling White Halfoat platzte fast vor Stolz, während er ins Stabsauto kletterte. »Der Jeep gehört Captain Black«, erläuterte er frohlockend. »Gerade eben habe ich ihn mit Hilfe eines zweiten Schlüssels vor der Offiziersmesse geklaut. Captain Black glaubt, er hat den Schlüssel heute morgen verloren.«

»Sieh mal an, das kleine Wunderkind! Darauf müssen wir noch einen trinken.«

»Habt ihr denn noch nicht genug getrunken?« schimpfte Clevinger los, nachdem McWatt angefahren war. »Euch ist es wohl egal, ob ihr euch zu Tode sauft oder zu Tode erkältet, was?« »Jawohl, bloß nicht zu Tode fliegen.«

»Los, schneller, schneller«, drängte der Häuptling. »Und mach die Scheinwerfer aus. Dann geht es besser.«

»Doc Daneeka hat schon recht«, fuhr Clevinger fort. »Die Menschen sind zu dumm, um auf sich aufzupasssen. Wirklich, ihr ekelt mich an.«

»Na schön, du Großmaul, dann mach, daß du rauskommst«, befahl der Häuptling. »Alle verlassen den Wagen außer Yossarián. Wo ist Yossarián?«

»Wälz dich doch endlich von mir runter«, lachte Yossarián und stieß ihn weg. »Du bist ja von oben bis unten verdreckt.« Clevinger blickte Nately streng an. »Überrascht bin ich einzig deinetwegen. Weißt du überhaupt, wie du riechst? Und statt auf ihn aufzupassen, besäufst du dich ebenso wie er. Wenn er nun wieder in eine Prügelei mit Appleby geraten wäre?« Als er Yossarian kichern hörte, riß Clevinger ängstlich die Augen auf. »Er hat sich doch nicht etwa wieder mit Appleby geprügelt?« »Diesmal nicht«, sagte Dunbar.

»Nein, diesmal nicht. Diesmal hat er sich was Schöneres augedacht.«

»Diesmal hat er eine Prügelei mit Colonel Korn angefangen.«

»Wirklich?« stöhnte Clevinger.

»Wirklich?« rief der Häuptling entzückt. »Darauf müssen wir einen trinken.«

»Aber das ist ja grauenhaft!« erklärte Clevinger, der das Schlimmste fürchtete. »Warum mußt du dir ausgerechnet Colonel Korn aussuchen? Was ist übrigens mit den Scheinwerfern los? Warum ist es so dunkel?«

»Ich habe sie ausgemacht«, antwortete McWatt. »Der Häuptling hat recht, ohne Scheinwerfer fährt es sich viel besser.« »Seid ihr denn verrückt?« kreischte Clevinger und beugte sich nach vorne, um die Scheinwerfer wieder anzustellen. Dann wirbelte er herum und sah Yossarián an, fast hysterisch vor Hilflosigkeit. »Siehst du jetzt, was du machst? Sie benehmen sich

schon alle wie du! Wenn es nun aufhört zu regnen und wir morgen nach Bologna fliegen müssen, dann werdet ihr alle in erstlassiger Verfassung sein.«

»Es hört eben nicht auf zu regnen. Ein Regen wie dieser hört vielleicht überhaupt nie auf.«

»Er hat aber schon aufgehört«, sagte jemand, und alle verstummten. »Ihr armen Schweine«, murmelte Häuptling White Halfoat mitleidig nach einigen Augenblicken des Schweigens. »Hat es wirklich aufgehört zu regnen?« erkundigte Yossarián sich kleinlaut.

McWatt stellte die Scheibenwischer ab, um sich zu überzeugen. Es hatte aufgehört zu regnen. Der Himmel klarte auf. Hinter bräunlichen Nebelschleiern trat scharf der Umriß des Mondes hervor.

»Na wenn schon«, sagte McWatt nüchtern. »Soll doch alles der Teufel holen.«

»Keine Angst, Freunde«, tröstete der Häuptling, »die Landebahn wird bis morgen nicht fest genug sein. Vielleicht fängt es auch noch einmal an zu regnen.«

»Du elendes, lausiges Stinktier!« kreischte Hungry Joe aus seinem Zelt, als sie vorüberfuhren.

»Herr im Himmel, ist der denn schon wieder zurück? Ich dachte,

er wäre noch mit dem Kurierflugzeug in Rom.«

»Uuuuh! Uuuuuuuh!« schrie Hungry Joe.

Der Häuptling schrak zusammen. »Der Kerl macht mir eine Gänsehaut«, gestand er krächzend. »Was ist übrigens mit CaptainFlume los?«

»Wenn ich an den denke, kriege *ich* eine Gänsehaut. Vorige Woche bin ich ihm im Wald begegnet, da hat er Beeren gegessen. Er schläft schon lange nicht mehr in seinem Wohnwagen und sieht aus wie ein Gespenst.«

»Hungry Joe hat Angst, daß er einspringen muß, wenn sich einer . krank meldet. Dabei darf sich niemand krank melden. Habt ihr gesehen, wie er gestern abend versucht hat, Havermeyer umzubringen und dabei in Yossariáns Splittergraben gefallen ist?« »Uuuuuh!« schrie Hungry Joe. »Uuuuuh!« »Jedenfalls ist es eine wahre Erleichterung, Flume nicht mehr in der Messe zu sehen. Jetzt ist es aus mit: >Reich mir mal die Butter, Mutter!<«

»Und: >gib mir mal Gemüse, Luise!<«

»Und: >schmeiß mir mal 'ne Kartoffel, Stoffel!««

»Finger weg, Finger weg!« schrie Hungry Joe. »Finger weg, sage ich, Finger weg, du stinkendes Gehopse!«

»Jetzt wissen wir doch wenigstens, wovon er träumt«, versetzte Dunbar trocken. »Er träumt von stinkenden Gehopsen.« In jener Nacht träumte Hungry Joe, Huples Katze sei auf seinem Gesicht eingeschlafen und ersticke ihn, und als er aufwachte, schlief Huples Katze wirklich auf seinem Gesicht. Seine Angst war grauenhaft, und sein durchdringendes, unirdisches Geheul ließ wie die Druckwelle einer mörderischen Detonation die vom Mond erleuchtete Dunkelheit sekundenlang erzittern. Darauf folgte lähmende Stille, und dann drang Kampflärm aus einem Zelt.

Yossarián traf als einer der ersten am Schauplatz ein. Als er ins Zelt stürmte, hatte Hungry Joe die Pistole in der Hand und versuchte, sich von Huple loszumachen, um die Katze zu erschießen, die ihn geifernd und mit gezückten Krallen dran zu hindern suchte, Huple zu erschießen. Beide Herren trugen Militärunterwäsche. Die nackte Glühbirne über ihnen schwankte wie betrunken an ihrem Draht und erzeugte einen wahren Hexentanz von schwarzen Schatten, so daß man glauben konnte, das ganze Zelt schwanke hin und her. Yossarián streckte instinktiv den Arm aus, um sich festzuhalten, und setzte dann zu einem ungeheuerlichen Sprung an, mit dem er alle drei Kombattanten unter sich begrub. Als er wieder aufstand, hatte er ein Schlafittchen in jeder Hand — das von Hungry Joe und das der Katze. Hungry Joe und die Katze starrten einander blutdürstig an. Die Katze zischte Hungry Joe an und Hungry Joe versuchte, ihr einen Boxhieb zu versetzen.

»Fairer Kampf«, bestimmte Yossarián, und alle, die voller Entsetzen bei dem Lärm herbeigeeilt waren, brachen ungeheuer erleichtert in Beifallsgeschrei aus.

»Wir verlangen einen fairen Kampf«, erklärte Yossarián als Unparteiischer Hungry Joe und der Katze, nachdem er beide hinausgetragen hatte, sie aber immer noch am Schlafittchen gepackt und voneinander fern hielt. »Fäuste, Zähne, Krallen. Aber keine Schußwaffen«, verwarnte er Hungry Joe. »Und gespuckt wird auch nicht«, ermahnte er die Katze streng. »Auf los gehts

los. Los!«

Die Menge, auf jede Ablenkung begierig, war vielköpfig und trostbedürftig, doch kaum hatte Yossarián die beiden Kombattanten losgelassen, als die Katze schon unrühmlich wie ein feiger Hund vor Hungry Joe weglief. Hungry Joe wurde zum Sieger ausgerufen. Er trabte stolz und glücklich mit dem Lächeln des Meisters davon, Hühnerbrust raus, Schrumpfkopf hoch. Siegreich ging er ins Bett zurück und träumte von neuem, daß Huples Katze auf seinem Gesicht eingeschlafen sei und ihn ersticke.

Major— de Coverley

Der Feind fiel nicht auf die verschobene HKL herein, wohl aber Major — de Coverley. Er packte seinen Kleiderbeutel, griff sich ein Flugzeug und, in dem Glauben, daß auch Florenz von den Alliierten eingenommen sei, ließ er sich nach dieser Stadt fliegen, um dort zwei Wohnungen für die Offiziere und Mannschaften der Staffel zu mieten, in denen diese ihren Erholungsurlaub verbringen sollten. Er war noch nicht zurückgekehrt, als Yossarián aus Major Majors Büro hinaushüpfte und darüber nachzudenken begann, an wen er sich nun noch um Hilfe wenden könne. Major — de Coverley war ein prächtiger, furchtgebietender, würdevoller alter Mann, der ein mächtiges Löwenhaupt samt einem ungebärdigen weißen Haarschopf sein eigen nannte, der wie ein Schneesturm sein strenges, patriarchalisches Antlitz umwehte. Seine dienstlichen Obliegenheiten bestanden, wie sowohl Doc Daneeka als auch Major Major ganz zutreffend vermuteten, einzig darin, Hufeisen zu werfen, italienische Arbeiter zu rauben und Wohnungen zu mieten, in denen Offiziere und Mannschaften ihren Erholungsurlaub verbringen konnten. Und diese drei Aufgaben erledigte er beispielhaft.

Immer, wenn die Einnahme einer Stadt wie Neapel, Rom oder Florenz unmittelbar bevorzustehen schien, pflegte Major — de Coverley seinen Kleiderbeutel zu packen, ein Flugzeug samt Piloten zu requirieren und sich davonfliegen zu lassen, was alles er wortlos zustande brachte, einzig vermöge seiner ehrfurchtgebietenden, herrscherlichen Miene und der entschiedenen Gesten seiner runzligen Finger. Einen oder zwei Tage nach Einnahme der Stadt kam er dann mit Mietsverträgen für zwei geräumige Woh-

nungen zurück, eine für die Offiziere, eine für die Mannschaften, beide bereits mit einem Stab von tüchtigen, freundlichen Köchinnen und Dienstmädchen versehen. Wieder einige Tage später konnte man in allen Zeitungen Bilder der ersten amerikanischen Soldaten sehen, die sich durch Trümmer und Rauch ihren Weg in die zerstörte Stadt erkämpften. Stets war auf den Bildern auch Major — de Coverley zu sehen, wie er hoch aufgerichtet in einem Jeep saß, den er sich irgendwo besorgt hatte, und mit keiner Wimper zuckte, während Granaten rechts und links von seinem unbesieglichen Haupt explodierten und geschmeidige junge Infanteristen mit Karabinern im Schutz der Mauern vorgingen oder tödlich getroffen in Hauseingängen zusammenbrachen. Er wirkte unzerstörbar, wenn er so dasaß, von Gefahren umringt, die Züge zu jenem ehernen, grimmigen, königlichen, gerechten, abweisenden Antlitz erstarrt, das jeder in der Staffel kannte und verehrte.

Der deutschen Abwehr war Major — de Coverley ein ärgerliches Rätsel. Keiner der vielen amerikanischen Gefangenen gab je eine brauchbare Auskunft über den ältlichen weißhaarigen Offizier mit der verwitterten, furchtgebietenden Stirn und den mächtig blitzenden Augen, der so kühn und erfolgreich jede Eroberung anzuführen schien. Den amerikanischen Militärbehörden war er ein ebensolches Rätsel; ein ganzes Regiment von CID-Elitemenschen war an die Front geworfen worden, um festzustellen, wer er sei, während ein Bataillon kampferprobter Propagandaoffiziere täglich vierundzwanzig Stunden in höchster Alarmbereitschaft stand, um sofort nach seiner Identifizierung Material über, ihn zu veröffentlichen.

Bei der Wahl der Wohnungen in Rom hatte Major — de Coverley sich selbst übertroffen. Die Offiziere, die in Gruppen zu vieren oder fünfen einzutreffen pflegten, fanden in einem neuen, aus weißem Stein erbauten Gebäude für jeden ein riesiges Doppelzimmer vor, dazu drei geräumige, schimmernd grün gekachelte Badezimmer und eine knochige Magd namens Michaela, die bei jeder Gelegenheit kicherte und die Wohnung penibel im Stande hielt. Ein Stockwerk tiefer wohnten die bekümmerten Eigentümer. Im Stockwerk darüber wohnten die schöne, reiche, schwarzhaarige Gräfin und ihre schöne, reiche, schwarzhaarige Schwiegertochter, die es beide nur für Nately tun wollten, der zu

schüchtern war, um Gebrauch davon zu machen, und für Aarfy, der dafür zu hochnäsig war und ihnen einzureden versuchte, sie sollten es überhaupt nur für ihre Ehemänner tun, die es vorgezogen hatten, bei ihren Unternehmungen im Norden zu bleiben.

»In Wirklichkeit sind es ordentliche Mädchen«, vertraute Aarfy gewichtig Yossarián an, der immer wieder davon träumte, die milchweißen Leiber dieser herrlichen, reichen, schwarzhaarigen, ordentlichen Mädchen in den Armen zu halten, während sie neben ihm erotisch hingestreckt im Bett lagen.

Die Mannschaften stürzten sich in Banden von einem Dutzend oder mehr auf Rom, brachten gargantuanischen Appetit und Kisten voller Nahrungsmittel mit, die ihnen in ihrem eigenen Speisezimmer im fünften Stock eines roten Backsteinhauses serviert wurden, das sogar einen Aufzug hatte. In der Wohnung der Mannschaften ging es stets lebhafter zu. Zunächst einmal waren dort mehr Männer und auch mehr Frauen zu deren Bedienung, und dann trieben sich da die lustigen, schwachköpfigen, sinnlichen jungen Mädchen herum, die Yossarián aufgegabelt und mitgebracht hatte, dazu jene anderen, die von den nach ihren erschöpfenden, sieben Tage währenden Gelagen schläfrig nach Pianosa zurückkehrenden Mannschaften eingeschleppt und denjenigen unter ihren Nachfolgern hinterlassen wurden, die Appetit auf sie haben mochten. Die Mädchen durften bei freier Station bleiben, solange sie wollten. Alles, was sie dafür zu tun hatten, war, sich für jeden auf den Rücken zu legen, der sie dazu aufforderte, und somit fühlten sie sich im siebenten Himmel. Hatte Hungry Joe das Pech, wieder einmal seine Feindflüge hinter sich zu haben und die Kuriermaschine zu fliegen, so erschien er etwa jeden vierten Tag, heiser, lärmend und außer sich, das Bild eines gefolterten Mannes. Meistens schlief er in der Wohnung der Mannschaften. Genau wußte niemand, wie viele Zimmer Major — de Coverley gemietet hatte, nicht einmal die dicke, korsettierte Frau im ersten Stock, der er die Zimmer abgemietet hatte. Das ganze obere Stockwerk gehörte jedenfalls dazu, und Yossarián wußte, daß auch im vierten Stock noch Räume waren, denn in Snowdens Zimmer im vierten Stock hatte er am Tage nach Bologna die Magd in den zitronengelben Höschen mit einem Mopp in der Hand entdeckt, an eben jenem Morgen, als Hungry

Joe ihn in der Offizierswohnung mit Luciana im Bett angetroffen hatte und wie ein Verrückter nach seiner Kamera gelaufen war.

Die Magd in den zitronengelben Höschen war eine lustige, fette, willfährige Person Mitte Dreißig, mit mächtigen Oberschenkeln und wabbelndem Popo in zitronengelben Höschen, die sie für jeden abstreifte, der Lust auf sie hatte. Sie besaß ein schlichtes, breites Gesicht und war das tugendhafteste Weib von der Welt: sie legte sich für jeden, gleichgültig welcher Rasse, welchen Glaubens, welcher Hautfarbe oder welchen Herkunftlandes, schenkte sich ungezwungen aus Gastfreundlichkeit und erbat nicht einmal Aufschub, um Staubtuch, Besen oder Mop beiseite zu stellen, wenn sie aufgefordert wurde. Ihr Reiz lag darin, daß sie stets vorhanden war; sie war so vorhanden wie der Mount Everest, und immer, wenn die Lust sie überkam, krochen die Männer auf sie drauf. Yossarián war in die Magd mit den zitronengelben Höschen verliebt, denn sie schien die einzige Frau zu sein, mit der er ins Bett gehen konnte, ohne sich in sie zu verlieben. Selbst an das kahlgeschorene Mädchen in Sizilien dachte er immer noch mitleidig, zärtlich und bedauernd.

Trotz der unzähligen Gefahren, denen Major — de Coverley sich aussetzte, wenn er auf die Wohnungssuche ging, hatte er, ironisch genug, nur ein einziges Mal eine Verwundung davongetragen: das war, als er den triumphalen Einmarsch in die offene Stadt Rom anführte, wo ihn eine Blume ins Auge traf, die ein heruntergekommener, gackernder, trunkener alter Mann kurze Entfernung nach ihm schleuderte, um dann wie Satan selber boshaft und schadenfroh auf Major — de Coverleys Jeep zu springen, grob und geringschätzig sein ehrwürdiges weißes Haupt zu packen und ihn spottlustig auf beide Wangen zu küssen, mit Lippen, die sauer nach Wein, Käse und Knoblauch stanken, ehe er mit einem hohlen, trockenen, beißenden Lachen in der überschäumenden, festlichen Menge untertauchte. Während dieses ganzen abstoßenden Vorganges zuckte Major — de Coverley, im Elend ganz der Spartaner, mit keiner Wimper. Und erst als er nach vollbrachter Pflicht von Rom nach Pianosa zurückgeerbat ärztliche kehrt er Hilfe für seine Er war aber entschlossen, weiterhin beide Augen zu benutzen, und verlangte von Doc Daneeka eine durchsichtige Augenklappe,

damit er fortfahren könne, mit uneingeschränkter Sehkraft Hufeisen zu werfen, italienische Arbeiter zu rauben und Wohnungen zu mieten. Für die Männer der Staffel war Major - de Coverley ein Kolossus, wenn sie auch nie den Mut aufgebracht hätten, ihm das zu sagen. Der einzige, der überhaupt je gewagt hatte, ihn anzusprechen, war Milo Minderbinder, der, erst seit vierzehn Tagen bei der Staffel, mit einem harten Ei in der Hand dorthin gegangen war, wo Major — de Coverley seine Hufeisen warf, und das Ei hochhielt, damit der Major es in Augenschein nehme. Major — de Coverley richtete sich, über Milos Unverschämtheit baß erstaunt, zu voller Höhe auf und ließ ihn die ganze Wucht des gewaltigen Antlitzes unter dem zerfurchten Überhang der von Falten durchschnittenen Stirn spüren, während die bucklige Klippe der Nase wie der Zorn Gottes darunter hervorschoß. Milo wich nicht von der Stelle. Er verbarg sich hinter dem hartgekochten Ei, das er schützend wie einen Zauber vor sein Gesicht hielt. Nach einem Weilchen legte sich der Sturm, und die Gefahr ging vorüber.

- »Was ist das?« wollte Major de Coverley schließlich wissen.
- »Ein Ei«, antwortete Milo.
- »Was für ein Ei?« wollte Major de Goverley wissen.
- »Ein hartgekochtes Ei«, antwortete Milo.
- »Was für ein hartgekochtes Ei?« wollte Major de Coverley wissen.
- »Ein frisches, hartgekochtes Ei«, antwortete Milo.
- »Woher kommt das frische Ei?« wollte Major de Coverley wissen.
- »Von einem Huhn«, antwortete Milo.
- »Wo ist das Huhn?« wollte Major de Coverley wissen.
- »Das Huhn ist in Malta«, antwortete Milo.
- »Wie viele Hühner gibt es in Malta?«
- »Genug Hühner, um für jeden Offizier der Staffel ein frisches Ei zu fünf Cent das Stück zu legen«, erwiderte Milo. »Ich. habe eine Schwäche für frische Eier«, gestand Major de Coverley. »Wenn mir jemand ein Flugzeug zur Verfügung stellte, könnte ich einmal die Woche mit einer Maschine der Staffel hinfliegen und so viele frische Eier heranschaffen, wie wir brauchen«, antwortete Milo. »Schließlich ist es nach Malta gar nicht weit.« »Es ist gar nicht weit nach Malta«, sagte Major de Coverley

sinnend. »Sie könnten vielleicht einmal die Woche mit einer Maschine der Staffel hinfliegen und so viele frische Eier heranschaffen, wie wir brauchen.«

»Ja«, stimmte Milo zu. »Das könnte ich vielleicht machen, falls jemandem daran gelegen sein sollte und man mir eine Maschine zur Verfügung stellt.«

»Ich«, entsann sich Major — de Coverley, »esse frische Eier am liebsten in frischer Butter gebraten.«

»Ich kann jede Menge frischer Butter für fünfundzwanzig Cent das Pfund in Sizilien beschaffen«, sagte Milo. »Fünfundzwanzig Cent für ein Pfund frische Butter ist ein sehr guter Preis. Wir haben genug Geld im Küchenfond für Butter. Wir könnten wahrscheinlich auch welche an die anderen Staffeln verkaufen und hätten dann unsere Butter fast umsonst.«

»Wie heißt du, mein Sohn?« fragte Major — de Coverley. »Ich heiße Milo Minderbinder, Sir. Siebenundzwanzig Jahre bin ich alt.«

»Du bist ein guter Meßoffizier, Milo.«

»Ich bin nicht der Meßoffizier, Sir.«

»Du bist ein guter Meßoffizier, Milo.«

»Danke Sir, ich will mich nach besten Kräften bemühen, ein guter Meßoffizier zu sein.«

»Gott segne dich, mein Sohn. Hier, nimm ein Hufeisen.«

»Danke, Sir. Was soll ich damit anfangen?«

»Wirf es.«

»Weg?«

»An den Stab dort. Dann hebst du es auf und wirst es gegen diesen Stab hier. Das ist ein Spiel, verstehst du? Du bekommst das Hufeisen zurück.«

»Aha, Sir. Ich verstehe. Was erzielt man gegenwärtig für Hufeisen?«

Der Duft von frischen Eiern, die exotisch in einem Tümpel frischer Butter brutzelten, verbreitete sich auf den lauen Winden des Mittelmeers und brachte den heißhungrigen General Dreedle, begleitet von seiner Pflegerin, die ihn überallhin begleitete, und von seinem Schwiegersohn, Colonel Moodus, im Laufschritt zur Stelle. Zunächst verschlang General Dreedle alle seine Mahlzeiten in Milos Messe. Dann unterstellten auch die anderen drei Staffeln von Colonel Cathcarts Geschwader Milo ihre Messen

und hielten je eine Maschine mit einem Piloten zu seiner Verfügung, so daß er auch sie mit frischen Eiern und frischer Butter beliefern konnte. Als nun jeder Offizier in den vier Staffeln an einer unersättlichen Orgie des Frischeiverzehrs teilnahm, waren Milos Maschinen sieben Tage in der Woche unermüdlich unterwegs. General Dreedle verschlang so lange zum Frühstück, zum Mittagessen und zum Abendbrot frische Eier - zwischen den Mahlzeiten verschlang er noch mehr frische Eier — bis es Milo gelang, ausreichende Mengen von Kalbfleisch, Rindfleisch, Geflügel, Lammkoteletts, Champignons, Broccoli, südafrikanischen Hummerschwänzen, Krabben, Schinken, Pudding, Weintrauben, Eiskrem, Erdbeeren und Artischocken aufzuspüren. In General Dreedles Bombergruppe gab es noch drei weitere Geschwader, die nun ihrerseits eifersüchtig ihre Maschinen nach Malta um frische Eier schickten, dort aber entdecken mußten,-daß die Eier sieben Cents das Stück kosteten. Da sie bei Milo nur fünf Cents für das Ei bezahlen mußten, war es vernünftiger, die eigenen Messen in sein Syndikat einzubringen und ihm die Maschinen und Piloten zur Verfügung zu stellen, die er brauchte, um alle die anderen guten Dinge heranzuschaffen, die er ihnen versprochen hatte. Jeder Mann war von dieser Wendung der Dinge entzückt, allen voran Colonel Cathcart, der überzeugt war, wieder einen Stein im Brett zu haben. Er grüßte Milo ungemein freundlich, wenn er ihm begegnete, und in einer Anwandlung von reuiger Großmut schlug er ganz impulsiv Major Major zur Beförderung vor. Der Vorschlag wurde beim Stab der 27. Luftflotte vom Exgefreiten Wintergreen unverzüglich mit der unfreundlichen, nicht unterzeichneten Begründung abgelehnt, die Armee besitze nur einen Major Major Major und habe nicht die Absicht, ihn zu verlieren, bloß um Colonel Cathcart mit dessen Beförderung einen Gefallen zu erweisen. Colonel Cathcart war von diesem barschen Tadel sehr betroffen und schlich schuldbewußt und zutiefst beschämt durch sein Büro. Er machte für diesen Reinfall Major Major verantwortlich und beschloß, ihn noch am gleichen Tage zum Leutnant zu degradieren.

»Man wird Ihnen das wahrscheinlich verwehren«, bemerkte Colonel Korn, der die Lage genoß, herablassend lächelnd. »Und das mit der gleichen Begründung, mit der man Ihnen verboten hat, Major Major zu befördern. Überdies stünden Sie reichlich blöde

da, wenn Sie versuchen wollten, ihn zum Leutnant zu degradieren, nachdem Sie gerade versucht haben, ihn zu meinem Dienstgrad befördern zu lassen.« Colonel Cathcart fühlte sich auf allen Seiten beengt. Als er Yossarián nach dem Malheur von Ferrara für eine Auszeichnung vorgeschlagen hatte, war ihm das viel besser geglückt. Sieben Tage waren vergangen, seit Colonel Cathcart seine Besatzungen freiwillig zur Zerstörung der Brücke über dem Po angeboten hatte, und noch immer stand die Brücke unversehrt. Seine Leute hatten dort innerhalb von sechs Tagen neun Angriffe geflogen, und die Brücke wurde erst am siebenten Tage beim zehnten Angriff zerstört, als Yossarián Kraft und dessen Besatzung in den Tod schickte, indem er seine Formation von sechs Maschinen ein zweites Mal auf das Ziel ansetzte. Yossarián führte diesen zweiten Anflug mit großer Gewissenhaftigkeit, denn da war er tapfer. Er nahm den Kopf erst vom Zielgerät, als die Bomben gefallen waren; als er aufblickte, war die ganze Maschine in ein gespenstisches, orangefarbenes Glühen getaucht. Zunächst glaubte er, der Bomber brenne. Dann erblickte er das Flugzeug mit dem brennenden Motor unmittelbar über sich und schrie McWatt über die Bordverständigung zu, scharf nach links abzudrehen. Eine Sekunde darauf brach die Tragfläche von Krafts Maschine ab. Das flammende Wrack stürzte mit dem Rumpf voran, dann trudelte die Tragfläche hinterher, und ein Schauer winziger Metallteilchen prasselte auf Yossariáns Maschine herunter, während rund herum unaufhörlich das Katschung! Katschung! der krepierenden Flakgranaten zu hören war.

Als er nach der Landung benommen und niedergeschlagen auf Captain Black zuging, um Meldung zu machen, sah er alle Augen düster auf sich gerichtet und erfuhr, daß Colonel Cathcart und Colonel Korn im Instruktionsraum auf ihn warteten. Major Danby stellte sich aschfahl vor die Tür und winkte alle anderen wortlos weg. Yossarián fühlte sich bleischwer vor Müdigkeit und sehnte sich danach, seine verschwitzte Kleidung loszuwerden. Er betrat mit gemischten Gefühlen den Instruktionsraum, ungewiß, welche Empfindungen er Kraft und den anderen entgegenbringen sollte, denn sie alle waren ihm durch eine stumme, abgesonderte Agonie entrückt, in der sie gestorben waren, während er selbst bis zum Hals in der nichtswürdigen, qualvollen Klemme zwi-

schen Gehorsam und Verdammung saß.

Colonel Cathcart war seinerseits von dem Ereignis völlig verstört. »Zweimal?« fragte er.

»Ich hätte das Ziel beim ersten Mal verfehlt«, erwiderte Yossarian leise und mit gesenktem Gesicht.

Die Stimmen weckten in der langen, niedrigen Baracke ein schwaches Echo.

»Aber zweimal?« wiederholte Colonel Cathcart völlig konsterniert.

»Ich hätte das Ziel beim ersten Mal verfehlt«, wiederholte Yossarian.

»Aber Kraft wäre noch am Leben.«

»Und die Brücke stünde noch.«

»Ein erprobter Bombenschütze hat seine Bomben beim ersten Anflug zu werfen«, erinnerte ihn Colonel Cathcart. »Die anderen fünf Bombenschützen haben ihre Bomben beim ersten Anflug geworfen.«

»Und das Ziel verfehlt«, sagte Yossarián. »Wir hätten noch einmal fliegen müssen.«

»Vielleicht hätten Sie aber beim ersten Mal getroffen.«

»Und vielleicht hätte ich überhaupt nichts getroffen.«

»Vielleicht hätten wir dann aber keine Verluste gehabt.«

»Vielleicht hätte es aber auch mehr Verluste gegeben, wenn die Brücke stehen geblieben wäre. Ich war der Meinung, Sie hätten die Zerstörung der Brücke befohlen.«

»Widersprechen Sie mir nicht«, sagte Colonel Cathcart. »Wir sitzen allesamt in der Tinte.«

»Ich widerspreche nicht, Sir.«

»Doch tun Sie das. Gerade eben haben Sie es wieder getan.«

»Jawohl, Sir. Ich bitte um Entschuldigung.«

Colonel Cathcart ließ die Knöchel knacken. Colonel Korn, ein untersetzter, dunkelhaariger, schlaffer Mensch mit unförmigem Leib, saß seelenruhig auf einer der vorderen Bänke, die Hände lässig auf dem kahlen, schwärzlichen Schädel gefaltet. Hinter den glitzernden, randlosen Gläsern bickten seine Augen belustigt drein.

»Wir wollen diesen Vorfall so objektiv wie möglich beurteilen«, gab er Colonel Cathcart das Stichwort.

»Wir wollen diesen Vorfall so objektiv wie möglich beurteilen«,

sagte Colonel Cathcart zu Yossarián so eifrig, als sei ihm dieser Einfall soeben gekommen. »Ich bin nicht etwa sentimental. Die Besatzung und die Maschine kümmern mich keinen Pfifferling. Das ganze macht nur auf dem Papier einen so schlechten Eindruck. Wie kann ich etwas derartiges in meinem Bericht vertuschen?«

»Warum geben Sie mir nicht eine Auszeichnung?« schlug Yossarian schüchtern vor.

»Weil Sie zwei Anflüge brauchten?«

»Sie haben auch Hungry Joe ausgezeichnet, als er versehentlich eine Bruchlandung gemacht hat.«

Colonel Cathcart gluckste bedauernd. »Sie werden von Glück sagen können, wenn wir Sie nicht vors Kriegsgericht bringen.« »Aber ich habe die Brücke beim zweiten Anflug getroffen«, wehrte sich Yossarián. »Und ich dachte, Sie wollten, daß die Brücke vernichtet wird.«

»Ach, ich weiß nicht so genau, was ich eigentlich wollte«, rief Colonel Cathcart äußerst gereizt. »Natürlich sollte die Brücke zerstört werden. Diese Brücke hat mir nichts als Ärger gemacht, seit ich den Entschluß gefaßt habe, sie durch euch vernichten zu lassen. Warum nur haben Sie nicht beim ersten Anflug getroffen?« »Ich hatte nicht genug Zeit. Mein Beobachter wußte nicht genau, ob wir über der richtigen Stadt waren.«

Ȇber der richtigen Stadt?« Colonel Cathcart war sprachlos. »Wollen Sie jetzt etwa versuchen, die Schuld auf Aarfy zu schieben?«

»Nein, Sir. Es war meine Schuld, weil ich mich von ihm habe ablenken lassen. Ich will nichts anderes sagen, als daß ich eben nicht unfehlbar bin.«

»Niemand ist unfehlbar«, versetzte Colonel Cathcart scharf, und sagte gleich darauf unbestimmt, da ihm ein Gedanke gekommen war: »Es ist auch niemand unersetzlich.«

Dagegen erhob sich kein Widerspruch. Colonel Korn reckte sich träge. »Wir müssen zu einem Entschluß kommen«, sagte er beiläufig zu Colonel Cathcart.

»Wir müssen zu einem Entschluß kommen«, sagte Colonel Cathcart zu Yossarián. »Sie sind an allem schuld. Warum mußten Sie zweimal anfliegen? Warum konnten Sie nicht beim ersten Anflug Ihre Bomben wegschmeißen, genau wie alle anderen?« »Ich hätte das Ziel beim ersten Anflug verfehlt.«

»Ich habe den Eindruck, daß wir jetzt selber zum zweiten Anflug ansetzen«, unterbrach Colonel Korn kichernd.

»Was sollen wir aber bloß machen?« rief Colonel Cathcart verzweifelt. »Die anderen stehen draußen und warten!«

»Warum reichen wir ihn nicht wirklich zu einer Auszeichnung ein?« schlug Colonel Korn vor.

»Etwa dafür, daß er zwei Anflüge gebraucht hat? Wofür können wir ihm schon eine Auszeichnung geben?«

»Eben dafür, daß er zweimal angeflogen ist«, erwiderte Colonel Korn nachdenklich und lächelte selbstgefällig. »Schließlich gehört doch eine gehörige Portion Mut dazu, noch einmal ein solches Ziel anzufliegen, ohne daß andere Maschinen die Flak ablenken. Und er hat die Brücke getroffen. Wissen Sie was! Das könnte wirklich die Lösung sein: Wir bringen etwas ganz groß heraus, dessen wir uns eigentlich schämen müßten. Das ist ein Kniff, der nie versagt, soweit ich sehe.«

»Glauben Sie, daß es klappen könnte?«

»Bestimmt. Und wir wollen ihn auch noch zur Beförderung vorschlagen, um ganz sicher zu gehen.«

»Finden Sie nicht, daß wir damit mehr tun, als unbedingt notwendig?«

»Nein, das finde ich nicht. Am besten geht man auf Numrqer sicher. Und Oberleutnant oder Captain, — was ist das schon für ein Unterschied.«

»Na gut«, entschied Colonel Cathcart. »Wir reichen ihn zu einer Auszeichnung ein, weil er die außergewöhnliche Tapferkeit bewiesen hat, das gleiche Ziel zweimal anzufliegen. Und darüber hinaus befördern wir ihn zum Captain.«

Colonel Korn langte nach seiner Mütze.

»Lächelnd ab«, witzelte er und legte den Arm um Yossarián, als sie durch die Tür ins Freie traten.

Kid Sampson

Als sie endlich nach Bologna starteten, war Yossarián tapfer genug, das Ziel auch nicht ein einziges Mal anzufliegen. Als er sich in der Kanzel von Kid Sampsons Maschine in der Luft befand, drückte er den Knopf seines Kehlkopfmikrofons und fragte:

»Na? Was ist denn nicht in Ordnung mit der Kiste?« Kid Sampson fing an zu kreischen. »Ist etwas nicht in Ordnung mit der Maschine? Wie? Was?«

Kid Sampsons Schrei ließ Yossarián zu Eis erstarren. »Was ist?« rief er entsetzt. »Steigen wir aus?«

»Ich weiß nicht!« schrie Kid Sampson aufgeregt, ängstlich und jammernd zurück. »Wer sagt, daß wir aussteigen? Wer spricht da überhaupt? Wer spricht da?«

»Hier spricht Yossarián in der Kanzel, Yossarián in der Kanzel. Ich hörte dich sagen, es sei etwas nicht in Ordnung. Sagtest du nicht, es sei was nicht in Ordnung?«

»Ich dachte, du hättest gesagt, es sei etwas nicht in Ordnung. Es sieht aber alles ganz normal aus. Jawohl, es ist alles in Ordnung.« Yossarián sank das Herz. Wenn alles in Ordnung war und man keinen Vorwand hatte umzukehren, dann stimmte etwas ganz und gar nicht. Er zögerte nachdenklich.

»Ich kann dich nicht hören«, sagte er.

»Ich sagte, es ist alles in Ordnung.«

Die Sonne lag blendend weiß auf dem porzellanblauen Wasser und den glitzernden Umrissen der anderen Maschinen. Yossarián packte die bunten Kabel, die zur Steckdose der Bordverständigung führten, und riß sie los.

»Ich höre immer noch nichts«, sagte er. Er hörte wirklich nichts mehr. Nachdenklich sammelte er die Kartentasche und seine drei Flakanzüge ein und kroch nach hinten in die Maschine. Als er sich hinter Kid Sampson aufrichtete, erblickte ihn Nately im Sessel des Kopiloten aus den Augenwinkeln. Er lächelte Yossariari bleich an und sah in dem unförmigen Gefängnis aus Kopfhörern, Heini, Kehlkopfmikrofon, Flakanzug und Fallschirm zerbrechlich, ungewöhnlich jung und schüchtern aus. Yossarián neigte sich nahe an Kid Sampsons Ohr

»Ich kann dich nicht hören«, rief er in das gleichmäßige Dröhnen der Motoren.

Kid Sampson sah sich überrascht nach ihm um. Kid Sampson hatte ein eckiges, lustiges Gesicht mit stark gewölbten Augenbrauen und einem dünnen blonden Schnurrbart. »Was?« brüllte er über die Schulter.

»Ich kann dich nicht hören«, wiederholte Yossarián.

»Du mußt lauter sprechen«, sagte Kid Sampson. »Ich kann dich nicht hören.«

»Ich kann dich immer noch nicht hören!« brüllte Yossarián. »Da kann ich nichts machen«, schrie Kid Sampson zurück, »ich brülle so laut ich kann.«

»Ich höre nichts über die Bordverständigung«, bellte Yossarián in steigender Hilflosigkeit. »Du mußt umdrehen.« »Wegen einer defekten Bordverständigung?« fragte Kid Sampson ungläubig.

»Dreh um«, sagte Yossarián, »ehe ich dir den Hals breche.« Kid Sampson sah hilfesuchend zu Nately, der aber betont unbeteiligt zur Seite blickte. Yossarián hatte den höheren Dienstgrad. Kid Sampson schwankte einen Augenblick, ergab sich dann jeund stimmte ein sieghaftes freudig Geheul »Das ist mir sehr lieb«, verkündete er freudestrahlend und pfiff mehrmals von unten in seinen Schnurrbart. »Jawohl, Freunde, das ist dem alten Kid Sampson sehr, sehr recht.« Er pfiff noch einmal und rief dann über die Bordverständigung: »Nun hört mal alle zu, meine Hühnchen. Hier spricht Admiral Kid Sampson. Hier quäkt Admiral Kid Sampson, der Stolz der ungarischen Husaren. Wir drehen um, Freunde, jawohl, wir drehen um!«

Nately streifte sich Helm und Kopfhörer mit jubelndem Schwung ab, und begann, auf seinem Sessel hin und her zu rutschen, wie ein hübscher Knabe auf seinem Kinderstühkhen. Sergeant Knight kam aus dem oberen MG-Turm herunter gepoltert und klopfte allen ganz außer sich vor Begeisterung auf den Rücken. Kid Sampson löste sich mit einem weitausholenden, eleganten Bogen aus der Formation und steuerte wieder den Flugplatz an. Als Yossarián den Stecker der Bordverständigung in eine Ersatzdose stieß, hörte er die beiden MG-Schützen im Heck zweistimmig >La Cucaracha< singen.

Nach der Landung verflüchtigte sich die Munterkeit im Handumdrehen. An ihre Stelle trat bedrückte Stille, und Yossarián war recht nüchtern und befangen, als er aus der Maschine stieg, um in dem Jeep Platz zu nehmen, der bereits wartete. Keiner von ihnen sprach während der Rückfahrt durch die schwere, lähmende Stille, die Berge, Meer und Wald bedeckte. Auch als sie von der Straße in den Staffelbereich einbogen, verflüchtigte sich

das Gefühl der Trostlosigkeit nicht. Yossarián stieg als Letzter aus. Eine Minute später waren Yossarián und ein sanfter, warmer Wind das einzige, was sich in der gespenstischen Stille rührte, die schläfrig über den leeren Zelten hing. Der Platz lag leblos, verlassen von allen Menschen, ausgenommen Doc Daneeka, der leidend wie ein frierender Hühnerhabicht neben dem geschlossenen Eingang des Krankenzeltes kauerte und die verstopfte Nase gierig, aber vergeblich in das verschleierte Sonnenlicht reckte, das um ihn herabströmte. Yossarián wußte, daß Doc Daneeka ihn nicht zum Baden begleiten werde. Doc Daneeka würde nie wieder schwimmen gehen; man konnte dabei leicht von einer kleinen Herzattacke befallen werden und im seichten Wasser ertrinken, man konnte durch eine tückische Strömung ins offene Meer hinausgerissen werden, man konnte sich durch Unterkühlung oder Überanstrengung anfälliger für Kinderlähmung oder Meningitis machen. Die Drohung, die das Unternehmen Bologna für die anderen bedeutete, hatte in Doc Daneeka noch größere Besorgnis für seine eigene Sicherheit geweckt. Nachts hörte er bereits Einbrecher.

Durch das lavendelblaue Düster, das wie eine Wolke im Eingang zum Zelt der Flugleitung hinweg, erspähte Yossarián den Häuptling White Halfoat, wie er fleißig Whiskyrationen unterschlug, die Unterschriften von Abstinenzlern fälschte und den Alkohol, mit dem er sich vergiftete, eilig in verschiedene Flaschen abfüllte, ehe Captain Black, vom gleichen Einfall aufgeschreckt, lässig herbeikäme, um den Rest selbst zu stehlen.

Der Jeep sprang leise wieder an. Kid Sampson, Nately und die anderen trieben in einem lautlosen Strudel von Bewegung auseinander und wurden Von der klebrigen gelben Stille aufgesogen. Der Jeep verschwand hustend. Yossarián war allein in einem drückenden urzeitlichen Schweigen, in dem alles Grüne schwarz wirkte, und alles andere eiterfarben. Die Brise raschelte in trokkener, durchsichtiger Entfernung mit Blättern. Yossarián war ruhelos, verängstigt und abgespannt. Seine Augenhöhlen waren klebrig vor Ermattung. Müde betrat er das Fallschirmzelt mit dem langen abgewetzten Holztisch, und nagender Zweifel bohrte schmerzlos in einem Gewissen, das sich völlig rein fühlte. Er ließ Flakanzug und Fallschirm dort und ging am Wasserwagen vorbei zum Büro von Captain Black, um die Kartentasche abzuge-

ben. Captain Black hing verschlafen in seinem Drehstuhl, die dürren Beine vor sich auf den Tisch gelegt, und erkundigte sich mit gleichgültiger Neugier, warum Yossariáns Maschine umgekehrt sei. Yossarián beachtete ihn nicht. Er legte die Kartentasche auf den Tisch und ging hinaus.

In seinem Zelt angelangt, zwängte er sich aus den Fallschirmgurten und dann aus seinen Kleidern. Orr war in Rom und sollte diesen Nachmittag von dem Erholungsurlaub zurückkehren, den er sich durch eine Notwasserung vor Genua verdient hatte. Nately packte vermutlich schon seine Sachen, um Orrs Platz in Rom einzunehmen. GeViß war er ganz hingerissen bei dem Gedanken, noch am Leben zu sein, und ebenso gewiß brannte er darauf, seine aussichtslose, herzzerbrechende Werbung um die Prostituierte in Rom fortzusetzen. Als Yossarián ausgezogen war, setzte er sich auf sein Bett, um zu ruhen. Kaum war er nackt, fühlte er sich auch schon viel besser. In Kleidern war ihm nie recht wohl. Nach einem Weilchen zog er frische Unterhosen an und machte sich auf den Weg an den Strand, ein khakifarbenes Badehandtuch um die Schultern geschlungen. Der Pfad vom Geschwader zum Strand führte an einer geheimnisvollen Feuerstellung im Wald vorüber; zwei oder drei der dort stationierten Leute lagen schlafend in der von Sandsäcken geschützten Stellung, einer saß da und aß einen purpurfarbenen Granatapfel. Er nahm große Bissen zwischen die mahlenden Kiefer und spuckte das zermalmte Fleisch weit von sich ins Gebüsch. Wenn er zubiß, rann roter Saft aus seinem Mund. Yossarian tauchte wieder in den Wald ein und strich wohlig über seinen nackten, kitzelnden Bauch, als wolle er sich davon überzeugen, daß dieser noch vorhanden sei. Er zupfte ein paar Fädchen aus seinem Nabel. Plötzlich erblickte er rechts und links vom Weg Dutzende von frischen Pilzen, die der Regen hatte aufschießen lassen; sie stießen knotige Finger wie lebloses Fleisch durch die feuchte Erde und wucherten überall, wo er hinsah, in so nekrotischer Verschwendung, daß es aussah, als vermehrten sie sich vor seinen Augen. Tausende drängten sich, soweit der Blick reichte, im Gebüsch, und als er sie ansah, schienen sie größer zu werden und immer zahlreicher. Er entfernte sich hastig, von einer gespenstischen Angst durchschauert, und verlangsamte den Schritt erst, als der Boden sich unter seinen Füßen in trockenen Sand verwandelte und er die Pilze hinter sich wußte. Er blickte erwartungsvoll zurück, halb überzeugt, daß die schlaffen weißen Dinger ihn blindkriechend verfolgten, oder sich als zukkende, unbeherrschbare mutierende Masse zu den Wipfeln der Bäume hinaufrankten.

Der Strand lag verlassen. Alle Geräusche waren gedämpft. Der Bach murmelte erstickt, das hohe Gras und das Gebüsch in seinem Rücken atmeten säuselnd, die durchsichtigen Wellen rauschten träge.

Die Brandung war hier schwach, das Wasser klar und kühl. Yossarian ließ seine Sachen im Sand liegen und bewegte sich durch die kniehohen Wellen, bis ihn das Wasser ganz und gar aufnahm. Auf der anderen Seite des Meeres lag beinahe unsichtbar ein unebener Streifen dunklen Festlandes in Dunst eingehüllt. Er schwamm matt zum Floß hinaus, hielt sich dort ein Weilchen fest und schwamm dann ebenso matt zur Sandbank, auf der er stehen konnte. Er tauchte mit dem Kopf mehrmals ganz in das grüne Wasser, bis er sich sauber und hellwach werden fühlte, dann streckte er sich im Sand aus und schlief, bis die von Bologna zurückkehrenden Maschinen fast über ihm waren und das mächtige, vereinigte Dröhnen der zahlreichen Motoren wie ein erschütternder Donner in seinen Schlaf fuhr. Er wachte blinzelnd mit leichten Kopfschmerzen auf und erblickte eine chaotisch dampfende Welt, in der alles wohlgeordnet war. Er rang bei dem phantastischen Anblick von zwölf exakt ausgerichteten Bomberformationen sprachlos vor Staunen nach Luft. Dieses Bild war zu überraschend, um wahr sein zu können. Keine Maschine eilte voraus mit Verwundeten, keine hinkte beschädigt hinterdrein, keine Notsignale zogen Rauchfahnen durch den Himmel. Es fehlte keine einzige Maschine außer seiner eigenen. Er fühlte sich wie vom Irrsinn gelähmt, dann begriff er und begann angesichts dieser Ironie fast zu weinen. Die Erklärung war einfach: Wolken hatten das Ziel verdeckt, ehe die Bomben geworfen werden konnten, und das Unternehmen Bologna mußte noch einmal von vorne begonnen werden.

Er irrte sich. Von Wolken keine Spur. Bologna war bombardiert worden. Bologna war ein Spazierflug. Es war überhaupt keine Flak dort.

Piltchard & Wren

Captain Piltchard und Captain Wren, die beiden bescheidenen Operationsoffiziere der Staffel waren freundliche, Männer von eher kleiner Statur, deren Lust es war, gegen den Feind zu fliegen, und die vom Leben und von Colonel Cathcart nichts weiter erflehten, als die Gelegenheit, immer so weiter zu machen. Sie hatten Hunderte von Einsätzen geflogen und wären gerne hunderte mehr geflogen. Sie setzten sich für jeden Feindflug auf die Liste der Besatzungen. Nichts auch nur annähernd so Herrliches wie der Krieg war ihnen je zugestoßen, und sie fürchteten, daß ihnen nie wieder etwas ähnlich Herrliches zustoßen werde. Sie oblagen ihren Pflichten still und bescheiden. Sie machten keine unnötigen Umstände und setzten alles daran, niemanden zu kränken. Jeden, an dem sie vorbeigingen, lächelten sie an. Taten sie den Mund zum Sprechen auf, so nuschelten sie. Sie waren anstellige, muntere, hilfsbereite Männer, die ihrer eigenen Gesellschaft wohlfühlten und niemandem ins Auge zu blicken vermochten. Sie blickten nicht mal Yossarián ins Auge, als sie ihn vor den versammelten Besatzungen öffentlich dafür tadelten, daß er Kid Sampson beim Anflug auf Bologna hatte umkehren lassen.

»Also Freunde«, sagte Captain Piltchard, der schütteres dunkles Haar hatte und ungeschickt lächelte. »Wenn ihr umkehrt, dann sorgt doch bitte dafür, daß ihr einen stichhaltigen Grund zum Umkehren habt. Kehrt nicht aus einem unwichtigen Anlaß um ... zum Beispiel wegen einer defekten Bordverständigung ... oder etwas derart. Okay? Captain Wren möchte nun auch noch einiges über diesen Gegenstand sagen.«

»Captain Piltchard hat recht, Freunde«, sagte Captain Wren. »Und mehr will ich über diesen Gegenstand nicht sagen. Im übrigen: heute sind wir endlich nach Bologna gekommen, und dabei haben wir festgestellt, daß Bologna ein Spazierflug ist. Wir waren wohl alle etwas nervös und haben deshalb keinen großen Schaden angerichtet. Aber nun hört einmal gut zu. Colonel Cathcart hat uns die Erlaubnis erwirkt, noch einen Angriff auf Bologna zu fliegen. Und morgen wollen wir die Munitionslager dort so richtig zur Sau machen. Was haltet ihr davon, Freunde?«

Und um Yossarián zu beweisen, daß sie ihm nichts nachtrugen, ließen sie ihn am nächsten Tage als Nummer Eins mit McWatt in der ersten Formation nach Bologna fliegen. Yossarián flog das Ziel an wie ein Havermeyer; er unterließ zutraulich alle Ausweichmanöver, und plötzlich schössen sie ihm auch schon das Fell über die Ohren!

Überall schwere Flak! Er war eingelullt, getäuscht und in die Falle gelockt worden, und jetzt konnte er nichts weiter tun als wie ein Idiot da oben sitzen und zusehen, wie die häßlichen schwarzen Wölkchen herauflangten, um ihn zu töten. Ehe die Bomben ausgelöst wurden, konnte er lediglich ins Zielgerät schauen, wo das haarfeine Fadenkreuz in der Linse unverrückbar so auf das Ziel wies, wie er es eingestellt hatte, ganz genau über dem Hof mit den getarnten Speichern vor dem ersten Gebäude. Er zitterte unaufhörlich, während die Maschine vorwärts kroch. Er konnte das hohle bum bum der Flak hören, deren Granaten in Vierersalven um ihn herum krepierten, das scharfe, durchdringende Bellen einer einzelnen, ganz in der Nähe platzenden Granate. Der Kopf barst ihm fast von tausend durcheinander quirlenden Impulsen, während er darum betete, daß die Bomben endlich ausgelöst wurden. Er wollte weinen. Die Motoren dröhnten eintönig wie ein fetter, träger Brummer. Endlich berührten sich die Indikatoren des Zielgerätes und lösten die fünfhundertpfündigen Bomben eine\nach der anderen aus. Seiner Last ledig, sprang das Flugzeug bockend in die Höhe. Yossarián wandte sich vom Zielgerät ab, um den Anzeiger zu seiner Linken zu beobachten. Als dieser auf Null sank, schloß er die Bombenluke und schrie aus Leibeskräften über die Bordverständigung: »Hart rechts!«

McWatt reagierte augenblicklich. Mit auf] aulenden Motoren riß er die Maschine unerbittlich in eine kreischende Kurve, weg von den Doppeltürmen der Flak, die Yossarián vor sich hatte aufragen sehen. Dann ließ Yossarián McWatt steigen, ließ ihn höher und höher steigen, bis sie schließlich in den stillen diamantblauen Himmel stießen, der sonnig und rein war und in der Ferne gesäumt von weißen, flaumigen, dünnen Schleiern. Der Wind summte beschwichtigend gegen die runden Scheiben, und Yossarián lehnte sich wohlig zurück, aber gleich ließ er McWatt wieder die Geschwindigkeit steigern und die Maschine über die

linke Tragfläche abkippen. Mit einem flüchtigen Lustgefühl gewahrte er die pilzförmigen Wolken der Flak hoch über sich und hinter sich zur Rechten, genau dort, wo er gewesen wäre, wäre er nicht im Sturzflug nach links ausgewichen. Mit einem scharfen Ruf brachte er McWatt in die Horizontale, jagte ihn dann wieder hinauf und herum, in ein gezacktes blaues Loch unverseuchter Luft, gerade als die Bomben, die er geworfen hatte, einschlugen. Die erste fiel in den Hof, genau dahin, wohin er gezielt hatte, und dann fielen die übrigen Bomben aus seiner Maschine und den Maschinen seiner Staffel, zerbarsten auf dem Boden und versprühten orangefarbene Blitze über die Dächer der Gebäude, die augenblicklich in einer riesigen, quirlenden Wolke aus rosa, grauem und kohlschwarzem Rauch zusammenstürzten, welche sich nach allen Richtungen ausbreitete, und in deren Eingeweiden es krampfhaft von roten, weißen und goldenen Blitzen zuckte.

»Nun sieh dir das mal an«, staunte Aarfy neben Yossarián, und sein pausbäckiges rundes Gesicht strahlte vor Wonne. »Da unten muß ein Munitionslager gewesen sein.«

Yossarián hatte Aarfy ganz vergessen. »Hau ab!« brüllte er ihm zu. »Verschwinde aus der Kanzel!«

Aarfy lächelte höflich und deutete hinunter auf das Ziel, als lade er Yossarián großmütig ein, ebenfalls einen Blick darauf zu werfen. Yossarián begann ihn wegzuschubsen und gestikulierte wie rasend Eingang des Tunnels zum hin hier wegkommst!« tobte »Zurück! Mach. daß du Aarfy hob freundlich die Schultern. »Ich höre dich nicht«, erläuterte er.

Yossarián packte ihn am Gurt seines Fallschirms und stieß ihn zum Tunnel, gerade als die Maschine getroffen wurde. Der knirschende Einschlag schüttelte ihn und ließ sein Herz stehen bleiben. Er wußte sofort, sie waren alle tot.

»Rauf!« schrie er MC Watt zu, als er merkte, daß er noch am Leben war. »Höher, du Schuft! Rauf! Rauf! Rauf!« Die Maschine kletterte rasch, bis er sie durch einen neuen Zuruf an McWatt in die Gerade brachte; gleich aber ließ er sie wieder heulend und gnadenlos um 45 Grad herunterdrücken, wobei ihm beinahe das Gedärm in die Kehle fuhr und er gewichtslos durch die Kanzel schwebte, bis er McWatt wiederum lange genug in die Horizon-

tale brachte, um sich an seinen Sitz zu klammern, ehe er ihn zum jaulenden Sturzflug ansetzen ließ. Er sauste durch endlose Kleckse gespenstischen, schwarzen Rauches, und wenn die glatte, gläserne Kanzel der Maschine in den treibenden Qualm stieß, war ihm, als spüre er bösen, feuchten, rußigen Nebel seine Wange streifen. Sein Herz hämmerte angstgepeinigt, während er hinauf und herunter durch die blinden mordlüsternen Rudel der Granaten kurvte, die blutgierig den Himmel nach ihm abtasteten. Dann sackte er ermattet zusammen. Schweiß rann ihm in Bächen am Hals herunter über die Brust und bedeckte den ganzen Körper wie warmer Schleim. Er wußte irgendwie, daß die zu seiner Formation gehörenden Maschinen nicht mehr da waren, und dann fühlte er nur noch sich selber. Von der erstickenden Heftigkeit, mit der er McWatt jedes Kommando zugeschrien hatte, brannte ihm die Kehle wie eine offene Wunde. Immer, wenn McWatt die Richtung änderte, stieg das Dröhnen der Motoren zu einem betäubenden, schmerzlichen, wehklagenden Gebrüll an. Und weiter vorne war der Himmel von platzenden Granaten neuer Batterien übersät, die sich auf die richtige Höhe einschossen und sadistisch darauf warteten, daß Yossarián in ihre Reichweite geriet.

Wieder wurde die Maschine von einer lauten, knirschenden Explosion geschüttelt, die das Flugzeug fast auf den Rücken warf, und die Kanzel füllte sich sogleich mit süßen blauen Rauchwolken. Irgendwas brannte! Yossarián wandte sich zur Flucht und rannte gegen Aarfy, der ein Streichholz entzündet hatte und gemütlich seine Pfeife anrauchte. Yossarián glotzte seinen grinsenden, mondgesichtigen Beobachter erschreckt und verwirrt an. Es kam ihm der Gedanke, daß einer von ihnen beiden wahnsinnig sein müsse.

»Herr im Himmel!« brüllte er Aarfy ganz außer sich an. »Mach endlich, daß du aus der Kanzel verschwindest! Bist du verrückt? Mach dich weg!«

»Was?« fragte Aarfy.

»Raus mit dir!« kreischte Yossarián hysterisch und drängte Aarfy mit beiden Händen von sich weg. »Raus mit dir!« »Ich kann dich immer noch nicht hören!« rief Aarfy unschuldig zurück, und seine Miene drückte neben Staunen und Verwunderung auch einen milden Tadel aus. »Du mußt schon etwas lauter sprechen.«

»Raus aus der Kanzel!« schrie Yossarián in ohnmächtiger Wut. »Die Kerle bringen uns um! Verstehst du denn nicht! Sie bringen uns um!«

»Wie soll ich fliegen, zum Teufel?« rief McWatt mit gequälter, schriller Stimme über die Bordverständigung. »Wie soll ich fliegen?«

»Links! Links! Du Hurensohn! Scharf links!« Aarfy pirschte sich von hinten an Yossarián heran und drückte ihm den Pfeifenstiel in die Rippen. Yossarián sprang wiehernd in die Höhe und drehte sich dann kreidebleich und zornbebend herum. Aarfy blinzelte ihm aufmunternd zu und wies mit dem Daumen über die Schulter in Richtung auf McWatt, wobei er den lustigen Schmollen Mund einem »Was hat er denn?« fragte er lachend.

Yossarián empfand diese Frage als gespenstisch. »Wirst du jetzt wohl verschwinden?« japste er flehend und schob Aarfy mit aller Kraft gegen den Tunnel. »Bist du taub, oder was? Zurück in die Maschine!« Und McWatt schrie er zu: »Runter! Runter!« Wieder tauchten sie hinab in das belfernde, rumpsende Sperrfeuer der Flak, und wieder schlich sich Aarfy von hinten an Yossarián heran und stieß ihm den Pfeifenstiel in die Rippen. Und wieder schoß Yossarián wiehernd in »Ich habe dich gar nicht richtig verstanden«, sagte Aarfy. »Ich habe gesagt, mach, daß du rauskommst!« brüllte Yossarián und brach in Tränen aus. Er fing an, Aarfy aus Leibeskräften beide Fäuste in die Rippen zu boxen. »Mach dich weg! Bleib mir vom Leib!«

Aarfy zu prügeln, war genauso, wie einen schlappen Gummiballon zu prügeln. Diese fühllose Masse leistete keinen Widerstand, reagierte überhaupt nicht, und nach einer Weile verlor Yossarián den Mut und ließ die Arme hilflos und erschöpft sinken. Ein demütigendes Gefühl der Kraftlosigkeit hatte ihn überwältigt, und er war kurz davor, aus Mitleid mit sich selbst bitterlich zu weinen.

»Was sagtest du?« fragte Aarfy.

»Bleib mir vom Leib«, erwiderte Yossarián bittend. »Geh zurück in die Maschine.«

»Ich kann dich nicht hören «

»Ach laß nur«, jammerte Yossarián. »Laß mich bloß in Ruhe.« »Was soll ich lassen?«

Yossarián schlug sich gegen die Stirn. Er packte Aarfy bei der Brust, stellte die Füße fest auf, um genug Halt zu haben, schleifte ihn zum rückwärtigen Teil der Kanzel und warf ihn vor den Eingang des Tunnels, wie einen aufgeschwemmten Sack. Als er wieder nach vorne kroch, platzte eine Granate wie eine unerhörte Ohrfeige in Augenhöhe neben ihm, und ein Restchen seiner Intelligenz verzeichnete erstaunt, daß sie nicht alle tot waren. Die Maschine kletterte wieder. Die Motoren brüllten wie gepeinigt, die Luft war dick vom Geruch der Maschinen, und es stank nach Benzin. nächste. was sah. Das er war Schnee! Tausend winzige Papierfetzen flatterten wie Schneeflocken durch die Kanzel, wirbelten dicht um seinen Kopf, klebten an seinen Wimpern, als er verblüfft mehrmals hintereinander die Augen auf und zu machte, setzten sich an seinen Lippen und Nasenlöchern fest, wenn er einatmete. Als er sich verstört umblickte, hielt Aarfy, der wie ein Kobold von einem Ohr zum anderen grinste, stolz eine zerfetzte Luftkarte hoch, damit Yossarián sie in Augenschein nehme. Ein großer Flaksplitter war von unten in Aarfys Sammelsurium von Luftkarten, und an ihren Köpfen gefahren. oben hinaus Aarfv vorbei war »Sieh doch mal, hier«, murmelte er, steckte zwei dicke Finger durch das Loch in der Karte und wackelte Yossarián damit vor dem Gesicht herum. »Sieh doch nur mal.«

Yossarián war sprachlos angesichts dieses Bildes tiefster Zufriedenheit. Aarfy glich einem Oger in einem Alptraum, dem man nichts anhaben und dem man nicht entfliehen kann, und Yossarian empfand aus einem ganzen Komplex von Gründen, den er jetzt nicht entwirren konnte, Furcht vor Aarfy. Der Wind, der durch das gezackte Loch im Fußboden hereinpfiff, wirbelte die Papierfetzen umher wie Alabasterteilchen in einem gläsernen Briefbeschwerer und rief den Eindruck einer gefirnißten, mit Wasser gefüllten Unwirklichkeit hervor. Alles wirkte fremd, flitterhaft und grotesk. Yossariáns Kopf schmerzte von einem Gekreisch, das sich unbarmherzig in beide Ohren einfraß. Das war McWatt, der vor Hilflosigkeit stammelnd um Anweisungen bat. Yossarián fuhr gequält fasziniert fort, Aarfys kreisrundes Gesicht anzuglotzen, das ihn so heiter und gedankenleer zwischen

den umherwirbelnden Papierfetzen anstarrte, daß Yossarián zu dem Schluß kam, er habe es mit einem veritablen Irren zu tun, gerade als eine Salve von acht Granaten in Augenhöhe zur Rechten krepierte, dann noch eine Salve und wieder eine, und die letzte lag schon soweit links, daß die Granaten fast unmittelbar vor der Maschine zerplatzten.

»Hart links!« rief er McWatt zu, während Aarfy immer noch grinste, und McWatt riß die Maschine hart nach links, aber die Flak drehte ebenfalls hart nach links und kam schnell näher, und Yossarián schrie: »Links, links, du Schuft, links!« Und MacWatt drückte die Maschine noch weiter herum, und plötzlich, wie durch ein Wunder, waren sie außerhalb des Schußbereiches. Das Flakfeuer endete. Sie wurden nicht mehr beschossen, und sie lebten noch.

Hinter ihm war der Tod. Zu einer kilometerlangen, vom Umheil verfolgten, gekrümmten, sich windenden Reihe auseinandergezogen, machten die anderen Maschinen die gleiche, gefährliche Reise über das Ziel weg, tasteten sie sich ihren Weg durch die dichte Masse neuer und alter Flakwölkchen wie Ratten, die dicht gedrängt durch ihren eigenen Kot rennen. Eine Maschine brannte, scherte lahm aus dem Verband aus und wurde riesengroß, wie ein ungeheuerlicher, blutroter Stern.

Noch während Yossarián hinsah, legte das brennende Flugzeug sich auf die Seite und begann langsam in weiten, zitternden, immer enger werdenden Kreisen niederzugehen; es glühte orangefarben und zog eine lange, wirbelnde Schleppe von Flammen und Rauch hinter sich her. Fallschirme öffneten sich, eins zwei, drei ... vier, dann trudelte die Maschine ab, schlug auf und zuckte wie ein Fetzen Papier in ihrem eigenen lodernden Scheiterhaufen. Von einer anderen Staffel war eine ganze Formation auseinandergeschossen worden.

Yossarián seufzte wortlos. Die Tagesarbeit war getan. Er saß gleichgültig und verschwitzt da. Die Motoren summten honigsüß, als McWatt das Gas wegnahm, um auf die anderen Maschinen der Staffel zu warten. Die plötzliche Stille wirkte fremdartig und künstlich, auch etwas tückisch. Yossarián löste die Schnallen seines Flakanzuges und nahm den Helm ab. Er seufzte wieder unruhig, schloß die Augen und versuchte, sich zu entspannen. »Wo ist Orr?« fragte plötzlich jemand über die Bordverständi-

gung.

Yossarián fuhr mit einem einsilbigen Schrei in die Höhe, der von Angst knisterte und gleichzeitig die einzige vernünftige Erklärung für das geheimnisvolle Erscheinen der Flak bei Bologna enthielt. »Orr!« Er warf sich über das Zielgerät, um die Gegend unter sich nach einem beruhigenden Zeichen von Orr abzusuchen, der die Flak anzog wie ein Magnet und ohne Zweifel die besten Batterien der Division Hermann Göring über Nacht von ihren Standorten, wo immer die gewesen sein mochten, so lange Orr in Rom war, nach Bologna gebracht hatte. Aarfy warf sich gleich darauf ebenfalls nach vorn und knallte den scharfen Rand seines Helms auf Yossariáns Nase. Yossarián schössen die Tränen in die Augen, und er verfluchte Aarfy.

»Da ist er«, erklärte Aarfy im Begräbniston und wies tragisch auf einen Heuwagen und zwei Pferde, die vor der Scheune eines grauen Bauernhauses standen. »In Klumpen geschossen. Na, sie waren wohl alle reif.«

Yossarián fluchte von neuem auf Aarfy und setzte die Suche konzentriert fort, ganz kalt vor Angst um den kleinen, bizarren Stehaufmann mit dem Pferdegebiß, der sein Zelt teilte, der Appleby den Tischtennisschläger an die Stirn geschmettert hatte und Yossarián nun wieder zu Tode ängstigte. Endlich sah Yossarián die zweimotorige Maschine mit dem Doppelruder, die sich von dem grünen Hintergrund des Waldes löste und über gelbe Felder flog. Einer der Propeller stand still, doch die Maschine hielt Höhe und Kurs. Yossarián murmelte ein Dankgebet und brach erleichtert in wildes Schimpfen auf Orr aus.

»Der Sausack!« fing er an. »Diese verflixte, krummbeinige, pausbäckige, drahthaarige, pferdezähnige Arschgeige von einem Lumpenhund!«

»Was?« fragte Aarfy.

»Der dreckige, gottverdammte, zwergärschige, apfelbäckige, glotzäugige, unterernährte, pferdezähnige, grinsende, verrückte Himmelhund!« sprudelte er hervor.

»Was?«

»Scheiß drauf!«

»Ich kann dich gar nicht verstehen«, klagt Aarfy. Yossarián drehte sich herum und sah Aarfy ins Auge. »Du Arschloch«, begann er.

»Ich?«

»Du aufgeblasener, kugelköpfiger, leergelaufener, selbstgefälliger . . . « Aarfy blieb ungerührt. Er entzündete seelenruhig ein Streichholz und sog mit einer Miene großmütigen und wohlwollenden Verzeihens vernehmlich an seiner Pfeife. Er lächelte gesellig und öffnete den Mund, um zu sprechen. Yossarián legte Aarfy die Hand über den Mund und schob ihn erschöpft von sich. Er machte die Augen zu und tat auf dem Rückweg so, als schlafe er, um Aarfy nicht mehr hören und nicht mehr sehen zu müssen. Im Instruktionsraum machte Yossarián Captain Black Meldung und wartete dann zusammen mit den anderen murmelnd und gespannt, bis Orr schließlich in Sicht kam, dessen Maschine von einem unbeschädigten Motor brav in der Luft gehalten wurde. Niemand atmete. Orrs Fahrgestell war verklemmt. Yossarián blieb nur lange genug, um zu sehen, daß Orr eine sichere Bauchlandung gemacht hatte, dann schnappte er sich den ersten Jeep, in dem der Zündschlüssel steckte, raste zu seinem Zelt und begann, fieberhaft seine Sachen zu packen, weil er beschlossen hatte, einen außerplanmäßigen Erholungsurlaub in Rom einzulegen. Dort stieß er noch am gleichen Abend auf Luciana mit der unsichtbaren Narbe.

Luciana

Er entdeckte Luciana, wie sie allein an einem Tisch im Allied Officers Club saß, im Stich gelassen von dem betrunkenen australischen Major, der sie hergebracht hatte und töricht genug war, die ausgelassene Gesellschaft einiger Kameraden vorzuziehen, die an der Bar hockten und zotige Lieder sangen. »Meinetwegen kannst du mit mir tanzen«, sagte sie, noch ehe Yossarián den Mund auftun konnte. »Aber schlafen lasse ich dich nicht mit mir.«

»Wer hat dich denn dazu aufgefordert?« erkundigte sich Yossarian.

»Du willst also nicht mit mir schlafen?« sagte sie überrascht.

»Ich will nicht mit dir tanzen.«

Sie packte Yossariáns Hand und zog ihn auf die Tanzfläche. Sie tanzte sogar noch schlechter als er, doch war er nie zuvor einem Mädchen begegnet, das ungehemmt und vergnügt zur Begleitung

der synthetischen Jitterbugmusik herumsprang. Schließlich schliefen ihm aber die Beine vor Langeweile ein, und er zerrte Luciana von der Tanzfläche zu dem Tisch, wo das Mädchen, mit dem er eigentlich jetzt schon im Bett sein sollte, immer noch saß, ziemlich beschwipst, eine Hand um Aarfys Hals gelegt. Ihre orangefarbige Satinbluse war nachlässig geknöpft und ließ den weißen, spitzenbesetzten Büstenhalter sehen, während sie mit Huple, Orr, Kid Sampson und Hungry Joe Zoten riß. Als er den Tisch fast erreicht hatte, versetzte Luciana ihm unerwartet einen kräftigen Stoß, der sie beide ein Stück weiter taumeln ließ, so daß sie immer noch alleine waren. Luciana war ein großes, erdhaftes, üppiges Mädchen mit vollem Haar und hübschem Gesicht, ein entzückendes, gefallsüchtiges dralles, Mädchen. »Also schön«, sagte sie, »du darfst mich zum Abendbrot einladen, aber schlafen darfst du nicht mit mir.«

»Wer hat dich denn dazu aufgefordert?« fragte Yossarián sie überrascht.

»Willst du nicht mit mir schlafen?«

»Ich will dich nicht zum Essen einladen.«

Sie zog ihn auf die Straße hinaus und dann eine Kellertreppe hinunter in ein Schwarzmarktrestaurant, in dem es von lustigen schwatzenden, hübschen Mädchen wimmelte, die sich alle zu kennen schienen, und von etwas verlegenen Offizieren aus aller Herren Länder, die ihre Begleiter waren. Das Essen war elegant und teuer, und in den Gängen drängten sich unzählige hochrote Wirte, sämtlich fett und glatzköpfig. Munterkeit und Wärme geschäftige Innere durch das des Yossarián sah mit Vergnügen, daß Luciana ihn herzhaft ignorierte, während sie mit beiden Händen das Essen in sich hineinstopfte. Sie aß wie ein Pferd, bis auch der letzte Teller blank war, dann legte sie mit einer abschließenden Bewegung Messer und Gabel hin und lehnte sich träge mit dem verträumten, stieren Blick gestiller Begierde im Stuhl zurück. Sie lächelte tief befriedigt und ließ verliebt einen schmelzenden Blick auf ihm ruhen.

»Okay, Joe«, gurrte sie, und die dunklen Augen glühtea schläfrig und voller Dankbarkeit. »Jetzt dajfst du mit mir schlafen.« »Ich heiße Yossarián.«

»Okay, Yossarián«, erwiderte sie leise und reumütig lachend.

»Jetzt darfst du mit mir schlafen.«

»Wer hat dich denn dazu aufgefordert?«

Luciana war sprachlos. »Du willst nicht?«

Yossarián nickte drängend, lachte und schob seine Hand unter ihren Rock. Das Mädchen fuhr entsetzt zurück. Sie zog blitzschnell die Beine weg und drehte sich im Sitzen um. Sie errötete vor Angst und Verlegenheit, strich den Rock glatt und sah sich aus den Augenwinkeln züchtig im Lokal um.

»Jetzt darfst du mit mir schlafen«, erklärte sie vorsichtig und mit zaghaftem Entgegenkommen. »Aber nicht jetzt.«

»Ich weiß. Erst auf meinem Zimmer.«

Das Mädchen schüttelte den Kopf, betrachtete Yossarián mißtrauisch und preßte die Knie zusammen. »Nein, ich muß jetzt nach Hause zu meiner Mama, denn meine Mama hat es gar nicht gerne, wenn ich mit Soldaten tanze oder mich von ihnen zum Essen einladen lasse, und wenn ich jetzt nicht nach Hause gehe, wird sie sehr zornig. Aber du darfst mir deine Adresse aufschreiben, und morgen früh komme ich für fuckifuck auf dein Zimmer, ehe ich zur Arbeit in das französische Büro gehe. Capisci?« »Scheiße!« rief Yossarián ärgerlich und enttäuscht. »Cosa vuol dire, Scheiße?« erkundigte Luciana sich verständnislos.

Yossarián lachte laut heraus. Schließlich antwortete er mitfühlend und gutmütig: »Es bedeutet, daß ich dich jetzt dorthin begleiten werde, wo du hin mußt, damit ich noch in den Club komme, bevor Aarfy sich mit dieser herrlichen Tomate verdrückt, die er da hat. Ich muß sie unbedingt fragen, ob sie nicht eine Tante oder eine Freundin hat, die ihr ähnlich ist.« »Come?«

»Subito, subito«, neckte er sie zärtlich. »Mama wartet, vergiß das nicht.«

»Si. si. Mama.«

Yossarián ließ sich von dem Mädchen fast eine Meile weit durch den lieblichen, römischen Frühlingsabend zerren, ehe sie an einen chaotischen Autobusbahnhof gelangten, wo Hupen quäkten, rote und gelbe Lichter blinkten und die Straße von den geifernden Flüchen der unrasierten Busfahrer widerhallte, die alle Welt mit haarsträubenden Beschimpfungen überschütteten — ihre Kollegen, die Passagiere und die achtlos umherschlendernden Fußgän-

ger, "die ihnen den Weg verstellten und sich erst rührten, wenn sie von den Bussen angefahren wurden und dann ihrerseits zurückschimpften. Luciana verschwand in einem dieser winzigen, grünen Vehikel, und Yossarián eilte zurück ins Kabarett zu der verschwiemelten, gebleichten Blondine in der aufgeknöpften orangefarbenen Satinbluse. Sie schien in Aarfy verschossen zu sein. Im Laufen betete er inständig um eine üppige Tante oder eine ebenso üppige, unzüchtige und verkommene Freundin, Schwester, Kusine oder Mutter. Sie hätte vorzüglich zu Yossarián gepaßt, eine verderbte, grobschlächtige, ordinäre, unmoralische, appetitanregende Schlampe, nach der er sich schon seit Monaten sehnte. Sie war wirklich ein Fund. Sie zahlte ihren eigenen Schnaps, besaß ein Auto, eine Wohnung und einen Ring mit einer lachsfarbenen Gemme, einem herrlichen Stück, ein nacktes Paar auf einem Felsen darstellend, das Hungry Joe förmlich zum Wahnsinn trieb. Hungry Joe grunzte, scharrte und stampfte den Boden, er schlabberte vor Gier und Lust, doch das Mädchen wollte ihm den Ring nicht verkaufen, obwohl er ihr die gesamte Barschaft seiner Kameraden und seine schwarze Kamera als Draufgabe' bot. Sie hatte weder an Geld noch an Kameras Interesse. Interesse hatte sie einzig an der Unzucht.

Als Yossarián eintraf, war sie weg. Alle waren weg, und er ging gleich wieder hinaus und bewegte sich niedergeschlagen, schweigsam und nachdenklich durch die dunklen, sich immer mehr leerenden Straßen. Yossarián fühlte sich, wenn er allein war, nur selten einsam, jetzt aber fühlte er sich einsam, weil er eifersüchtig war auf Aarfy, der in diesem Augenblick, wie Yossarián wußte, im Bett bei jener Blondine lag, die genau die Richtige für Yossarián war — Aarfy, der, wenn er nur wollte, jederzeit eine oder beide der schlanken, atemberaubenden, aristokratischen Damen haben konnte, die über ihnen wohnten und Yossariáns sexuelle Phantasien befruchteten, wenn er je welche hatte, die schöne, reiche, schwarzhaarige Gräfin mit den roten, zuckenden Lippen, und ihre schöne, reiche, schwarzhaarige Schwiegertochter. Yossarián war in Liebe zu ihnen allen entbrannt, als er sich auf den Weg zur Wohnung der Offiziere machte, er liebte Luciana, liebte das aufreizende, betrunkene Mädchen mit der aufgeknöpften Satinbluse, liebte die schöne, reiche Gräfin und die schöne reiche Schwiegertochter, die beide weder mit ihm flirten wollten

noch ihm je erlauben würden, ihnen nahe zu kommen. Sie verhätschelten Nately und respektierten Aarfy, Yossarián jedoch hielten sie für verrückt und wichen angeekelt und voller Verachtung zurück, wann immer er ihnen einen unsittlichen Antrag machte oder sie im Vorbeigehen auf der Treppe zu tätscheln versuchte. Beide waren köstliche Geschöpfe, sie hatten saftige, hellrote, spitze Zungen und Münder wie runde, warme Zwetschgen, ein wenig süß und klebrig, ein wenig angefault. Beide hatten Klasse. Yossarián wußte nicht genau, was unter Klasse zu verstehen war, doch wußte er, daß sie Klasse hatten, während er keine hatte, und daß ihnen das auch bewußt war. Während er so dahinging, stellte er sich vor, was sie für Unterwäsche trugen, durchsichtige, glatte, schmiegsame Gebilde von tiefstem Schwarz, oder pastellfarbig schillernd mit blumenhaften Spitzenkanten, duftend von dem betörenden Duft verwöhnten Fleisches und parfümierter Badesalze, der wie eine Wolke von ihren bläulichjveißen Brüsten aufstieg. Er wünschte wieder, an Aarfys Stelle zu sein, um sich mit der saftigen, beschwipsten Nutte im Bett zu wälzen, die sich einen feuchten Kehricht aus ihm machte und nie wieder an ihn denken würde.

Als Yossarián in der Wohnung anlangte, war Aarfy jedoch schon da, und Yossarián glotzte ihn mit der gleichen gehetzten Ratlosigkeit an, die ihn auch schon am Morgen über Bologna angesichts der bösartigen, kabbalistischen und unverrückbaren Gegenwart Aarfys in der Kanzel des Bombers befallen hatte. »Was machst du denn hier?« fragte er.

»Jawohl, frag ihn!« rief Hungry Joe wutentbrannt. »Bring ihn dazu, daß er sagt, was er hier sucht!«

Tief und theatralisch seufzend machte Kid Sampson aus Daumen und Zeigefinger eine Pistole und blies sich damit das Hirn aus. Huple, der unentwegt Kaugummi kaute, sog diesen Auftritt durch alle Poren seines nackten, ausdruckslosen, fünfzehnjährigen Gesichtes ein. Aarfy ging rundlich und selbstzufrieden und offenbar entzückt von dem Aufruhr, den er verursacht hatte, hin und her und klopfte dabei gemütlich seine Pfeife aus. »Hast du denn das Mädchen nicht nach Hause gebracht?« fragte Yossarián.

»Klar habe ich sie nach Hause gebracht«, erwiderte Aarfy. »Oder hast du etwa gedacht, ich hätte sie allein nach Hause gehen lassen?«

»Wollte sie dich nicht dabehalten?«

»O ja, natürlich wollte sie mich dabehalten«, kicherte Aarfy. »Habt nur keine Sorge um den guten alten Aarfy. Aber selbstverständlich habe ich nicht daran gedacht, die Gelegenheit auszunutzen, bloß weil das süße Kind zuviel getrunken hatte. Wofür haltet ihr mich eigentlich?«

»Was heißt da ausnutzen?« zankte Yossarián erstaunt. »Sie wollte doch nichts weiter als mit einem Mann ins Bett. Davon hat sie schließlich den ganzen Abend geredet.« »Das lag daran, daß sie etwas durcheinander war«, erklärte Aarfy. »Ich habe ihr dann gut zugeredet und sie schließlich zur Vernunft gebracht.«

»Du Stinker!« rief Yossarián und ließ sich erschöpft neben Kid Sampson aufs Sofa sinken. »Warum hast du sie denn nicht einem von uns überlassen, wenn du sie nicht selber wolltest?« »Seht ihr?« sagte Hungry Joe. »Irgendwas stimmt nicht mit ihm «

Yossarián nickte und betrachtete Aarfy neugierig. »Sag mal, Aarfy, gehst du nie mit deinen Mädchen ins Bett?« Aarfy kicherte wieder hochnäsig und amüsiert. »Klar tu ich das. Macht euch meinetwegen nur keine Gedanken. Aber nicht mit anständigen Mädchen. Ich weiß sehr gut, welche Mädchen man umlegt und welche nicht. Diese war ein reizendes Kind. Man sah gleich, daß sie aus einer wohlhabenden Familie stammt. Ich habe sie sogar dazu gebracht, ihren Ring aus dem Fenster zu werfen, während wir im Auto heimfuhren.«

Hungry Joe ging in die Luft und kreischte gepeinigt. »Was hast du?« schrie er. »Was hast du gemacht?« Er bearbeitete Aarfys Schultern und Arme mit beiden Fäusten und war den Tränen nahe. »Umbringen müßt ich dich dafür, du elender Hund. Du bist ein Sünder, ein Sünder bist du. Er hat eine dreckige Phannicht wahr? Hat er nicht eine dreckige Phantasie?« dreckigste«. stimmte Yossarián denkbar »Wovon redet ihr eigentlich?« fragte Aarfy ehrlich erstaunt und zog sein Gesicht schutzsuchend in die gepolsterte Höhle seiner Schultern" zurück. »Laß doch, Joe«, bat er und lächelte dabei ein wenig unbehaglich. »Hör doch auf. mich boxen.« Hungry Joe jedoch hörte nicht eher auf, bis Yossarián ihn am

Genick packte und in sein Schlafzimmer stieß. Yossarián ging dann lustlos in sein eigenes Zimmer, zog sich aus und legte sich schlafen. Eine Sekunde darauf war es bereits morgen, und jemand schüttelte ihn.

»Warum weckst du mich?« jammerte er.

Es war Michaela, die knochige Magd mit dem fröhlichen Temperament und dem unansehnlichen bleichen Gesicht, die ihn weckte. weil ein Besucher vor der Tür stand. Luciana! Er konnte es kaum fassen. Und nachdem Michaela hinausgegangen war, blieb sie allein mit ihm im Zimmer, lieblich anzusehen, gesund und statuenhaft, dampfend und zuckend vor ununterdrückbarer, zärtlicher Lebenslust, obwohl sie auf der Stelle stehen blieb und ihn mit zornig gerunzelter Stirn ansah. Wie sie da so auf ihren herrlichen, säulenhaften Beinen in den weißen Schuhen und dem hübschen grünen Kleid stand, wirkte sie wie ein jugendlicher weiblicher Kolossus. Sie schwenkte eine große flache Handtasche aus weißem Leder, mit der sie ihm kräftig ins Gesicht schlug, als er aus dem Bett sprang, um sie zu packen. Yossarián taumelte verwirrt außer Reichweite und hielt sich erstaunt die schmerzende Wange. »Schwein!« spuckte sie ihm giftig entgegen, die Nüstern wilder Verachtung. »Vive com' un Angeekelt und guttural fluchend, durchquerte sie mit großen Schritten das Zimmer, riß eines der schmalen langen Fenster auf und ließ eine strahlende Flut von Sonnenlicht und frischer Luft ein, die in dem dumpfen Zimmer wie ein belebender Trank wirkte. Sie legte ihre Handtasche auf einen Stuhl und begann, Ordnung zu machen. Sie klaubte seine Sachen vom Boden und von den Möbelstücken, schmiß Socken, Taschentuch und Unterwäsche in ein Fach der leeren Kommode und hängte Hemd und Hose im Schrank auf.

Yossarián rannte ins Badezimmer und putzte sich die Zähne. Er wusch Gesicht und Hände und kämmte sein Haar. Als er zurückgelaufen kam, war das Zimmer aufgeräumt und Luciana fast ausgezogen. Ihre Miene war friedlich. Sie legte die Ohrringe auf die Kommode und patschte auf nackten Füßen zum Bett, angetan mit einem rosa Hemd aus Kunstseide, das ihr bis an die Hüften reichte. Sie vergewisserte sich noch einmal, daß alles gut aufgeräumt war, dann zog sie die Bettdecke weg und streckte sich genüßlich und mit einem Ausdruck katzenhafter Erwartung im Ge-

sicht aus. Sie winkte ihn sehnsüchtig heran und lachte kehlig. »Jetzt«, verkündete sie im Flüsterton und streckte ihm eifrig beide Arme hin, »jetzt lasse ich dich mit mir schlafen.« Sie erzählte ihm eine Lügengeschichte, die von ein paar Stunden im Bett mit einem geschlachteten Verlobten handelte, der in der italienischen Armee gedient hatte, und alles erwies sich als wahr, denn kaum hatte er angefangen, da schrie sie auch schon »finito!« und wunderte sich, warum er erst aufhörte, als er selber finitod hatte. Da erklärte er es ihr.

Er brannte für jeden eine Zigarette an. Die tiefe Sonnenbräune, die seinen ganzen Körper bedeckte, entzückte sie. Er wunderte sich über das rosa Hemd, das sie nicht ausziehen wollte. Es war geschnitten wie das Unterhemd eines Mannes, hatte schmale Träger und verbarg die unsichtbare Narbe auf ihrem Rücken, die anzusehen sie ihm nicht erlaubte, nachdem er sie dazu gebracht hatte, zu sagen, daß da eine war. Als er mit der Fingerspitze von einer Höhlung in ihrem Schulterblatt bis fast zur Wirbelsäule über die vernarbte Haut strich, spannte sie sich wie eine feine Stahlfeder. Gequält zuckte er bei dem Gedanken an die zahllosen martervollen Nächte, die sie im Krankenhaus verbracht, betäubt oder von Schmerzen gepeinigt, in dem allgegenwärtigen unvertreibbaren Dunst von Äther, Kot und Desinfektionsmitteln, bei dem Gedanken an menschliches Fleisch, das da geschändet verfaulte zwischen weißer Hospitalskleidung, gummibesohlten Schuhen und den gespenstischen Nachtlichtern, die bis zum Morgengrauen trübe auf den Gängen brannten. Sie war bei einem Luftangriff verwundet worden.

»Dove?« fragte er und hielt gespannt den Atem an.

- »Napoli.«
- »Deutsche?«
- »Americani.«

In seinem Herzen machte es knacks, und er verliebte sich in sie.

Er überlegte laut, ob sie ihn wohl heiraten würde.

- »Tu sei pazzo«, sagte sie vergnügt lachend.
- »Warum bin ich verrückt?« fragte er.
- »Perche non posso sposare.«
- »Warum kannst du mich nicht heiraten?«
- »Weil ich keine Jungfrau mehr bin.«
- »Was hat das d,enn damit zu schaffen?«

- »Wer will mich schon heiraten? Keiner will ein Mädchen heiraten, das nicht mehr Jungfrau ist.«
- »Ich aber. Ich will dich heiraten.«
- »Ma non posso sposarti.«
- »Warum kannst du mich nicht heiraten?«
- »Perche sei pazzo.«
- »Warum bin ich verrückt?«
- »Perche vuoi sposarmi.«

Yossarián legte ratlos amüsiert die Stirne in Falten. »Du willst mich also nicht heiraten, weil ich verrückt bin, und du sagst, ich sei verrückt, weil ich dich heiraten will, stimmt das?« »Si.«

- »Tu sei pazz'!« sagte er laut.
- »Perche?« schrie sie empört zurück, und ihre runden Brüste hoben und senkten sich indigniert unter dem rosa Hemd, als sie sich entrüstet im Bett aufsetzte. »Warum bin ich verrückt?« »Weil du mich nicht heiraten willst.«
- »Stupido!« schrie sie ihn an und knallte ihm eins mit dem Handrücken auf die Brust. »Non posso sposarti! Non capisci? Non posso sposarti!«
- »Na ja doch, ich verstehe. Aber warum kannst du mich nicht heiraten?«
- »Perche sei pazzo.«
- »Und warum bin ich verrückt?«
- »Perche vuoi sposarmi.«
- »Also weil ich dich heiraten will! Carina, ti amo«, erklärte er ihr und zog sie sanft wieder auf das Kissen. »Ti amo molto.« »Tu sei pazzo«, murmelte sie geschmeichelt.
- »Perche?«
- »Weil du sagst, daß du mich liebst. Wie kannst du ein Mädchen lieben, das keine Jungfrau ist?«
- »Weil ich dich nicht heiraten kann.«

Sie setzte sich ruckartig auf, und ein neuer Wutausbruch drohte. »Warum kannst du mich nicht heiraten?« wollte sie wissen, bereit ihm wieder eine zu knallen, falls er eine wenig schmeichelhafte Antwort geben sollte. »Bloß weil ich keine Jungfrau mehr bin?«

»Nein, nein, mein Schatz. Weil du verrückt bist.« Sie blickte ihn voller Abneigung an, warf dann aber den Kopf zurück und brüllte anerkennend und herzlich vor Lachen. Nachdem sie aufgehört hatte, betrachtete sie ihn mit neuer Bewunderung. Die glatte, empfängliche Haut ihres dunklen Gesichtes wurde noch dunkler und erblühte schläfrig unter einem schwellenden, verschönernden Andrang ihres Blutes. Ihre Augen verschleierten sich. Er machte beide Zigaretten aus, und sie versanken wortlos in einer Umarmung, da tapste Hungry Joe, ohne zu klopfen, herein, um Yossarián zu fragen, ob er mit ihm auf die Suche nach Mädchen gehen wolle. Hungry Joe blieb stehen, als er die beiden erblickte, drehte sich auf dem Absatz herum und rannte dem Zimmer. Yossarián sprang noch schneller dem Bett und rief Luciana zu, sich anzuziehen. Das Mädchen war verblüfft. Er zerrte sie an den Armen aus dem Bett und stieß sie zu ihren Kleidern hin, rannte dann zur Tür und konnte sie gerade noch zuknallen, als Hungry Joe mit der Kamera zurückkam. Hungry Joe hatte einen Fuß in die Tür gestellt und wollte nicht weichen.

»Laß mich rein!« drängte er und drehte und wand sich wie ein Besessener. »Laß mich rein!« Er hörte einen Augenblick auf zu drängeln, um Yossarián mit einem Lächeln durch den Türspalt anzusehen, das er offenbar für berückend hielt. »Ich nicht Hungry Joe«, erklärte er ernsthaft. »Ich großer Photograph von Life Magazin. Großes Bild auf Titelseite. Ich dich mache Hollywoodstar, Yossarián. Multi dinero. Multi scandali. Multi fuckifuck den ganzen Tag, Si si si!«

Als Hungry Joe dann zurücktrat, um ein Bild von Luciana beim Anziehen zu machen, knallte Yossarián die Tür zu. Hungry Joe attakierte wie ein Irrer das feste hölzerne Hindernis, wich zurück, um seine Kräfte zu sammeln, und warf sich erneut fanatisch gegen die Tür. Zwischen diesen Angriffen streifte Yossarián seine Sachen über. Luciana hatte bereits das grünweiße Sommerkleid an und schürzte es gerade bis über die Schenkel. Der Jammer packte Yossarián, als er sah, daß sie im Begriff war, für immer in ihren Höschen zu verschwinden. Er streckte den Arm aus und zog sie an ihrem angewinkelten Bein zu sich her. Sie hüpfte vorwärts und preßte sich an ihn. Yossarián küßte sie romantisch auf die Ohren und die geschlossenen Augen und strich ihr über die Schenkel. Sie begann zu schnurren, aber schon warf Hungry Joe seinen gebrechlichen Leib in einem noch verzweifelteren An-

sturm gegen die Tür und stieß die beiden fast um. Yossarián schob Luciana weg.

»Vite! Vite!« schimpfte er. »Zieh dir deine Sachen an!«

»Was redest du für Unsinn?«

»Schnell, schnell, verstehst du nicht? Zieh dich schnell an!«

»Stupido!« keifte sie ihn an. »Vite ist französisch, nicht italie-

nisch. Subito, subito! Das meinst du. Subito!«

»Si, si, das meine ich. Subito, subito!«

»Si, sü«, erwiderte sie bereitwillig und lief nach Schuhen und Ohrringen.

Hungry Joe hatte seine Angriffe eingestellt, um durch die geschlossene Tür hindurch zu photographieren. Yossarián hörte den Verschluß der Kamera draußen klicken. Als er und Luciana fertig angezogen waren, wartete Yossarián Hungry Joes nächsten Ansturm ab und riß überraschend die Tür vor ihm auf. Hungry Joe segelte wie ein rudernder Frosch ins Zimmer. Yossarián lief leichtfüßig um ihn herum und zog Luciana hinter sich her durch die Wohnung hinaus auf die Treppe. Sie liefen mit großem Gepolter hinunter. wollten sich vor Lachen und stießen jedesmal, wenn sie anhielten, mit den vergnügten Gesichtern aneinander. Unten angelangt, trafen sie Nately, der heraufkam, und das Lachen verging ihnen. Nately war erschöpft, beschmutzt und unglücklich. Sein Schlips war zerdrückt, das Hemd zerknittert, und er ging mit den Händen in den Hosentaschen. Er sah trübselig und hoffnungslos drein. »Was ist denn los, Junge?« fragte Yossarián mitleidig. »Ich bin wieder mal blank«, antwortete Nately lahm und lächelte verstört. »Was soll ich nur machen?«

Yossarián wußte es nicht. Nately hatte die letzten zweiunddreißig Stunden, die Stunde zu zwanzig Dollar, bei der phlegmatischen Hure verbracht, die er anbetete, und von seiner Löhnung und dem reichlichen Taschengeld, das er monatlich von seinem vermögenden, großzügigen Vater erhielt, war kein Pfennig mehr da. Das bedeutete, daß er nicht mehr mit ihr zusammen sein konnte. Sie erlaubte ihm nicht, neben ihr zu gehen, während sie durch die Straßen flanierte, um Soldaten anzulocken, und sie wurde wütend, wenn sie merkte, daß er ihr in einigem Abstand folgte. Wenn er wollte, durfte er sich in ihrer Wohnung aufhalten, es war aber ungewiß, wann sie dort war. Wenn er nicht zah-

len konnte, tat sie ihm keinen Gefallen. Geschlechtsverkehr langweilte sie. Nately wünschte Gewißheit zu haben, daß sie sich nicht mit üblen Kerlen oder mit Leuten einließ, die er kannte. Captain Black vergaß nie, sie sich bei jedem seiner Aufenthalte in Rom zu kaufen, nur um Nately mit der Neuigkeit quälen zu können, daß er seiner Liebsten wieder mal beigeschlafen hatte. Er beobachtete genußvoll, wie Nately sich zu Tode grämte, wenn er berichtete, welch grausame Erniedrigungen zu ertragen er sie gezwungen hatte.

Luciana fand Natelys verlorene Miene rührend, doch kaum war sie mit Yossarián auf die Straße gelangt und hatte Hungry Joe aus dem Fenster flehen hören, sie möge doch zurückkommen und sich ausziehen, denn er sei wirklich ein Photograph von Life da brach sie auch schon in lautes, gesundes Lachen aus. Luciana floh lachend in ihren weißen hochhackigen Pantoffeln den Bürgersteig entlang und zerrte Yossarián mit dem gleichen lustvollen, witzigen Eifer hinter sich her, den sie am Abend zuvor im Tanzsaal und seither jede Minute an den Tag gelegt hatte. Yossarián holte sie ein und legte den Arm um ihre Hüfte, und so gingen sie bis an die Ecke, wo sie sich von ihm löste. Sie kämmte das Haar vor Taschenspiegel ihrem und trug Lippenstift »Warum bittest du mich nicht, dir meinen Namen und meine Adresse aufschreiben zu dürfen, damit du mich findest, wenn du wieder nach Rom kommst?« schlug sie vor.

- »Warum läßt du mich nicht deinen Namen und deine Adresse aufschreiben?« stimmte er zu.
- »Warum?« fragte sie streitlustig, und ihr Mund verzog sich plötzlich höhnisch, und in den Augen blitzte der Zorn. »Damit du den Zettel in kleine Stücke zerreißen kannst, sobald ich weg bin?«
- »Wer reißt den Zettel in kleine Stücke?« wehrte sich Yossarián verwirrt.
- »Du«, beharrte sie. »Solbald ich den Rücken gekehrt habe, wirst du den Zettel in kleine Stücke reißen und dich wie ein großer Mann fühlen, weil ein schönes junges Mädchen wie ich, Luciana, dich bei sich hat schlafen lassen, ohne Geld dafür zu verlangen.« »Wieviel Geld willst du denn?« fragte er.
- »Stupido!« rief sie gefühlvoll. »Ich will keine Geld von dir!« Sie stampfte mit dem Fuß auf und hob mit wilder Bewegung den

Arm, was Yossarián befürchten ließ, sie wolle ihm wieder eines mit ihrer großen Handtasche versetzen. Statt dessen kritzelte sie Namen und Adresse auf ein Stück Papier und schob es ihm mit hastiger Bewegung hin. »Hier«, neckte sie ihn bitter und biß sich in die Lippen, um ein feines Beben zu unterdrücken, »vergiß nicht. Vergiß nicht, den Zettel in kleine Fetzen zu reißen, sobald ich weg bin.«

Dann lächelte sie ihn heiter an, drückte ihm die Hand und preßte sich mit einem bedauernd geflüsterten »addio« für einen Augenblick gegen ihn. Danach richtete sie sich auf und ging mit einer ihr nicht bewußten Würde und Anmut Kaum war sie weg, da zerriß Yossarián den Zettel zu kleinen Fetzen und ging in der anderen Richtung weg. Er fühlte sich wie ein großer Mann, weil ein schönes junges Mädchen wie Luciana bei ihm geschlafen und kein Geld dafür genommen hatte. Er war recht mit sich zufrieden, bis er entdeckte, daß er im Speisesaal des Roten Kreuzes in Gesellschaft von Dutzenden und Dutzenden Soldaten in den ausgefallensten Uniformen frühstückte, und da sah er plötzlich überall Luciana, wie sie sich auszog und anzog, ihn streichelte und beschimpfte, sah sie in dem rosa Hemd aus Kunstseide, das sie bei ihm im Bett anhatte und nicht ausziehen wollte. Yossarián erstickte fast an Toast und Rührei, als ihm klar wurde, welch unerhörten Fehler er begangen hatte, als er ihre langen, schmiegsamen, nackten, bebenden jungen Glieder so dreist in kleine Fetzen gerissen und so selbstzufrieden in die Gosse geworfen hatte. Schon fehlte sie ihm entsetzlich. Es waren da so viele quäkende, gesichtslose Menschen in Uniform um ihn her. Er fühlte das drängende Verlangen, schon bald wieder mit ihr allein zu sein, sprang impulsiv vom Tisch auf, rannte auf die Straße, zurück zur Wohnung auf der Suche nach den kleinen Papierfetzen in der Gosse, doch waren die schon von der Straßenreinigung weggeschwemmt worden.

Er fand sie an jenem Abend nicht im Allied Officers Club, er fand sie auch nicht in dem stickigen, glänzenden, hedonistischen Tumult des Schwarzmarktrestaurants mit den riesengroßen, schwankenden Tabletts voll eleganter Mahlzeiten und den zwitschernden Schwärmen strahlender, hübscher Mädchen. Er vermochte nicht einmal das Restaurant zu finden. Als er allein im Bett lag, träumte er wieder von der Flak über Bologna und von

Aarfy, der ihm mit seiner aufgeschwemmten, schmutzig grinsenden Visage über die Schulter blickte. Am Morgen darauf suchte er Luciana in allen französischen Büros, die er entdecken konnte, doch verstand niemand, was er wollte. Nun packte ihn die Angst, machte ihn überempfindlich, verzweifelt und verwirrt, so daß er in seinem Schrecken einfach irgendwohin laufen mußte. Und so lief er denn in die Wohnung der Mannschaften zu der vierschrötigen Magd in den zitronenfarbenen Höschen, die er dabei antraf, wie sie in Snowdens Zimmer im fünften Stock Staub wischte. angetan mit einem verwaschenen, braunen Pullover und dickem schwarzem Rock. Damals lebte Snowden noch, und daß es Snowdens Zimmer war, sah Yossarián an dem Namen, der weiß auf den blauen Kleiderbeutel gemalt war, über den er stolperte, als er sich in einem Taumel schöpferischer Verzweiflung auf sie stürzte. Als er auf sie zustolperte, packte die Frau ihn bei den Handgelenken, ehe er fallen konnte, und zog ihn auf sich, während sie sich rückwärts aufs Bett fallen ließ und ihn gastfreundlich in eine schlaffe, tröstliche Umarmung nahm. Das Staubtuch hielt sie hoch in der Hand wie ein Banner, und ihr dummes, wesensverwandtes Gesicht blickte liebevoll und mit dem Lächeln vorurteilsfreier Freundschaft zu ihm auf. Ein Gummiband riß. als sie die zitronenfarbenen Höschen abstreifte, ohne ihn zu stören.

Als es vorbei war, stopfte er ihr Geldscheine in die Hände. Sie umarmte ihn dankbar. Er umarmte sie. Sie umarmte ihn noch einmal und zog ihn wieder zu sich auf das Bett. Als es dieses Mal vorbei war, stopfte er ihr noch mehr Geld in die Hände, rannte aber aus dem Zimmer, ehe sie ihn noch einmal dankbar umarmen konnte. In seiner Wohnung angekommen, packte er in aller Eile seine Sachen und flog mit einer Versorgungsmaschine nach Pianosa, um sich bei Hungry Joe dafür zu entschuldigen, daß er ihn nicht ins Schlafzimmer gelassen hatte. Es war überflüssig, daß Yossarián sich entschuldigte, denn als er Hungry Joe antraf, war dieser in bester Laune. Hungry Joe grinste von einem Ohr zum anderen, und als Yossarián das sah, wurde ihm übel, denn er begriff sofort, was Hungry Joes gute Laune zu bedeuten hatte.

»Vierzig Feindflüge«, verkündete Hungry Joe bereitwillig und sang buchstäblich vor Erleichterung und Übermut. »Der Colonel

hat uns wieder heraufgesetzt.«

Yossarián war wie vom Donner gerührt. »Aber ich habe doch schon zweiunddreißig, zum Teufel! Noch drei, und ich hätte ge- nug gehabt.« Hungry Joe hob gleichmütig die Schulter. »Der Colonel verlangt vierzig Einsätze.«

Yossarián schob ihn zur Seite und lief schnurstracks ins Lazarett.

Der Soldat in Weiß

Yossarián lief schnurstracks ins Lazarett, entschlossen, lieber bis in alle Ewigkeit dort zu bleiben, als auch nur einen Feindflug mehr als die zweiunddreißig zu machen, die er bereits hinter sich hatte. Zehn Tage, nachdem er seine Meinung geändert und das Lazarett verlassen hatte, setzte der Colonel'die Anzahl der geforderten Feindflüge auf fünfundvierzig herauf, und Yossarián flüchtete sich wiederum ins Lazarett, entschlossen, lieber in alle Ewigkeit im Lazarett zu bleiben, als auch nur einen Feindflug mehr als die sechs Feindflüge zu machen, die er soeben absolviert hatte.

Yossarián konnte sich jederzeit, wenn er Lust dazu hatte, ins Lazarett flüchten. Das lag an seiner Leber und seinen Augen; die Ärzte vermochten sich über den Zustand seiner Leber nicht klar zu werden und ihm auch nicht gerade ins Auge zu sehen, wenn er ihnen von seinen Leberbeschwerden erzählte. Es machte ihm Spaß, im Lazarett zu liegen, solange auf seiner Station nicht jemand auftauchte, der wirklich krank war. Seine Gesundheit war stabil genug, um die Malaria oder Influenza anderer Patienten ohne größere Beeinträchtigung zu ertragen. Er erlitt anderer Leute Mandeloperationen ohne irgendwelche postoperativen Beschwerden und ertrug sogar fremde Bruchleiden und Hämorrhoiden mit einem Minimum von Ekel und Widerwillen. Aber weiter durfte er nicht gehen, ohne fürchten zu müssen, wirklich krank zu werden. Kam es schlimmer, so ergriff er die Flucht. Im Lazarett konnte er sich ausruhen, denn man erwartete nicht von ihm, daß er etwas tue. Im Lazarett erwartete man von ihm einzig, daß er sterbe oder sein Befinden bessere, und da er schon bei der Aufnahme völlig gesund war, fiel es ihm nicht schwer, sein Befinden zu bessern.

Im Lazarett zu sein, war jedenfalls besser, als über Bologna oder über Avignon mit Huple und Dobbs als Piloten und dem sterbenden Snowden im Heck.

Im allgemeinen waren im Lazarett auch nicht annähernd so viele ungesunde Menschen wie Yossarián außerhalb des Lazaretts umherlaufen sah, und es befanden sich im allgemeinen auch weniger Menschen im Lazarett, die ernstlich erkrankt waren. Das Lazarett hatte eine viel niedrigere Sterberate, vor allem aber eine gesündere Sterberate aufzuweisen als die Welt außerhalb des Lazarettes. Die Insassen des Lazarettes verstanden viel mehr vom Sterben und vollbrachten es auch adretter und ordentlicher. Auch im Lazarett vermochte man den Tod nicht zu beherrschen. immerhin hatte man ihm aber Manieren beigebracht. Man konnte den Tod nicht fernhalten, doch solange er drinnen war, hatte er sich anständig zu benehmen. Hier spürte man nichts von jener rohen, häßlichen Aufdringlichkeit des Sterbens, die außerhalb des Lazarettes so häufig anzutreffen war. Wer im Lazarett lag, explodierte nicht mitten in der Luft wie Kraft oder der tote Mann in Yossariáns Zelt, er fror auch nicht an einem heißen Sommertag zu Tode, wie sich Snowden zu Tode gefroren hatte, nachdem er vor Yossarián im Heck der Maschine sein Geheimnis enthüllt hatte. ist kalt«, hatte Snowden geklagt. »Mir »Nun, nun«, hatte Yossarián versucht, ihn zu beruhigen. »Nun, nun.« Im Lazarett verschwand man nicht einfach auf geisterhafte Weise in einer Wolke, wie Clevinger das getan hatte. Man verspritzte sich nicht als blutiges Geklumpe in die Gegend. Man ertrank nicht, wurde nicht vom Blitz getroffen, von Maschinen zermalmt oder unter Lawinen begraben. Man wurde nicht bei Raubüberfällen erschossen, von Sexualverbrechern erwürgt, in Kneipen erstochen, mit einer Axt von den Eltern oder Kindern erschlagen oder durch einen anderen göttlichen Gewaltakt vom Leben zum Tode befördert. Niemand erstickte. Man starb vornehm auf dem Operationstisch, oder hauchte kommentarlos unter einem Sauerstoffzelt seinen Geist aus. Hier gab es nicht das neckische Versteckspiel jetzt siehst-du-mich-und-jetzt-nicht-mehr, das außerhalb des Lazarettes so beliebt war, nichts von Kuckuckhier-bin-ich-nicht-mehr. Es gab keine Hungersnot und kein Hochwasser. Kinder erstickten nicht in Wiegen oder Kühlschränken, sie fielen auch nicht von Lastwagen. Niemand wurde zu Tode geprügelt. Man steckte den Kopf nicht in den Gasherd, warf sich nicht vor die U-Bahn und kam auch nicht wie ein Bleiklumpen schschsch mit einer Beschleunigung von sechzehn Fuß pro Sekunde aus dem Hotelfenster gestürzt, um mit gräßlichem Platsch auf dem Bürgersteig zu landen und vor aller Augen einen widerwärtigen Tod zu sterben, wie ein mit haarigem Erdbeereis gefüllter Baumwollsack, blutend und mit abgespreizten, rosigen Zehen.

Alles in allem zog Yossarián es oft vor, im Lazarett zu sein, obgleich auch das Nachteile hatte. Das Personal neigte dazu, sich aufzuspielen, die Hausordnung war, wenn man sie befolgte, einengend, und die Geschäftsleitung zudringlich. Da mit der Anwesenheit von Kranken gerechnet werden mußte, konnte Yossarián sich nicht darauf verlassen, daß auf seiner Station lebhaftes, junges Volk um ihn sein werde, und die Unterhaltung hatte nicht immer genügend Niveau. Er mußte zugeben, daß die Lazarette sich im Laufe des Krieges und in dem Maße, in dem man sich der Front näherte, verschlechtert hatten, wobei die mindere Qualität der Gäste am stärksten unmittelbar im Frontbereich zu spüren war, wo überhaupt die Folgen der durch den Krieg hervorgerufenen Hochkonjunktur sich am auffälligsten zeigten. Je näher er der Front kam, desto kränker wurden die Patienten, bis er schließlich bei seinem letzten Aufenthalt im Lazarett auf den Soldaten in Weiß gestoßen war, der nicht kränker hätte sein können, ohne zu sterben, was er denn ja auch bald genug tat.

Der Soldat in Weiß bestand ausschließlich aus Mull, Gips und einem Thermometer. Das Thermometer war nichts als eine Verzierung, die auf dem Rand des klaffenden, schwarzen Loches in den Bandagen über seinem Mund balancierte, wohin es jeden Morgen in der Frühe und spät am Nachmittag von Schwester Gramer oder Schwester Ducke« gelegt wurde, bis Schwester Gramer eines Nachmittags beim Ablesen des Thermometers bemerkte, daß der Patient gestorben war. Wenn Yossarián daran dachte, wollte es ihm vorkommen, als habe doch Schwester Gramer den Soldaten in Weiß ermordet, und nicht der geschwätzige Texaner; hätte sie nicht das Thermometer abgelesen und über das Resultat berichtet, so läge der Soldat in Weiß vielleicht immer noch genauso lebendig da wie zuvor, von Kopf bis Fuß in Mull und

Gips gehüllt, die befremdlich steifen Beine von den Hüften an gehoben, die befremdlichen Arme senkrecht hochgestreckt, alle vier sperrigen Gliedmaßen in Gips, alle vier befremdlichen unbrauchbaren Gliedmaßen von straffen Drähten und phantastisch langen Bleigewichten in der Luft gehalten. So dort zu liegen, mochte kein großartiges Leben sein, aber ein anderes Leben besaß der Soldat in Weiß eben nicht, und Yossarián fand, daß die Entscheidung, es zu beenden, Schwester Gramer eigentlich nicht zukam.

Der Soldat in Weiß glich einer entrollten Bandage mit einem Loch darin oder auch einem Steinbrocken am Hafen, aus dem ein gekrümmtes Zinkrohr ragt. Die anderen Patienten auf der Station, das heißt alle, ausgenommen den Texaner, wichen ihm mit zartfühlender Abneigung aus, seit sie ihn am Morgen nach der Nacht, in 'der er eingeschmuggelt worden war, erstmals erblickt hatten. Sie versammelten sich ernüchtert in der entlegensten Ecke der Station und klatschten in boshaftem, gekränktem Flüsterton über ihn. Sie lehnten sich gegen seine Anwesenheit auf, die sie für eine grauenhafte Zumutung hielten, und haßten ihn erbittert, weil er das strahlendweiße Mahnmal für eine Wahrheit war, die ihnen Übelkeit erregte. Alle fürchteten sich davor, daß er anfangen könnte zu stöhnen.

»Ich weiß nicht was ich tun werde, wenn er wirklich zu stöhnen anfängt«, hatte der fesche junge Jagdflieger mit dem goldenen Schnurrbärtchen hilflos gejammert. »Er wird dann nämlich auch des Nachts stöhnen, weil er ja nicht wissen kann, wie spät es ist.«

Solange der Soldat in Weiß anwesend war, gab er keinen Laut von sich. Das ausgefranste, runde Loch über seinem Mund war tief und rabenschwarz und ließ nichts von Lippen, Zähnen, Gaumen oder Zunge erkennen. Der einzige, der nahe genug heranging, um einen Blick darauf werfen zu können, war der leutselige Texaner, der mehrmals am Tage nahe genug heranging, um mit dem Soldaten in Weiß ein Schwätzchen über die Erhöhung des Stimmenanteils der anständigen Leute zu halten, wobei er das Gespräch jedesmal mit der unveränderlichen Formel: »Tag, wie gehts, Freund? Schon besser?« begann. Die anderen hielten sich in ihren sich aufribbelnden Flanellpyjamas von den beiden zurück und stellten düstere Betrachtungen darüber an,

wer der Soldat in Weiß sei, warum er da liege und wie er wohl innen aussehen mochte.

»Der Junge ist in Ordnung«, pflegte der Texaner nach jeder seiner nachbarlichen Visiten aufmunternd zu berichten. »Ganz tief drinnen ist er wirklich in Ordnung. Er ist bloß etwas schüchtern, und unsicher, weil er hier doch niemanden kennt und nicht sprechen kann. Warum geht ihr nicht hin und stellt euch vor? Er beißt euch doch nicht.«

»Was willst du damit sagen, zum Teufel?« wollte Dunbar wissen.

»Versteht er denn, wovon du redest?«

»Klar versteht er. Er ist doch nicht blöde. Der Junge ist in Ordnung.«

»Kann er dich hören?«

»Tja, ob er mich hören kann, weiß ich nicht, aber bestimmt versteht er, was ich meine.«

»Bewegt sich das Loch über seinem Mund jemals?«

»Na, das ist wohl eine blöde Frage«, sagte der Texaner unsicher.

»Woher weißt du, daß er atmet, wenn sich nichts bewegt?«

»Woher weißt du überhaupt, daß es ein Männchen ist?«

»Hat er unter seinem Gesichtsverband Wattepolster auf den Augen?«

»Bewegt er jemals die Zehen oder die Fingerspitzen?« Der Texaner zog sich in steigender Verwirrung zurück. »Was stellt ihr nur für blöde Fragen! Ihr müßt doch allesamt verrückt sein! Warum geht ihr nicht einfach zu ihm und macht seine Bekanntschaft? Ich sage euch doch, er ist wirklich ein netter Bursche.«

Der Soldat in Weiß glich mehr einer ausgestopften und sterilisierten Mumie als einem netten Burschen. Schwester Duckett und Schwester Gramer hielten ihn blitzsauber. Sie fuhren oft mit einem Staubwedel über seine Verbände und schrubbten den Gips an Armen, Beinen, Schultern, Brust und Bauch mit Seifenwasser. Mit Hilfe eines Döschens Messingpolitur verliehen sie der stumpfen Zinkröhre, die aus dem Zementdeckel über seinem Unterleib aufragte, einen matten Glanz. Mehrmals am Tage wischten sie mit feuchten Küchentüchern den Staub von den dünnen schwarzen Gummischläuchen, die in ihn hinein und aus ihm heraus zu den beiden großen, mit Stopfen versehenen Gefäßen führten, deren eines an einer Stange neben seinem Bett hing und unab-

lässig durch den Schlitz in den Verbänden eine Flüssigkeit in seinen Arm träufelte, die das andere, fast unsichtbar am Boden stehend, auf dem Wege durch das Zinkrohr auf seinem Leib wieder aufnahm. Die beiden jungen Krankenschwestern putzten unermüdlich die Glasbehälter; sie betrachteten ihr häusliches Wirken mit Stolz. Von den beiden Mädchen war Schwester Gramer die besorgtere, ein wohlgeformtes, hübsches Ding ohne Sex-Appeal, mit einem gesunden, reizlosen Gesicht. Schwester Gramer hatte eine schelmische Nase, strahlenden, blühenden Teint mit reizvollen, anbetungswürdigen Sommersprossen gesprenkelt, die Yossarián verabscheute. Der Soldat in Weiß rührte sie tief. Ihre tugendhaften, blaßblauen, tellergroßen Augen füllten sich oft ganz unerwartet mit übergroßen Tränen, was Yossarián wütend machte.

»Woher wissen Sie überhaupt, daß er da drin steckt?« fragte er sie.

»Erlauben Sie sich nicht, so mit mir zu reden!« erwiderte sie entrüstet.

»Nun, woher wissen Sie das? Sie wissen nicht einmal, ob er es wirklich ist.«

»Wer?«

»Nun der, der angeblich in diesen Verbänden stecken soll. Vielleicht weinen Sie für jemand anderen. Woher wissen Sie, daß er überhaupt am Leben ist?«

»Wie können Sie sowas sagen!« rief Schwester Gramer. »Gehen Sie jetzt sofort ins Bett und hören Sie auf, Witze über ihn zu reißen.«

»Ich reiße keine Witze. Es kann wirklich irgendein x-beliebiger Mensch da drin stecken. Es könnte sogar sein, daß Mudd drin ist.«

»Was meinen Sie?« fragte Schwester Gramer mit zitternder Stimme.

»Vielleicht ist der tote Mann drin.«

»Welcher tote Mann?«

»Ich habe einen toten Mann in meinem Zelt, den wir nicht loswerden können. Er heißt Mudd.«

Schwester Gramer erbleichte und wandte sich verzweifelt um Hilfe an Dunbar. »Machen Sie, daß er aufhört, sowas zu sagen«, bat sie.

»Vielleicht ist gar keiner drin«, schlug Dunbar hilfsbereit vor. »Vielleicht hat man diese Gipsfigur nur zum Scherz hereingerollt.«

Sie wich erschreckt vor Dunbar zurück. »Sie sind wahnsinnig«, rief sie und sah sich beschwörend um. »Sie sind beide wahnsinnig.«

In diesem Moment trat Schwester Duckett auf und schickte die Patienten in ihre Betten, während Schwester Gramer die Behälter des Soldaten in Weiß auswechselte. Die Behälter des Soldaten in Weiß auszuwechseln, machte keine Schwierigkeiten, weil dieselbe klare Flüssigkeit, die aus ihm herausgekommen war, von neuem, und offenbar ohne weniger geworden zu sein, in ihn zurückgeschüttet wurde. Wenn der Behälter, aus dem die Flüssigkeit in seinen Ellbogen tropfte, nahezu leer war, war der Behälter auf dem Fußboden nahezu voll, beide wurden einfach nur von ihren Schläuchen befreit und schnell vertauscht, so daß die Flüssigkeit gleich wieder in ihn hineintropfen konnte. Die Behälter auszutauschen, verursachte niemandem Beschwerden außer den Männern, die diesem Vorgang zusahen und nicht wußten, was sie davon halten sollten. »Warum können sie die beiden Behälter nicht direkt miteinander verbinden und den Mittelsmann ausschalten?« fragte der Captain von der Artillerie, mit dem Yossarián nicht mehr Schach spielte. »Wozu benötigen sie ihn eigentlich, zum Teufel?«

»Ich möchte doch wissen, was er verbrochen hat, um so eine Behandlung zu verdienen«, lamentierte der Deckoffizier mit der Malaria und dem Moskitostich auf dem Hintern, nachdem Schwester Gramer das Thermometer abgelesen und festgestellt hatte, daß der Soldat in Weiß tot war.

»Er ist in den Krieg gezogen«, vermutete der fesche Jagdflieger mit dem goldenen Schnurrbärtchen.

»Wir sind alle in den Krieg gezogen«, hielt Dunbar ihm entgegen.

»Das ist ja meine Rede«, sagte der malariakranke Deckoffizier wieder. »Warum gerade er? Dieses System von Belohnung und Strafen scheint von keiner Logik angekränkelt. Nehmt mal meinen Fall. Wenn ich für fünf Minuten Liebe am Strand mit Syphilis oder einem Tripper bestraft worden wäre, statt mit diesem verfluchten Mückenstich, dann könnte ich darin noch so etwas

wie Gerechtigkeit erblicken. Aber Malaria? Malaria? Wer kann behaupten, daß Malaria eine Folge der Unzucht sei?« Der Deckoffizier schüttelte verständnislos den Kopf.

»Na und ich?« sagte Yossarián. »Ich bin eines Nachts in Marrakesch aus dem Zelt gegangen, um mir Schokolade zu besorgen, und habe mir deinen Tripper geholt, als mich die Luftwaffenhelferin, die ich noch nie gesehen hatte, ins Gebüsch lockte. Eigentlich wollte ich nur einen Riegel Schokolade, aber wer kann sowas schon ablehnen!«

»Das klingt wirklich nach meinem Tripper«, stimmte der Deckoffizier zu. »Ich habe immer noch eine fremde Malaria. Ich möchte nur einmal erleben, daß diese Dinge der Ordnung nachausgeteilt werden und jeder wirklich das bekommt, was er verdient. Das gäbe mir doch wieder etwas Vertrauen zu unserer Welt «

»Und ich habe dreihunderttausend Dollar, die gewiß einem anderen zugedacht waren«, gestand der fesche junge Jagdflieger mit dem goldenen Schnurrbärtchen. »Vom Tage meiner Geburt an habe ich nichts als Unfug gemacht. Ich habe mich durch die Schule und die Universität gemogelt, und seitdem habe ich nichts weiter getan, als hübsche Mädchen zu beschlafen, die mich für einen tauglichen Ehemann hielten. Ehrgeiz habe ich überhaupt keinen. Nach dem Krieg möchte ich nichts weiter als ein Mädchen heiraten, das mehr Geld hat als ich, und immer weiter hübsche Mädchen beschlafen. Noch vor meiner Geburt hat mir mein Großvater, der einen weltweiten Handel mit Spülicht betrieb, dreihunderttausend Dollar hinterlassen. Ich weiß, daß ich das Geld nicht verdiene, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich es weggebe. Und doch möchte ich gerne wissen, wem das Geld wirklich gehört.«

»Vielleicht gehört es meinem Vater«, mutmaßte Dunbar. »Er hat sein Leben lang schwer gearbeitet und nie soviel verdient, daß er meine Schwester und mich auf die Universität schicken konnte. Er ist aber schon tot, du kannst das Geld also behalten.« »Wenn wir jetzt noch feststellen könnten, wem meine Malaria gehört, hätten wir alle Probleme gelöst. Nicht, daß ich was gegen Malaria hätte. Ich drücke mich genauso gerne mit Malaria wie mit was anderem. Doch habe ich das Gefühl, daß hier eine Ungerechtigkeit waltet. Warum sollte ich die Malaria eines anderen

haben und du meinen Tripper?«

»Ich habe mehr als nur deinen Tripper«, teilte Yossarián ihm mit. »Wegen deines Trippers muß ich solange weiterfliegen, bis ich umgebracht werde.«

»Das macht die Sache noch schlimmer. Wo bleibt da die Gerechtigkeit!«

»Bis vor zweieinhalb Wochen besaß ich einen Freund namens Clevinger, der sehr wohl Gerechtigkeit darin entdecken konnte.«
»Darin entdecke ich sogar die edelste Form der Gerechtigkeit«, hatte Clevinger schadenfroh gemeint, und fröhlich lachend in die Hände geklatscht. »Ich kann mir nicht helfen, ich muß immer an den Hippolytos des Euripides denken, wo die frühe Ausschweifung des Theseus wahrscheinlich die Enthaltsamkeit des Sohnes verursacht, die dann die Tragödie herbeiführen hilft, der alle zum Opfer fallen. Wenn schon nichts anderes, dann sollte doch die Episode mit der Luftwaffenhelferin dich lehren, das Böse der sexuellen Ausschweifung zu erkennen.«

»Ich erkenne darin nur das Böse in dem Verlangen nach Schokolade.«

»Begreifst du nicht, daß du nicht ohne Schuld in der Klemme bist, in der du dich befindest?« war Clevinger mit unverhüllter Freude fortgefahren. »Wärest du nicht mit deiner Geschlechtskrankheit zehn Tage in Afrika ins Lazarett gekommen, hättest du vielleicht rechtzeitig deine fünfundzwanzig Feindflüge absolviert und wärest nach Hause geschickt worden, ehe Colonel Nevers abgeschossen und durch Colonel Cathcart ersetzt wurde.« »Und was ist mir dir?« hatte Yossarián erwidert. »Du hast dir in Marrakesch keinen Tripper geholt und bist in der gleichen Klemme.«

»Ich weiß nicht«, gestand Clevinger mit gespielter Bestürzung. »Ich muß wohl irgendwann einmal etwas sehr Böses verbrochen haben «

»Glaubst du das wirklich?«

Clevinger lachte. »Nein, selbstverständlich nicht. Es macht mir nur Spaß, dich ein bißchen auf den Arm zu nehmen.« Yossarián vermochte die drohenden Gefahren gar nicht im Auge zu behalten, es waren zu viele. Da waren zum Beispiel Hitler, Mussolini und Tojo, alle darauf bedacht, ihn umzubringen. Da war Leutnant Schittkopp mit seinem fanatischen Drang zum

Exerzieren, da war der aufgeschwemmte Colonel mit dem großen, fetten Schnurrbart und seinem fanatischen Drang nach Vergeltung, und auch die wollten ihn umbringen. Da waren Appleby, Havermeyer, Black und Korn. Da waren Schwester Gramer und Schwester Duckett, die, davon war er fast überzeugt, seinen Tod wünschten, und da waren der Texaner und der CID-Mensch, die das sogar bestimmt taten. Es wimmelte auf der Welt von Kellnern, Maurern und Busschaffnern, die seinen Tod wünschten, von Hausbesitzern und Mietern, von Verrätern und Patrioten, von Sadisten, Speichelleckern und Blutsaugern, die alle darauf aus waren, ihn umzulegen. Das war das Geheimnis, das Snowden ihm auf dem Flug über Avignon eröffnet hatte — sie waren hinter ihm her; und Snowden hatte es über das ganze Heck der Maschine von sich gegeben.

Da waren Lymphdrüsen, die tödlich werden konnten, Nieren, Nervenstränge und Zellen. Es gab Hirntumore, die Hodgkin'sche Krankheit, Leukämie, ein- oder mehrseitige Lähmungen. Es gab furchtbare rote Weiden aus Zellgewebe, die eine Krebszelle anlocken und mästen konnten. Es gab Krankheiten der Haut, Krankheiten der Lunge, Krankheiten des Magens, Krankheiten des Herzens, des Blutes und der Arterien. Es gab Krankheiten des Kopfes, Krankheiten des Halses, Krankheiten der Brust, Krankheiten der Gedärme, Krankheiten der Fortpflanzungsorgane. Es gab sogar Fußkrankheiten. Milliarden pflichtbewußter Körperzellen schufteten Tag und Nacht wie unwissende Tiere an dem komplizierten Werk, ihn am Leben und gesund zu erhalten, und jede einzelne davon war ein potentieller Verräter und Feind. Es gab so viele Krankheiten, daß es eines wirklich kranken Hirns bedurfte, dieser Krankheiten so häufig zu gedenken, wie er und Hungry Joe das taten.

Hungry Joe stellte Listen tödlicher Krankheiten auf und ordnete sie in alphabetischer Reihenfolge, so daß er ohne Zeitverlust den Finger auf jede Krankheit legen konnte, deretwegen er sich Kummer zu machen wünschte. Er regte sich furchtbar auf, wenn er eine Liste verlegte oder wenn er nichts hinzufügen konnte, und dann rannte er, von kaltem Schweiß bedeckt, hilfesuchend zu Doc Daneeka.

»Schenk ihm Ewings Tumor«, riet Yossarián Doc Daneeka, der sich um Rat für die Behandlung von Hungry Joe an Yossarián zu

wenden pflegte, »und als Zugabe Melanoma. Hungry Joe hat zwar eine Schwäche für hartnäckige Krankheiten, doch schätzt er die explosiven Krankheiten noch höher.«

Doc Daneeka hatte von beiden Krankheiten noch nie gehört. »Wie bringst du es nur fertig, dich über soviele Krankheiten auf dem Laufenden zu halten?« fragte er mit kollegialer Hochachtung.

»Ich erfahre alles darüber, wenn ich im Lazarett Readers Digest lese.« Yossarián hatte so viele Krankheiten zu fürchten, daß er gelegentlich in Versuchung war, sich dem Lazarett für immer zu überantworten und den Rest seines Lebens unter einem Sauerstoffzelt zu verbringen, zur rechten Seite seines Bettes eine Batterie von Spezialisten und Krankenschwestern, die vierundzwanzig Stunden täglich darauf warteten, daß ihm etwas zustieße, und mindestens einen Chirurgen mit gezücktem Messer auf der anderen Seite, jederzeit bereit loszuspringen, um zu schneiden, sollte es nötig werden. Zum Beispiel Aneurysmus, wie konnte man ihn rechtzeitig vor einem Aneurysmus der Aorta schützen? Yossarián fühlte sich im Lazarett viel sicherer als draußen, wenngleich er den Chirurgen mit dem Messer mindestens so verabscheute, wie er je irgend jemanden verabscheut hatte. Immerhin — wenn er im Lazarett ein Geheul anstimmte, kam jemand gelaufen, um ihm zu helfen; außerhalb des Lazarettes würde man ihn nur ins Gefängnis werfen, falls er je über alle jene Dinge ein Geheul anstimmte, über die seiner Ansicht nach alle Menschen ein Geheul anstimmen sollten. Vielleicht würde man ihn auch ins Lazarett schaffen. Eines der Dinge, über die er ein Geheul anstimmen wollte, war das Messer des Chirurgen, das mit Gewißheit ihn und jeden erwartete, der lange genug lebte, um zu sterben. Er fragte sich oft, woran er wohl das erste Frösteln, Erröten, Zucken, Ziepen, Rülpsen, Niesen, Fleckigwerden, Ermüden, Versprechen, Taumeln oder Vergessen erkennen würde, das den unvermeidlichen Anfang vom unvermeidlichen Ende ankündigte. Er fürchtete auch, daß Doc Daneeka sich wieder weigern würde, ihm zu helfen, als er ihn aufsuchte, nachdem er aus Major Majors Büro gesprungen war, und er hatte recht.

»Du glaubst wohl, du hättest Grund, dich zu fürchten?« fragte Doc Daneeka und hob den feinen, makellosen, dunklen Kopf von der Brust, um Yossarián einen Augenblick lang gereizt und mit weinerlichen Augen anzusehen. »Was soll ich da sagen? Meine kostbare medizinische Fingerfertigkeit rostet hier auf dieser lausigen Insel ein, während andere Ärzte den Rahm abschöpfen. Glaubst du vielleicht, es macht mir Spaß, hier taugaus tagein zu sitzen und dir meine Hilfe zu verweigern? Es wäre weniger schlimm für mich, wenn ich dir meine Hilfe in der Heimat verweigern könnte oder auch in einer Stadt wie, sagen wir, Rom. Auch mir fällt es nicht leicht, dir hier nein zu sagen.« »Dann hör doch auf, nein zu sagen. Schreib mich fluguntauglich.«

»Das kann ich nicht«, nuschelte Doc Daneeka. »Wie oft muß man dir denn das sagen.«

»Doch kannst du. Major Major hat mir gesagt, du bist der einzige in der Staffel, der das kann.«

Doc Daneeka war perplex. »Das hat dir Major Major gesagt? Wann denn?«

»Als ich Graben im auf ihn losgegangen Maior hat das gesagt? In einem »Nein, in seinem Büro, nachdem wir aus dem Graben geklettert und in sein Büro gesprungen waren. Er sagte noch, ich solle niemandem sagen, daß er es mir gesagt hat. Also halt deinen Mund.« »Na, so ein dreckiger, ränkevoller Lügner!« schrie Doc Daneeka. »Er sollte es doch niemandem sagen! Hat er dir auch gesagt, wie ich es anstellen muß?«

»Du brauchst nur auf einen Zettel zu schreiben, daß ich kurz vor einem Nervenzusammenbruch stehe, und den Zettel ans Geschwader weiterzugeben. Doktor Stubbs schreibt die Leute in seiner Staffel dauernd fluguntauglich. Warum willst du das nicht auch tun?«

»Und was geschieht mit den Leuten, die Doktor Stubbs fluguntauglich geschrieben hat?« erwiderte Doc Daneeka höhnend. »Sie werden im Handumdrehen wieder k. v. geschrieben, und er sitzt bis zum Hals in der Scheiße. Klar, ich kann dich vom Fliegen dispensieren, indem ich dich auf einem Zettel fluguntauglich schreibe. Es ist aber ein Haken dabei.«

»Der IKS-Haken?«

»Richtig. Wenn ich dich flugunfähig schreibe, muß das beim Stab bestätigt werden, und der Stab tut das nicht. Sie erklären dich gleich wieder für k. v., und was meinst du, was mit mir passiert? Ich bin dann wahrscheinlich schon auf dem Weg zum Pazifik. Nein, vielen Dank. Ich denke nicht daran, deinetwegen ein Risiko einzugehen.«

»Aber könntest du es nicht mal versuchen?« bat Yossarián. »Ist es in Pianosa denn so schön?«

»In Pianosa ist es gräßlich, aber immer noch besser als im Pazifik. Es wäre nicht so schlimm, wenn ich in irgendeiner zivilisierten Gegend ein bißchen Geld mit Abtreibungen verdienen könnte. Im Pazifik gibt es aber bloß Dschungel und Monsune. Da würde ich verfaulen.«

»Du verfaulst hier ja auch.«

Doc Daneeka fuhr ärgerlich auf. »Meinst du? Nun, mindestens werde ich diesen Krieg lebend überstehen, und das ist erheblich mehr, als du je fertig bringen wirst.«

»Na, das sage ich doch die ganze Zeit, zum Kuckuck! Deswegen bitte ich dich doch, mir das Leben zu retten.«

»Es ist nicht meine Sache, Leben zu retten«, erwiderte Doc Daneeka verdrossen.

»Was ist denn deine Sache?«

»Ich weiß nicht, was meine Sache ist. Man hat mir bloß gesagt, daß ich die ärztliche Ethik hochhalten müsse und niemals vor Gericht zum Schaden eines anderen Arztes aussagen dürfe. Glaubst du etwa, du bist der einzige, dessen Leben in Gefahr ist? Was soll ich da sagen? Die beiden Quacksalber, die ich da im Revier habe, sind nicht imstande festzustellen, was mir fehlt.« »Vielleicht hast du den Ewing'schen Tumor«, murmelte Yossariän höhnisch.

»Glaubst du wirklich?« rief Doc Daneeka erschreckt aus.

»Ach, ich weiß nicht«, sagte Yossarián ungeduldig. »Ich weiß bloß, daß ich keine Einsätze mehr fliegen werde. Man würde mich doch wohl nicht im Ernst dafür erschießen? Schließlich habe ich einundfünfzig Feindflüge hinter mir.«

»Warum machst du nicht erst die fünfundfünfzig Flüge, ehe du dich festlegst?« riet Doc Daneeka. »Du meckerst zwar unaufhörlich herum, doch du hast noch nicht ein einziges Mal die erforderliche Zahl von Feindflügen erreicht.«

»Wie kann ich denn das? Immer wenn ich nahe daran bin, setzt der Colonel die Anzahl herauf.«

»Du schaffst es nie, weil du dauernd ins Lazarett läufst oder dich

nach Rom verdrückst. Deine Lage wäre viel besser, wenn du die fünfundfünfzig Flüge hinter dir hättest, ehe du dich weigerst, weiterhin zu fliegen. Dann könnte ich vielleicht sehen, was sich tun läßt.«

- »Versprichst du das?«
- »Ich verspreche es.«
- »Was versprichst du?«

»Ich verspreche, daß ich vielleicht sehen werde, was sich tun läßt, wenn du deine fünfundfünfzig Flüge hinter dir hast, und wenn du- McWatt überredest, mich wieder auf die Liste seiner Besatzung zu schreiben, damit ich meine Fliegerzulage bekomme, ohne fliegen zu müssen. Ich habe Angst vor Flugzeugen. Hast du von dem Flugzeugabsturz gelesen, der sich vor drei Wochen in Idaho ereignet hat? Sechs Menschen kamen dabei ums Leben. Das war schrecklich. Ich verstehe einfach nicht, warum ich, bloß um meine Fliegerzulage zu bekommen, jeden Monat vier Stunden Flugzeit nachweisen muß. Habe ich denn nicht schon genug Sorgen, ohne mich darum sorgen zu müssen, daß ich vielleicht bei einem Flugzeugabsturz ums Leben komme?«

»Auch ich mache mir Gedanken um Flugzeugabstürze«, sagte ihm Yossarián. »Du bist nicht der einzige.«

»Schön, ich mache mir aber auch Sorgen wegen des Ewing'schen Tumors«, protzte Doc Daneeka. »Glaubst du, daß meine Nase deshalb immer so verstopft ist, und daß ich deshalb dauernd so friere? Fühl mir mal den Puls.«

Auch Yossarián, machte sich Sorgen wegen des Ewingschen Tumors und der Melanoma. Überall lauerten Katastrophen, zu zahlreich, um gezählt zu werden. Wenn er bedachte, wie viele Krankheiten und mögliche Unfälle ihn bedrohten, dann war er im höchsten Grade darüber erstaunt, daß es ihm gelungen war, solange am Leben zu bleiben. Das war ein Wunder. Jeder Tag stellte einen gefährlichen Einsatz im Kampf gegen die Sterblichkeit dar. Und er hatte diese Einsätze nun schon achtundzwanzig Jahre lang überlebt.

Der Soldat der alles zweimal sah

Yossarián verdankte seine Gesundheit einer Mischung von Leibesübungen, frischer Luft, Kollegialität und Sportsgeist; auf der

Suche nach Zuflucht vor all diesen Dingen hatte er das Lazarett entdeckt. Als der Sportoffizier von Lowery Field eines Nachmittags zu den Freiübungen raustreten ließ, meldete sich der Gemeine Yossarián 'Statt dessen auf dem Krankenrevier, da er, wie er sagte, Schmerzen in der rechten Seite verspürte. »Scheren Sie sich weg«, sagte der diensthabende Arzt, der mit einem Kreuzworträtsel beschäftigt war.

»Wir können den Leuten nicht einfach sagen, sie sollen sich wegscheren«, bemerkte ein Korporal. »Es ist gerade eine neue Anweisung betreffend Magenbeschwerden erlassen worden. Leute -mit solchen Beschwerden müssen jetzt fünf Tage lang beobachtet werden, weil so viele von denen, die wir weggeschickt haben, gestorben sind.«

»Na schön«, knurrte der Arzt. »Beobachten Sie ihn fünf Tage lang und sagen Sie ihm dann, daß er sich wegscheren soll.« Man nahm Yossarián die Uniform weg und legte ihn in eine Krankenstube, wo er sich glücklich fühlte, solange niemand in seiner Nähe schnarchte. Am nächsten Morgen erschien ein hilfsbereiter junger englischer Internist, um sich nach seiner Leber zu erkundigen.

»Ich glaube, es ist der Blinddarm, der mir Beschwerden macht«, sagte Yossarián.

»Aus Ihrem Blinddarm können Sie hier keinen dauernden Nutzen ziehen«, erklärte der Engländer ihm mit munterer Autorität. »Wenn mit Ihrem Blinddarm etwas nicht stimmt, dann nehmen wir ihn heraus, und Sie sind im Handumdrehen wieder dienstfähig. Wenn Sie aber mit Leberbeschwerden zu uns kommen, so können Sie uns wochenlang an der Nase herumführen. Sie müssen nämlich wissen, daß die Leber für uns ein großes, häßliches Geheimnis darstellt. Falls Sie je Leber gegessen haben, werden Sie verstehen, was ich damit sagen will. Wir nehmen heutzutage mit Gewißheit an, daß es die Leber gibt, und wir haben auch eine ganz gute Vorstellung davon, wie sie funktioniert, solange sie tut, was sie tun soll. Alles weitere jedoch ist uns schleierhaft. Was ist schließlich eine Leber? Mein Vater zum Beispiel starb an Leberkrebs und war nicht einen Tag in seinem Leben krank, bevor dieser Krebs ihn umgebracht hat. Er hat nie den geringsten Schmerz verspürt. Ich bedauere das in gewisser Weise, denn ich haßte meinen Vater. Es gelüstete mich nach meiner Mutter, na. Sie verstehen schon.«

»Was macht denn ein englischer Arzt hier?« wollte Yossarián wissen.

Der Arzt lachte. »Das erzähle ich Ihnen morgen früh. Und schmeißen Sie diesen blöden Eisbeutel weg, ehe Sie an Lungenentzündung sterben.«

Yossarián sah ihn nie wieder. Das war überhaupt ein angenehmer Zug an den Ärzten im Lazarett: nie sah man einen von ihnen ein zweites Mal. Sie kamen und gingen und waren einfach verschwunden. Statt des englischen Internisten erschien am Tage darauf eine Gruppe von Ärzten, von denen Yossarián keinen je gesehen hatte. Die fragten ihn nach dem Befinden seines Blinddarmes.

»Meinem Blinddarm fehlt nichts«, sagte Yossarián zu ihnen. »Der gestrige Arzt sagte, es sei meine Leber.« »Vielleicht ist es wirklich seine Leber«, meinte der ranghöchste weißhaarige Arzt. »Wie sieht denn die Blutsenkung aus?« »Es ist noch keine gemacht worden.«

»Dann lassen Sie eine machen. Bei einem Patienten in solchem Zustand dürfen wir kein Risiko eingehen. Wir müssen uns unbedingt decken, für den Fall, daß er stirbt.« Er machte einen Vermerk und sagte zu Yossarián: »Inzwischen legen Sie weiter Eisbeutel auf. Das ist sehr wichtig.«

»Ich habe keinen Eisbeutel.«

»Dann besorgen Sie sich einen. Irgendwo wird es hier ja wohl einen Eisbeutel geben. Und sagen Sie Bescheid, wenn der Schmerz unerträglich wird.«

Zehn Tage später erschien ein neues Konsortium von Ärzten und brachte Yossarián schlechte Nachrichten: er war kerngesund und konnte sofort entlassen werden. Im letzten Augenblick rettete ihn ein Patient auf der anderen Seite des Ganges, der anfing, alles zweimal zu sehen. Ohne jede Vorwarnung setzte sich der Patient im Bett auf und rief:

»Ich sehe alles zweimal!«

Eine Krankenschwester kreischte auf, und ein Lazarettgehilfe wurde ohnmächtig. Ärzte kamen aus allen Richtungen gerannt, mit Spritzen und Lampen, mit Schläuchen, Gummihämmern, blinkenden Blechscheiben und vibrierenden Gabeln. Sie rollten komplizierte Apparate auf Fahrgestellen heran. Der Patient

reichte nicht für alle, und infolgedessen drängten sich die Spezialisten wütend nach vorne und forderten die vor ihnen stehenden Kollegen scharf auf, sich zu beeilen und auch mal jemand anderen heranzulassen. Ein Oberstabsarzt mit hoher Stirn und Hornbrille hatte seine Diagnose schnell gestellt.

»Es ist Meningitis«, rief er emphatisch und winkte die anderen zurück. »Obgleich für diese Annahme weiß Gott kein Grund vorliegt.«

»Warum also ausgerechnet Meningitis?« fragte ein Stabsarzt ölig lächelnd. »Warum kann es nicht akute Nephritis sein?« »Weil ich Spezialist für Meningitis bin und nicht für akute Nephritis, darum«, versetzte der Oberstabsarzt. »Und ich werde ihn auch nicht kampflos euch Nierenfritzen überlassen. Schließlich war ich als erster da.«

Endlich wurden sich die Ärzte einig. Sie waren sich einig darüber, nicht zu wissen, was dem Soldaten fehlte, der alles zweimal sah, und so rollten sie ihn auf den Korridor hinaus und verhängten über alle anderen Patienten dieses Zimmers eine vierzehntägige Quarantäne.

Thanksgiving kam und ging ohne großes Getue, während Yossarián lag. Unangenehm war Lazarett einzig, daß Hauptmahlzeit Truthahn gab, aber der Truthahn war gut. Yossarián Thanksgiving noch nie auf so vernünftige verbracht und schwor einen heiligen Eid, von nun an Thanksgiving immer in der klösterlichen Zurückgezogenheit eines Lazarettes zu verbringen. Er brach diesen heiligen Schwur schon im Jahre darauf, indem er den Feiertag in einem Hotelzimmer in tiefschürfendem Gespräch mit Leutnant Schittkopps Frau verbrachte, die zur Feier des Tages die Erkennungsmarke von Doris Duz trug und Yossarián eine Gardinenpredigt hielt, weil er sich zynisch und roh über Thanksgiving geäußert hatte, obwohl sie ebenso wenig an Gott glaubte wie er.

»Ich bin vermutlich mindestens so atheistisch wie du«, prahlte sie. »Doch selbst ich empfinde, daß wir allen Grund haben, dankbar zu sein, und daß wir uns nicht schämen dürfen, es auch zu zeigen.«

»Nenn mir etwas, wofür ich dankbar sein muß«, forderte Yossarian sie teilnahmslos heraus.

»Tja ...«. Leutnant Schittkopps Frau grübelte ein Weilchen zwei-

felnd. »Für mich.«

»Das ist doch nicht dein Ernst«, höhnte er.

Sie hob überrascht die Brauen. »Bist du nicht dankbar für mich?« fragte sie. Dann runzelte sie gekränkt die Stirn, denn ihr Stolz war verletzt. »Ich brauche durchaus nicht mit dir ins Heu zu kriechen«, teilte sie ihm kalt und würdevoll mit. »Mein Mann hat eine ganze Kompagnie von Fahnenjunkern, die alle mit dem größten Vergnügen mit der Frau ihres Kommandeurs zu Bett gehen würden, und sei es nur der Abwechslung halber.« Yossarián beschloß, das Gesprächsthema zu wechseln. »Jetzt hast du das Thema gewechselt«, erklärte er diplomatisch. »Ich möchte wetten, daß mir für jeden Anlaß dankbar zu sein, der dir einfällt, zwei einfallen, unglücklich zu sein.«

»Sei dankbar, daß du mich hast«, beharrte sie. »Das bin ich ja, Schätzchen. Aber ich bin sehr unglücklich darüber, daß ich nicht auch Doris Duz haben kann, und die Hunderte von Mädchen und Frauen, die mir in meinem kurzen Leben auf der Straße, aber eben nie im Bett begegnen werden.« »Sei dankbar dafür, daß du gesund bist.«

»Beklage den Umstand, daß du es nicht bleiben kannst.« »Freu dich, daß du am Leben bist.«

»Sei wiitend dariiber daß du sterben mußt.« viel »Das Leben könnte schlimmer sein«. »Es könnte aber auch sehr vielbesser sein«, versicherte er hitzig. »Du nennst immer nur einen Grund«, nörgelte sie. »Du hast aber gesagt, du könntest zwei anführen.«

»Und erzähl mir nicht, daß Gott im Verborgenen arbeitet«, fuhr Yossarián fort und überrannte ihren Einwurf. »Von verborgen kann keine Rede sein. Er arbeitet nämlich überhaupt nicht. Er spielt. Oder er hat uns vergessen. Jedenfalls der Gott, von dem Leute wie du reden — der ist ein Bauerntölpel, ein ungeschickter, tolpatschiger, hirnloser, arroganter, ungeschliffener Jockei. Lieber Himmel, kann man denn Ehrfurcht vor einem höchsten Wesen empfinden, das es für nötig hält, Dinge wie eine verschleimte Kehle und Zahnverfall in Seine göttliche Schöpfung aufzunehmen? Was ging denn eigentlich in jenem verbildeten, bösartigen, verstopften Hirn vor, als Er die alten Leute der Fähigkeit beraubte, die Schließmuskeln zu kontrollieren? Warum, zum Teufel. hat Er überhaupt den Schmerz geschaffen?« »Schmerz?« Leutnant Schittkopps Frau stürzte sich triumphierend auf dieses Wort. »Der Schmerz ist ein sehr nützliches Symptom. Der Schmerz warnt uns vor Gefahren, die dem Körper drohen.«

»Und wer hat diese Gefahren geschaffen?« verlangte Yossarián zu wissen. Er lachte höhnisch. »O ja, Er war wirklich barmherzig, als Er uns mit dem Schmerz beschenkt hat! Warum konnte Er sich zu unserer Warnung nicht einer Klingel bedienen oder eines Seiner himmlischen Chöre? Oder auch eines Systems von blauen und roten Neonleuchten, die alle Menschen mitten auf der Stirn tragen? Jeder Fabrikant von Musikautomaten, der sein Geld wert ist, hätte sich das ausdenken können. Warum also nicht Er?«

»Die Menschen würden recht blöde aussehen, wenn sie mit roten Neonleuchten auf der Stirn herumliefen.«

»Sehen sie denn schön aus, wenn sie sich in Schmerzen winden oder von Morphium betäubt daliegen? Was für ein kolossaler, unsterblicher Pfuscher! Denk doch nur, welche Gelegenheit und welche Macht Er hatte, etwas wirklich Herrliches zu schaffen, und sieh nur, was für einen stupiden, häßlichen Brei Er statt dessen angerührt hat. Seine Unfähigkeit ist geradezu erschütternd. Es liegt auf der Hand, daß Er nie Löhne zu zahlen gehabt hat. Kein Geschäftsmann mit Selbstachtung würde einen Pfuscher wie Ihn nicht einmal Adressenschreiber!« einstellen, als Leutnant Schittkopps Frau war wachsbleich geworden und starrte Yossarián erschreckt und ungläubig an. »Rede lieber nicht so von Ihm, Schatz«, tadelte sie ihn leise und feindselig. »Er bestraft dich vielleicht dafür.«

»Straft Er mich denn nicht schon genug?« schnaufte Yossarián wütend. »Man darf Ihm das einfach nicht durchgehen lassen. Nein, man darf Ihm nicht all den Kummer durchgehen lassen, den Er über uns gebracht hat. Eines Tages soll Er mir dafür zahlen. Ich weiß auch schon wann. Am Tage des Jüngsten Gerichtes. Jawohl, das ist der Tag, an dem ich Ihm endlich so nahe kommen werde, daß ich diesen kleinen Jockei beim Schlips packen und...«

»Hör auf! Hör auf!« kreischte Leutnant Schittkopps Frau plötzlich und hämmerte, ohne Schaden anzurichten, mit beiden Fäusten auf Yossariáns Kopf los. »Hör auf!«

Yossarián ging hinter seinem Arm in Deckung und ließ sie noch einige Sekunden ihre weibliche Wut an ihm austoben, dann packte er entschlossen ihre Handgelenke und zwang sie aufs Bett. »Worüber regst du dich eigentlich so auf, zum Teufel?« fragte er verwundert und reuig amüsiert. »Ich dachte, du glaubtest nicht an Gott.«

»Tu ich auch nicht«, schluchzte sie und brach heftig in Tränen aus. »Aber der Gott, an den ich nicht glaube, ist ein gütiger Gott, ein gerechter Gott, ein barmherziger Gott. Er ist nicht der gemeine und törichte Gott, als den du ihn hinstellst.« Yossarián lachte und ließ sie los. »Wir wollen doch vielleicht ein wenig mehr Toleranz in religiösen Dingen üben«, schlug er hilfsbereit vor. »Du brauchst nicht an den Gott zu glauben, der dir paßt, und ich brauche nicht an den Gott zu glauben, der mir paßt. Einverstanden?«

Das war das verdrehteste Thanksgiving, an das er sich erinnern konnte, und seine Gedanken kehrten sehnsüchtig zum Vorjahr, zu der heiteren, vierzehntägigen Quarantäne im Lazarett zurück. Doch selbst jenes Idyll hatte mit einem tragischen Ausklang geendet; als die Quarantäne aufgehoben wurde, war Yossarián immer noch kerngesund, und man hatte ihm gesagt, daß er das Lazarett verlassen und in den Krieg ziehen müsse. Als er diese schlechte Nachricht empfing, richtete Yossarián sich im Bett auf und rief: »Ich sehe alles zweimal.«

Wiederum brach auf der Station ein Höllenlärm aus. Die Spezialisten kamen aus allen Richtungen gerannt und rückten ihm so dicht auf den Leib, daß er mit Widerwillen den feuchten Atem aus vielen Nasen auf allen Teilen seines Körpers spürte. Sie schnüffelten mit winzigen Lichtstrahlen in seinen Augen und seinen Ohren, attackierten seine Beine und Füße mit Gummihämmern und Vibrationsgabeln, entnahmen seinen Adern Blut und hielten alles Mögliche in die Luft, das er aus den Augenwinkeln erkennen sollte. Der Anführer dieser Ärztemannschaft war ein würdiger, sorgenvoller Herr, der Yossarián einen Finger vor die Nase hielt und fragte: »Wie viele Finger sehen Sie?« »Zwei«, sagte Yossarián.

»Wie viele Finger sehen Sie jetzt?« fragte der Arzt und hielt zwei Finger hoch.

[»]Zwei«, sagte Yossarián.

»Und wie viele jetzt?« fragte der Arzt und hielt keinen Finger hoch.

»Zwei«, sagte Yossarián.

Das Gesicht des Arztes verzog sich zu einem Lächeln. »Donnerwetter, er hat recht«, jubelte er. »Er sieht wirklich alles zweimal «

Man rollte Yossarián in den Raum, wo der andere Soldat lag, der alles zweimal sah, und verhängte über die anderen Insassen der Station wiederum eine vierzehntägige Quarantäne. »Ich sehe alles zweimal!« rief der Soldat, der alles zweimal sah, als man Yossarián hereinrollte.

»Ich sehe alles zweimal!« rief Yossarián ebenso laut zurück und blinzelte ihm heimlich zu.

»Die Wände! Die Wände!« schrie der andere Soldat. »Schiebt die Wände weg!«

»Die Wände! Die Wände!« schrie Yossarián, »schiebt die Wände weg!«

Einer der Ärzte tat so, als schiebe er die Wand weg. »Reicht es so?«

Der Soldat, der alles zweimal sah, nickte schwach und sank auf sein Bett zurück. Auch Yossarián nickte schwach und beobachtete aus den Augenwinkeln seinen begabten Mitbewohner mit großer Ehrfurcht und Bewunderung. Er wußte sich in der Gegenwart eines Meisters. Sein begabter Mitbewohner war es offenbar wert, beobachtet und nachgeahmt zu werden. Während der Nacht starb sein begabter Mitbewohner, und Yossarián fand, daß er ihn lange genug nachgeahmt hatte.

»Ich sehe alles einmal!« rief er schnell.

Eine neue Gruppe von Spezialisten kam mit ihren Instrumenten an sein Bett gerannt, um zu prüfen, ob dies wahr sei. »Wie viele Finger sehen Sie?« fragte der Anführer und hielt einen Finger hoch.

»Einen.«

Der Arzt hielt zehn Finger hoch. »Und wie viele jetzt?«

»Einen.«

Der Arzt wandte sich seinen Kollegen verblüfft zu. »Er sieht wirklich alles nur einmal!« sagte er. »Wir haben sein Befinden schon gebessert.«

»Und das war auch höchste Zeit«, verkündete der Arzt, mit dem

Yossarián sich bald darauf allein befand, ein großer torpedoförmiger, freundlicher Mann mit braunen Bartstoppeln und einem Päckchen Zigaretten in der Hemdtasche. Er lehnte sich gegen die Wand und machte sorglos eine Zigarette an der anderen an. »Es sind da etliche Angehörige gekommen, um Sie zu besuchen. Oh, nur keine Angst«, setzte er lachend hinzu. »Nicht Ihre Angehörigen. Es handelt sich um die Mutter, den Vater und den Bruder des Burschen, der da gestorben ist. Die haben den ganzen Weg von New York hierher gemacht, um einen sterbenden Soldaten zu sehen, und wir haben keinen besseren zur Hand als Sie.« »Was reden Sie denn da?« fragte Yossarián mißtrauisch. »Ich sterbe doch nicht.«

»Selbstverständlich sterben Sie. Das tun wir alle. Was glauben Sie denn, zum Teufel, in welcher Richtung Sie sich bewegen?«
»Diese Leute sind doch aber nicht gekommen, um mich zu sehen«, machte Yossarián geltend. »Sie sind gekommen, um ihren Sohn zu sehen.«

»Sie müssen eben vorlieb nehmen. Was uns betrifft, so ist ein sterbender junger Soldat ebenso gut oder schlecht wie ein anderer. Vor der Wissenschaft sind alle sterbenden Soldaten gleich. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen: Lassen Sie sich ein Weilchen von ihnen betrachten. Ich sage dafür niemandem, daß Sie Leberbeschwerden simuliert haben.«

Yossarián zog sich noch weiter von ihm zurück. »Das wissen Sie?«

»Selbstverständlich. Ganz dumm sind wir hier nicht.« Der Arzt grunzte freundlich und brannte wieder eine Zigarette an. »Sie können doch nicht erwarten, daß man Ihnen Ihre Leberschmerzen glaubt, wenn Sie bei jeder Gelegenheit den Krankenschwe-stern die Brust tätscheln. Auf Ihr Sexualleben müssen Sie schon verzichten, wenn Sie anderen vormachen wollen, Sie seien leberkrank.«

»Das ist ja ein furchtbarer Preis, den man zahlen muß, bloß, um am Leben zu bleiben. Warum haben Sie mich nicht gemeldet, wenn Sie doch wußten, daß ich simuliere?«

»Warum sollte ich wohl?« fragte der Arzt ein wenig überrascht. »Wir sind allesamt an diesem Geschäft mit der Illusion beteiligt. Ich bin immer bereit, einem Mitverschwörer, der überleben will, die helfende Hand hinzustrecken, wenn er seinerseits bereit ist, auch mir zu helfen. Diese Besucher haben eine lange Reise hinter sich, und ich möchte sie nicht gerne enttäuschen. Ich habe eine Schwäche für alte Leute.«

»Sie sind doch aber gekommen, um ihren Sohn zu besuchen.« »Dafür ist es zu spät. Vielleicht sehen sie den Unterschied auch gar nicht.«

»Vielleicht fangen sie an zu weinen.«

»Das ist sehr wahrscheinlich, denn um das zu tun, haben sie diese Reise unternommen. Ich werde an der Tür horchen und die Verauflösen, wenn es sentimental 711 »Das klingt reichlich verrückt«, überlegte Yossarián. »Warum wollen sie überhaupt zusehen, wie ihr Sohn stirbt?« »Ich muß zugeben, daß ich nie dahinter gekommen bin«, gestand der Arzt, »aber das wollen alle. Also wie steht es nun? Sie brauchen nichts weiter zu tun, als ein paar Minuten still zu liegen und ein bißchen zu sterben. Das ist doch gewiß nicht zuviel verlangt?«

»Na gut«, gab Yossarián nach. »Wenn es nur ein paar Minuten dauern soll, und wenn Sie versprechen, draußen zu warten.« Er erwärmte sich für seine Rolle. »Warum machen Sie mir nicht einen Verband um den Kopf? Das erhöht bestimmt die Wirkung.«

»Das ist ein guter Einfall«, lobte der Arzt.

Man wand zahlreiche Bandagen um Yossarián. Die Krankenpfleger befestigten dunkle Vorhänge an den beiden Fenstern und füllten das Zimmer mit deprimierenden Schatten. Yossarián schlug Blumen vor, und der Arzt schickte einen Pfleger weg, der zwei kleine Sträuße verwelkter Blumen brachte, die einen kräftigen, Übelkeit erregenden Geruch verbreiteten. Als alles hergerichtet war, legten sie Yossarián ins Bett und ließen die Besucher eintreten.

Die Besucher kamen so unsicher herein, als empfänden sie sich als Störenfriede. Sie gingen auf Zehenspitzen mit unterwürfig um Entschuldigung bittenden Blicken, voran die trauernden Eltern, hinterdrein der Bruder, ein mürrischer, kompakter, faßbrüstiger Matrose. Mann und Frau traten steif nebeneinandergehend ins Zimmer, als stiegen sie unmittelbar aus einer vertrauten, nachgedunkelten, gelegentlich eines Jubiläums angefertigten Daguerrotypie von der Wand. Beide waren klein, vertrocknet und

stolz. Sie schienen aus Eisen und alten, dunklen Kleidern gemacht. Die Frau hatte ein schmales, vergrübeltes, ovales Gesicht aus verkohltem Umbra, dazu strähniges, graues Haar, das streng in der Mitte gescheitelt und ohne Locke, Welle oder Verzierung in den Nacken gekämmt war. Der Mund war mürrisch und leidend, die faltigen Lippen waren zusammengepreßt. Der Vater stand steif aufgerichtet und seltsam anzusehen in zweireihiger Jacke mit wattierten Schultern, die viel zu schmal für ihn waren. Er war in kleinem Maßstab breit und muskulös, und trug in dem zerfurchten Gesicht einen großartig geschwungenen, silbernen Schnurrbart. Die Augen waren verrunzelt und wässerig, und er wirkte geradezu tragisch befangen, wie er so unbeholfen dastand und die Krempe des schwarzen Filzhutes in den sehnigen Arbeitshänden vor die breiten Rockaufschläge hielt. Armut und schwere Arbeit hatten den beiden Alten unbillige Leiden zugefügt. Der Bruder blickte sich streitsüchtig um. Seine runde weiße Kappe saß ihm frech auf dem Schädel, er hatte die Hände zu Fäusten geballt und starrte mit dem Ausdruck herausgeforderter Grauieden einzelnen Gegenstand im Zimmer Die drei kamen schüchtern knarrend heran, blieben dicht beieinander wie in einem Begräbnistableau und bewegten sich zentimeterweise und beinahe im Gleichschritt, bis sie schließlich beim Bett angelangt waren und auf Yossarián herabblickten. Es herrschte eine grausige, quälende Stille, die in alle Ewigkeit zu währen drohte. Schließlich konnte Yossarián es nicht mehr ertragen und räusperte sich. Nun endlich sprach der alte Mann. »Schrecklich sieht er aus«, sagte er.

»Er ist ja krank, Pa.«

»Giuseppe«, sagte die Mutter, die sich auf einen Stuhl niedergelassen und die von Adern durchzogenen Hände im Schoß gefaltet hatte.

»Ich heiße Yossarián«, sagte Yossarián.

»Er heißt Yossarián, Ma. Yossarián, kennst du mich nicht? Ich bin dein Bruder John. Weißt du nicht, wer ich bin?«

»Klar weiß ich das. Du bist mein Bruder John.«

»Er erkennt mich! Pa, er hat mich erkannt. Yossarián, hier ist

Pa. Sag Papa guten Tag.«

»Guten Tag, Papa«, sagte Yossarián.

»Guten Tag, Giuseppe.«

»Er heißt aber Yossarián, Pa.«

»Ich kann mich gar nicht beruhigen, so schrecklich sieht er aus«, sagte der Vater.

»Er ist schwer krank, Pa. Der Arzt sagt, er muß sterben.«

»Ich weiß nicht, soll ich dem Arzt glauben oder nicht«, sagte der

Vater. »Ich weiß nur zu gut, was das für Betrüger sind.«

»Giuseppe«, sagte die Mutter wieder in dem sanften gebrochenen Ton unterdrückten Kummers.

»Er heißt Yossarián, Ma. Mama kann sich nicht mehr gut was merken. Wie behandeln sie dich denn hier, Junge? Behandeln sie dich anständig?«

»Sie behandeln mich anständig«, sagte Yossarián. »Na, das ist schön. Laß dir bloß von keinem was gefallen. Du bist genauso gut wie jeder andere, auch wenn du Italiener bist. Auch du hast deine Rechte.«

Yossarián zuckte zusammen und schloß die Augen, um seinen Bruder John nicht ansehen zu müssen. Es wurde ihm übel. »Sieh mal, wie schrecklich er jetzt aussieht«, bemerkte der Vater. »Giuseppe«, sagte die Mutter.

»Er heißt doch Yossarián, Ma«, unterbrach der Bruder ungeduldig, »kannst du dir das nicht merken?«

»Es macht ja nichts«, fiel Yossarián ein. »Sie kann mich gerne Giuseppe nennen.«

»Giuseppe«, sagte sie zu ihm.

 ${\it w}$ Mach dir keine Sorgen, Yossarián«, sagte der Bruder, ${\it w}$ es wird schon alles gut werden.«

»Mach dir keine Sorgen, Ma«, sagte Yossarián, »es wird schon alles gut werden.«

ein Priester bei dir?« »War wollte der Bruder wissen. zuckte wieder »Ja«, log Yossarián und zusammen. »Sehr schön«, entschied der Bruder. »Hauptsache ist, du bekommst alles, was dir zusteht. Wir haben den weiten Weg von New York her gemacht. Wir hatten Angst, wir würden nicht rechtzeitig kommen.«

»Rechtzeitig wofür?«

»Dich zu sehen, ehe du stirbst.«

»Ist das denn nicht einerlei?«

»Wir wollen nicht, daß du alleine stirbst.«

»Ist das denn nicht einerlei?«

»Ich glaube, er deliriert«, sagte der Bruder. »Er sagt immer wieder das gleiche.«

»Wie merkwürdig«, meinte der alte Mann. »Ich habe immer gedacht, er heißt Giuseppe, und jetzt stelle ich fest, er heißt Yossarián. Das ist wirklich sehr merkwürdig.«

»Mama, heitere ihn auf«, drängte der Bruder. »Sag ihm was Lustiges.«

»Giuseppe.«

»Er heißt doch nicht Giuseppe, Ma. Er heißt doch Yossarián. »Ist das denn nicht einerlei?« erwiderte die Mutter im gleichen klagenden Ton. ohne aufzublicken. »Er stirbt Ihre geschwollenen Augen füllten sich mit Tränen, und sie begann zu weinen. Sie wiegte sich langsam auf dem Stuhl hin und her, und ihre Hände lagen wie gestorbene Schmetterlinge im Schoß. Yossarián fürchtete, daß sie in lautes Klagegeheul brechen werde. Vater und Bruder begannen nun ebenfalls zu weinen. Yossarián fiel ein, aus welchem Grunde sie alle weinten, und da weinte er ebenfalls. Ein Arzt, den Yossarián nie zuvor gesehen hatte, trat ein und erklärte den Besuchern höflich, daß sie gehen müßten. Der Vater richtete sich auf, um förmlich Abschied zu nehmen.

»Giuseppe«, begann er.

«Yossarián«, berichtigte der Sohn.

»Yossarián«, sagte der Vater.

»Giuseppe«, berichtigte Yossarián.

»Du wirst bald sterben.«

Yossarián begann wieder zu weinen. Der Arzt warf ihm aus der Ecke des Zimmers einen bösen Blick zu, und Yossarián gebot seinen Tränen Einhalt.

Der Vater fuhr feierlich und mit gesenktem Haupt fort: »Wenn du zu dem Mann da über uns sprichst«, sagte er, »dann will ich, daß du ihm etwas von mir ausrichtest. Sag ihm, es wäre unrecht, daß junge Leute sterben müssen. Das ist mein Ernst. Sag ihm, wenn die Menschen schon sterben müssen, sollten sie alt sterben. Ich will, daß du ihm das ausrichtest. Ich nehme an, er weiß nicht, daß es unrecht ist, denn angeblich ist er doch gut, und das geht nun schon lange so. Okay?«

»Und laß dir da oben von niemandem was gefallen«, mahnte der Bruder. »Im Himmel bist du genauso gut wie alle anderen, auch wenn du Italiener bist.«

»Zieh dich warm an«, sagte die Mutter, die Bescheid zu wissen schien.

Colonel Cathcart

Colonel Cathcart war ein aalglatter, erfolgreicher, liederlicher, unglücklicher Mensch von sechsunddreißig Jahren, der beim Gehen watschelte und gerne General sein wollte. Er war feurig und mutlos, auf seine Würde bedacht und leicht zu kränken. Er war selbstzufrieden und unsicher, tollkühn im Entwerfen administrativer Winkelzüge, die ihn seinen Vorgesetzten empfehlen sollten, und von schlotternder Angst gepackt bei der Vorstellung, diese Winkelzüge könnten sich als Rohrkrepierer erweisen. Er war hübsch und unattraktiv, ein renommierender, fleischiger, eingebildeter Mann, der Fett ansetzte und chronisch unter quälenden Anfällen von Argwohn litt. Colonel Cathcart war eingebildet, weil er bereits im Alter von sechsunddreißig Jahren Colonel war und ein Kampfkommando innehatte; Colonel Cathcart war niedergeschlagen, weil er, obgleich schon sechsunddreißig Jahre alt, doch erst Colonel war.

Colonel Cathcart war unfähig zu abstrahieren. Er vermochte seinen eigenen Erfolg nur an dem Erfolg anderer zu messen, und seine Vorstellung von Vortrefflichkeit gipfelte darin, alles mindestens ebenso gut zu machen wie seine Altersgenossen, die das gleiche noch besser machten. Daß Tausende von Männern seines Alters und auch Ältere es noch nicht einmal zum Major gebracht hatten, verschaffte ihm ein knäbisches Vergnügen, weil er sich für einen bedeutenden Mann halten durfte; daß Männer seines Alters und sogar Jüngere bereits Generale waren, erfüllte ihn hinwiederum mit dem quälenden Gefühl, ein Versager zu sein, und veranlaßte ihn, seine Fingernägel abzubeißen, und das mit einer Beklommenheit, die noch weniger zu beschwichtigen war als die, unter der Hungry Joe litt.

Colonel Cathcart war ein sehr stattlicher, mißmutiger, breitschultriger Mann mit kurzgeschnittenem, lockigem, an den Spitzen ergrauendem Haar und einer schmucken Zigarettenspitze, die er gekauft hatte, ehe er nach Pianosa fuhr, um dort sein Geschwader zu übernehmen. Er stellte die Zigarettenspitze bei jeder

Gelegenheit kunstvoll zur Schau und hatte gelernt, geschickt mit ihr umzugehen. Ohne daß er davon etwas geahnt hatte, verfügte er in seinem Inneren über die Begabung, aus einer Zigarettenspitze zu rauchen. Soweit er wußte, war die seine die einzige Zigarettenspitze auf dem gesamten mediterranen Kriegsschauplatz, und dieser Gedanke war einerseits schmeichelhaft, andererseits beunruhigend. Er bezweifelte keinen Augenblick, daß ein so geschliffener und intellektueller Mensch wie General Peckem es begrüßte, daß er aus einer Spitze rauchte, obwohl der General und die Spitze einander nur selten begegneten, was, wie Colonel Cathcart mit Erleichterung feststellte, in gewisser Weise ein Glück war, denn vielleicht hatte General Peckem in Wirklichkeit nichts für Zigarettenspitzen übrig. Wurde Colonel Cathcart von solchen Angstvorstellungen befallen, verbiß er nur mit Mühe ein Schluchzen und hätte das verfluchte Ding am liebsten weggeschmissen, hätte ihn davon nicht die unerschütterliche Überzeugung abgehalten, daß die Zigarettenspitze seiner maskulinen, kriegerischen Erscheinung unfehlbar jenen Glanz urbanen Heldentums verlieh, der Colonel Cathcart vorteilhaft von all den anderen Colonels in der amerikanischen Armee abstechen ließ, die seine Konkurrenten waren. Aber durfte er dessen gewiß sein? Colonel Cathcart war in solcher Art unermüdlich tätig, ein geschäftiger, hingebungsvoller, zielstrebiger militärischer Taktiker, der Tag und Nacht im Dienste der eigenen Person Pläne schmiedete. Er war sein eigener Grabstein, ein kühner, unfehlbarer Diplomat, der sich selbst unablässig angewidert wegen all der Gelegenheiten beschimpfte, die er verpaßt hatte, und sich reumütig aller begangenen Fehler wegen ohrfeigte. Er war gespannt, reizbar, bitter und eitel. Er war ein tapferer Opportunist, der sich wie ein Eber auf jede Gelegenheit stürzte, die Colonel Korn für ihn auftat, der aber gleich darauf bei dem Gedanken an mögliche unangenehme Folgen in klammer Verzweiflung zu zittern begann. Er sammelte gierig Gerüchte und schätzte Klatsch über alles. Er glaubte jede Neuigkeit, die er hörte, und vertraute keiner. Er hatte ständig die Ohren gespitzt, um sich keinen Wink entgehen zu lassen, und spürte hellwach Querverbindungen und Konstellationen nach, die nicht vorhanden waren. Er war ein Eingeweihter, der sich rührend darum bemühte, herauszubekommen, was vorging. Er war ein großmäuliger, unerschrockener Protz,

der untröstlich war über den unauslöschlich schlechten Eindruck. den er seiner Überzeugung nach auf bedeutende Persönlichkeiten gemacht hatte, die kaum wußten, daß es Alle hatten es auf ihn abgesehen. Colonel Cathcart war in einer unsicheren, arithmetischen Welt von Minuspunkten und Steinen im Brett, von überwältigenden eingebildeten Siegen und katastrophalen eingebildeten Niederlagen ganz auf seinen Witz angewiesen. Er schwankte stündlich zwischen Verzweiflung und Übermut, er übertrieb ganz ungeheuerlich die Größe seiner Siege und überschätzte geradezu tragisch die Bedeutung seiner Niederlagen. Stets war er hellwach. Erfuhr er, daß man General Dreedle oder General Peckem hatte lächeln, die Stirne runzeln oder keines von beiden tun sehen, so ruhte er nicht, bis er dafür eine annehmbare Deutung gefunden hatte, und brummelte verstockt, bis Colonel Korn ihn dazu überredete, die Dinge leicht zu nehmen und sich nicht so aufzuregen.

Lieutenant-Colonel Korn war ein loyaler, unentbehrlicher Verbündeter, der Colonel Cathcart auf die Nerven ging. Colonel Cathcart schwur Colonel Korn ewige Dankbarkeit für die von jenem ausgearbeiteten genialen Pläne, wurde aber wütend auf ihn, sobald er begriff, daß diese Pläne auch schief gehen konnten. Colonel Cathcart war tief in Colonel Korns Schuld und schätzte ihn ganz und gar nicht. Die beiden waren enge Vertraute. Colonel Cathcart neidete Colonel Korn dessen Intelligenz und mußte sich oft ins Gedächtnis rufen, daß Colonel Korn, obgleich fast zehn Jahre" älter als Colonel Cathcart, nur Lieutenant-Colonel war, und daß Colonel Korn seine Bildung auf einer staatlichen Universität erworben hatte. Colonel Cathcart beklagte das jämmerliche Geschick, das ihm als unbezahlbaren Gehilfen einen so gewöhnlichen Menschen wie Colonel Korn beschert hatte. Es war erniedrigend, sich so ganz auf jemanden verlassen zu müssen, der seine Bildung einer staatlichen Universität verdankte. Wenn ihm schon jemand unentbehrlich werden mußte, so jammerte Colonel Cathcart, dann doch wenigstens jemand, der reich war und Schliff hatte, jemand, der einer besseren Familie entstammte und menschlich reifer war als Colonel Korn, und der Colonel Cathcarts Streben, General zu werden, nicht so frivol ansah, wie Colonel Cathcart insgeheim glaubte, daß Colonel Korn dies insgeheim tue.

Colonel Cathcart war so darauf versessen, General zu werden, daß er willens war, sich aller Hilfsmittel zu bedienen, selbst der Religion, und eine Woche nachdem er die Zahl der erforderlichen Feindflüge auf sechzig heraufgesetzt hatte, ließ er eines späten Vormittags den Kaplan in sein Büro kommen und deutete ruckartig vor sich auf den Tisch, wo eine Ausgabe der Saturday Evening Post lag. Der Colonel trug den Kragen seines khakifarbenen Hemdes weit offen und ließ den Schatten harter, schwarzer Bartstoppeln auf seinem eierschalenweißen Hals sehen. Seine Unterlippe hing schwammig herab. Er gehörte zu den Menschen, die nie braun werden, und hielt sich so gut als möglich von der Sonne fern, um dem Sonnenbrand zu entgehen. Der Colonel war um mehr als einen Kopf größer als der Kaplan und über doppelt so breit, und seine aufgeblasene, gewichtige Autorität ließ den Kaplan sich im Gegensatz dazu zart und kränklich vorkommen. »Sehen Sie sich das mal an, Kaplan«, befahl Colonel Cathcart, schob eine Zigarette in seine Spitze und setzte sich behaglich in den Drehsessel hinter seinem Schreibtisch. »Sagen Sie mir mal, was Sie davon halten.«

Der Kaplan blickte gehorsam in die aufgeschlagene Zeitschrift und sah darin einen Bericht über ein in England stationiertes Geschwader amerikanischer Bomber, dessen Kaplan vor jedem Einsatz im Unterrichtsraum ein gemeinsames Gebet leitete. Der Kaplan weinte fast vor Freude, als er merkte, daß der Colonel ihn nicht bestellt hatte, um ihn anzubrüllen. Die beiden Herren hatten seit dem lärmenden Abend, als Colonel Cathcart den Kaplan auf General Dreedles Geheiß aus dem Offizierskasino geworfen, nachdem Häuptling White Halfoat Colonel Moodus auf die Nase geschlagen hatte, kaum ein Wort miteinander gesprochen. Der Kaplan hatte zunächst befürchtet, der Colonel wolle ihn zur Rede stellen, weil er am Abend zuvor ohne Erlaubnis ins Offizierskasino gegangen war. Er hatte Yossarián und Dunbar dorthin begleitet, nachdem die beiden unerwartet in seinem Zelt auf der Lichtung erschienen waren und ihn aufgefordert hatten, mitzukommen. So groß seine Angst vor Colonel Cathcart auch war, fand er es doch leichter, dessen Ungnade zu riskieren als die aufmerksame Einladung jener beiden neuen Freunde auszuschlagen, die er einige Wochen zuvor bei einem seiner Besuche im Lazarett kennengelernt hatte. Ihren Bemühungen war es gelungen, ihn

vor den unzähligen Wechselfällen des gesellschaftlichen Lebens zu schützen, denen seine beruflichen Pflichten ihn aussetzten. Er hatte auf vertrautem Fuße mit mehr als 900 unvertrauten Offizieren und Mannschaften zu stehen, die ihn für einen seltsamen Vogel hielten.

Der Kaplan heftete die Augen auf die Seiten der Zeitschrift. Er prüfte jedes Bild zweimal und las aufmerksam die Bildunterschriften, während er seine Antwort zu einem grammatikalisch fehlerlosen, vollständigen Satz zusammenfaßte, den er mehrere Male in seinem Kopf probte und umstellte, ehe er schließlich den Mut fand, zu antworten. »Ich finde, daß es ein sehr moralisches und höchst lobenswertes Vorgehen ist, vor jedem Einsatz ein Gezaghaft bet sprechen«, sagte er und »Ja, schon«, sagte der Colonel. »Ich will aber wissen, ob Sie der Ansicht sind, daß solche Gebete auch hier wirken würden.« »Jawohl, Sir«, erwiderte der Kaplan nach einigen Augenblicken. hin »Ich der Ansicht. daß sie das tun »Dann möchte ich es gerne mal damit versuchen.« Auf den vollen, mehligen Wangen des Colonels zeigten sich rötliche Flecken der Begeisterung. Er stand auf und begann munter umherzugehen. »Bedenken Sie mal, was das in England stationierte Geschwader mit diesen Gebeten erreicht hat. Wir haben hier ein Bild in der Saturday Evening Post, das Bild eines Colonels, dessen Kaplan vor jedem Einsatz ein gemeinsames Gebet leitet. Wenn solche Gebete jenem Colonel genützt haben, dann sollten sie auch uns nützen. Wenn wir solche Gebete veranstalten. kommt vielleicht auch mein Bild in die Saturday Evening Post.« Der Colonel setzte sich wieder und lächelte verschwenderisch, in ferne Betrachtungen verloren. Der Kaplan ahnte nicht, welche Antwort von ihm erwartet wurde. Mit einem nachdenklichen Ausdruck auf seinem lächelnden, recht blassen Gesicht gestattete er seinem Blick, auf den großen Körben auszuruhen, die mit roten Tomanten gefüllt an den Wänden aufgereiht standen. Er tat so, als denke er sich eine Antwort aus. Nach einer Weile begriff er, daß er auf Reihen und Reihen von Körben voller roter Tomaten starrte, und die Frage, was denn Körbe voll roter Tomaten im Dienstzimmer des Geschwaderkommandeurs zu suchen hatten, beschäftigte ihn so, daß er die Gebetsstunde ganz vergaß, bis Colonel Cathcart freundlich abschweifte:

»Möchten Sie welche kaufen, Kaplan? Die Tomaten stammen von dem Landgut, das Colonel Korn und ich da oben in den Bergen besitzen. Ich kann Ihnen einen Korb zum Großhandelspreis überlassen.«

»O nein, vielen Dank, Sir.«

»Macht nichts«, versicherte der Colonel großmütig. »Sie brauchen nicht zu kaufen. Milo nimmt uns mit Vergnügen die gesamte Ernte ab. Diese hier sind gestern gepflückt worden. Bemerken Sie, wie fest und reif sie sind, ganz wie die Brüste eines jungen Mädchens.«

Der Kaplan errötete, und der Colonel begriff auf der Stelle, daß er einen Fehler begangen hatte. Beschämt senkte er den Kopf, und sein schwerfälliges Gesicht glühte. Seine Finger fühlten sich dick und unbeweglich an. Er empfand giftigen Haß gegen den Kaplan, weil dieser ein Kaplan war und aus einer Bemerkung, die, wie Colonel Cathcart wußte, unter anderen Umständen für witzig und weltmännisch gehalten worden wäre, eine grobe Taktlosigkeit machte. Er suchte deprimiert nach einem Ausweg, der sie beide aus dieser niederschmetternden Verlegenheit erlöst hätte. Dabei fiel ihm ein, daß der Kaplan nur ein Captain war, und sogleich richtete er sich wütend und empört schnaufend auf. Bei dem Gedanken daran, daß er beinahe von einem Mann gedemütigt worden wäre, der mit ihm fast gleichaltrig, aber nur Captain war, blähten sich seine Wangen vor Wut, und er wandte sich blitzschnell und rachsüchtig mit einem Ausdruck so mörderischer Abneigung gegen den Kaplan, daß dieser zu zittern begann. Der Colonel strafte ihn sadistisch mit einem langen, funkelnden, bösartigen, stummen, haßerfüllten »Wir sprachen wohl von etwas anderem«, rief er dem Kaplan endlich schneidend ins Gedächtnis. »Wir sprachen nicht von den festen, reifen Brüsten schöner junger Mädchen, sondern von etwas ganz anderem. Wir sprachen davon, vor jedem Einsatz im Unterrichtsraum einen Gottesdienst abzuhalten. Gibt es einen Grund, der dagegen spricht?«

»Nein, Sir«, murmelte der Kaplan.

»Dann werden wir heute nachmittag damit beginnen.« Als der Colonel sich den Einzelheiten zuwandte, verminderte sich seine Feindseligkeit nach und nach. »Ich wünsche, daß Sie sich genau überlegen, welche Gebete da gesprochen werden können.

Ich möchte nichts Schwermütiges oder Trauriges hören. Ich möchte, daß Sie es frisch und munter machen und die Burschen in guter Stimmung hinausschicken. Verstehen Sie, was ich meine? Nichts von solchem Zeug wie Reich Gottes oder Tal des Todes. Das ist alles zu negativ. Warum machen Sie denn ein so saures Gesicht?«

»Verzeihung, Sir«, stammelte der Kaplan. »Mir fiel der 23. Psalm ein, als Sie das sagten.«

»Wie geht der denn?«

»Es ist der, den Sie gerade erwähnten, Sir. Der Herr ist mein Hirte, mir ...«

»Das ist genau der, den ich meinte. Der kommt nicht in Frage. Was haben Sie sonst noch?«

»Errette mich, Gott, denn die Wasser sind .. .«
»Keine Wasser«, entschied der Colonel und blies kräftig in seine
Zigarettenspitze, nachdem er zuvor den Stummel in den Aschenbecher aus gehämmertem Messing geschnipst hatte. »Warum
nicht ein bißchen was mit Musik? Wie wäre es denn mit den
Harfen an den Weiden?«

»Darin kommen die Wasser von Babylon vor, Sir«, erwiderte der Kaplan. »... da saßen wir und weinten, als wir Zions gedachten.«

»Zion? Na, das kommt nun wohl überhaupt nicht in Frage. Ich möchte wissen, wer das da eigentlich reingeschmuggelt hat. Haben Sie nicht ein bißchen was Lustiges, worin weder Gewässer, noch Täler, noch Gott vorkommen? Wenn irgend möglich, möchte ich die Religion überhaupt aus dem Spiel lassen.« Der Kaplan sagte schuldbewußt: »Es tut mir leid, Sir, aber alle Gebete, die ich kenne, sind ziemlich düster und erwähnen Gott mindestens am Rande.«

»Na, dann nehmen wir eben neue. Meine Leute meckern ohnehin schon darüber, daß ich sie fortgesetzt fliegen lasse, da brauchen wir es mit Predigten über Gott und Tod und Paradies nicht noch schlimmer zu machen. Warum können wir der Sache nicht positiver beikommen? Warum können wir nicht um etwas Angenehmes beten, ein dichteres Bombenteppichmuster zum Beispiel? Könnten wir nicht um ein dichteres Bombenteppichmuster beten?«

»Ja, das könnten wir wohl, Sir«, erwiderte der Kaplan zögernd,

»wenn Sie weiter nichts wollen, brauchen Sie mich gar nicht dazu. Das könnten Sie auch selber tun.«

»Das weiß ich«, versetzte der Colonel grob. »Aber was meinen Sie wohl, wozu ich Sie habe? Ich könnte mir auch mein eigenes Essen kaufen, aber das ist Milos Sache, und deswegen erledigt er das für alle unsere Staffeln. Ihre Sache ist es, unsere Gebete zu leiten, und von jetzt an werden Sie uns vor jedem Einsatz im Gebet für ein engeres Bombenteppichmuster anführen. Haben Sie verstanden? Ich finde es sehr angebracht, um ein engeres Bombenteppichmuster zu beten. Das verschafft uns allen bei General Peckem einen Stein im Brett. General Peckem ist der Ansicht, daß es eine hübschere Luftaufnahme ergibt, wenn alle Bomben dicht beieinander explodieren.«

»General Peckem, Sir?«

»Ganz recht, Kaplan«, erwiderte der Colonel und schnalzte väterlich, als er den verwirrten Blick des Kaplans bemerkte. »Ich möchte, daß das unter uns bleibt. Es sieht so aus, als sei General Dreedle endgültig auf dem Weg nach draußen, und als solle General Peckem seine Stelle einnehmen. Offen gestanden würde ich das nicht bedauern. General Peckem ist ein sehr guter Mann, und ich glaube, daß wir unter seinem Kommando alle sehr viel besser dran sein werden. Andererseits kommt es vielleicht nicht dazu, und General Dreedle bleibt unser Chef. Offen gestanden wäre ich auch darüber nicht enttäuscht, denn auch General Dreedle ist ein sehr guter Mann, und ich glaube, daß wir unter seinem Kommando ebenfalls alle besser dran wären. Ich hoffe, Sie behalten das für sich, Kaplan. Ich möchte nicht, daß einer von den beiden auf den Gedanken kommt, ich stellte der Gegenseite meine Unterstützung zur Verfügung.«

»Jawohl, Sir.«

»Das ist schön«, sagte der Colonel und stand liebenswürdig auf. »Aber all dieser Klatsch bringt uns nicht in die Saturday Evening Post, was, Kaplan? Wollen doch mal sehen, wie wir da am besten vorgehen. Übrigens, Kaplan, — kein vorzeitiges Wort zu Colonel Korn. Klar?«

»Jawohl, Sir.«

Colonel Cathcart begann nachdenklich in den schmalen Gängen hin und her zu gehen, die zwischen den Körben mit Tomaten, dem Tisch und den Stühlen in der Mitte des Zimmers geblieben waren. »Sie müssen wohl bis-zum Ende der Einweisung draußen warten, denn was da besprochen wird, ist geheim. Sie können aber hereinschlüpfen, während Major Danby die Uhrzeit vergleichen läßt. Ich glaube nicht, daß die genaue Ührzeit geheim gehalten werden muß. Wir werden Ihnen im Zeitplan anderthalb Minuten zubilligen. Kommen Sie mit anderthalb Minuten aus?« »Jawohl, Sir. Falls darin nicht die Zeit enthalten ist, die vergeht, während die Atheisten aus dem Zelt gehen und die Unteroffiziere hereinkommen.«

Colonel Cathcart blieb erstarrt stehen. »Was für Atheisten?« bellte er abwehrend, und seine ganze Erscheinung verwandelte sich in Sekundenschnelle in die Verkörperung tugendhafter, kriegsbereiter Empörung. »In meiner Einheit gibt es keine Atheisten. Atheismus ist doch gesetzwidrig, oder nicht?« »Nein, Sir.«

»Nicht?« Der Colonel war überrascht. »Dann ist er aber unamerikanisch, oder?«

»Da bin ich nicht ganz sicher, Sir«, erwiderte der Kaplan. »Aber ich!« verkündete der Colonel. »Und ich werde unseren Gottesdienst nicht stören, bloß um einer Bande lausiger Atheisten willen! Ich räume ihnen keine Vorrechte ein. Die sollen gefälligst bleiben, wo sie sind, und mit uns zusammen beten. Und was höre ich da von Unteroffizieren? Wie, zum Teufel, kommen die überhaupt in diese Vorstellung hinein?«

Der Kaplan fühlte sich erröten. »Verzeihen Sie, Sir. Ich nahm an, daß Sie die Anwesenheit der Unteroffiziere wünschten, soweit die ebenfalls am Einsatz teilnehmen.«

»Ich wünsche das nicht. Die haben schließlich einen eigenen Gott und einen eigenen Kaplan, nicht wahr?«

»Nein, Sir,«

»Was wollen Sie damit sagen? Wollen Sie sagen, Unteroffiziere und Mannschaften beten zu dem gleichen Gott wie wir?« »Jawohl, Sir.«

»Und er hört z«?«

»Ich glaube schon, Sir.«

»Na, da soll mich doch der Schlag treffen«, bemerkte der Colonel und schnaufte belustigt vor sich hin. Gleich darauf sank seine Stimmung jedoch, und er fuhr nervös mit der Hand über die kur-zen, schwarzen, ergrauenden Locken. »Halten Sie es wirklich für einen guten Gedanken, die Unteroffiziere zuzulassen?« fragte er besorgt.

»Ich halte das für geboten, Sir.«

»Ich möchte sie gerne draußen halten«, sagte der Colonel vertraulich und ließ laut die Fingerknöchel knacken, während er auf und ab ging. »Verstehen Sie mich nicht falsch, Kaplan. Es ist nicht etwa so, daß ich Mannschaften und Unteroffiziere für schmutzig, ordinär und minderwertig halte. Es ist nur einfach so, daß wir nicht genug Platz haben. Offen gestanden liegt mir aber auch nichts daran, daß Offiziere und Mannschaften sich im Unterrichtsraum verbrüdern. Mir scheint, daß sie schon Während der Einsätze genügend lange beisammen sind. Einige meiner besten Freunde sind Unteroffiziere, aber weiter möchte ich mich mit ihnen auch nicht einlassen. Sagen Sie mal ehrlich, Kaplan: wäre es Ihnen recht, wenn Ihre Schwester sich mit einem Urteroffizier verheiratete?«

»Meine Schwester ist Unteroffizier«, erwiderte der Kaplan. Der Colonel blieb wieder stocksteif stehen und sah den Kaplan scharf an, um zu sehen, ob der sich etwa über ihn lustig mache. »Was, bitte, wollen Sie mit dieser Bemerkung sagen, Kaplan? Versuchen Sie hier, Witze zu machen?«

»Oh nein, Sir«, beeilte der Kaplan sich zu erläutern, und sah dabei außerordentlich unbehaglich drein. »Sie ist Marinehelferin im Range eines Feldwebels.«

Der Colonel hatte den Kaplan nie leiden können, jetzt aber verabscheute er ihn und mißtraute ihm. Er witterte Gefahr und fragte sich, ob auch der Kaplan Ränke gegen ihn schmiede, ob das zurückhaltende, unauffällige Wesen des Kaplans nicht eine unheimliche Maske sei, unter der sich ein brennender Ehrgeiz verberge, der im tiefsten raffiniert und bedenkenlos sei. Der Kaplan wirkte irgendwie merkwürdig, und der Colonel erkannte denn auch bald, woran das lag. Der Kaplan stand steif aufgerichtet in Achtungstellung, denn der Colonel hatte vergessen, »Rühren« zu befehlen. Soll er doch so stehen bleiben, beschloß der Colonel rachsüchtig. Der Kaplan sollte merken, wer der Chef war, und auf diese Weise riskierte der Colonel nicht, das Gesicht zu verlieren. indem er seine Unterlassung eingestand. Colonel Cathcart fühlte sich unwiderstehlich zum Fenster hingezogen, und ein dumpfer, schwerer Ausdruck trübsinniger Selbsterforschung trat in seine Augen. Er entschied bei sich, daß Mannschaften stets falschherzig sind. Er blickte düster und traurig auf den Tontaubenschießstand hinunter, den er für die Offiziere seines Stabes hatte anlegen lassen, und erinnerte sich jenes peinlichen Nachmittages, als General Dreedle ihn vor Colonel Korn und Major Danby rücksichtslos angepfiffen und ihm befohlen hatte, den Schießstand sämtlichen Mannschaften und Offizieren der kämpfenden Truppe zur Verfügung zu stellen. Colonel Cathcart sah sich zu dem Schluß gezwungen, daß der Tontaubenschießstand einen furchtbaren Minuspunkt für ihn bedeutete. Er wußte genau, daß General Dreedle diese Sache nie vergessen hatte, obwohl er genau wußte, daß General Dreedle sich überhaupt nicht daran erinnerte, was im Grunde sehr ungerecht war, so jammerte Colonel Cathcart, denn der Gedanke eines Tontaubenschießstandes als solcher hätte ihm einen mächtigen Stein im Brett eintragen müssen, obwohl so ein furchtbarer Minuspunkt daraus geworden war. Colonel Cathcart war nicht imstande festzustellen, wieviel Boden er nun wirklich mit diesem verfluchten Tontaubenschießstand gewonnen oder verloren hatte. wünschte nur, daß Colonel Korn da wäre, um ein weiteres Mal die ganze Episode für ihn zu bewerten und seine Angst zu beschwichtigen.

Es war alles sehr verwirrend, sehr entmutigend. Colonel Cathcart nahm die Zigarettenspitze aus dem Mund und schob sie in die Tasche seines Hemdes, dann begann er kummervoll seine Fingernägel zu benagen. Alle waren gegen ihn, und er fühlte sich in tiefster Seele krank, weil Colonel Korn ihm in diesem Augenblick der Krise nicht zur Seite war, um ihm bei der Entscheidung über die Veranstaltung des gemeinsamen Gebetes zu keifen. Er hatte beinahe gar kein Vertrauen zum Kaplan, der immer noch bloß ein Captain war. »Glauben Sie«, fragte er, »daß der Erfolg in Frage gestellt wäre, wenn wir die Unteroffiziere nicht zulassen?«

Der Kaplan zögerte, denn er fühlte sich wieder auf unvertrautem Boden. »Jawohl, Sir«, erwiderte er schließlich. »Ich halte es für vorstellbar, daß ein derartiges Verhalten die Erfüllung unserer Gebete um ein engeres Bombenteppichmuster fraglich machen könnte.«

»Daran hatte ich überhaupt noch nicht gedacht!« rief der Colonel,

und seine Augen schimmerten wie Pfützen. »Wollen Sie damit sagen, daß Gott mich vielleicht sogar mit einem lockeren Teppichmuster bestrafen könnte?«

»Jawohl, Sir«, sagte der Kaplan. »Es ist denkbar, daß er das tut.« »Dann soll der Teufel das ganze holen«, entschied der Colonel gekränkt und ganz selbständig. »Ich werde doch diese verfluchten Gebetsübungen nicht veranstalten, um die Dinge noch zu verschlimmern.« Verächtlich schnaufend ließ er sich hinter dem Tisch nieder, nahm die leere Zigarettenspitze wieder zwischen die Lippen und versank für ein Weilchen in gedankenträchtige Stille. »Wenn ich es mir überlege«, gestand er sich selbst ebenso wie dem Kaplan, »war es vielleicht kein so guter Einfall, die Leute beten zu lassen. Die Herausgeber der Saturday Evening Post hätten vielleicht nicht mitgemacht.« Der Colonel gab seinen Plan mit Bedauern auf, denn er hatte ihn ganz allein ausgeheckt und ge-hofft, damit imstande zu sein. nachdrücklich zu demonstrieren. daß er Colonel Korn durchaus nicht unbedingt brauchte. Nachdem er ihn aber aufgegeben hatte, freute er sich, ihn los zu sein, denn von Anfang an hatte er eine Gefahr darin gesehen, einen Plan zu verwirklichen, ohne sich vorher mit Colonel Korn darüber zu besprechen. Er stieß einen mächtigen Seufzer der Befriedigung aus. Seine Hochachtung vor sich selbst war nun, da der Plan aufgegeben war, noch sehr viel größer, denn er war der Ansicht, eine sehr kluge Entscheidung getroffen zu haben, und, was das wichtigste war, er hatte diese Entscheidung getroffen, ohne sich vorher mit Colonel Korn besprechen. 711 »Ist das alles, Sir?« fragte der Kaplan.

»Ja«, sagte Colonel Cathcart. »Es sei denn, Sie hätten einen anderen Vorschlag.«

»Nein, Sir, nur ...«

Der Colonel hob den Blick, als sei er beleidigt, und musterte den Kaplan hochnäsig und mißtrauisch. »Nur was, Kaplan?« »Sir«, sagte der Kaplan, »nachdem Sie die Anzahl der erforderlichen Feindflüge auf sechzig heraufgesetzt haben, ist unter den Leuten eine gewisse Unruhe entstanden. Man hat mich gebeten, mit Ihnen darüber zu sprechen.«

Der Colonel blieb stumm. Der Kaplan errötete bis zu den Wurzeln seines sandfarbenen Haares und wartete. Der Colonel ließ ihn sich lange Zeit unter seinem starren, teilnahmslosen, jeden

Gefühls baren Blick winden.

»Sagen Sie ihnen, daß wir im Krieg sind«, empfahl er schließlich mit scharfer Stimme.

»Jawohl, danke, Sir«, erwiderte der Kaplan, von Dankbarkeit erfüllt, weil der Colonel überhaupt etwas gesagt hatte. »Die Leute fragen sich, warum Sie nicht Mannschaften aus Afrika anfordern, die ja darauf warten, hierher versetzt zu werden, und die alten Leute nach Hause schicken.«

»Das ist eine administrative Angelegenheit«, sagte der Colonel, »und geht sie nichts an.« Dann deutete er schlaff nach der Wand. »Nehmen Sie sich eine Tomate, Kaplan. Nur zu, auf meine Kosten.«

»Danke sehr, Sir. Sir ...«

»Lassen Sie es gut sein. Wie gefällt es Ihnen da draußen im Wald, Kaplan? Alles tiptop?«

»Jawohl, Sir.«

»Das ist schön. Melden Sie sich bei uns, wenn Sie was brauchen.«
»Jawohl, Sir, Vielen Dank, Sir, Sir ...«

»Dank für Ihren Besuch, Kaplan. Ich habe jetzt zu arbeiten. Sagen Sie mir Bescheid, wenn Ihnen was einfällt, was uns helfen könnte, unsere Namen in der Saturday Evening Post gedruckt zu sehen.«

»Jawohl, Sir.« Der Kaplan machte eine unerhörte Willensanstrengung und warf sein Herz tollkühn über die Hürde. »Ich mache mir besondere Sorge über den Zustand eines der Bombenschützen, Sir. Yossarián.«

Der Colonel sah schnell auf, denn ihm war eine undeutliche Erinnerung gekommen. »Um wen?« fragte er erschreckt.

»Yossarián, Sir.«

»Yossarián?«

»Jawohl, Sir. Yossarián. Er ist sehr, sehr übel dran, Sir. Ich glaube, er ist nicht imstande, noch viel durchzumachen, ohne etwas Verzweifeltes zu unternehmen.«

»Ach wirklich, Kaplan?«

»Jawohl, Sir, ich fürchte, es ist so.«

Der Colonel dachte gewichtig einige Augenblicke darüber nach.

»Raten Sie ihm, auf Gott zu vertrauen«, empfahl er schließlich.

»Danke vielmals, Sir«, sagte der Kaplan. »Das werde ich tun.«

Korporal Whitcomb

Die Morgensonne des späten Augusttages schimmerte heiß und dunstig, und auf der Galerie rührte sich kein Lüftchen. Der Kaplan bewegte sich bedächtig. Als er auf den Gummisohlen und Gummiabsätzen seiner braunen Schuhe geräuschlos das Büro des Colonels verließ, war er niedergeschlagen und machte sich schwere Vorwürfe. Er haßte sich um dessentwillen, was er als seine Feigheit ansah. Er hatte sich vorgenommen, in der Sache der sechzig Feindflüge Colonel Cathcart gegenüber viel größere Standhaftigkeit zu beweisen, mutig, logisch und beredt über einen Gegenstand zu sprechen, der ihm jetzt sehr am Herzen lag. Statt dessen war es ein erbärmlicher Fehlschlag geworden, hatte er wieder einmal angesichts des Widerstandes einer stärkeren Persönlichkeit alles herunter geschluckt. Das war eine ihm nur zu wohlbekannte, schimpfliche Erfahrung, und daher dachte er schlecht von sich.

Gleich darauf mußte er noch kräftiger schlucken, denn er erspähte Colonel Korns tonnenförmige, einfarbige Gestalt, die ihm mit affektierter Eile aus der vernachlässigten Halle mit den hochstrebenden Wänden von dunklem, gesprungenem Marmor und dem runden, mit zersplitterten Fliesen belegten Fußboden über die breit geschwungene Treppe aus gelbem Stein entgegen kam. Der Kaplan fürchtete Colonel Korn noch mehr als Colonel Cathcart. Der schwärzlich braune, ältliche Lieutenant-Colonel mit den randlosen eisigen Brillengläsern und dem polierten, haarlosen, kuppeiförmigen Schädel, den er immer wieder tastend mit den Spitzen der plumpen Finger berührte, schätzte den Kaplan nicht und behandelte ihn stets unhöflich. Er hielt den Kaplan mit knappen, verächtlichen Bemerkungen und wissenden, zynischen Blikken, denen zu begegnen der Kaplan anders als zufällig nicht den Mut hatte, in einem fortdauernden Zustand der Angst. Die Aufmerksamkeit des Kaplans, als er nun demütig vor Colonel Korn stand, richtete sich unvermeidlich auf dessen Taille, der das sich über den herabrutschenden Gürtel ballonartig bauschende Hemd das Aussehen schlampiger Fettleibigkeit verlieh und ihn kleiner wirken ließ als er war. Colonel Korn war ein nachlässiger, hochmütiger Mann mit öliger Haut. Von der Nase zogen sich fast schnurgerade tiefe Falten bis zu dem eckigen, gespaltenen Kinn. Das Gesicht war hart. Als die beiden sich auf der Treppe entgegen kamen und im Begriff waren, aneinander vorbeizugehen, sah Colonel Korn durch den Kaplan hindurch, scheinbar ohne ihn zu erkennen.

»Tag, Pater«, sagte er dann tonlos, ohne den Kaplan anzusehen. »Wie gehts denn immer?«

»Guten Morgen, Sir«, erwiderte der Kaplan, der klug genug war, zu merken, daß der Colonel keine ausführlichere Antwort auf seine Frage erwartete.

Colonel Korn erstieg die Treppe, ohne sein Tempo zu verringern, und der Kaplan überwand die Versuchung, ihn noch einmal daran zu erinnern, daß er kein Katholik, sondern Anabaptist sei, und daß er daher weder notwendig noch korrekt war, ihn mit Pater anzureden. Er war beinahe davon überzeugt, daß Colonel Korn dies genau wußte, und daß die mit harmlosem Gegichtsausdruck vorgebrachte Anrede Pater nur eine der Sticheleien Colonel Korns darstellte, mit denen er den Kaplan quälte, weil der nichts weiter war als ein Anabaptist.

Colonel Korn blieb unvermittelt stehen, als er über dem Kaplan angelangt war und redete ihn wütend und mißtrauisch an. Der Kaplan erstarrte.

»Was machen Sie mit der Tomate, Kaplan?« fragte Colonel Korn grob.

Der Kaplan sah überrascht an seinem Arm hinunter auf die Tomate, die Colonel Cathcart ihm aufgedrängt hatte. »Ich habe sie aus Colonel Cathcarts Büro, Sir«, brachte er schließlich heraus. »Weiß der Colonel, daß Sie die Tomate mitgenommen haben?« »Jawohl, Sir. Er hat sie mir geschenkt.«

»Oh, dann ist ja alles in Ordnung«, sagte Colonel Korn besänftigt. Er lächelte ohne Wärme und stopfte mit den Daumen das hervorquellende Hemd in seine Hose. Eine ganz private, höchst befriedigende Bosheit blitzte aus seinen Augen. »Warum hat Colonel Cathcart Sie zu sich bestellt, Pater?« fragte er plötzlich. Unentschlossenheit verschlug dem Kaplan vorübergehend die Sprache. »Ich weiß nicht, ob ich ...«

»Möchte er, daß Sie Ihre Gebete an die Herausgeber der Saturday Evening Post richten?«

Der Kaplan lächelte beinahe. »Jawohl, Sir.-«

Colonel Korn war entzückt von seiner eigenen Intuition. Er lachte

geringschätzig. »Ich habe mir schon gedacht, daß er nach der Lektüre der letzten Ausgabe der Saturday Evening Post sofort auf einen derartig blöden Gedanken verfallen würde. Ich hoffe, daß Sie ihm klar gemacht haben, wie absurd dieser Einfall ist.« »Er hat sich dagegen entschieden, Sir.«

»Sehr schön. Es freut mich, daß Sie ihm auseinandergesetzt haben, daß die Herausgeber der Saturday Evening Post nicht zweimal die gleiche Geschichte abdrucken werden, nur um einem obskuren Colonel Publizität zu verschaffen. Wie stehen denn die Dinge in der Wildnis, Pater? Kommen Sie da draußen zurecht?« »Jawohl, Sir. Es geht alles recht gut.«

»Sehr schön. Es freut mich zu hören, daß Sie keine Beschwerden vorzubringen haben. Sagen Sie Bescheid, wenn Sie was brauchen. Es liegt uns allen daran, daß Sie sich da draußen gut amüsieren.« »Sehr gerne, Sir. Das werde ich tun.«

Unten in der Halle wurde es lauter. Es war fast Essenszeit, und die ersten Ankömmlinge schlenderten in die Stabsmessen. Offiziere und Mannschaften gingen in verschiedene Messen, deren Eingänge einander in der Halle gegenüberlagen. Colonel Korn hörte auf zu lächeln.

»Sie haben doch erst kürzlich hier gegessen, nicht wahr, Pater?« fragte er bedeutungsvoll.

»Jawohl, Sir. Vorgestern.«

»Dacht' ich's doch«, bemerkte Colonel Korn und machte eine Pause, um seine Bemerkung einsinken zu lassen. »Also lassen Sie sich's gut gehen, Pater. Wir sehen uns, wenn Sie das nächste Mal hier essen.«

»Jawohl, Sir.«

Der Kaplan wußte nicht genau, in welcher der fünf Offiziersoder fünf Mannschaftsmessen er an diesem Tage essen sollte, denn das Wechselschema, das Colonel Korn für ihn ausgearbeitet hatte, war sehr kompliziert, und er hatte die Unterlagen im Zelt zurückgelassen. Der Kaplan war der einzige zum Stab kommandierte Offizier, der nicht in dem verfallenden roten Stabsbau oder einem der kleineren Satellitengebäude hauste, die abgesondert den Stabsbau umstanden. Der Kaplan wohnte auf einer Waldlichtung zwischen dem Offizierskasino und dem Bereich der ersten Staffel, etwa sechs Kilometer entfernt. Die vier Staffelbereiche schlössen sich schnurgerade hintereinander dem Stabsbereich

an. Der Kaplan wohnte allein in einem geräumigen, quadratischen Zelt, das ihm auch als Büro diente. Des Nachts drang fröhlicher Lärm vom Offizierskasino zu ihm herüber und hinderte ihn oft am Schlafen. Dann warf er sich auf seinem Feldbett in geduldiger, halb freiwilliger Ausgeschlossenheit hin und her. Er war nicht imstande, die Wirkung der harmlosen Pillen einzuschätzen, mit denen er gelegentlich den Schlaf herbeizurufen suchte, und wenn er sie eingenommen hatte, fühlte er tagelang Gewissensbisse.

Der einzige, der die Waldlichtung mit dem Kaplan teilte, war sein Gehilfe, Korporal Whitcomb. Korporal Whitcomb war Atheist und ein unzufriedener Untergebener, der überzeugt war, die Arbeit des Kaplans sehr viel besser verrichten zu können als der Kaplan, und der sich daher als ein in seinen Privilegien beschnittenes Opfer gesellschaftlicher Ungerechtigkeit betrachtete. Nachdem er herausbekommen hatte, daß der Kaplan ihm das durchgehen ließ, behandelte er ihn frech und unverschämt. Die beiden Zelte standen nicht mehr als vier oder fünf Fuß voneinander entfernt auf der Lichtung.

Es war Colonel Korn gewesen, der diese Lebensführung für den Kaplan erdacht hatte. Einen guten Vorwand dafür, den Kaplan außerhalb des Stabsbereiches wohnen zu lassen, lieferte Colonel Korn die Ansicht, der Kaplan werde eine engere Verbindung zu seinen Schäfchen halten können, wenn er ebenso wie sie ein Zelt bewohne. Einen weiteren guten Vorwand lieferte der Umstand, daß die ständige Anwesenheit des Kaplans beim Stab den anderen Offizieren unbehaglich war. Es war schön und gut, mit dem HERRN Verbindung zu halten, und alle waren sehr dafür; weniger schön aber war es, IHN vierundzwanzig Stunden täglich in der Nähe zu haben. Alles in allem, so stellte Colonel Korn es Major Danby, dem fahrigen, glotzäugigen Operationsoffizier dar, habe der Kaplan ein leichtes Leben; er habe kaum etwas anderes zu tun, als sich die Sorgen anderer Leute anzuhören, die Toten zu bestatten, die Bettlägerigen zu besuchen und Gottesdienste abzuhalten. Und viele Tote gäbe es gar nicht mehr zu begraben, betonte Colonel Korn, denn die Abwehr durch deutsche Jäger sei praktisch erloschen, und gute neunzig Prozent der noch zu verzeichnenden Ausfälle verblieben hinter den feindlichen Linien oder irgendwo in den Wolken, wo der Kaplan mit der Bestattung der sterblichen Überreste nichts zu schaffen hatte. Die Gottesdienste könne man auch nicht gerade anstrengend nennen, da sie nur einmal wöchentlich im Stabsgebäude abgehalten und Gläubigen wenigen besucht Es verhielt sich so, daß der Kaplan sein Leben auf der Waldlichtung geradezu lieb gewann. Sowohl er als auch Korporal Whitcomb waren mit allem erdenklichen Komfort ausgestattet worden, weil man verhindern wollte, daß sie angeblicher Unbequemlichkeiten wegen um die Erlaubnis einkämen, ins Stabsgebäude zurückzukehren. Der Kaplan wechselte beim Frühstück, beim Mittagessen und beim Abendbrot seinen Platz in einer der acht Geschwadermessen, aß jede fünfte Mahlzeit in der Mannschaftsmesse beim Stab, und jede zehnte Mahlzeit in der dortigen Offiziersmesse. Zu Hause in Wisconsin hatte der Kaplan sich gerne im Garten betätigt, und immer, wenn er die kurzen, stachligen Äste der verkümmerten Bäume und das hüfthohe Unkraut und das Gebüsch betrachtete, das ihn fast wie eine Mauer umschloß. sah er mit Entzücken auf diese üppige Fruchtbarkeit. Im Frühling hätte er zu gerne in einer schmalen Rabatte um sein Zelt Begonien und Zynnien gepflanzt, doch hatte ihn die Angst vor Korporal Whitcombs Bosheit davon abgehalten. Der Kaplan genoß die Abgeschiedenheit seiner grünen Umgebung, die Verträumtheit und die Neigung zur Meditation, die durch den Aufenthalt dort gefördert wurden. Es kamen nicht mehr so viele Männer wie früher, um ihr Herz auszuschütten, und er erlaubte sich, dieses Umstandes mit Dankbarkeit zu gedenken. Der Kaplan war kein Gesellschaftsmensch und genoß es nicht, sich zu unterhalten. Ihm fehlten seine Frau und seine drei kleinen Kinder, und er wiederum fehlte seiner Frau.

Was Korporal Whitcomb am Kaplan nicht paßte, war, abgesehen von der Tatsache, daß er an Gott glaubte, sein Mangel an Initiative und Aggressivität. Der geringe Zustrom zu den Gottesdiensten ließ Korporal Whitcomb sein eigenes Prestige in einem trüben Licht erscheinen. Er zerbrach sich ununterbrochen den Kopf nach herausfordernden, neuartigen Hinfallen, vermittels derer die große religiöse Wiederbelebung anzustellen wäre, als deren Initiator er sich träumte — Picknicks, Tanzveranstaltungen in der Kirche, vorgedruckte Briefe an die Angehörigen der Gefallenen und Verwundeten, Zensur, Bingo. Der Kaplan je-

doch stellte sich ihm dabei hinderlich in den Weg. Korporal Whitcomb schäumte förmlich unter der zügelnden Hand des Kaplans, denn überall erspähte er Möglichkeiten, Verbesserungen anzubringen. Er kam zu der Überzeugung, daß es Menschen wie der Kaplan waren, deretwegen die Religion auf den Hund gekommen und sie alle beide zu Parias geworden waren. Anders als der Kaplan verabscheute Korporal Whitcomb die Abgeschiedenheit der Waldlichtung. Er beabsichtigte, nach Absetzung des Kaplans sogleich ins Stabsgebäude zurückzukehren, wo er sich im Geschehens Mittelpunkt des befinden Während der Kaplan nach seinem Abschied von Colonel Korn zur Lichtung zurückfuhr, befand sich Korporal Whitcomb im Freien in der dunstigen Hitze, und führte eine verschwörerische Unterhaltung mit einem unbekannten, dicklichen Menschen in kastanienbraunem Schlafrock und grauem Schlafanzug. Der Kaplan erkannte Schlafrock und Schlafanzug als die vorgeschriebene Lazarettkleidung. Keiner der beiden nahm Notiz von ihm. Das Zahnfleisch des Fremden war rot gepinselt, und auf dem Rücken seines Schlafrockes bahnte sich ein Bomber seinen Weg durch krepierende, orangefarbene Flakgranaten, während auf der Vorderseite sechs säuberlich ausgerichtete Reihen winziger Bomben zu sehen waren, die sechzig geflogene Einsätze bedeuteten. Der Kaplan war von diesem Anblick so überrascht, daß er stehenblieb und hinstarrte. Die beiden unterbrachen ihre Unterhaltung und warteten steinern schweigend, bis der Kaplan weiterging. Er eilte in sein Zelt. Hier hörte er sie kichern, oder er bildete sich das jedenfalls ein.

Kurz darauf kam Korporal Whitcomb ins Zelt und fragte barsch: »Na, was ist?«

»Nichts Neues«, erwiderte der Kaplan abgewandten Blickes. »Hat jemand nach mir gefragt?«

»Bloß wieder dieser Knallkopf Yossarián. Das ist ein richtiger Revoluzzer.«

»Ich glaube nicht, daß er ein Knallkopf ist«, bemerkte der Kaplan.

»So ist es richtig, nehmen Sie nur für ihn Partei«, versetzte Korporal Whitcomb beleidigt und stapfte hinaus. Der Kaplan konnte nicht glauben, daß Korporal Whitcomb schon wieder beleidigt sei und wirklich hinausgegangen war. Als er es

begriffen hatte, kam Korporal Whitcomb schon wieder herein. »Sie ergreifen immer die Partei der anderen«, warf Korporal Whitcomb ihm vor. »Sie unterstützen nie Ihre eigene Seite. Das ist einer Ihrer Fehler.«

»Ich hatte nicht die Absicht, seine Partei zu nehmen«, entschuldigte sich der Kaplan. »Ich habe nur eine Tatsache festgestellt.« »Was wollte Colonel Cathcart von Ihnen?«

»Nichts von Bedeutung. Er wollte sich nur mit mir darüber unterhalten, ob es möglich sei, vor jedem Einsatz im Unterrichtsraum zu beten.«

»Na schön, dann sagen Sie es mir eben nicht«, kläffte Korporal Whitcomb und ging wieder hinaus.

Dem Kaplan war übel zu Mute. Er mochte sich so rücksichtsvoll anstellen wie er wollte, stets kränkte er Korporal Whitcomb. Er blickte reuig vor sich zu Boden und sah, daß die Ordonnanz, die Colonel Korn ihm aufgenötigt hatte, damit sie das Zelt und die Kleidung des Kaplans instand halte, es wiederum unterlassen hatte, ihm die Stiefel zu putzen.

Korporal Whitcomb kam wieder herein. »Nie vertrauen Sie mir etwas an«, zankte er weinerlich. »Sie haben kein Vertrauen zu Ihren Leuten. Das ist wieder einer Ihrer Fehler.« »Doch, das habe ich«, versicherte ihm der Kaplan schuldbewußt. »Ich setze großes Vertrauen in Sie.«

»Wie steht es denn mit den Briefen?«

»Nein, nicht jetzt«, flehte der Kaplan unterwürfig. »Nicht die Briefe. Fangen Sie bitte nicht wieder davon an. Falls ich meine Meinung ändern sollte, sage ich Ihnen Bescheid.« Korporal Whitcomb blickte wütend drein. »So? Na, machen Sie nur so weiter. Wackeln Sie mit dem Kopf und lassen Sie mich die ganze Arbeit tun. Haben Sie den Kerl nicht gesehen, mit den Bildern auf seinem Schlafrock?«

»Will er mich sprechen?«

»Nein«, sagte -Korporal Whitcomb und ging hinaus. Im Zelt war es heiß und feucht, und der Kaplan fühlte, wie auch er langsam feucht wurde. Er lauschte wie ein unfreiwilliger Horcher auf das gedämpfte, unverständliche Gemurmel draußen. Während er da schlaff vor dem gebrechlichen Kartentisch saß, der ihm als Schreibtisch diente, waren seine Lippen geschlossen, die Augen blickten ausdruckslos, und das Gesicht mit dem blassen,

ockerfarbenen Schimmer und den alten, dichten Häufchen winziger Pickelnarben zeigte Farbe und Textur einer unaufgeknackten Mandel. Er zerbrach sich den Kopf auf der Suche nach der Ursache jener Bitterkeit, die ihm Korporal Whitcomb bewies. Aus einem ihm unerklärlichen Grunde war er davon überzeugt, Korporal Whitcomb eine unverzeihliche Kränkung zugefügt zu haben. Es kam ihm unglaubhaft vor, daß Korporal Whitcomb nur deshalb einen so ausdauernden Zorn empfinden sollte, weil der Kaplan es abgelehnt hatte, das Bingospiel in die Andacht einzuführen und an die Angehörigen der Gefallenen vorgedruckte Briefe zu verschicken. Der Kaplan nahm seine eigene Unzulänglichkeit als gegeben hin und war darüber verzweifelt. Seit Wochen schon beabsichtigte er, mit Korporal Whitcomb ein Gespräch von Mann zu Mann zu führen, um herauszubekommen, was jenem solches Unbehagen schuf, doch schämte er sich jetzt schon dessen, was er dabei zu hören bekommen mochte. Korporal Whitcomb lachte draußen schadenfroh, der andere kicherte. Gefährliche Sekunden hindurch überrieselte den Kaplan die gespenstische okkulte Überzeugung, schon früher oder in einer früheren Existenz in genau dieser Lage gewesen zu sein. Er mühte sich, diesen Eindruck zu erhäschen und festzuhalten, um fähig zu sein, das nächste Ereignis vorherzusagen oder vielleicht sogar zu bestimmen, doch seine Eingebung zerschmolz wirkungslos, genauso wie er es vorhergewußt hatte. Dejä vu. Die subtile, wiederkehrende Vermengung von Illusion und Wirklichkeit, die typisch war für Erinnerungstäuschungen, fesselte den Kaplan, und er wußte etliches darüber. Zum Beispiel wußte er, daß man diese Erscheinung Paramnesie nannte, und er interessierte sich auch für solche Begleitphänomene optischer Natur wie jamais vu, nie gesehen, und presque vu, beinahe gesehen. Er durchlebte gräßliche Augenblicke, da Gegenstände, Begriffe und selbst Menschen, die der Kaplan so gut wie sein Leben lang gekannt hatte, auf unerklärliche Weise ein unbekanntes und ungewohntes Aussehen annahmen, wie es ihm nie zuvor begegnet war, das sie ihm völlig fremd machte: jamais vu. Und es gab andere Augenblicke, in denen er beinahe die absolute Wahrheit in blendender Klarheit erblickte: presque vu. Die Episode mit dem nackten Mann im Baum bei Snowdens Beerdigung war ihm immer noch ein undurchdringliches Geheimnis. Dejä vu war es nicht, denn er

hatte nicht das Empfinden gehabt, je zuvor bei Snowdens Beerdigung einen nackten Mann im Baum gesehen zu haben. Jamais vu war es auch nicht, denn die Erscheinung glich nicht jemandem oder einem Ding, das bekannt war, jedoch in unbekannter Verkleidung auftrat, und presque vu war es bestimmt Kaplan der hatte ihn wirklich Unmittelbar vor dem Zelt sprang knatternd der Motor eines Jeep an, der sich gleich darauf aufheulend entfernte. War der nackte Mann im Baum bei Snowdens Beerdigung eine Halluzination gewesen? War er eine Offenbarung gewesen? Schon bei dem Gedanken hieran geriet der Kaplan ins Zittern. Es drängte ihn, sich Yossarián anzuvertrauen, doch immer, wenn er den Vorfall bedachte, beschloß er, nicht weiter darüber nachzudenken, so daß er nun, da er ernstlich darüber nachdachte, nicht mit Gewißheit sagen konnte, ob er je wirklich darüber nachgedacht hatte.

Korporal Whitcomb kam wieder hereingeschlendert, ein funkelnagelneues, widerliches Grinsen im Gesicht, und lümmelte sich frech gegen den Zeltpfahl.

»Möchten Sie gerne wissen, wer der Bursche im Schlafrock war?« fragte er prahlerisch. »Es war ein CID-Mensch mit Nasenbeinbruch. Er ist dienstlich aus dem Lazarett hergekommen. Er führt eine Untersuchung.«

Der Kaplan sah hastig auf, bekümmert und voller Mitgefühl. »Ich hoffe, Sie sind nicht in Schwierigkeiten. Kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Nein, nicht ich bin in Schwierigkeiten«, erwiderte Korporal Whitcomb grinsend, »sondern Sie. Man wird Sie am Kanthaken kriegen, weil Sie alle die Washington Irving unterzeichneten Briefe mit Washington Irving unterschrieben haben. Wie finden Sie das?«

»Ich habe keinen einzigen Brief mit Washington Irving unterzeichnet«, sagte der Kaplan.

»Mich brauchen Sie nicht anzuschwindeln«, versetzte Korporal Whitcomb. »Ich bin nicht derjenige, den Sie von Ihrer Unschuld überzeugen müssen.«

»Aber ich lüge nicht.«

»Es ist mir egal, ob Sie lügen oder nicht. Man wird Sie außerdem am Kanthaken kriegen, weil Sie Major Majors Post unter-

schlagen haben. Ein großer Teil davon ist nur für den Dienstgebrauch bestimmt.«

»Welche Post?« sagte der Kaplan kläglich und immer gereizter. »Ich habe Major Majors Korrespondenz überhaupt nie gesehen.« »Mich brauchen Sie nicht anzuschwindeln«, erwiderte Korporal Whitcomb. »Ich bin nicht derjenige, den Sie von Ihrer Unschuld überzeugen müssen.«

»Aber ich lüge nicht!« wehrte sich der Kaplan.

»Ich weiß nicht, weshalb Sie mich anbrüllen müssen«, sagte Korporal Whitcomb gekränkt. Er stieß sich vom Zeltpfahl ab und wies nachdrücklich mit dem Finger auf den Kaplan. »Gerade eben habe ich Ihnen den größten Gefallen getan, der Ihnen je in Ihrem Leben erwiesen worden ist, und Sie merken das nicht mal. Immer, wenn er den Versuch macht, über Sie an seine Vorgesetzten zu berichten, streicht einer der Zensoren im Lazarett die Einzelheiten aus. Er versucht schon seit Wochen, Sie festnehmen zu lassen. Gerade eben habe ich seinen Brief, ohne ihn zu lesen, als Zensor abgezeichnet. Das wird beim CID einen sehr guten Eindruck machen. Auf diese Weise erfährt man dort, daß wir keine Angst davor haben, die ganze Wahrheit über Sie an den Tag kommen zu lassen.«

Dem Kaplan schwamm der Kopf. »Sie dürfen doch aber gar nicht Briefe zensieren, oder doch?«

»Selbstverständlich nicht«, erwiderte Korporal Whitcomb. »Das dürfen immer nur Offiziere. Ich habe für Sie abgezeichnet.« »Aber auch ich habe kein Recht, Briefe zu zensieren.« »Da habe ich vorgesorgt«, versicherte Korporal Whitcomb. »Ich habe mit einem anderen Namen für Sie unterschrieben.« »Ist das denn nicht eine Fälschung?«

»Ach, zerbrechen Sie sich darüber nur nicht den Kopf. Der einzige, der im Fall einer Fälschung geschädigt wird, ist derjenige, dessen Unterschrift Sie gefälscht haben, und ich habe Ihre Interessen dadurch gewahrt, daß ich die Unterschrift eines toten Mannes gebraucht habe. Ich habe mit Washington Irving unterschrieben.« Korporal Whitcomb sah prüfend in das Gesicht des Kaplans, ob sich dort etwa Widerspruch melde, und fuhr dann unverschämt und voller Selbstvertrauen und mit versteckter Ironie ausgedacht, fort: »Das hab ich gut nicht wahr?« »Ich weiß nicht recht«, jammerte der Kaplan mit brechender Stimme und verzog dabei das Gesicht leidvoll und verständnislos. »Ich glaube, ich verstehe nicht, was Sie mir da erzählt haben. Wie kann ein guter Eindruck für mich dadurch erreicht werden, daß Sie statt meines Namens den von Washington Irving benutzt haben?«

»Weil man beim CID davon überzeugt ist, daß Sie Washington Irving sind. Begreifen Sie denn nicht? Man wird daran erkennen, daß Sie den Brief geschrieben haben.«

»Aber bestärken wir das CID damit nicht in dem Irrglauben, den wir doch erschüttern wollen? Verschaffen wir ihnen damit nicht einen Beweis gegen uns?«

»Wenn ich geahnt hätte, daß Sie sich so anstellen, hätte ich nie versucht, Ihnen zu helfen«, erklärte Korporal Whitcomb entrüstet und ging hinaus. Gleich darauf kam er wieder herein. »Gerade eben habe ich Ihnen einen größeren Gefallen erwiesen als je ein Mensch zuvor, und Sie merken es überhaupt nicht. Sie verstehen es nicht, Ihre Dankbarkeit zu zeigen. Das ist übrigens noch einer von Ihren Fehlern.«

»Entschuldigen Sie«, bat der Kaplan reuig. »Das tut mir wirklich sehr leid. Es ist nur . . . ich bin so verwirrt von allem, was Sie mir da erzählt haben, daß ich gar nicht recht weiß, was ich sage. Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar.«

»Dann lassen Sie mich endlich diese Schemabriefe schicken«, verlangte Korporal Whitcomb unverzüglich. »Ich kann schon mal einen entwerfen.«

Dem Kaplan blieb vor Verblüffung der Mund offen stehen. »Nein, nein«, ächzte er. »Nicht jetzt.«

Korporal Whitcomb schäumte vor Wut. »Ich bin der beste Freund, den Sie je gehabt haben, und Sie begreifen es nicht!« quengelte er und ging aus dem Zelt. Dann kam er wieder herein. »Ich bin auf Ihrer Seite, aber Sie merken es nicht. Wissen Sie denn gar nicht, wie gefährlich Ihre Lage ist? Der CID-Mensch ist ins Lazarett zurückgefahren und schreibt jetzt einen neuen Bericht über Sie und die Tomate.«

»Welche Tomate?« blinzelte der Kaplan erstaunt. »Die Tomate, die Sie versteckt in der Hand trugen, als Sie hier auftauchten. Da ist sie ja. Die Tomate, die Sie immer noch in der Handhaben.«

Der Kaplan öffnete die Faust und merkte überrascht, daß er im-

mer noch die Tomate hielt, die er in Colonel Cathcarts Büro bekommen hatte. Er legte sie hastig auf den Tisch. »Ich habe diese Tomate von Colonel Cathcart«, sagte er und seine Erklärung kam ihm selbst höchst albern vor. »Er bestand darauf, daß ich sie mitnahm.«

»Mich brauchen Sie nicht anzulügen«, versetzte Korporal Whitcomb. »Mir ist es egal, ob Sie sie ihm gestohlen haben oder nicht.«

»Gestohlen?« rief der Kaplan verblüfft. »Warum sollte ich wohl eine Tomate stehlen wollen?«

»Genau darüber haben wir beide uns auch den Kopf zerbrochen«, sagte Korporal Whitcomb. »Dann kam aber der CID-Mensch darauf, daß Sie vielleicht wichtige Geheimpapiere darin versteckt haben könnten.«

Der Kaplan sackte unter dem bergeschweren Gewicht seiner Verzweiflung zusammen. »Ich habe keine wichtigen Geheimpapiere darin verborgen«, erklärte er schlicht. »Ich wollte diese Tomate gar nicht haben. Hier, nehmen Sie sie. Nehmen Sie sie und sehen Sie selber nach.«

»Ich will sie nicht.«

»Bitte, nehmen Sie sie fort«, flehte der Kaplan mit kaum vernehmbarer Stimme. »Ich will sie los sein.«

»Ich will die Tomate nicht«, bellte Korporal Whitcomb noch einmal und stelzte mit verärgerter Miene hinaus, hinter der sich ein jubelndes Lächeln verbarg, denn er hatte jetzt einen mächtigen neuen Verbündeten in dem CID-Menschen, und es war ihm wiederum gelungen, dem Kaplan klar zu machen, daß er nicht mit ihm zufrieden war.

»Armer Whitcomb«, seufzte der Kaplan und machte sich Vorwürfe wegen der Mißstimmung seines Gehilfen. Er saß stumm und schwerfällig in eine närrische Melancholie versunken da und wartete darauf, daß Korporal Whitcomb wieder hereinkomme. Es enttäuschte ihn, Korporal Whitcombs entschlossene Schritte sich entfernen zu hören. Er verspürte keinen Wunsch nach Tätigkeit. Er beschloß, statt des Mittagessens Schokolade aus seiner Feldkiste zu speisen und sie mit lauwarmem Wasser aus der Feldflasche- hinunter zu spülen. Er glaubte sich von einem dichten, niederdrückenden Nebel von Möglichkeiten umgeben, in dem er nicht den kleinsten Lichtschimmer zu entdecken vermochte.

Ängstlich versuchte er, sich vorzustellen, was Colonel Cathcart wohl denken würde, wenn er erfuhr, daß der Kaplan verdächtigt wurde, Washington Irving zu sein, und was Colonel Cathcart wohl jetzt schon von ihm denken mochte, weil er die sechzig Feindflüge zur Sprache gebracht hatte. Es ist soviel Kummer in der Welt, grübelte er und beugte niedergedrückt das Haupt bei diesem tragischen Gedanken. Er konnte nichts tun, um den Kummer der anderen zu lindern, von seinem eigenen gar nicht zu reden.

General Dreedle

Colonel Cathcart indessen verschwendete keinen Gedanken an den Kaplan, denn Colonel Cathcart sah sich einem eigenen funkelnagelneuen, bedrohlichen Problem gegenüber: "Yossarián! Allein schon der Klang dieses fluchwürdigen, häßlichen Namens ließ sein Blut gefrieren und seinen Atem stoßweise und keuchend gehen. Die Erwähnung des Namens Yossarián! durch den Kaplan hatte in seinem Gedächtnis ein dumpfes Dröhnen ausgelöst wie von einem unheimlichen Gongschlag. Kaum war die Tür hinter dem Kaplan zugefallen, da überkam Colonel Cathcart die Erinnerung an den nackten Mann bei der Parade. Sie ergoß sich über ihn gleich einer Sturzflut von demütigenden, erstickenden, schmerzlichen Bildern. Er begann zu schwitzen und zu zittern. Es zeigte sich hier ein spukhaftes, ganz unwahrscheinliches Zusammentreffen, dessen Konsequenzen zu teuflisch waren, als daß man darin etwas anderes als ein unheilverkündendes Vorzeichen erblicken durfte. Der Name des Mannes, der damals nackt in der angetretenen Formation gestanden hatte, um sich von General Dreedle die hohe Auszeichnung umlegen zu lassen, war ebenfalls Yossarián gewesen. Und jetzt war es ein Mann namens Yossarián, der drohte, wegen der sechzig Feindflüge Ärger zu machen, die Colonel Cathcart seinem Geschwader verordnet hatte. Er fragte sich düster, ob das wohl der gleiche Yossarián sein könne.

Er erhob sich mühsam wie ein schwer geprüfter Mann und begann im Büro umherzuwandern. Er ahnte, daß etwas Geheimnisvolles mit ihm im Raum sei. Der nackte Mann bei der Parade war für ihn ein kräftiger Minuspunkt gewesen, das gestand er sich

niedergeschlagen ein. Auch die Verschiebung der HKL vor dem Angriff auf Bologna und die sieben Tage währende Verzögerung bei der Zerstörung der Brücke von Ferrara waren Minuspunkte, wenn auch, so dachte er aufatmend, die Zerstörung der Brücke selbst wieder ein Stein im Brett für ihn gewesen war. Der Verlust einer Maschine beim zweiten Anflug stellte wiederum einen Minuspunkt dar; ein weiterer Stein im Brett war allerdings, daß er die Auszeichnung für jenen Bombenschützen genehmigt bekommen hatte, der ihm ursprünglich durch seinen zweiten Anflug auf die Brücke den Minuspunkt eingebracht hatte. Der Name dieses Bombenschützen, so fiel ihm plötzlich mit lähmendem Schrecken ein, war ebenfalls Yossarián! gewesen. Jetzt hatte er schon drei! Seine verklebten Augen quollen erstaunt vor, und er wirbelte verängstigt herum, um zu sehen, was hinter seinem Rücken vorging. Eben noch war kein Yossarián in seinem Leben vorgekommen, jetzt aber vermehrten sie sich schon wie die Trolle. Er versuchte, sich zu fassen. Yossarián war kein gängiger Name; vielleicht gab es in Wirklichkeit nicht drei, sondern nur zwei, vielleicht nur einen Yossarián — aber das änderte im Grunde nichts! Der Colonel fühlte sich immer noch bedroht. Sein Instinkt sagte ihm, daß er sich einem ungeheueren, geheimnisvollen kosmischen Höhepunkt nähere, und bei dem Gedanken, daß Yossarián, wer immer das nun am Ende sein mochte, ihm zur Nemesis bestimmt sein könnte, geriet die breite, fleischige, hochaufragende Gestalt des Colonels von Kopf bis Fuß ins Zittern. Colonel Cathcart war nicht abergläubisch, glaubte jedoch an Vorzeichen. Er setzte sich daher entschlossen an den Tisch und verfaßte eine kurze Notiz des Inhalts, unverzüglich die verdächtige Affäre Yossarián zu durchleuchten. Er verfaßte diese Weisung an sich selbst in schwerer, entschlossener Handschrift, gab ihr größeres Gewicht durch eine Reihe von Ausrufungszeichen und unterstrich das Ganze zweimal, so daß es schließlich folgendermaßen aussah:

Yossarián!!!(?)!

Nachdem er damit fertig war, lehnte sich der Colonel zurück, höchst zufrieden mit sich, weil er angesichts einer unheimlichen Krise schnell und entschlossen gehandelt hatte. Yossarián — schon der Anblick des Namens ließ ihn erschauern. Es waren so viele esse darin. Der Name mußte einfach subversiv sein: Er glich

geradezu dem Wort subversiv. Er ähnelte den Worten sozialistisch, faschistisch, hinterlistig, kommunistisch. Es war ein widerwärtiger, ausländischer, ekelhafter Name, ein Name der ganz einfach kein Vertrauen erweckte. Dieser Name glich nicht solch sauberen, knappen, ehrlichen amerikanischen Namen wie Cathcart, Peckem und Dreedle.

Colonel Cathcart erhob sich langsam und begann, von neuem im Zimmer umherzugehen. Fast ohne es zu merken, brach er von einem der Büschel eine Tomate ab und biß gierig hinein; gleich darauf verzog er das Gesicht und warf den Rest der Tomate in seinen Papierkorb. Der Colonel schätzte Tomaten nicht, nicht einmal, wenn es seine eigenen waren, und diese waren nicht seine eigenen. Diese Tomaten hatte Colonel Korn in verschiedenen Verkleidungen auf verschiedenen Märkten von Pianosa eingekauft, hatte sie in tiefer Nacht zu dem in den Bergen gelegenen Landhaus Colonel Cathcarts transportieren und am nächsten Morgen ins Stabsgebäude schaffen lassen, um sie Milo zu verkaufen, der an Colonel Cathcart und Colonel Korn Höchstpreise zahlte. Colonel Cathcart fragte sich häufig, ob diese Manipulation mit den Tomaten legal sei. Colonel Korn versicherte ihm aber, daß es sich so verhalte, und er bemühe sich, nicht zu oft darüber nachzudenken. Er vermochte auch nicht herauszubekommen, ob die Sache mit dem Landhaus in den Bergen legal war, da Colonel Korn alle Einzelheiten selber geregelt hatte. Colonel Cathcart wußte nicht, ob ihm das Haus gehörte, oder ob er der Mieter war, wer es ihm vermietete, und wieviel es kostete, falls es überhaupt etwas kostete. Colonel Korn war der Advokat, und wenn Colonel Korn ihm versicherte, daß Betrug, Erpressung, Devisenvergehen, Unterschlagung, Steuerhinterziehung und Spekulationen auf dem Schwarzen Markt nichts Ungesetzliches waren, so sah Colonel Cathcart sich einfach nicht in der Lage, anderer Meinung zu sein.

Colonel Cathcart wußte von diesem Haus in den Bergen nichts weiter, als daß er es besaß und verabscheute. Niemals langweilte er sich so, wie während der zwei oder drei Tage, die er eine um die andere Woche dort zubringen mußte, damit die Illusion aufrecht erhalten wurde, das feuchte, zugige Landhaus in den Bergen sei ein güldener Tempel fleischlicher Genüsse. In allen Offiziersklubs flüsterte man verschwommen, aber mit wissenden Ge-

sichtern von üppigen, verschwiegenen Alkohol- und Sexualorgien, die sich dort ereignet hatten, und von geheimen, intimen, ekstatischen Nächten mit den schönsten, aufreizendsten, bereitwilligsten und am leichtesten zu befriedigenden italienischen Kurtisanen, Filmschauspielerinnen, Mannequins und Gräfinnen. Nie hatte sich auch nur eine einzige solche Nacht der Ekstasen oder der vertuschten Alkohol- und Sexualorgien ereignet. Sie hätten sich vielleicht ereignet, wenn General Dreedle oder General Peckem auch nur ein einziges Mal Lust gezeigt hätten, sich an Colonel Cathcarts Orgien zu beteiligen, doch das tat keiner von beiden, und der Colonel jedenfalls dachte nicht daran, seine Zeit an Liebeleien mit schönen Frauen zu verschwenden, es sei denn, greifbaren daraus Nutzen ziehen hätte können Der Colonel verabscheute die feuchten, einsamen Nächte und die langweiligen ereignislos verlaufenden Tage in seinem Landhaus. Er war viel lieber beim Stab, wo er jeden, den er nicht fürchten mußte. zur Schnecke machen konnte. Indessen verbreitet ein Landhaus in den Bergen wenig Glanz, wenn man es nicht benutzt, wie Colonel Korn ihm immer wieder vor Augen führte. Colonel Cathcart trat die Fahrt zu seinem Landhaus stets voller Selbstmitleid an. Er führte eine Schrotbüchse mit und verbrachte die eintönigen Stunden, indem er auf Vögel und jene Tomaten feuerte, die dort ungepflegt wuchsen, und die zu ernten niemand sich die Mühe nehmen wollte.

Unter die Offiziere niedrigeren Ranges, die mit Respekt zu behandeln Colonel Cathcart für tunlich hielt, zählte er Major — de Coverley, wenn auch nicht gerne und obwohl er nicht genau wußte, ob das wirklich nötig war. Major — de Coverley war für Colonel Cathcart ein ebensolches Rätsel wie für Major Major und jeden anderen, dem er vor Augen kam. Colonel Cathcart wußte einfach nicht, ob er zu Major — de Coverley aufsehen oder auf ihn herabsehen sollte. Major — de Coverley war nur Major, obwohl er viel älter war als Colonel Cathcart; andererseits aber behandelten so viele andere Major — de Coverley mit so tiefer und ängstlicher Verehrung, daß es Colonel Cathcart so vorkam, als wüßten sie etwas Besonderes. Major — de Coverley war eine bedrohliche, unverständliche Gegenwart, die ihn unablässig beunruhigte und die sogar von Colonel Korn mit Vorsicht behandelt wurde. Alle fürchteten ihn, und niemand wußte warum. Es

kannte auch niemand Major — de Coverleys Vornamen, weil nie jemand den Mut aufgebracht hatte, ihn danach zu fragen. Colonel Cathcart wußte, daß Major — de Coverley augenblicklich nicht da war und genoß glücklich dessen Abwesenheit, bis ihm einfiel, Major — de Coverley könne sich entfernt haben, um irgendwo gegen ihn zu konspirieren, und da wünschte er, Major - de Coverley möge zu seiner Staffel zurückkehren, wo er hingehörte, und man ihn unter Beobachtung halten Nach einem Weilchen begannen Colonel Cathcarts Füße vom vielen Hin- und Hergehen zu schmerzen. Er setzte sich wieder an seinen Tisch und beschloß, eine durchdachte und systematische Bewertung der gesamten militärischen Situation vorzunehmen. Mit der sachlichen Miene eines Mannes, der es versteht, ein großes Pensum Arbeit zu erledigen, ergriff er einen weißen Block, zog in der Mitte einen Strich von oben nach unten, machte ziemlich weit oben einen Ouerstrich und teilte damit die Seite in zwei leere, gleichgroße Felder. Er ruhte einen Augenblick zu kritischer Betrachtung aus. Dann beugte er sich tief über den Tisch und schrieb links oben in gedrängter, affektierter Schrift: »Minuspunkte!!!« Über das rechte Feld schrieb er »Steine im Brett!!!!« Dann lehnte er sich noch einmal zurück, um dieses Werk bewundernd von einem objektiven Gesichtspunkt her zu betrachten. Gleich darauf leckte er feierlich und entschieden die Spitze seines Bleistiftes an und schrieb unter »Minuspunkte!!!« nach spannungsgeladenen Pausen:

Ferrara

Bologna (Verschiebung der HKL während der Belagerung von)

Tontaubenschießstand

Nackter Mann bei Parade (nach Avignon)

Dann fügte er hinzu:

Vergiftetes Essen (während Bologna)

und

Stöhnen (krankhaftes, während Einweisung für Avignon)

Darunter schrieb er:

Kaplan (drückt sich jeden Abend im Offizierskasino herum) Er beschloß, freundlich gegen den Kaplan zu sein, obwohl er ihn nicht leiden mochte, und schrieb deshalb in die Spalte »Steine im Brett!!!!!« Kaplan (drückt sich jeden Abend im Offizierskasino herum)

Die beiden Eintragungen bezüglich des Kaplans hoben einander nun auf. Neben »Ferrara« und »Nackter Mann bei Parade (nach Avignon)« schrieb er dann

Yossarián!

Neben »Bologna (Verschiebung der HKL während Belagerung von)«, »Vergiftetes Essen (während Bologna)« und »Stöhnen (krankhaftes während Einweisung für Avignon)«, schrieb er mit kühner, entschlossener Hand:

?

Die mit einem »?« versehenen Eintragungen waren die, welche er sogleich prüfen wollte, um festzustellen, ob Yossarián eine Rolle dabei gespielt hatte.

Plötzlich begann sein Arm zu zittern, und er war außerstande, weiter zu schreiben. Er erhob sich, von Angst geschüttelt, er kam sich klebrig und fett vor und rannte zum offenen Fenster, um frische Luft zu schnappen. Dabei fiel sein Blick auf den Tontaubenschießstand, und er taumelte mit einem gequälten Aufschrei zurück. Er glotzte mit irren Blicken um sich, als sähe er überall Yossariáns.

Niemand liebte ihn. General Dreedle haßte ihn, General Peckem allerdings mochte ihn leiden, wenn er dessen auch nicht sicher sein konnte, da Colonel Cargill, der Gehilfe von General Peckem, zweifellos eigene Ziele verfolgte, und ihn vermutlich bei jeder sich bietenden Gelegenheit bei General Peckem anschwärzte. Er kam zu dem Ergebnis, daß nur ein toter Colonel ein guter Colonel ist, ausgenommen natürlich er selber. Der einzige Colonel, dem er vertraute, war Colonel Moodus, und selbst der hatte einen Vorsprung bei seinem Schwiegervater. Milo war selbstverständlich für ihn ein großer Stein im Brett, wenngleich es ihm vermutlich schreckliche Minuspunkte eingetragen hatte, daß das Geschwader von Milos Maschinen bombardiert worden war, obschon Milo schließlich allen Protest zum Schweigen gebracht hatte, indem er auf den erheblichen Reingewinn verwies, den das Syndikat durch diese Schiebung mit dem Feind realisiert hatte, was jedermann davon überzeugte, daß die Bombardierung der eigenen Leute und Flugzeuge im Grunde einen anerkennenswerten und einträglichen Sieg des privaten Unternehmergeistes darstellte. Im Hinblick auf Milo litt der Colonel unter einer gewissen Unsicherheit, denn andere Colonels versuchten, Milo abzuwerben, und Colonel Cathcart hatte immer noch den gräßlichen Häuptling White Halfoat im Geschwader, der, wie der gräßliche, faule Captain Black versicherte, im Grunde für die Verschiebung der HKL während der Großmächtigen Belagerung von Bologna verantwortlich gewesen war. Colonel Cathcart hatte eine Schwäche für Häuptling White Halfoat, weil der Häuptling den gräßlichen Colonel Moodus auf die Nase zu schlagen pflegte, wenn der Häuptling sich betrank und Colonel Moodus gerade in der Nähe war. Er wünschte, Häuptling White Halfoat möge auch Colonel Korn die feiste Visage einschlagen. Colonel Korn war ein gräßlicher Klugscheißer. Beim Hauptquartier der 27. Luftflotte war er schlecht angeschrieben, denn irgend jemand dort ließ jeden seiner Berichte mit tadelnden Randbemerkungen zurückgehen, und Colonel Korn hatte eine gewitzte Postordonnanz namens Wintergreen bestochen, um herauszubekommen, wer eigentlich die Berichte zurückschickte. Colonel Cathcart mußte sich eingestehen, daß der Verlust des Bombers beim zweiten Anflug auf Ferrara sein Ansehen ebenso wenig gehoben hatte wie das Verschwinden iener anderen Maschine in der Wolke — das war ein Punkt, den er nicht einmal notiert hatte! Er versuchte. sich angestrengt darauf zu besinnen, ob Yossarián mit jener Maschine in der Wolke verloren gegangen war, begriff aber, daß Yossarián unmöglich mit jener Maschine in der Wolke verloren gegangen sein konnte, da er hier unten solchen Krach machte, weil fünf Feindflüge mehr fliegen nur er Wenn Yossarián sich widersetzte, überlegte Colonel Cathcart, waren sechzig Feindflüge vielleicht wirklich zu viel, doch fiel ihm ein, daß seine einzige greifbare Leistung - eben darin bestand, seine Besatzungen zu zwingen, mehr Feindflüge zu fliegen als die Besatzungen aller anderen Geschwader. Wie Colonel Korn oft bemerkte, wimmelte es in diesem Krieg von Geschwaderkommandeuren, die nichts weiter taten als ihre Pflicht, und es bedurfte eben einer dramatischen Geste wie der, seinem Geschwader mehr Einsätze abzuverlangen als jeder andere Kommandeur, um seine einzigartigen Führerqualitäten ins rechte Licht zu rücken. Soweit er sehen konnte, schien sich keiner der Generäle seinem Vorgehen zu widersetzen, obwohl auch keiner, soweit er sehen konnte, davon besonders beeindruckt war, was ihm den Gedanken eingab, daß sechzig Feindflüge vielleicht längst nicht genug

waren, und daß er die erforderliche Anzahl auf der Stelle auf siebzig, achtzig oder hundert heraufsetzen müßte, vielleicht soauf zweihundert, dreihundert oder sechstausend. Zweifellos würde er unter einem weltgewandten General wie Peckem sehr viel besser daran sein als unter einem so ungeschliffenen und dickfälligen Menschen wie General Dreedle, denn General Peckem besaß das Unterscheidungsvermögen, die Intelligenz und die hervorragende Universitätsbildung, die erforderlich waren, wollte man den vollen Wert Colonel Cathcarts erkennen. obgleich General Peckem sich niemals im geringsten hatte anmerken lassen, daß er Colonel Cathcart schätzte oder achtete. Colonel Cathcart glaubte, gewitzt genug zu sein, um zu wissen, daß sichtbare Zeichen der Wertschätzung zwischen weltgewandten, selbstbewußten Menschen wie er und General Peckem es waren, nicht vonnöten sind, da solche Persönlichkeiten einander schon aus der Entfernung kraft angeborenen, beiderseitigen Verständnisses Freundschaft entgegenbringen. Es genügte zu wissen, daß sie beide vom gleichen Schlage waren, und er begriff, daß es nur darauf ankam, diskret den rechten Augenblick für eine Bevorzugung abzuwarten, obwohl es Colonel Cathcarts Selbstachtung zusetzte, mit ansehen zu müssen, daß General Peckem ihn nie bevorzugte und sich keine Mühe gab, Colonel Cathcart mit seinem Wissen und seinen Kernsprüchen stärker zu beeindrucken als jeden beliebigen Zuhörer, Mannschaften nicht ausgenommen. Entweder kam Colonel Cathcart bei General Peckem nicht an, oder General Peckem war nicht die funkelnde, feinfühlige, intellektuelle, vorausschauende Persönlichkeit, für die er sich ausgab, und in Wirklichkeit war General Dreedle der sensitive, charmante, glänzende und weltgewandte Mann, bei dem er wesentlich besser fahren würde. Und plötzlich hatte Colonel Cathcart auch nicht mehr die geringste Ahnung, wie gut er eigentlich irgendwo angeschrieben war, und er hämmerte auf seinen Klingelknopf, damit Colonel Korn herbeigerannt käme, um ihm zu versichern, daß alle ihn liebten, daß Yossarián ein Hirngespinst sei und daß er in dem glänzenden, kühnen Feldzug, den er um den Generalsrang führte, hervorragende Fortschritte mache.

In Wirklichkeit hatte Colonel Cathcart nicht die kleinste Chance, General zu werden. Einmal war da der Exgefreite Wintergreen, der ebenfalls General werden wollte und der jedes Schriftstück, das für Colonel Cathcart bestimmt oder in dem von ihm die Rede war und das ihm hätte nutzen können, abänderte, vernichtete, zurückwies oder falsch adressierte. Zum anderen war bereits ein General vorhanden, nämlich General Dreedle, der wußte, daß General Peckem nach seinem Posten trachtete, aber nicht wußte, wie er ihn daran hindern sollte.

General Dreedle, der Kommandeur der Luftflotte, war ein barscher, untersetzter, faßbrüstiger Mann Anfang der Fünfzig. Seine Nase war eckig und rot, und er hatte dickliche weiße Augenlider, die seine kleinen grauen Augen umgaben wie Heiligenscheine. Er besaß eine Pflegerin und einen Schwiegersohn, und wenn er nicht gerade zuviel getrunken hatte, neigte er dazu, lange und bedeutend zu schweigen. General Dreedle hatte zuviel Zeit damit verbracht, seine Arbeit anständig zu tun, und jetzt war es zu spät. Neue Machtkonstellationen waren ohne ihn entstanden, und er wußte nicht, wie sich dagegen wehren. Wenn er sich gehen ließ, nahm sein hartes, unwirsches Gesicht einen düsteren, nachdenklichen Ausdruck an, der von Niederlage und Ratlosigkeit sprach. General Dreedle trarik sehr viel. Seine Stimmungen waren unberechenbar und willkürlich. »Der Krieg ist die Hölle«, erklärte er oft, nüchtern oder betrunken, und er meinte es wirklich so, wenn ihn das auch nicht hinderte, seinen Lebensunterhalt mit dem Krieg zu verdienen und seinen Schwiegersohn mit ins Geschäft zu nehmen, obgleich die beiden sich dauernd miteinander zankten.

»Dieser Stinkmops«, beklagte sich General Dreedle mit einem verächtlichen Grunzen über seinen Schwiegersohn bei jedem, der zufällig neben ihm an der Bar im Offizierskasino stand. »Alles, was er ist, verdankt er mir. Ich habe ihn gemacht, dieses schäbige Miststück! Er ist nämlich zu dumm, um aus eigener Kraft vorwärts zu kommen.«

»Er hält sich für ein Genie«, pflegte Colonel Moodus dann schmollend seiner eigenen Zuhörerschaft am anderen Ende der Bar mitzuteilen. »Er verträgt keine Kritik und will keinen Rat annehmen.«

»Er kann nichts weiter als Ratschläge erteilen«, bemerkte General Dreedle seinerseits knurrend. »Ohne meine Hilfe wäre er immer noch Korporal.«

General Dreedle trat stets von seiner Pflegerin und von Colonel Moodus begleitet auf. Seine Pflegerin war ein Weibstück, so schmackhaft, wie man es nur wünschen konnte. Sie war pausbäckig, klein und blond. In den vollen Wangen saßen Grübchen, die blauen Augen strahlten, und ihr adrettes, lockiges Haar trug sie hochgekämmt. Sie lächelte jedermann zu und sprach nie, es sei denn, sie wurde angeredet. Ihr Busen war üppig und ihre Haut rein. Sie war unwiderstehlich, und Männer machten sorgfältig einen Bogen um sie herum. Sie war saftig, süß, sanft und dumm und brachte jeden um den Verstand, außer General Dreedle. »Ihr solltet sie mal nackt sehen«, lachte General Dreedle röhrend und genußvoll, während seine Pflegerin stolz lächelnd unmittelbar neben ihm stand. »Im Hauptquartier verwahrt sie eine Uniform in meinem Zimmer, die ist aus rosa Seide und so hauteng, daß ihre Brustwarzen wie Kirschen vorstehen. Milo hat mir das Material verschafft. Das Ding ist so knapp, daß sie weder Höschen noch Büstenhalter drunter tragen kann. Manchmal, wenn Moodus bei mir ist, lasse ich sie diese Uniform anziehen. bloß um ihn verrückt zu machen.« General Dreedle lachte rauh. »Ihr müßtet mal sehen, was sich in ihrer Bluse abspielt, wenn sie sich bewegt. Sie bringt ihn um den Verstand. Wenn ich ihn dabei erwische, daß er sie oder eine andere Frau anrührt, lasse ich den geilen Stinkmops zum Gemeinen degradieren und ein ganzes Jahr die Küche scheuern.«

»Er hält sie sich bloß, um mich verrückt zu machen«, beschuldigte Colpnel Moodus am anderen Ende der Bar klagend seinen Schwiegervater. »Im Hauptquartier verwahrt er eine Uniform aus rosa Seide, die so eng ist, daß ihre Brustwarzen wie Kirschen vorstehen. Sie kann nicht mal Höschen oder einen Büstenhalter drunter tragen. Ihr müßtet mal hören, wie die Seide raschelt, wenn sie sich bewegt. Aber sobald ich versuche, mit ihr oder einer anderen was anzufangen, läßt er mich zum Gemeinen degradieren und ein ganzes Jahr lang die Küche scheuern. Sie bringt mich um den Verstand.«

»Seitdem wir in Übersee sind«, vertraute General Dreedle seinen Hörern an, »ist er noch mit keiner Frau im Bett gewesen.« Sein eckiger Stoppelkopf bebte bei diesem teuflischen Gedanken vor sadistischem Lachen. »Das ist einer der Gründe, weshalb ich ihn nie aus den Augen lasse: daß er sich kein Weib besorgen

kann. Könnt ihr euch vorstellen, was das arme Schwein für Qualen leidet?«

»Seitdem wir in Übersee sind«, winselte Colonel Moodus mit tränenerstickter Stimme, »bin ich noch bei keiner Frau gewesen. ihr euch vorstellen, was ich für Oualen leide?« Wenn General Dreedle mit jemandem so unzufrieden war wie mit Colonel Moodus, konnte er auch zu anderen Leuten streng sein. Er hatte keinen Sinn für scheinheiliges Getue, Takt oder anmaßliches Auftreten, und sein Glaubensbekenntnis als Berufssoldat war eindeutig und knapp: die jungen Männer, die seine Befehle entgegenzunehmen hatten, mußten bereit sein, ihr Leben für die Ideale und Eigenheiten jenes alten Mannes hinzugeben, dessen Befehle General Dreedle zu befolgen hatte. Die Offiziere und Mannschaften seiner Luftflotte waren für ihn nichts als militärische Rechnungsposten. Er verlangte von ihnen einzig, daß sie ihre Pflicht taten; darüber hinaus mochten sie anfangen, was sie wollten. Falls sie es wünschten, war es ihnen erlaubt, wie es Colonel Cathcart erlaubt war, ihre Besatzungen zu zwingen, sechzig Einsätze zu fliegen. Und falls sie es wünschten, war es ihnen erlaubt, wie es Yossarián erlaubt gewesen war, nackt zur Parade zu kommen, obwohl General Dreedles steinerner Unterkiefer bei diesem Anblick herabgesunken war und General Dreedle mit großen Schritten diktatorisch die Formation abgeschritten hatte, um sich davon zu überzeugen, daß da wirklich ein Mann mit nichts als Hausschuhen bekleidet in Achtungstellung stand und darauf wartete, von ihm einen Orden verliehen zu bekommen. General Dreedle war sprachlos. Als Colonel Cathcart Yossarián erspähte, wandelte ihn eine Ohnmacht an, und Colonel Korn trat von hinten an ihn heran und packte mit festem Griff seinen Arm. Das Schweigen war grotesk. Von See her wehte eine stete, warme Brise, und auf der Hauptstraße kam ein alter, mit schmutzigem Stroh beladener Leiterwagen in Sicht. Er wurde von einem schwarzen Esel gezogen und von einem Bauern gelenkt, der einen Schlapphut und verblichenes, braunes Arbeitszeug trug und keine Notiz von der militärischen Zeremonie nahm, die ihm auf dem kleinen Feld Endlich sprach General Dreedle. »Zurück zum Auto!«, bellte er über die Schulter seine Pflegerin an, die mit ihm die Formation abgeschritten hatte. Die Pflegerin trudelte lächelnd zu der braunen Stabslimousine zurück, die etwa zwanzig Meter vom Rande des Feldes entfernt hielt. General Dreedle wartete verbissen schweigend, bis die Autotür zufiel, und verlangte dann zu wissen: »Welcher ist das?«

Colonel Moodus sah auf einer Liste nach. »Das ist Yossarián, Papa. Er bekommt das große Halsband.«

»Na, da soll mich doch der Schlag treffen«, nuschelte General Dreedle, und sein rötliches, monolithisches Antlitz lockerte sich belustigt. »Warum tragen Sie keine Uniform, Yossarián?« »Ich will nicht.«

»Was heißt das, Sie wollen nicht? Weshalb, zum Kuckuck wollen Sie nicht?«

»Ich will einfach nicht, Sir.«

»Warum trägt er keine Uniform?« erkundigte sich General Dreedle über die Schulter bei Colonel Cathcart. »Er hat Sie was gefragt«, flüsterte Colonel Korn von hinten über Colonel Cathcarts Schulter und stieß ihm kräftig den Ellenbogen in den Rücken.

»Warum trägt er keine Uniform?« fragte Colonel Cathcart mit schmerzverzogenem Gesicht Colonel Korn und tastete behutsam nach der Stelle, wo Colonel Korn ihn soeben gestoßen hatte. »Warum trägt er keine Uniform?« fragte Colonel Korn Captain Piltchard und Captain Wren.

»Letzte Woche ist über Avignon ein Mann in seinem Bomber getroffen worden und hat sich auf ihm verblutet«, erwiderte Captain Wren. »Er hat geschworen, daß er nie wieder eine Uniform tragen will.«

»Letzte Woche ist über Avignon ein Mann in seinem Bomber getroffen worden und auf ihm verblutet«, meldete Colonel Korn unmittelbar General Dreedle. »Seine Uniform ist noch nicht aus der Wäsche zurück.«

»Wo sind seine anderen Uniformen?«

»Ebenfalls in der Wäsche.«

»Und sein Unterzeug?« fragte General Dreedle. »Sein gesamtes Unterzeug ist ebenfalls in der Wäsche«, antwortete Colonel Korn.

»Das klingt mir wie der reinste Blödsinn«, erklärte General Dreedle.

»Es ist auch der reinste Blödsinn«, sagte Yossarián.

»Keine Sorge, Sir«, versprach Colonel Cathcart General Dreedle mit einem drohenden Blick auf Yossarián. »Ich gebe Ihnen mein persönliches Ehrenwort darauf, daß dieser Mann streng bestraft werden wird.«

»Was zum Teufel schert es mich, ob er bestraft wird oder nicht?« erwiderte General Dreedle überrascht und ärgerlich. »Er hat sich eine Auszeichnung verdient. Wenn er sie sich nackt verleihen lassen will, dann geht das Sie doch einen Dreck »Genau das ist meine Ansicht, Sir!« echote Colonel Cathcart hell begeistert und betupfte die Stirn mit einem feuchten weißen Taschentuch. »Würden Sie das aber auch angesichts der letzten Verlautbarung General Peckems über vorschriftsmäßige Dienstbe-Fronteinsatz aufrecht erhalten. kleidung im Sir?« »Peckem?« General Dreedles Gesicht verfinsterte sich »Jawohl, Sir, Sir«, versetzte Colonel Cathcart unterwürfig. »General Peckem empfiehlt uns sogar, die Besatzungen beim Einsatz Paradeuniform tragen zu lassen, damit sie einen guten Eindruck auf den Feind machen, wenn sie abgeschossen werden.« wiederholte General Dreedle und blinzelte immer noch verwirrt. »Was zum Teufel hat denn Peckem damit zu tun?«

Wieder stieß Colonel Korn Colonel Cathcart kräftig in den Rücken.

»Absolut nichts, Sir!« erwiderte Colonel Cathcart stramm, zuckte dabei vor Schmerz zusammen und rieb behutsam die Stelle, wo Colonel Korn ihn gerade wieder gestoßen hatte. »Und genau darum habe ich beschlossen, überhaupt nichts zu veranlassen, ehe ich nicht Gelegenheit habe, mit Ihnen darüber zu sprechen, Sir. Sollen wir es vielleicht einfach übersehen, Sir?« General Dreedle übersah ihn einfach und wandte sich unheildrohend und verächtlich von ihm weg, um Yossarián die Auszeichnung in der Schachtel zu überreichen.

»Schaff mir mein Mädchen her«, befahl er Colonel Moodus verdrossen und blieb mit finsterem Gesicht an Ort und Stelle, bis seine Pflegerin sich wieder zu ihm gesellte.

»Schicken Sie sofort jemanden ins Büro und lassen Sie meine Anweisung an die Besatzungen vernichten, bei jedem Einsatz Schlipse zu tragen«, flüsterte Colonel Cathcart Colonel Korn eindringlich aus dem Mundwinkel zu.

»Ich habe Ihnen doch davon abgeraten«, zischte Colonel Korn schadenfroh. »Aber Sie hören ja nicht auf mich.« »Seh!« warnte Colonel Cathcart. »Was haben Sie mit meinem Rücken angestellt, Korn?«

Wieder kicherte Colonel Korn.

General Dreedles Pflegerin folgte General Dreedle, wohin dieser auch ging, sie folgte ihm also auch vor dem Angriff auf Avignon in den Unterrichtsraum, wo sie dümmlich lächelnd nahe dem Pult stand und in ihrer rosa-grünen Uniform neben General Dreedle blühte wie eine fruchtbare Oase. Yossarián betrachtete sie und verliebte sich schrecklich. Der Mut verließ ihn, und er fühlte sich ausgehöhlt und taub. Da saß er, erfüllt von feuchtkaltem Verlangen nach ihren vollen, roten Lippen und den Grübchen, und hörte zu, wie Major Danby mit eintöniger didaktischer, männlich dröhnender Stimme die starke Konzentration von Flak beschrieb, die sie in Avignon erwartete, und bei dem Gedanken. daß er dieses liebliche Weib, mit dem er nie ein Wort gesprochen und das er nun auf so ergreifende Weise liebte, vielleicht nie wieder sehen sollte, stöhnte er vor Verzweiflung. Während er sie ansah, zitterte er vor Angst und Begehrlichkeit - so schön war sie. Er betete den Boden an, auf dem sie stand. Er fuhr sich mit klebriger Zunge über die aufgesprungenen, vertrockneten Lippen und stöhnte wiederum vor Jammer, diesmal laut genug, um die überraschten, forschenden Blicke der Männer auf sich zu ziehen, die in ihren schokoladenfarbenen Korfibinationen und weißen Fallschirmgurten auf den rohen Holzbänken in seiner Nähe saßen.

Nately sah ihn erschreckt an. »Was ist?« flüsterte er. »Was ist los?«

Yossarián hörte nicht. Die Begierde hatte ihn krank gemacht, und Bedauern lahmte ihn. General Dreedles Pflegerin war nur ein kleiner Pausback, doch seine Sinne waren bis zur Übersättigung erfüllt von dem gelben Glanz ihrer Haare, dem nichtempfundenen Druck der weichen, kurzen Finger, von der rundlichen, ungeschmeckten Üppigkeit ihrer mannbaren Brüste in dem rosa Uniformhemd, das an ihrem Hals weit offen stand, von dem rollenden, schwellenden, dreieckigen Zusammenfluß von Bauch und Oberschenkeln in der stramm sitzenden, glatten, waldgrünen Offiziershose. Er trank ihr Bild unersättlich ein, vom

Kopf bis zu den lackierten Fußnägeln. Er wollte sie nicht verlieren. »Uuuuuuuuuh«, stöhnte er wieder, und dieses Mal reagierte der ganze Raum auf sein quäkendes, langgezogenes Stöhnen mit merkbarer Unruhe. Über die Offiziere auf der Empore brachen Schreck und Ungewißheit herein, und selbst Major Danby, der damit begonnen hatte, die Uhren zu vergleichen, wurde momentan abgelenkt, während er die Sekunden zählte, und hätte beinahe von vorne anfangen müssen. Nately folgte Yossariáns verzaubertem Blick durch den langen Raum, bis er zu General Dreed-. les Pflegerin kam. Als er begriff, was Yossarián so zu schaffen machte. erbleichte Bestürzung. er »Hör auf damit«. warnte Nately scharf flüsternd. »Uuuuuuuuuh«, stöhnte Yossarián zum vierten Mal, und dieses Mal so laut, daß ihn jeder deutlich hören konnte. »Bist du verrückt?« zischte Nately wütend. »Du kommst in Teufels Kiiche.«

»Uuuuuuuuuh«, antwortete Dunbar vom anderen Ende des Unterrichtsraumes.

Nately erkannte Dunbars Stimme. Es war jetzt nichts mehr zu retten, und er wandte sich leicht aufstöhnend ab. »Uh.« »Uuuuuuuuuh«, antwortete Dunbar ihm wieder. »Uuuuuuuuuh«, stöhnte Nately laut vor Verzweiflung, als er merkte, daß er gerade gestöhnt hatte.

»Uuuuuuuuuh«, antwortete Dunbar ihm wieder. »Uuuuuuuuuh«, ließ sich eine ganz neue Stimme aus einer anderen Gegend des Raumes vernehmen, und Nately standen die Haare zu Berge.

Sowohl Yossarián als auch Dunbar beantworteten dieses neue Stöhnen, während Nately sich wand und vergeblich nach einem Loch suchte, in dem er sich verstecken und in das er auch Yossarian mitnehmen könnte. Hier und da unterdrückte man mühsam ein Lachen. Nately wurde von einer koboldhaften Lust gepackt, und als eine Pause entstand, stöhnte er mit Vorbedacht. Darauf antwortete eine neue Stimme. Der Geruch von Auflehnung lag prickelnd in der Luft, und Nately benutzte die nächste Pause, um wieder ein Stöhnen vernehmen zu lassen. Darauf antwortete wiederum eine bis dahin ungehörte Stimme. Ein Tumult war kaum noch zu vermeiden. Das verstohlene Tuscheln wurde immer lauter. Man scharrte mit den Füßen und ließ alles mögliche

fallen — Bleistifte, Rechenschieber, Kartentaschen, Stahlhelme. Von denen, die nicht stöhnten, kicherten jetzt einige ganz offen, und es ist unmöglich zu sagen, wie weit dieser unorganisierte Aufruhr des Stöhnens gegangen wäre, wenn nicht General Dreedle höchstselbst ihm Einhalt geboten hätte, indem er entschlossen vor Major Danby auf die Plattform trat, der sich mit ernster, beharrlicher Miene und gesenktem Kopf ganz auf seine Armbanduhr konzentrierte und gerade sagte ».. . fünfundzwanzig Sekunden ... zwanzig ... fünfzehn ...«. General Dreedles mächtiges, rotes, herrscherliches Gesicht war verständnislos gerunzelt und hölzern von furchterregender Entschlossenheit. »Das reicht jetzt, Leute«, befahl er barsch. Seine Augen blitzten mißbilligend, und sein eckiger Unterkiefer trat entschlossen vor. Das war alles. »Ich befehlige eine Kampfgruppe«, sagte er streng, während es völlig still wurde und die Männer auf den Bänken verlegen zusammenrückten. »Und solange ich Kommandeur bin, wird nicht gestöhnt. Ist das klar?«

Das war allen klar bis auf Major Danby, der immer noch auf seine Armbanduhr starrte und laut die Sekunden zählte: »... vier ... drei... zwei... eins ... jetzt!« rief Major Danby und hob triumphierend den Blick, nur um zu entdecken, daß keiner zugehört hatte, und daß er die ganze Prozedur noch einmal von vorne beginnen müsse. »Uuuuuuuuuuh«, stöhnte er verzweifelt. »Was war das?« brüllte General Dreedle ungläubig, wirbelte herum und starrte Major Danby mordlustig an, der erschreckt und verwirrt zurückwich und vor Verlegenheit zu schwitzen begann.

»Wer ist dieser Mann?«

»Major Danby, Sir«, stammelte Colonel Cathcart. »Mein Operationsoffizier.«

»Führen Sie ihn hinaus und erschießen Sie ihn«, befahl General Dreedle.

»Sir?«

»Ich sage, führen Sie ihn hinaus und erschießen Sie ihn. Hören Sie schwer?«

»Jawohl, Sir!« reagierte Colonel Cathcart stramm, schluckte einmal mühsam und wandte sich dann barsch seinem Fahrer und seinem Meteorologen zu. »Führen Sie Major Danby hinaus und erschießen Sie ihn.«

stammelten sein Fahrer und sein Meteorologe. »Ich habe gesagt, führen Sie Major Danby hinaus und erschießen Sie ihn«, bellte Colonel Cathcart. »Hören Sie schwer?« Die beiden jungen Leutnants nickten einfältig, glotzten einander verständnislos und tölpelhaft an, und jeder wartete darauf, daß der andere damit beginne, Major Danby hinauszuführen und ihn zu erschießen. Keiner von beiden hatte Major Danby jemals zuvor hinausgeführt und erschossen. Sie näherten sich Major Danby zweifelnd und zentimeterweise von entgegengesetzten Seiten. Major Danby war vor Angst kreideweiß. Die Beine gaben unter ihm nach, und er schwankte. Die beiden jungen Leutnants sprangen vor und packten ihn an beiden Armen, um ihn vor einem Fall zu bewahren. Nun, da sie Major Danby gepackt hielten, schien ihnen der Rest nicht mehr so schwer zu sein, doch hatten sie keine Pistolen. Major Danby begann zu weinen. Colonel Cathcart wäre gerne zu ihm geeilt, um ihn zu trösten, wollte aber vermeiden, vor General Dreedle als Memme dazustehen. Ihm fiel ein, daß Appleby und Havermeyer immer ihre Pistolen mitnahmen, und er suchte die Bänke nach ihnen ab.

Als Major Danby zu weinen begann, konnte Colonel Moodus, der sich bislang unschlüssig abseits gehalten hatte, nicht länger mehr schweigen. Er trat mit der kränklichen Miene eines Märtyrers schüchtern zu General Dreedle. »Warte lieber noch, Papa«, schlug er zögernd vor. »Ich glaube, du darfst ihn nicht erschießen.«

Diese Einmischung versetzte General Dreedle in Wut. »Wer sagt, ich darf nicht?« donnerte er kriegerisch mit einer Stimme, die das ganze Gebäude ins Wanken brachte. Colonel Moodus, rot vor Verlegenheit, trat dich an ihn heran, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern. »Warum, zum Teufel, darf ich nicht?« brüllte General Dreedle wieder. Colonel Moodus flüsterte noch etwas mehr. »Soll das heißen, ich kann nicht erschießen, wen ich will?« fragte General Dreedle mit gleichbleibender Empörung. Er spitzte aber interessiert die Ohren, als Colonel Moodus fortfuhr zu flüstern. »Ach nein, wirklich?« erkundigte er sich. Seine Wut war der Neugier gewichen.

»Jawohl, Papa. So ist es leider.«

»Du hältst dich wohl für schlau, was?« ging General Dreedle plötzlich auf Colonel Moodus los.

Colonel Moodus wurde wieder rot. »Nein, Papa, das ...« »Na schön, lassen wir das aufsässige Aas laufen«, schnarrte General Dreedle, wandte sich erbittert von seinem Schwiegersohn ab und bellte gekränkt Colonel Cathcarts Fahrer und Colonel Cathcarts Meteorologen zu: »Aber schaffen Sie ihn hier weg und halten Sie ihn mir vom Leib! Und jetzt wollen wir endlich mit dieser verdammten Einweisung zu Ende kommen, ehe der Krieg vorbei ist. Eine solche Schlamperei ist mir überhaupt noch nie begegnet.«

Colonel Cathcart nickte General Dreedle lahm zu und bedeutete seinen Leuten hastig, Major Danby hinauszuwerfen. Als man Major Danby hinausgeworfen hatte, war niemand da, der die Einweisung fortsetzen konnte. Einer glotzte den anderen töricht überrascht an. Als nichts geschah, färbte sich General Dreedles Gesicht vor Zorn purpurrot. Colonel Cathcart hatte keinen Schimmer davon, was zu tun sei. Er war im Begriff laut zu stöhnen, als Colonel Korn die Lage rettete, indem er vortrat und entschlossen die Zügel in die Hand nahm. Colonel Cathcart seufzte ungeheuer erleichtert und beinahe zu Tränen gerührt vor Dankbarkeit.

»Also Leute«, begann Colonel Korn mit scharfer Kommandostimme, und rollte dabei die Augen beifallheischend in General Dreedles Richtung, »wir vergleichen jetzt die Uhrzeit. Wir vergleichen die Uhrzeit einmal, und nur ein einziges Mal, und wenn das nicht klappt, werden General Dreedle und ich ganz genau wissen wollen, warum es nicht klappt. Klar?« Er blinzelte wieder in General Dreedles Richtung, um sich davon zu überzeugen, daß seine Anspielung angekommen war. »Stellen Sie jetzt Ihre Uhren auf 9.18 Uhr.«

Colonel Korn ließ alle Uhren ohne Zwischenfall auf die gleiche Zeit einstellen und fuhr von Selbstvertrauen geschwollen fort. Er nannte das Erkennungszeichen und ging den Wetterbericht durch, alles mit einer eilfertigen, glänzenden Beredsamkeit und zahllosen, verstohlenen, gezierten Blicken auf General Dreedle. Er glaubte zu sehen, daß er einen hervorragenden Eindruck machte, was wiederum sein Selbstvertrauen noch mehr steigerte. Er stolzierte eitel und gespreizt auf und ab und wurde immer beredter. Er beschrieb noch einmal das Erkennungszeichen und ging dann geschickt zu einer aufrüttelnden Rede über die kriegs-

wichtige Bedeutung der Brücke bei Avignon und die Pflicht eines jeden Besatzungsmitgliedes über, die Liebe zum Vaterland über die Liebe zum eigenen Leben zu stellen. Als dieser erleuchtende Vortrag zu Ende war, nannte er zum dritten Mal das Erkennungszeichen, erwähnte noch einmal den Anflugwinkel und wiederholte die Wetterlage. Colonel Korn fühlte sich in bester Verfassung. Kein Zweifel, sein Platz war im Rampenlicht. Allmählich ging auch Colonel Cathcart ein Licht auf; als es endlich leuchtete, verschlug es ihm die Sprache. Sein Gesicht wurde länger und länger, während er neidvoll dem verräterischen Auftritt von Colonel Korn zusah, und er fürchtete sich fast, als General Dreedle neben ihn trat und in einem Flüsterton, der polternd genug war, um im ganzen Raum gehört zu werden, fragte: »Wer ist der Mann?«

Colonel Cathcart antwortete voll bleichen Vorgefühls, General Dreedle jedoch legte die Hand schützend vor die Lippen und flüsterte etwas, das ein freudiges Glühen auf Colonel Cathcarts Gesicht zauberte. Colonel Korn beobachtete das und bebte vor Entzücken. Hatte General Dreedle ihn etwa soeben auf dem Schlachtfeld zum Colonel ernannt? Er vermochte die Ungewißheit nicht länger zu ertragen, beendete seinen Vortrag mit einem meisterhaften Schnörkel und wandte sich in Erwartung eines begeisterten Glückwunsches General Dreedle zu — der bereits mit großen Schritten und ohne sich umzudrehen die Baracke verließ, von seiner Pflegerin und Colonel Moodus gefolgt. Colonel Korn war von diesem enttäuschenden Anblick schwer getroffen, doch nur für einen Augenblick. Er erspähte Colonel Cathcart, der immer noch aufrecht und in sein Grinsen versunken dastand, lief frohlockend ihm hin packte ihn zu und Arm. »Was hat er über mich gesagt?« fragte er aufgeregt und fieberte geradezu vor stolzer, wonnevoller Erwartung. »Was hat General Dreedle gesagt?«

»Er wollte wissen, wer Sie sind.«

»Das weiß ich, das weiß ich. Aber was hat er über mich gesagt? Was hat er gesagt?«

»Er hat gesagt, Ihr Anblick bereitet ihm Übelkeit.«

Milo, der Bürgermeister

Das war der Angriff, bei dem Yossarián den Mut verlor. Yossarián verlor den Mut über Avignon, weil Snowden die Gedärme verlor, und Snowden verlor die Gedärme, weil ihr Pilot an diesem Tage jener fünfzehnjährige Knabe Huple war und Kopilot der noch unmöglichere Dobbs, der Yossarián aufforderte, sich mit ihm zur Ermordung von Colonel Cathcart zu verschwören. Yossarián wußte, daß Huple ein guter Pilot war, doch war er eben noch ein grüner Junge, zu dem auch Dobbs kein Vertrauen hatte, weshalb er Huple überraschend den Knüppel wegriß, nachdem die Bomben geworfen waren, mitten in der Luft Amok rannte und zu jenem ohrenzerreißenden, unbeschreiblichen, versteinernden, tödlichen Sturzflug ansetzte, bei dem Yossarián die Kopfhörer wegflogen und er hilflos unter dem Dach der Kanzel schwebte.

O Gott! schrie Yossarián lautlos, als er fühlte, wie sie alle stürzten. O Gott, o Gott, o Gott! rief er flehend hinter Lippen, die sich nicht öffnen konnten, während die Maschine stürzte und er gewichtlos an der Decke schwebte, bis endlich Huple den Knüppel wieder in die Hand bekam und die Maschine in die Horizontale brachte, genau auf dem Grunde jener irrwitzigen verklippten stahlsplittrigen Schlucht aus krepierenden Flakgranaten, aus der sie sich mit Mühe herausgearbeitet hatten und der sie nun noch einmal entfliehen mußten. Fast sogleich machte es bums, und im Plexiglas der Kanzel klaffte ein faustgroßes Loch. Yossariáns Wangen brannten, wo winzige Splitter ihn getroffen hatten. Er blutete nicht.

»Was ist passiert? Was ist passiert?« schrie er und begann heftig zu zittern, weil er die eigene Stimme nicht hören konnte. Die leere Stille in der Bordverständigung war niederschmetternd, und er war zu verängstigt um sich zu rühren, während er auf Händen und Knien hockte, erwartungsvoll, mit angehaltenem Atem, wie eine Maus in der Falle, bis er schließlich den glänzenden Stecker der Kopfhörer erblickte, der vor seinen Augen hin und her pendelte, und ihn mit zitternden Fingern in die Dose stieß. O Gott! schrie er immer wieder, während die Granaten wummernd und Rauchpilze ausspeiend um ihn her zerplatzten, o Gott!

Als Yossarián «ich wieder in die Bordverständigung einschaltete,

hörte er Dobbs weinen.

»Helft ihm, helft ihm«, schluchzte Dobbs. »Helft ihm, helft ihm.«

»Wem denn? Wem denn?« rief Yossarián zurück. »Wem sollen wir helfen?«

»Dem Bombenschützen, dem Bombenschützen«, rief Dobbs. »Er antwortet nicht. Helft dem Bombenschützen! Helft dem Bombenschützen!«

»Ich bin ja der Bombenschütze«, rief Yossarián zurück. »Mir fehlt nichts. Mir fehlt nichts.«

»Dann helft ihm, helft ihm«, schluchzte Dobbs. »Helft ihm, helft ihm.«

»Wem denn? Wem denn?«

Funker«. flehte Dobbs. »Helft dem Funker.« »Mir ist kalt«, winselte Snowden matt über die Bordverständiund dann klagend: »Bitte helft mir, mir ist kalt.« Und Yossarián kroch aus der Kanzel, über den Bombenschacht weg in das Heck der Maschine hinunter, wo Snowden im gelben Sonnenlicht verwundet und zu Tode frierend nahe dem neuen, ohnmächtig gewordenen Heckschützen auf dem Boden Dobbs war der schlechteste Pilot der Welt, und er wußte das auch. Er war das Wrack eines jungen Mannes, und er bemühte sich unablässig, seine Vorgesetzten davon zu überzeugen, daß er nicht mehr geeignet war, ein Flugzeug zu steuern. Keiner seiner Vorgesetzten wollte ihn anhören, und an dem Tag, als die Anzahl der vorgeschriebenen Feindflüge auf sechzig erhöht wurde, stahl sich Dobbs in Yossariáns Zelt, während Orr auf der Suche nach Unterlegscheiben war, und erläuterte seinen Plan zur Ermordung Colonel Cathcarts. Dazu brauchte er Yossarián« Hilfe. »Du willst also, daß wir ihn kaltblütig umbringen?« fragte Yossarian.

»Richtig«, stimmte Dobbs optimistisch lächelnd zu, denn es ermutigte ihn, daß Yossarián die Sache so schnell begriffen hatte. »Wir erschießen ihn mit der Pistole, die ich aus Sizilien mitgebracht habe, und von der niemand weiß, daß ich sie besitze.« »Ich glaube, ich bringe das nicht fertig«, entschied Yossarián, nachdem er ein Weilchen still bei sich diesen Gedanken erwogen hatte.

Dobbs war verblüfft. »Warum nicht?«

»Versteh mich recht: nichts würde mich mehr freuen, als wenn

dieses Schwein sich den Hals bräche, bei einer Bruchlandung krepierte oder von unbekannter Hand erschossen würde. Aber ihn zu töten, brächte ich nicht fertig.«

»Er brächte es aber fertig, dich zu töten«, widersprach Dobbs. »Du hast übrigens selber oft gesagt, daß er uns allesamt umbringt, indem er uns zwingt, mehr und mehr Einsätze zu fliegen.«

»Aber ich brächte es eben doch nicht fertig, ihn hinzumachen. Vermutlich hat auch er ein Recht, am Leben zu sein.«
»Aber nicht, wenn er versucht, uns unser Recht auf Leben zu stehlen. Was ist bloß mit dir los?« Dobbs war erstaunt. »Ich habe dich oft genug mit Clevinger über diese Sache streiten hören. Und sieh nur, was aus ihm geworden ist. Mitten in einer Wolke verschwunden.«

»Hör gefälligst auf zu schreien!« ermahnte Yossarián. »Ich schreie nicht!« schrie Dobbs noch lauter und ganz rot im Gesicht vor revolutionärem Eifer. Augen und Nasenlöcher troffen, und die zuckende Unterlippe war von schaumigen Tröpfchen bedeckt. »Es müssen doch wenigstens hundert Leute im Geschwader sein, die fünfundfünfzig Einsätze geflogen hatten, als er sie auf sechzig heraufgesetzt hat. Und es müssen mindestens noch einmal hundert sein, denen ebenso wie dir nur noch einer oder zwei Flüge fehlten. Wenn wir ihn so weiter machen lassen, bringt er uns noch allesamt um. Und darum müssen wir vorher ihn umbringen.«

Yossarián nickte ausdruckslos und wollte sich nicht festlegen. »Glaubst du denn, daß wir es schaffen, ohne erwischt zu werden?«

- »Ich habe alles geplant. Ich ...«
- »Hör auf zu brüllen, um Himmelswillen!«
- »Ich brülle nicht. Ich habe ...«
- »Wirst du endlich aufhören zu brüllen!«

»Ich habe alles geplant«, flüsterte Dobbs und umklammerte die Kanten von Orrs Feldbett mit den weißknöcheligen Händen, um ihr Zittern zu verbergen. »Donnerstag früh kommt er doch immer aus seinem verfluchten Landhaus in den Bergen zurück. Ich schleiche mich dann durch den Wald bis zur Haarnadelkurve und verstecke mich im Gebüsch. Er muß dort langsam fahren, und ich kann die Straße in beiden Richtungen beobachten. Wenn ich ihn

kommen sehe, werfe ich einen Baumstamm über die Straße. Dann muß er halten, ich komme mit der Pistole aus dem Gebüsch und schieße ihn in den Kopf, bis er tot ist. Danach vergrabe ich die Pistole, gehe durch den Wald zum Geschwaderbereich zurück und verhalte mich wie gewöhnlich. Was soll dabei schief gehen?«

Yossarián war jedem Teil dieses Plans aufmerksam gefolgt. »Und was habe ich dabei zu tun?« fragte er endlich erstaunt. »Ohne dich schaffe ich es nicht«, erklärte ihm Dobbs. »Du mußt mir zureden.«

Yossarián traute seinen Ohren kaum. »Weiter verlangst du nichts von mir? Ich soll dir bloß zureden?«

»Das ist alles, was ich von dir verlange«, antwortete Dobbs.
»Wenn du mir zuredest, werde ich ihm ganz allein übermorgen
das Hirn ausblasen.« Seine Stimme bebte vor Erregung und
wurde wieder lauter. »Wenn wir schon dabei sind, möchte ich
auch Colonel Korn abknallen, allerdings weniger gerne Major
Danby, wenn dir das recht ist. Dann möchte ich gerne Appleby und
Havermeyer umbringen, und wenn wir Appleby und Havermeyer erledigt haben, möchte ich MC Watt erledigen.«
»McWatt?« rief Yossarián und sprang vor Schreck beinahe vom
Bett auf. »McWatt ist mein Freund. Was hast du gegen
McWatt?«

»Ich weiß nicht«, gestand Dobbs verlegen und ratlos. »Ich dachte nur — wenn wir schon Appleby und Havermeyer umlegen, können wir schließlich auch McWatt umlegen. Hast du denn keine Lust, McWatt umzubringen?«

Yossarián bezog jetzt Stellung. »Wenn du endlich aufhörst, die ganze Insel zusammenzubrüllen, und wenn du dich darauf beschränkst, Colonel Cathcart umzubringen, dann könnte ich mich vielleicht für deine Absichten erwärmen. Wenn du aber ein Blutbad anrichten willst, dann brauchst du dabei nicht auf mich zu rechnen.«

»Also schön, schön«, suchte Dobbs ihn zu beschwichtigen. »Lassen wir es bei Colonel Cathcart. Soll ich es also tun? Rede mir zu.«

Yossarián schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß ich dir zureden kann.«

Dobbs geriet außer sich. »Ich bin zu einem Kompromiß bereit«,

drängte er flehend. »Du brauchst mir nicht zureden. Du brauchst nur zu sagen, daß es ein guter Einfall ist. Ja? Ist es ein guter Einfall?«

Yossarián schüttelte wieder den Kopf. »Es wäre ein großartiger Einfall gewesen, wenn du die Sache ausgeführt hättest, ohne mir vorher davon etwas zu sagen. Jetzt ist es zu spät. Ich glaube nicht, daß ich mich dazu äußern kann. Laß mir etwas Zeit, vielleicht ändere ich meine Ansicht.«

»Dann wird es wirklich zu spät sein.«

Yossarián schüttelte unablässig den Kopf. Dobbs war sehr enttäuscht. Er blieb ein Weilchen schmollend sitzen, sprang dann aber plötzlich auf und entfernte sich geräuschvoll, um noch einmal Doc Daneeka zu bestürmen, ihn fluguntauglich zu erklären. Im Abgehen stieß er Yossariáns Waschschüssel mit der Hüfte um und stolperte über die Brennstoffleitung des Ofens, an dem Orr noch immer bastelte. Doc Daneeka widerstand Dobbs beredter und gebärdenreicher Attacke vermittels zahlloser ungeduldiger Kopfbewegungen und schickte ihn zum Krankenzelt, wo er seine Symptome GUS und Wes beschreiben sollte, die, kaum daß er den Mund aufmachte, sein Zahnfleisch rot pinselten. Sie pinselten ihm auch die Zehen rot, stopften ihm ein Abführmittel in den Hals, als er noch einmal den Mund aufmachte, um sich zu beklagen, und schickten ihn dann fort.

Dobbs war noch schlechter beieinander als Hungry Joe, der doch wenigstens fliegen konnte, wenn er nicht gerade Alpträume hatte. Dobbs war beinahe so schlimm wie Orr, der mit seinem irren, galvanischen Kichern und seinem wackelnden, nen Pferdegebiß glücklich wirkte wie ein im Wachstum zurückgebliebener grinsender Scherzartikel, und der zur Erholung mit Milo und Yossarián auf den Eierkauf nach Kairo geschickt wurde, wo Milo statt dessen Baumwolle kaufte und im Morgengrauen mit einer Maschine nach Istanbul startete, die bis in die MG-Kanzel mit exotischen Spinnen und unreifen roten Bananen gefüllt war. Orr war eine der unansehnlichsten Mißgeburten, die Yossarián je über den Weg gelaufen waren, und auch eine der anziehendsten. Er hatte ein rohes, verbeultes Gesicht, aus den Augenhöhlen quollen nußbraune Augen wie gleichfarbige Murmeln, und auf seinem Kopf türmte sich lockiges, meliertes Haar zu einem Schöpf, der aussah wie ein pomadisiertes Zweimannzelt. Fast bei jedem .Feindflug fiel Orr ins Wasser oder verlor einen Motor, und er zerrte wie ein Wilder an Yossariáns Arm, als sie nach Neapel gestartet, aber in Sizilien gelandet waren und den ränkevollen, zigarrenrauchenden, zehnjährigen Zuhälter mit seinen beiden zwölfjährigen, jungfräulichen Schwestern entdeckten, der vor dem Hotel auf sie wartete, in dem nur für Milo ein Zimmer reserviert war. Yossarián machte sich unerbittlich von Orr los, starrte besorgt und verwirrt den Ätna an statt des Vesuvs und fragte sich, warum man wohl in Sizilien sei und nicht in Neapel, während Orr kichernd, stotternd und von einem Taumel fleischlicher Begierde gepackt in ihn drang, doch dem ränkevollen, zehnjährigen Zuhälter zu seinen beiden zwölfjährigen jungfräulichen Schwestern zu folgen, die in Wirklichkeit keine Jungfrauen und keine Schwestern und genau betrachtet erst achtundzwanzig Jahre alt waren. »Geh mit ihm«, befahl Milo knapp. »Denk an deinen Auftrag.«

»Na schön«, ergab sich Yossarián seufzend, da er an seinen Auftrag dachte. »Aber laß mich wenigstens erst ein Hotelzimmer beich mich hinterher ausschlafen »Du kannst dich bei den Mädchen ausschlafen«, erwiderte Milo mit der Miene eines Verschwörers. »Denk an deinen Auftrag.« Sie bekamen aber überhaupt keinen Schlaf, denn Yossarián und Orr fanden sich im gleichen Doppelbett mit den beiden zwölfjährigen achtundzwanzigjährigen Dirnen zusammengedrängt, die sich als ölig und fettleibig erwiesen und ihnen die ganze Nacht keine Ruhe ließen, weil sie immer wieder den Partner wechseln wollten. Yossariáns Wahrnehmungsvermögen war bald so abgestumpft, daß er den sandfarbigen Turban der fetten Person, die sich an ihn drängte, erst am nächsten Morgen zur Kenntnis nahm, als der ränkevolle, zehnjährige Zuhälter mit der kubanischen Zigarre den Turban vor aller Augen einem tückischen Einfall folgend abriß, und im strahlenden sizilianischen Tageslicht den abstoßenden, mißgebildeten, nackten Schädel zur Schau stellte. Rachsüchtige Nachbarn hatten ihr Haupthaar bis zum schimmernden Knochen abrasiert, weil sie sich mit Deutschen eingelassen hatte. Das Mädchen kreischte, von weiblicher Empörung erfüllt, und watschelte drollig hinter dem ränkevollen, zehnjährigen Zuhälter her, wobei die graue, stumpfe, geschändete Kopfhaut sich bleich und obszön über der warzenbraunen Gesichtshaut bewegte. Yossarián hatte nie zuvor etwas so Kahles gesehen. Der Zuhälter ließ den Turban wie eine Trophäe um einen Finger kreisen, hielt sich Zentimeter von ihren ausgestreckten Händen entfernt und zog sie im Kreis hinter sich her um den Platz, auf dem sich eine johlende Menge drängte, die verächtlich mit Fingern auf Yossarián wies, bis Milo finster und entschlossen herbeieilte und angesichts so unmäßiger Verkommenheit und Leichtfertigkeit mißbilligend den Mund einkniff. Milo bestand darauf, sogleich nach Malta aufzubrechen. »Wir sind müde«, winselte Orr.

»Daran seid ihr selber schuld«, tadelte Milo die beiden selbstgerecht. »Hättet ihr die Nacht in einem Hotelzimmer verbracht statt mit diesen beiden losen Mädchen, dann fühltet ihr euch beide heute ebenso wohl wie ich.«

»Du hast uns doch aber hergeschickt«, erwiderte Yossarián vorwurfsvoll. »Wir hatten doch auch kein Hotelzimmer. Du warst einzige. der ein Zimmer bekommen ja »Auch das ist nicht meine Schuld«, versetzte Milo von oben herab. »Woher sollte ich wissen, daß die Stadt voll ist von Einkäufern. Erbsenernte gekommen zur »Das hast du sehr gut gewußt«, beschuldigte Yossarián ihn. »Das erklärt, warum wir in Sizilien sind, statt in Neapel. Wahrscheinlich hast du schon das ganze Flugzeug voller Erbsen.« »Seh!« warnte Milo und warf einen verstohlenen Blick auf Orr. »Denk an deinen Auftrag.«

Der Bombenschacht, das Heck und fast der ganze MG-Turm waren voller Erbsen, als sie zum Flugplatz kamen, um nach Malta aufzubrechen.

Yossariáns Auftrag bei dieser Reise war es, Orr daran zu hindern, herauszubekommen, wo Milo die Eier kaufte, obgleich Orr zu Milos Syndikat gehörte und wie alle Mitglieder von Milos Syndikat einen Anteil besaß. Yossarián fand, daß sein Auftrag Blödsinn sei, denn jedermann wußte, daß Milo die Eier in Malta das Stück für sieben Cent kaufte, und sie an die Syndikatsküchen für fünf Cent das Stück weiter verkaufte.

»Ich traue ihm einfach nicht«, sagte Milo düster in der Maschine, und nickte über die Schulter in Richtung Orr, der sich wie ein Strick zusammengeknäuelt hatte und auf den Erbsen zu schlafen versuchte. »Es ist mir lieber, daß ich die Eier kaufe, wenn er

nicht dabei ist, um sich meine Geschäftsgeheimnisse anzueignen. Ist dir sonst noch etwas unklar?«

Yossarián saß neben ihm auf dem Platz des Kopiloten. »Ich verstehe nicht, weshalb du in Malta Eier für sieben Cent das Stück einkaufst und sie dann für fünf Cent das Stück verkaufst?« »Das tue ich, um einen Gewinn zu erzielen.« »Wie kannst du da von Gewinn reden? Du verlierst doch zwei Cent am Ei?«

»Ich verdiene aber drei und ein viertel Cent am Ei, indem ich das Stück für vier und ein viertel Cent an jene Leute in Malta verkaufe, von denen ich sie wieder für sieben Cent zurückkaufe. Natürlich ist das nicht mein Gewinn, das ist der Gewinn des Syndikates, und alle haben einen Anteil.«

Yossarián glaubte, er beginne zu verstehen. »Und die Leute, denen du die Eier um vier und ein viertel Cent das Stück verkaufst, machen einen Schnitt von zwei und drei viertel Cent pro Stück, wenn sie dir die Eier für sieben Cent zurück verkaufen. Stimmt das? Warum verkaufst du dann aber die Eier nicht gleich an dich und schaltest die Leute aus, von denen du sie kaufst?«

»Weil ich die Leute bin, von denen ich sie kaufe«, erklärte Milo. »Ich verdiene drei und ein viertel Cent am Stück, wenn ich sie mir verkaufe, und verdiene weitere zwei und drei viertel Cent pro Stück, wenn ich sie mir wieder abkaufe. Das ist ein Gesamtverdienst von sechs Cent pro Stück. Wenn ich sie für fünf Cent das Stück an die Küchen verkaufe, verliere ich nur zwei Cent am Ei, und auf diese Weise kann ich noch verdienen, wenn ich sieben Cent fürs Ei bezahle, das ich für fünf Cent verkaufe. Wenn ich das Ei vom Huhn in Sizilien kaufe, kostet es mich nur einen Cent pro Stück.«

»In Malta«, berichtigte Yossarián. »Du kaufst die Eier in Malta, nicht in Sizilien.«

Milo lachte stolz. »Ich kaufe keine Eier in Malta«, gestand er mit einer leicht amüsierten Miene, die die einzige Abweichung von seinem üblichen Ausdruck fleißiger Nüchternheit war, die Yossarian je an ihm beobachtet hatte. »Ich kaufe sie in Sizilien, das Stück für einen Cent, und lasse sie heimlich nach Malta schaffen, wo ich sie für viereinhalb Cent verkaufe. Damit treibe ich die Preise hoch, und wenn andere Leute nach Malta kommen, um

dort Eier einzukaufen, kosten sie eben sieben Cent das Stück.« »Warum kommen aber die Leute nach Malta zum Eierkauf, wenn die Eier dort so teuer sind?«

»Weil sie das immer so gemacht haben.«

»Warum kaufen sie die Eier nicht in Sizilien?« »Weil sie es nie gemacht haben.«

»Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr. Warum verkaufst du denn die Eier nicht für sieben Cent das Stück an deine Küchen statt um fünf Cent?«

»Weil mich meine Küchen dann nicht mehr brauchen würden. Siebencenteier für sieben Cent das Stück einkaufen kann jeder.«

»Und warum übergeht man dich nicht einfach und kauft die Eier fiir viereinviertel Cent direkt von dir in Malta?« »Weil ich sie dafür nicht verkaufe.« »Und warum verkaufst du sie ihnen nicht?

»Weil wir dann keine so große Gewinnspanne hätten. Auf meine Art kann ich immerhin als Zwischenhändler noch einen kleinen Profit einstreichen.«

»Dann machst du also doch einen Profit für dich selber«, sagte Yossarián.

»Selbstverständlich. Aber das alles geht ins Syndikat. Und jeder hat einen Anteil. Verstehst du denn nicht? Es ist das gleiche wie mit den Tomaten, die ich Colonel Cathcart verkaufe.« »Kaufst«, verbesserte Yossarián. »Du verkaufst keine Tomaten an Colonel Cathcart und Colonel Korn, du kaufst die Tomaten von ihnen.«

»Nein, ich verkaufe«, korrigierte Milo. »Ich verteile meine Tomaten unter einem angenommenen Namen auf allen Märkten in Pianosa, so daß Colonel Cathcart und Colonel Korn ihrerseits unter angenommenem Namen die Tomaten für vier Cent das Stück von mir kaufen, und sie mir tags darauf um fünf Cent das Stück für das Syndikat zurück verkaufen können. Sie verdienen dabei am Stück einen Cent, ich verdiene am Stück dreieinhalb Cent, und so macht jeder seinen Schnitt.«

»Jeder, ausgenommen das Syndikat«, schnaufte Yossarián verächtlich. »Das Syndikat zahlt fünf Cent für Tomaten, die dich nur einen halben Cent gekostet haben. Wo verdient also das Syndikat?«

»Das Syndikat verdient, wenn ich verdiene«, erläuterte Milo,

»weil doch jeder einen Anteil hat. Und das Syndikat wird von Colonel Cathcart und Colonel Korn unterstützt, die mich Reisen wie diese hier unternehmen lassen. In einer Viertelstunde etwa landen wir in Palermo, und dann kannst du sehen, welchen Profit so eine Reise bringt.«

»Malta«, verbesserte Yossarián. »Wir fliegen jetzt nach, Malta, nicht nach Palermo.«

»Nein, wir fliegen nach Palermo«, erwiderte Milo. »Ich muß dort mit einem Endivienexporteur über eine Ladung Champignons nach Bern reden, die verschimmelt war.«

»Wie machst du das bloß, Milo?« fragte Yossarián erstaunt und lächelte bewundernd. »Du schreibst einfach irgendeinen Bestimmungsort in den Flugplan und fliegst dann ganz woanders hin. Beschweren sich denn die Leute auf den Kontroll türmen nie?« »Die gehören alle zum Syndikat, und sie wissen: was dem Syndikat nützt, nützt dem Vaterland, und nur so rollt der Rubel. Auch die Männer auf den Kontrolltürmen haben einen Anteil, und deshalb müssen sie stets alles tun, um das Syndikat zu unterstützen.«

»Habe ich auch einen Anteil?«

»Jeder hat einen Anteil.«

»Hat Orr einen Anteil ?«

»Jeder hat einen Anteil.«

»Und Hungry Joe? Hat er auch einen Anteil?«

»Jeder hat einen Anteil.«

»Da soll mich doch die Katze fressen«, murmelte Yossarián, zum allerersten Mal tief beeindruckt von der Idee des Anteils. Milo wandte sich mit einem bübischen Funkeln in den Augen an Yossarián. —Ich habe einen totsicheren Plan, wie man den Staat um sechstausend Dollar betrügen kann. Jeder von uns könnte ohne das geringste Risiko dreitausend Dollar einstecken. Hast du Lust?«

»Nein.«

Milo sah Yossarián tief beeindruckt an. »Das schätze ich so an dir«, rief er, »du bist ehrlich! Du bist der einzige Mensch, dem ich wirklich trauen kann. Deswegen wünschte ich, du wärest mir etwas behilflich. Ich war sehr enttäuscht, als du gestern in Catania mit den beiden Mädchen weggelaufen bist.« Yossarián starrte ihn ungläubig an. »Du hast doch selbst gesagt,

ich sollte mit ihnen gehen, Milo, weißt du das nicht mehr?« »Dafür konnte ich nichts«, erwiderte Milo würdevoll. »Nachdem wir in der Stadt waren, mußte ich Orr auf irgendeine Weise loswerden. In Palermo wird das ganz anders sein. Sobald wir in Palermo gelandet sind, wirst du gleich vom Flugplatz mit Orr und den Mädchen wegfahren.«

»Mit was für Mädchen?«

»Ich habe über Sprechfunk mit einem vierjährigen Zuhälter abgemacht, daß er dich und Orr mit je einer achtjährigen Jungfrau versorgt, in deren Adern überdies zur Hälfte spanisches Blut fließt. Er wird euch in einer Limousine am Flughafen erwarten, und ihr steigt gleich ein, wenn die Maschine gelandet ist.« »Kommt nicht in Frage«, sagte Yossarián kopfschüttelnd. »Ich gehe nirgendwohin als schlafen.«

Milo wurde rot vor Entrüstung, und seine schmale, lange Nase zuckte zwischen den Brauen und den ungleichförmigen, rötlichbraunen Schnurrbarthälften wie die blasse, dünne Flamme einer Kerze. »Denk an deinen Auftrag«, ermahnte er Yossarián fromm

»Zum Teufel mit meinem Auftrag«, versetzte Yossarián gleichmütig. »Und zum Teufel mit dem Syndikat, auch wenn ich einen Anteil habe. Ich will keine achtjährigen Jungfrauen, auch nicht, wenn es halbe Spanierinnen sind.«

»Dafür kann ich dich nicht tadeln. Aber diese achtjährigen Jungfrauen sind in Wirklichkeit erst zweiunddreißig. Und halbe Spanierinnen sind sie auch nicht, sondern höchstens zu einem Drittel Estinnen.«

»Ich mache mir nichts aus Jungfrauen.«

»Und Jungfrauen sind sie ebenfalls nicht«, fuhr Milo überredend fort. »Die, die ich für dich ausgesucht habe, war vorübergehend mit einem ältlichen Lehrer verheiratet, der nur sonntags mit ihr geschlafen hat — sie ist also praktisch noch ganz neu.« Doch auch Orr war müde, und als sie vom Flugplatz in die Stadt Palermo einfuhren, saßen Orr und Yossarián neben Milo. Sie entdeckten, daß es für sie kein Hotelzimmer gab, und, weit wichtiger, daß Milo hier Bürgermeister war.

Der mysteriöse, unerklärliche Empfang für Milo begann bereits am Flugplatz, wo er von Zivilarbeitern erkannt wurde, die ihre Tätigkeit achtungsvoll unterbrachen, und ihm Blicke des gebändigten Überschwanges und der Verehrung zuwarfen. Die Nachv rieht von seiner Ankunft eilte ihm voraus in die Stadt, und in den Vororten drängten sich bereits Menschen, die ihnen zujubelten, als sie in ihrem kleinen, offenen Lastwagen vorbeiflitzten. Yossarián und Orr begriffen nichts. Sie schwiegen und drängten sich schutzsuchend an Milo.

Als der kleine Lastwagen sein Tempo verringern und sich stadteinwärts mühsam seinen Weg durch die Menge bahnen mußte, wurde der Willkommensjubel für Milo immer lauter. Jungen und Mädchen hatten in der Schule frei bekommen und standen, winzige Fahnen schwenkend und neu eingekleidet, entlang den Bürgersteigen. Yossarián und Orr waren nun völlig sprachlos. Auf den Straßen wälzten sich jubelnde Massen und über den Boulevards hingen riesige Transparente mit Milos Bild. Milo hatte zu diesem Bilde in der schlichten Bluse des Bauern mit dem hochgeschlossenen, runden Kragen Modell gestanden, und wie er da so allwissend samt undiszipliniertem Schnurrbart und aus unsymmetrisch angeordneten Augen auf die Bevölkerung herunterblickte, wirkte sein väterliches, gerechtigkeitsliebendes Antlitz duldsam, weise, prüfend und streng. Bettlägerige warfen ihm durch die Fenster Kußhände zu. Beschürzte Händler jauchzten ekstatisch aus engen Ladentüren. Tubas dröhnten. Hier und da fiel jemand hin und wurde zu Tode getrampelt. Schluchzende alte Weiber drängten sich wie rasend gegen den langsam fahrenden Wagen, um Milos Schulter zu berühren oder ihm die Hand zu drücken. Milo bewies angesichts dieses stürmischen Empfanges wohlwollende Gelassenheit. Er erwiderte elegant jeden Gruß und warf großzügig Pralinen unter die jauchzende Menge. Fröhliche junge Burschen und Mädchen hüpften lustig volkstanzmäßig untergehakt hinter ihm drein und riefen heiser und mit anbetend verglasten Augen »Mi-lo! Mi-lo! Mi-lo!«

Nun, da sein Geheimnis am Tag war, benahm sich Milo Yossarian und Orr gegenüber natürlicher und blühte üppig unter der Wirkung eines grenzenlosen, schüchternen Stolzes. Seine Wangen nahmen Fleischfarbe an. Milo war in Palermo sowie in den benachbarten Ortschaften Carini, Monreale, Bagheria, Termini Imerese, Cafali, Mistretta und Nicosia zum Bürgermeister gewählt worden, weil er den Whisky nach Sizilien gebracht hatte. Yossarián war verblüfft. »Trinken denn die Leute hier so gerne

Whisky?«

»Sie trinken keinen Tropfen davon«, erläuterte Milo. »Whisky ist sehr teuer, und die Leute hier sind sehr arm.« »Warum importierst du ihn dann nach Sizilien, wenn er hier nicht getrunken wird?«

»Um den Preis zu steigern. Ich schicke den Whisky von Malta hierher, um die Gewinnspanne zu erhöhen, wenn ich ihn im Auftrag eines Kunden an mich zurückverkaufe. Ich habe hier eine ganz neue Industrie geschaffen. Sizilien ist heute der drittgrößte Whiskyexporteur der Welt, und darum hat man mich zum Bürgermeister gewählt.«

»Wenn du hier schon so eine große Nummer bist, dann kannst du uns vielleicht ein Hotelzimmer verschaffen«, knurrte Orr unverschämt mit einer Stimme, die vor Müdigkeit ganz belegt klang.

Milo reagierte reumütig. »Genau das werde ich jetzt tun«, versprach er. »Es tut mir schrecklich leid, daß ich keine Zimmer für euch vorbestellt habe. Kommt mit in mein Büro; ich werde dem stellvertretenden Bürgermeister gleich Anweisungen geben.« Milos Büro war ein Friseurladen, und sein Stellvertreter war ein schwabbeliger Barbier, von dessen liebedienerischen Lippen unterwürfige Begrüßungen schäumten wie die Seife, die er in Milos Schälchen anzurühren begann.

»Nun, Vittorio«, sagte Milo und lehnte sich bequem in einen der Stühle Vittorios zurück, »wie war es denn dieses Mal während meiner Abwesenheit?«

»Sehr traurig, Signor Milo, sehr traurig. Aber nun, da Sie zu-Bevölkerung ist die sehr »Ich habe mich schon über die Menschenmassen gewundert. Wie denn. daß die Hotels alle belegt kommt »Weil so viele Leute aus anderen Orten hergekommen sind, um Sie zu sehen, Signor Milo, und auch weil die Einkäufer wegen Artischocken-Auktion der der Stadt Milos Hand schnellte wie ein Adler vor und hielt Vittorios Rasind Artischocken?« »Was an. »Artischocken, Signor Milo? Artischocken sind ein sehr schmackhaftes Gemüse, das überall gerne gegessen wird. Sie müssen die Artischocken probieren, während Sie hier sind, Signor Milo. Nirgends in der Welt sind die Artischocken so gut wie bei uns hier.«

»Wirklich?« fragte Milo. »Zu welchem Preis werden denn die Artischocken dieses Jahr gehandelt?«

»Es sieht nach einem sehr guten Artischockenjahr aus. Die Ernte war ausgesprochen schlecht.«

»Ist das wahr?« sagte Milo versonnen und war schon weg, war so schnell aus dem Stuhl geglitten, daß der gestreifte Friseurmantel seinen Umriß noch eine oder zwei Sekunden lang festhielt, ehe er in sich zusammenfiel. Milo war bereits aus dem Blickfeld verschwunden, als Yossariarti und Orr die Tür erreichten. »Der nächste!« bellte Milos Stellvertreter diensteifrig. »Wer ist der nächste?«

Yossarián und Orr zogen sich niedergeschlagen aus dem Friseurladen zurück. Von Milo verlassen, stapften sie heimatlos auf der aussichtslosen Suche nach einer Schlafgelegenheit durch die festliche Menge. Yossarián war erschöpft. Sein Kopf schmerzte von einem dumpfen, schwächenden Weh, und er war wütend auf Orr, der irgendwo Holzäpfel gefunden hatte und mit diesen in den Backentaschen umherlief, bis Yossarián sie dort entdeckte und ihn zwang, sie aus dem Mund zu nehmen. Dann trieb Orr irgendwie zwei Roßkastanien auf und steckte die in den Mund. bis Yossarián auch das entdeckte und ihm scharf befahl, die Holzäpfel aus den Backen zu nehmen. Orr erwiderte grinsend, daß es nicht Holzäpfel seien, sondern Roßkastanien, und daß er sie nicht im Mund, sondern in den Händen habe, doch Yossarián war wegen der Roßkastanien nicht imstande, auch nur ein einziges Wort zu verstehen, und zwang ihn, sie auszuspucken. Darauf erschien ein mattes Flackern in Orrs Augen. Er preßte die Knöchel gegen die Stirn wie ein Mann im Alkoholrausch und gluckste liederlich.

»Erinnerst du dich an das Mädchen...« er brach ab, um noch einmal liederlich zu glucksen, »... das Mädchen in der Wohnung in Rom, die mir ihren Schuh auf den Kopf knallte, während wii beide nackt auf dem Flur standen?« fragte er mit einem tückisch erwartungsvollen Blick und schwieg, bis Yossarián zurückhaltend genickt hatte. »Wenn du mir erlaubst, die Kastanien wieder in den Mund zu stecken, sage ich dir, warum sie mich gehauen hat. Einverstanden?«

Yossarián nickte, und Orr erzählte ihm von A bis Z die ganze phantastische Geschichte von dem nackten Mädchen in der Woh-

nung von Natelys Hure, und warum sie ihn mit dem Schuh'auf den Kopf geschlagen hatte, doch war Yossarián nicht imstande, auch nur ein einziges Wort zu verstehen, weil Orr ja die Kastanien im Mund hatte. Yossarián lachte gleichzeitig gereizt und belustigt über diesen Trick, aber schließlich blieb den beider nichts weiter übrig, als bei Einbruch der Dunkelheit ein glibberiges Abendbrot in einem schmutzigen Restaurant zu verzehren und einen Wagen aufzutreiben, der sie zum Flugplatz mitnahm. Sie legten sich zum Schlafen auf den kalten, metallenen Boden der Maschine, wälzten sich ächzend und gequält umher, bis keine zwei Stunden später die Lastwagen mit den Artischockenkisteri angebraust kamen, deren Fahrer Yossarián und Orr hinauswar- fen und daran gingen, die Maschine zu beladen. Es fing heftig an zu regnen. Als die Lastwagen schließlich abfuhren, waren Yossariän und Orr bis auf die Haut durchnäßt, und es blieb ihnen keine Wahl, sie mußten sich wieder in die Maschine zwängen und sich wie fröstelnde Sardinen zwischen den Ecken der Artischockenkisten zusammenrollen, die Milo im Morgengrauen nach Neapel flog und dort gegen Zimt, Nelken, Vanille und Pfeffer eintauschte, was alles er noch am gleichen Tage nach Malta brachte, wo er, wie sich herausstellte, stellvertretender Generalgouverneur war. Auch in Malta war für Yossarián und Orr kein Platz. In Malta war Milo'Major Sir Milo Minderbinder und verfügte im Amtsgebäude des Generalgouverneurs über ein gigantisches Büro. Sein Schreibtisch aus Mahagoniholz war riesig. Auf der eichenen Wandverkleidung hing zwischen gekreuzten britischen Fahnen eine dramatische, den Blick auf sich ziehende Photographie von Major Sir Milo Minderbinder in der Galauniform der Royal Welsh Fuseliers. Auf dem Bild wirkte sein Schnurrbart schmal und gestutzt, sein Kinn wie gemeißelt, die Augen stechend wie Dornen. Milo war zum Ritter geschlagen, zum Major in den Royal Welsh Fuseliers ernannt und zum stellvertretenden Generalgouverneur von Malta gemacht worden, weil er den Eierhandel nach Malta gebracht hatte. Er erlaubte Yossarián und Orr großzügig, auf dem dicken Teppich in seinem Büro zu übernachten, doch kaum hatte er sich entfernt, da erschien bereits ein Wachtposten in feldmarschmäßiger Ausrüstung und jagte sie mit dem Bajonett vor sich her aus dem Gebäude. So ließen sie sich denn erschöpft von einem unwirschen Taxifahrer, der ihnen zuviel Geld abverlangte, zum Flughafen fahren und legten sich wieder in der Maschine schlafen. Die war nun mit Kakao und frisch gemahlenem Kaffee in undichten Gummisäcken beladen, die einen so umwerfenden Geruch verbreiteten, daß Orr und Yossarián heftig würgend am Fahrgestell lehnten, als Milo mit dem ersten Sonnenstrahl frisch und munter vorgefahren kam und sofort nach Oran startete, wo für Yossarián und Orr wiederum kein Hotelzimmer vorhanden, Milo jedoch Vizeschah war. Milo verfügte über luxuriöse Gemächer in einem lachsroten Palast, doch war es Yossarián und Orr nicht gestattet, ihm dort hinein zu folgen, weil sie ungläubige Christenhunde waren. Gargantuanische Berberposten mit scharfen Dolchen hielten sie am Tor auf und jagten sie weg. Orr schniefte und schnaufte, denn er hatte einen gräßlichen Nebenhöhlenkatarrh, und Yossariáns breiter Rücken tat so weh, daß Yossarián krumm ging. Er hätte Milo gerne den Schnurchel abgedreht, doch Milo war Vizeschah von Oran und seine Person unantastbar. Es stellte sich übrigens heraus, daß Milo nicht nur Vizeschah von Oran war, sondern auch Kalif von Bagdad, Imam von Damaskus und Scheik aller Araber. In zurückgebliebenen Regionen, wo solche Gottheiten noch von abergläubischen Völkern verehrt wurden, unwissenden, Milo der Gott des Getreides, der Gott des Regens und der Reisgott, und man konnte auch, wie er mit einer Bescheidenheit andeutete, die ihm gut zu Gesicht stand, in den tiefen Dschungeln Afrikas große, in Stein gehauene Darstellungen seines schnurrbärtigen Gesichtes sehen, die auf primitive, von Menschenblut gefärbte Altäre hinabblickten. Wo immer sie auch hinkamen, wurde er mit großen Ehren empfangen, und eine Stadt nach der anderen bereitete ihm ein triumphales Willkommen, bis sie schließlich nach Kairo gelangten, wo Milo all die Baumwolle kaufte, die kein Mensch haben wollte, und sich dadurch prompt an den Rand des Ruins brachte. In Kairo fanden Yossarián und Orr endlich auch Zimmer im Hotel. Da waren weiche Betten mit dicken Federkissen und sauberen, glatten Laken. Da waren Schränke mit Kleiderbügeln für ihre Uniformen. Da war Wasser, mit dem man sich waschen durfte. Yossarián und Orr weichten ihre ranzigen, unfreundlichen Körper solange in dampfenden Wannen, bis sie rosa anliefen, und verließen dann mit Milo das Hotel, um in einem sehr feinen Restaurant Krabbencocktail und Filet Mignon zu speisen. Als sie in die Halle traten, tickte gerade der Fernschreiber die letzten Börsennotierungen für ägyptische Baumwolle, und Milo fragte den Oberkellner, um was für eine Maschine es sich da handele, denn etwas so Wunderschönes wie einen Börsenticker hatte er sich bislang nicht vorstellen können.

»Wirklich?« staunte er, als der Oberkellner seine Erklärung beendet hatte. »Und zu welchem Preis wird ägyptische Baumwolle gehandelt?« Der Oberkellner sagte es ihm, und Milo kaufte die gesamte Ernte auf.

Yossarián war jedoch über die ägyptische Baumwolle, die Milo gekauft hatte, längst nicht so erschrocken wie über die Bündel unreifer roter Bananen, die Milo bei der Fahrt in die Stadt auf dem Eingeborenenmarkt erspäht hatte, und seine Angst erwies sich als gerechtfertigt, denn Milo schüttelte ihn schon kurz nach zwölf aus dem tiefsten Schlaf und schob ihm eine teilweise geschälte Banane hin. Yossarián unterdrückte ein Schluchzen. »Probier mal«, drängte Milo und verfolgte Yossarians zurück-Gesicht beharrlich mit »Milo, du Hund«, stöhnte Yossarián, »ich muß endlich mal schlafen.« »Probier sie und sag mir, ob sie gut schmeckt«, beharrte Milo. »Und sag Orr nicht, daß ich dir die Banane schenke, ich nämlich für seine zwei Piaster abverlangt.« Yossarián aß gehorsam die Banane und schloß die Augen, nachdem er gesagt hatte, sie schmecke gut, doch Milo schüttelte ihn wiederum wach und befahl ihm, sich so schnell wie möglich anda man sofort nach Pianosa aufbrechen müsse. »Du und Orr, ihr müßt sofort die Bananen ins Flugzeug laden«, erklärte er. »Der Mann meinte übrigens, ihr solltet dabei auf Spinnen achtgeben.«

»Hat denn das nicht Zeit bis morgen früh?« flehte Yossarián.

»Ich muß einfach mal schlafen.«

»Sie werden wahnsinnig schnell reif«, antwortete Milo, »und wir haben keine Minute zu verlieren. Denk doch nur, wie glücklich unsere Leute sein werden, wenn sie diese Bananen bekommen.« Doch die Besatzungen sahen nie etwas von diesen Bananen, denn in Istanbul herrschte Nachfrage nach Bananen, und in Beirut wurde billig Kümmel angeboten, mit dem Milo, nachdem er die Bananen verkauft hatte, nach Bengasi eilte, und als man schließ-

lich sechs Tage später am Ende von Orrs Erholungsurlaub völlig erschöpft in Pianosa eintraf, geschah das mit einer Ladung bester weißer Eier aus Sizilien, von denen Milo behauptete, sie kämen aus Ägypten, und die er für nur vier Cent das Stück an seine Küchen verkaufte, worauf alle zum Syndikat gehörenden Kommandeure ihn anflehten, doch sogleich nach Kairo zurückzukehren, um noch mehr unreife rote Bananen zu kaufen, die er in der Türkei gegen den in Bengasi so dringend verlangten Kümmel eintauschen sollte. Und jeder hatte einen Anteil.

Nately s Alter Mann

Der einzige, der von Milos roten Bananen etwas zu sehen kriegte, war Aarfy, der von einem einflußreichen Verbindungsbruder beim Quartiermeister ganze zwei geschenkt bekam, nachdem die Bananen gereift waren und begonnen hatten, durch die normalen Schwarzmarktkanäle nach Italien einzuströmen. Aarfy war zufällig mit Yossarián in der Offizierswohnung, als Nately nach so vielen Wochen fruchtlosen, bekümmerten Suchens endlich seine Hure wiedergefunden und sie nebst zweien ihrer Freundinnen in die Wohnung gelockt hatte, indem er jeder von ihnen dreißig Dollar versprach.

»Dreißig Dollar pro Stück?« bemerkte Aarfy gedehnt und-stocherte und klopfte skeptisch und mit widerwilliger Kennermiene an den drei stämmigen Mädchen herum. »Dreißig Dollar ist eine Menge Geld für solche Stücke. Ich habe außerdem noch nie im Leben dafür bezahlt.«

»Ich verlange ja auch nicht, daß du bezahlst«, beschwichtigte Nately ihn hastig. »Ich zahle sie alle. Ich möchte nur, daß ihr die beiden anderen übernehmt. Willst du mir nicht bitte behilflich sein?«

Aarfy grinste selbstzufrieden und schüttelte seinen weichen, kugelrunden Kopf. »Niemand soll für den guten alten Aarfy zahlen. Ich kriege jederzeit jede Menge, wenn mir so ist. Ich bin aber heute abend nicht in Stimmung.«

»Warum zahlst du nicht alle drei aus und schickst die beiden anderen weg?« schlug Yossarián vor.

»Weil meine dann wütend wird, wenn sie für ihr Geld arbeiten soll«, erwiderte Nately mit einem ängstlichen Blick auf sein Mäd-

chen, das ihn bereits finster anstarrte und drohend zu murmeln begann. »Sie behauptet, wenn ich sie wirklich gern hätte, müßte ich sie wegschicken und mit einer anderen ins Bett gehen.« »Ich habe eine viel bessere Idee«, prahlte Aarfy. »Warum halten wir sie nicht alle drei hier fest bis zur Sperrstunde, und drohen ihnen, sie auf die Straße zu jagen und verhaften zu lassen, wenn sie uns nicht ihr ganzes Geld geben? Wir können ihnen sogar damit drohen, sie aus dem Fenster zu werfen.« »Aarfy!« Nately war entsetzt.

»Es ist ja nur ein Vorschlag«, sagte Aarfy einfältig. Aarfy war immer bestrebt, Nately zu helfen, denn Natelys Vater war reich und prominent und hatte genau die richtige Stellung inne, um Aarfy nach dem Krieg weiterzuhelfen. »Na ja doch«, verteidigte er sich quengelnd, »im College haben wir immer sowas gemacht. Ich weiß noch, wie wir eines Tages zwei blöde Schülerinnen aus der Stadt überredet haben, ins Verbindungshaus zu kommen. und da mußten sie sich für alle, die Lust auf sie hatten, auf den Rücken legen, weil wir ihnen drohten, wir würden ihre Eltern anrufen und ihnen sagen, was ihre Töchterlein machten. Wir haben sie länger als zehn Stunden festgehalten, und als sie sich beschweren wollten, haben wir sie sogar ein bißchen verprügelt. Dann haben wir ihnen ihr Kleingeld und ihren Kaugummi weggenommen und sie rausgejagt. Junge, Junge«, entsann er sich gemütlich, und auf den feisten Wangen glühte die joviale, rötliche Wärme sehnsüchtigen Erinnerns, »niemand war sicher davor, in Verschiß zu geraten, nicht mal wir selber.«

Aarfy konnte Nately jedoch nicht helfen, als das Mädchen, in das Nately sich verliebt hatte, ihn mürrisch und mit wachsendem Ärger immer lauter beschimpfte. Glücklicherweise platzte gerade in diesem Augenblick Hungry Joe herein, was die Lage rettete, wenn man davon absehen will, daß Dunbar gleich darauf betrunken dahergestolpert kam und eines der kichernden Mädchen umarmte. Nun waren sie vier Männer und drei Mädchen. Sie ließen Aarfy in der Wohnung zurück und kletterten alle sechs in eine Pferdedroschke, die unbeweglich am Bürgersteig hielt, während die Mädchen darauf bestanden, im voraus bezahlt zu werden. Nately überreichte ihnen mit elegantem Schwung neunzig Dollar, nachdem er zuvor zwanzig Dollar von Yossarián, fünfunddreißig von Dunbar und siebzehn von Hungry Joe entliehen

hatte. Die Mädchen wurden nun liebenswürdiger und riefen dem Kutscher eine Adresse zu, der sie im Trab durch die halbe Stadt in eine Gegend kutschierte, in der sie nie zuvor gewesen waren. Er hielt in einer dunklen Straße vor einem alten, hohen Gebäude. Die Mädchen führten sie vier steile, lange, knarrende Holztreppen hinauf und durch eine Tür in ihre eigene, prächtige Mietswohnung, wo wunderbarerweise unendliche Mengen hübscher, junger, nackter Mädchen durcheinanderquirlten, wo der sündhafte, verkommene, häßliche alte Mann wohnte, der Nately ständig mit seinem spöttischen Lachen reizte, und wo die glucksende, propere alte Frau im aschgrauen Pullover, die das unmoralische Treiben aus Herzensgrund verabscheute, nach Kräften um Ordnung bemüht war.

Dieser staunenswerte Ort war ein fruchtbares, wimmelndes Füllhorn weiblicher Brustwarzen und Nabel. Zunächst waren nur ihre eigenen drei Mädchen in dem schwacherhellten, fahlbraunen Wohnzimmer, das den Schnittpunkt der drei düsteren Korridore bildete, die zu den fernsten Winkeln dieses exotischen, wundervollen Bordells führten. Die Mädchen entkleideten sich sogleich. hielten verschiedentlich dabei inne, um stolz das eine und andere gewagte Stück Unterwäsche vorzuweisen, und schäkerten dabei ununterbrochen mit dem hageren, verlebten, alten Mann mit dem ungepflegten, langen, weißen Haar, der ein unsauberes aufgeknöpftes weißes Hemd trug, lüstern krächzend fast im Mittelpunkt des Zimmers einen schäbigen blauen Sessel einnahm und Nately samt seinen Freunden mit heiterer, spöttischer Förmlichkeit willkommen hieß. Dann watschelte die alte Frau hinaus, um ein Mädchen für Hungry Joe zu besorgen, wobei sie in stummem Protest bekümmert den Kopf schüttelte. Sie kehrte mit zwei hochbusigen Schönheiten zurück, deren eine bereits nackt war, während die andere nur einen durchsichtigen, rosa Halbunterrock trug, den sie abstreifte, als sie sich hinsetzte. Gleich darauf schlenderten aus einer anderen Richtung noch drei unbekleidete Mädchen herein, um ein Schwätzchen zu halten, dann noch zwei weitere. Vier Mädchen durchquerten, ganz in ihre Unterhaltung vertieft, das Zimmer; drei von ihnen waren barfuß, und eine balancierte gefährlich in einem Paar silberner Tanzschuhe daher, die nicht ihr zu gehören schienen. Dann kam noch ein Mädchen, das nichts als Höschen trug, und setzte sich dazu, so daß innerhalb von wenigen Minuten elf Damen versammelt waren, alle bis auf eine gänzlich unbekleidet.

Nacktes Fleisch, das meiste davon füllig, leuchtete überall, und Hungry Joe begann zu sterben. Während die Mädchen hereingeschlendert kamen und es sich gemütlich machten, stand er stocksteif in starrem Staunen da. Plötzlich stieß er einen schrillen Schrei aus und rannte zur Tür, um aus der Mannschaftswohnung seine Kamera zu holen, blieb aber unter Ausstoßung eines weiteren Schreies stehen, weil ihm der grauenhafte, eisige Verdacht gekommen war, dies ganze liebliche, geisterhafte, reiche, bunte, heidnische Paradies könne ihm auf immer entrissen werden, ließe er es auch nur einen Moment aus dem Auge. Er verhielt unter der Tür, prustete unschlüssig, und an Hals und Schläfen traten ihm drahtige Sehnen und pochende Ädern heraus. Der alte Mann betrachtete ihn mit sieghafter Heiterkeit. Er saß gleich einer satanischen, hedonistischen Gottheit in seinem schäbigen, blauen Lehnstuhl wie auf einem Thron, die dürren Beine in eine gestohlene amerikanische Militärdecke gehüllt, um einer Verkühlung vorzubeugen. Er lachte still vor sich hin, und in den eingesunkenen, schlauen Äuglein flackerte es verständnisvoll von zynischer, leichtfertiger Belustigung. Er hatte getrunken. Nately reagierte auf den ersten Blick mit feindlich gesträubten Haaren auf diesen bösen, verkommenen, unpatriotischen alten Mann, der alt genug war, um ihn an seinen Vater denken zu lassen, und der verächtliche Witzchen auf Kosten Amerikas machte. »Amerika«, so sagte er, »wird den Krieg verlieren, Italien aber wird ihn gewinnen.«

»Amerika ist die stärkste und reichste Nation der Welt«, setzte Nately ihm mit hochmütiger Inbrunst und Würde auseinander. »Und der amerikanische Soldat steht hinter keinem zurück.« »Ganz recht«, stimmte der alte Mann liebenswürdig und mit einer Spur von lustigem Spott zu. »Italien seinerseits gehört zu den ärmsten Nationen der Welt, und der italienische Soldat steht vermutlich hinter allen anderen zurück. Und genau darum schneidet mein Land bei diesem Krieg so gut ab, das Ihre jedoch schlecht.«

Nately lachte vo,r Überraschung laut heraus, errötete dann aber schuldbewußt seiner Unhöflichkeit wegen. »Verzeihen Sie bitte, daß ich Sie ausgelacht habe«, sagte er aufrichtig und fuhr dann

in einem Ton respektvoller Herablassung fort: »Italien ist doch aber von den Deutschen besetzt gewesen und wird jetzt von uns besetzt. Das können Sie doch unmöglich gut abschneiden nennen.«

»Selbstverständlich nenne ich das so«, rief der alte Mann heiter. »Die Deutschen werden hinausgeworfen, aber wir sind immer noch hier. In ein paar Jahren werdet Ihr weg sein, wir jedoch werden immer noch hier "sein. Begreifen Sie doch: Italien ist ein sehr schwaches und armes Land, und das eben ist unsere Stärke. Jetzt sterben keine italienischen Soldaten mehr, aber amerikanische und deutsche Soldaten sterben immer noch. Ich nenne das außerordentlich gut abschneiden. Ja, ich zweifele nicht daran, daß Italien diesen Krieg überleben und auch dann noch vorhanden sein wird, wenn Ihr eigenes Land längst vernichtet ist.« Nately traute seinen Ohren kaum. Solche grauenhafte Lästerungen hatte er noch nie vernommen, und ein angeborener Instinkt ließ ihn sich fragen, weshalb das FBI nicht erscheine, um den verräterischen alten Mann einzusperren? »Amerika wird nie vernichtet werden!« rief er leidenschaftlich.

»Nie?« stichelte der alte Mann sanft.

»Nun ja ...« Nately verstummte.

Der alte Mann lachte versöhnlich und verkniff sich ein tieferes, explosiveres Entzücken. Seine Sticheleien blieben freundlich. »Rom wurde zerstört, Griechenland wurde zerstört, Persien wurde zerstört, Spanien wurde zerstört. Alle großen Reiche wurden zerstört, warum also nicht das Ihre? Wie lange, glauben Sie denn, wird Ihr Land noch bestehen? In alle Ewigkeit? Vergessen Sie nicht, daß es selbst der Erde bestimmt ist, in etwa fünfundzwanzig Millionen Jahren durch die Sonne vernichtet zu werden.« Nately rutschte unbehaglich hin und her. »Nun, in alle Ewigkeit ist wohl etwas lange.«

»Eine Million Jahre?« stieß der höhnende alte Mann mit brennendem, sadistischem Eifer nach. »Eine halbe Million? Der Frosch ist fast fünfhundert Millionen Jahre alt. Wollen Sie wirklich behaupten, daß Amerika mit all seiner Macht und seinem Reichtum, mit seinen Soldaten, die hinter keinen Soldaten zurückstehen, und mit dem höchsten Lebensstandard der Welt solange dauern wird wie ... der Frosch?«

Nately hätte ihm gerne die höhnende Visage eingeschlagen. Er

sah sich flehend nach jemandem um, der ihm bei der Verteidigung der Zukunft seines Vaterlandes gegen die unerträglichen Verleumdungen dieses tückischen, sündhaften Angreifers beigestanden hätte. Er wurde aber enttäuscht. Yossarián und Dunbar waren ganz damit beschäftigt, in einer entfernten Ecke orgiastisch vier oder fünf quicklebendige Mädchen und sechs Flaschen Rotwein zu verarbeiten, und Hungry Joe war längst einen der geheimnisvollen Korridore hinunter gestapft und hatte wie ein rasender Tyrann so viele der breithüftigen jungen Prostituierten, wie er in seinen dürren, windmühlenhaften Armen halten und in ein Doppelbett zwängen konnte, vor sich her getrieben. Nately war verlegen und ratlos. Sein eigenes Mädchen hatte sich ungraziös auf ein Sofa geflegelt und machte dort eine träge, gelangweilte Miene. Diese schlaffe Gleichgültigkeit, die sie ihm bewies, die gleiche schläfrige, faule, abweisende Haltung, deren er sich so lebhaft, so süß und so jammervoll von ihrem ersten Zusammentreffen am dichtbesetzten Kartentisch in der Mannschaftswohnung erinnerte, nahm Nately allen Mut. Ihr schlaffer Mund stand offen und bildete ein perfektes O, und nur Gott wußte, worauf ihre glasigen, getrübten Augen so tierisch stumpf starrten. Der alte Mann wartete geruhig und beobachtete ihn mit dem tiefblickenden Lächeln, das sowohl verächtlich als auch teilnehmend war. Ein schlankes, blondes, kurvenreiches Mädchen mit herrlichen Beinen und honigfarbener Haut machte es sich auf der Lehne des Sessels des alten Mannes bequem, und begann sein eckiges, bleiches, verlebtes Gesicht träge und kokett zu tätscheln. Der Anblick von soviel Unzüchtigkeit in einem so alten Mann ließ Nately vor Abneigung und Feindseligkeit erstarren. Er wandte sich mit sinkendem Herzen weg und fragte sich, warum er nicht einfach sein Mädchen bei der Hand nähme und ins Bett ginge.

Der schmutzige, geierhafte, teuflische alte Mann erinnerte Nately an seinen Vater, weil die beiden sich in nichts ähnelten. Natelys Vater war ein höflicher, weißhaariger Herr, der sich tadellos kleidete; dieser alte Mann war ein unkultivierter Landstreicher. Natelys Vater war ein nüchterner, verantwortungsbewußter Mann von philosophischen Neigungen; dieser alte Mann war wankelmütig und ausschweifend. Natelys Vater war diskret und kultiviert; dieser alte Mann war ein ungehobelter Klotz. Natelys Va-

ter glaubte an Rechtschaffenheit und wußte auf alles eine Antwort; dieser alte Mann glaubte an gar nichts und harte nur Fragen vorzubringen. Natelys Vater trug einen distinguierten weißen Schnurrbart; dieser alte Mann hatte überhaupt keinen Schnurrbart. Natelys Vater — und jeder andere Nately bekannte Vater — war würdevoll, weise und verehrenswert; dieser alte Mann war äußerst abstoßend, und Nately warf sich von neuem in die Debatte, entschlossen, jener bösartigen Logik und jenen Anspielungen einen hochherzigen Widerstand entgegenzusetzen, der die Aufmerksamkeit des teilnahmslosen, trägen Mädchens, in das er so heftig verliebt war, erregen, ihm ihre dauernde Bewunderung eintragen sollte.

»Nun, offen gestanden weiß ich nicht, wie lange Amerika bestehen wird«, setzte er die Unterhaltung unerschrocken fort. »Ich nehme an, wir können nicht in alle Ewigkeit dauern, da es dem ganzen Planeten bestimmt ist, eines Tages vernichtet zu werden. Aber ich weiß gewiß, daß wir noch lange, lange siegreich überleben werden.«

»Wie lange?« neckte ihn der ordinäre alte Mann, ein boshaft erheitertes Funkeln in den Augen. »Wohl nicht ganz so lange wie der Frosch?«

»Viel länger jedenfalls als Sie oder ich«, brachte Nately lahm heraus

»Ach, ist das alles! Das wird nicht mehr sehr lange sein, wenn man bedenkt, wie leichtgläubig und tapfer Sie sind, und wie sehr, sehr alt ich bereits bin.«

»Wie alt sind Sie?« fragte Nately, der sich von dem alten Mann ganz gegen seinen Willen angezogen und bezaubert fühlte. »Einhundertundsieben Jahre.« Der alte Mann lachte herzlich als er sah, welch "verdrossenes Gesicht Nately machte. »Ich merke schon, auch das glauben Sie mir nicht.«

»Ich glaube nichts von allem, was Sie mir erzählen«, erwiderte Nately und lächelte schüchtern und besänftigend. »Das einzige, was ich glaube, ist, daß Amerika den Krieg gewinnen wird.« »Sie legen so großen Wert darauf, Kriege zu gewinnen«, versetzte- der lasterhafte, schlampige alte Mann verächtlich. »Das eigentliche Kunststück besteht im Verlieren von Kriegen, besteht darin zu erkennen, welcher Krieg verloren werden darf. Italien hat jahrhundertelang Kriege verloren, und Sie wissen, daß wir

uns dabei prächtig befunden haben. Frankreich gewinnt seine Kriege und ist fortwährend im Zustand der Krise. Deutschland verliert und wird reich dabei. Betrachten Sie unsere jüngste Vergangenheit. Italien hat in Abessinien einen Krieg gewonnen und geriet denn auch prompt in die größten Schwierigkeiten. Der Sieg hat uns in einen so törichten Größenwahn versetzt, daß wir dabei geholfen haben, einen Weltkrieg zu entfesseln, in dem zu siegen für uns auch nicht die geringste Aussicht bestand. Jetzt aber, da wir wieder verlieren, hat sich alles zum Besseren gewendet, und wenn es uns nur gelingt, geschlagen zu werden, kommen wir wieder obenauf.«

Nately glotzte ihn mit unverstellter Begriffsstutzigkeit an. »Jetzt verstehe ich wirklich nicht mehr, was Sie da sagen. Sie reden wie ein Verrückter.«

»Ich lebe aber wie ein Normaler. Als Mussolini an der Macht war, war ich Faschist, und jetzt, da er gestürzt ist, bin ich Antifaschist. Solange die Deutschen hier waren, um uns vor den Amerikanern zu schützen, war ich fanatisch prodeutsch, und jetzt, da die Amerikaner hier sind, um uns vor den Deutschen zu schützen, bin ich fanatisch proamerikanisch. Ich versichere Ihnen, mein zorniger junger Freund«, — die wissenden, hochmütigen Augen des alten Mannes leuchteten immer stärker, je mehr Natelys stotternde Ratlosigkeit zunahm — »daß Sie und Ihr Land keinen treueren Parteigänger in Italien haben als mich — jedoch nur solange Ihr in Italien bleibt.«

»Aber«, rief Nately ungläubig, »sie sind ja ein Abtrünniger! Ein schändlicher, gewissenloser Opportunist!« Ein »Ich bin einhundertundsieben Jahre alt«, erinnerte ihn der bübische alte Mann mit höhnischem Ernst, und streichelte die nackte Hüfte der fülligen Schwarzhaarigen mit den reizenden Grübchen, die sich verführerisch auf der anderen Lehne seines Sessels niedergelassen hatte. Geckenhaft thronend in zerschlissener Pracht, zu beiden Seiten ein nacktes Mädchen mit herrscherlicher Gebärde umfassend. so grinste er Nately spöttisch »Ich kann das nicht glauben«, bemerkte Nately murrend und bemühte sich nach Kräften, die beiden Mädchen nicht anzusehen. »Ich kann das einfach nicht glauben.«

»Aber es ist durchaus wahr. Als die Deutschen einmarschierten, tanzte ich wie eine jugendliche Ballerina durch die Straßen und

brüllte Heil Hitler, bis ich stockheiser war. Ich schwenkte sogar eine Nazifahne, die ich einem wunderhübschen kleinen Mädchen gestohlen hatte, als die Mutter gerade nicht hinsah. Als die Deutschen die Stadt räumten, rannte ich mit einer Flasche vorzüglichen Cognacs und einem Korb voller Blumen auf die Straße, um die Amerikaner willkommen zu heißen. Der Cognac war selbstverständlich für mich, und mit den Blumen wollte ich unsere Befreier bewerten. Im ersten Fahrzeug saß ganz steif und wie ausgestopft ein alter Major, dem warf ich eine rote Rose haargenau ins Auge. Ein bewundernswerter Treffer! Sie hätten mal sehen sollen, wie der gezuckt hat!«

Nately sog hörbar die Luft ein, sprang verblüfft auf, und das Blut wich aus seinen Wangen. »Major —de Coverley!« rief er. »Sie kennen ihn?« fragte der alte Mann entzückt. »Was für ein ganz, ganz reizender Zufall!«

Nately war zu verblüfft, um noch zuzuhören. »Sie also sind es, der Major — de Coverley verletzt hat!« rief er entrüstet. »Wie konnten Sie nur!«

Der teuflische alte Mann blieb ungerührt. »Wie hätte ich widerstehen können, wollen Sie wohl sagen. Sie hätten diesen arroganten alten Griesgram sehen müssen, wie er da finster wie der liebe Gott persönlich im Wagen saß, und ein dämliches, würdevolles Gesicht machte. Was für ein lockendes Ziel! Ich traf ihn mit einer American Beauty ins Auge. War das nicht äußerst passend?«

»Das war schrecklich!« rief Nately vorwurfsvoll. »Das war eine böse, verbrecherische Tat! Major — de Coverley ist der Verwaltungsoffizier unserer Staffel.«

»Ach wirklich?« sagte der verderbte alte Mann neckisch und rieb sich gespielt reumütig das spitze Kinn. »Dann müssen Sie mir aber wenigstens zugestehen, daß ich unparteiisch bin, denn als die Deutschen einmarschierten, hätte ich beinahe einen kräftigen jungen Oberleutnant mit einem Edelweißzweig erstochen.« Nately war entsetzt und verwirrt, weil der gräßliche alte Mann nicht einsehen wollte, wie schwerwiegend sein Vergehen war. »Begreifen Sie denn nicht, was Sie da angerichtet haben?« tadelte er ihn heftig. »Major — de Coverley ist ein edler, herrlicher Mensch, den jedermann bewundert.«

»Er ist ein blöder alter Tropf, der kein Recht hat, sich aufzufüh-

ren wie ein blöder junger Tropf. Wo ist er denn jetzt? Tot?« Nately sagte düster und ehrfürchtig: »Das weiß niemand. Es scheint, daß er verschwunden ist.«

»Da haben wir's ja. Zu denken, daß ein Mann in seinem Alter das ihm noch verbleibende Leben für etwas so Läppisches wie ein Vaterland aufs Spiel setzt!«

Sogleich stürzte sich Nately wieder ins Gefecht. »Es ist nicht läppisch, sein Leben fürs Vaterland aufs Spiel zu setzen«, behauptete er.

»Wirklich nicht?« fragte der alte Mann. »Was ist denn ein Vaterland? Ein Vaterland ist ein Stück Erde, an allen Seiten von Grenzen, meist unnatürlichen Grenzen, eingefaßt. Engländer sterben für England, Amerikaner sterben für Amerika, Deutsche sterben für Deutschland, Russen sterben für Rußland. Es beteiligen sich bereits fünfzig oder sechzig Länder an diesem Krieg, und ganz gewiß können es doch nicht alle diese Länder wert sein, daß man für sie stirbt.«

»Alles, was wert ist, daß man dafür lebt, ist auch wert, daß man dafür stirbt«, sagte Nately.

»Und alles, was wert ist, daß man dafür stirbt«, erwiderte der lästerliche alte Mann, »ist gewiß wert, daß man dafür lebt. Sie sind ein so reiner, kindlicher junger Mensch, daß Sie mir beinahe leid tun. Wie alt sind Sie denn? Fünfundzwanzig, sechsundzwanzig?«

»Neunzehn«, sagte Nately. »Im Januar werde ich zwanzig.« »Wenn Sie dann noch leben.« Der alte Mann schüttelte den Kopf und zeigte vorübergehend das gleiche unwillige nachdenkliche Stirnrunzeln, das an der verdrossenen, abweisenden alten Frau zu bemerken war. »Wenn Sie sich nicht vorsehen, werden Sie getötet werden, und mir ist völlig klar, daß Sie sich nicht vorsehen werden. Warum sind Sie nicht vernünftig und versuchen, so zu sein wie ich? Dann würden Sie vielleicht auch einhundertundsieben Jahre alt.«

»Weil es besser ist, stehend zu sterben als auf den Knien zu leben«, erwiderte Nately mit sieghafter, erhabener Überzeugung. »Dieses Sprichwort haben Sie wohl schon mal gehört.« »Gewiß habe ich das«, sagte der alte Mann versonnen lächelnd. »Ich glaube aber, es heißt richtig: Es ist besser stehend zu leben, als auf den Knien zu sterben.«

»Ach, wissen Sie das genau?« fragte Nately ernüchtert und ververwirrt. »So, wie ich es zitiert habe, scheint es doch sinnvoller zu sein.«

»Nein, mein Zitat ist sinnvoller. Fragen Sie doch Ihre Freunde.« Nately wollte seine Freunde fragen und stellte fest, daß sie weg waren. Sowohl Yossarián als Dunbar waren verschwunden. Der alte Mann lachte laut und verächtlich, als er sah, wie verlegen und überrascht Nately dreinblickte. Natelys Gesicht rötete sich vor Beschämung. Er verhielt unentschlossen einige Sekunden, drehte sich dann herum und rannte auf der Suche nach Yossarián und Dunbar den nächsten Korridor hinunter. Er hoffte, sie noch rechtzeitig zu erwischen und sie mit der Neuigkeit von dem bemerkenswerten Zusammenstoß zwischen dem alten Mann und Major — de Coverley für das Rettungswerk zu gewinnen. Die auf den Korridor führenden Türen waren sämtlich geschlossen. Durch keinen Türspalt sah er Licht. Es war schon sehr spät. Nately gab die Suche niedergeschlagen auf. Er begriff schließlich, daß ihm nichts zu tun blieb als sich irgendwo mit dem Mädchen, das er liebte, niederzulegen, sie zärtlich und rücksichtsvoll zu lieben und ihre gemeinsame. Zukunft zu planen; doch als er ins Wohnzimmer zurückkehrte, um sie zu holen, war sie bereits zu Bett gegangen, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als die nutzlose Diskussion mit dem abscheulichen alten Mann fortzusetzen, der sich mit spöttischer Höflichkeit aus seinem Lehnstuhl erhob, sich für die Nacht entschuldigte und Nately mit zwei verschwiemelt dreinblickenden Mädchen allein li'eß, die ihm nicht sagen konnten, in welches Zimmer seine eigene Hure gegangen war, und gleich darauf zu Bett gingen, nachdem sie vergeblich versucht hatten, ihn für sich zu interessieren. Da mußte er nun allein im Wohnzimmer auf dem kurzen, durchgesessenen Sofa schlafen.

Nately war ein empfindsamer, vermögender, gut aussehender Junge mit schwarzem Haar und vertrauensvollen Augen, dem das Genick weh tat, als er am frühen Morgen auf dem Sofa erwachte und sich benommen fragte, wo er sei. Sein Temperament war sanft und freundlich. Er hatte fast zwanzig Jahre ohne Trauma, Spannung, Haß oder Neurose verlebt, worin Yossarián einen Beweis für seine Verrücktheit sah. Seine Kindheit war angenehm, wenn auch diszipliniert verlaufen. Er vertrug sich sehr gut mit

seinen Geschwistern und haßte weder Vater noch Mutter, obgleich beide ihm ungezählte Wohltaten erwiesen hatten. Nately war dazu erzogen worden, Menschen wie Aarfy, die seine Mutter als zudringlich bezeichnete, und Menschen wie Milo, die sein Vater Emporkömmlinge nannte, zu verabscheuen, doch wie man das machte, hatte er nicht gelernt, da man ihn nie in die Nähe solcher Leute gelassen hatte. Soweit er sich erinnern konnte, hatten sich in den Häusern seiner Eltern in Philadelphia, New York, Maine, Palmbeach, Southampton, London, Deauville, Paris und Südfrankreich immer nur Damen und Herren gedrängt, die weder zudringlich noch Emporkömmlinge waren. Natelys Mutter war eine geborene Thornton aus Neu-England und eine Tochter der Amerikanischen Revolution. Sein Vater war ein zwanzigkarätiger Hurensohn.

»Vergiß nie«, hatte seine Mutter ihm immer wieder eingeschärft, »daß du ein Nately bist. Du bist weder ein Vanderbilt, deren Vermögen auf einen ordinären Schleppdampferkapitän zurückgeht, noch bist du ein Rockefeller, deren Reichtum durch gewissenlose Spekulation in ungereinigtem Erdöl zusammengescharrt wurde; du bist auch kein Reynolds oder Duke, die reich geworden sind, indem sie der arglosen Bevölkerung Erzeugnisse verkauft haben, die krebsfördernde Teere und Harze enthalten, und ganz gewiß bist du kein Astor, die, soweit mir bekannt ist, immer noch Zimmer vermieten. Du bist ein Nately, und die Natelys haben für ihren Reichtum nie auch nur einen Finger gerührt.«

»Deine Mutter will damit sagen«, warf hier sein Vater umgänglich ein und gab eine Probe seines Talents, den hübschen und treffenden Ausdruck zu finden, das Nately so an ihm bewunderte, »daß alter Reichtum besser ist als neuer Reichtum, und daß die Neureichen längst nicht so geachtet werden dürfen wie die kürzlich Verarmten. Nicht wahr, meine Liebe?« Natelys Vater war stets voll von solch weisen und wohlklingenden Sprüchen. Sein Gesicht strahlte rötlich wie Glühwein, und Nately mochte ihn sehr gerne, wenn er auch keinen Glühwein mochte. Bei Kriegsausbruch beschloß die Familie, daß Nately sich freiwillig zum Militärdienst melden solle, weil er noch zu jung war, um in den diplomatischen Dienst zu gehen, und sein Vater aus bester Quelle erfahren hatte, daß Rußland innerhalb weni-

ger Wochen, höchstens Monate, kapitulieren werde, worauf dann Hitler, Churchill, Roosevelt, Mussolini, Gandhi, Franco, Peron und der Kaiser von Japan einen Friedensvertrag unterzeichnen und vergnügt und munter immer so fort leben würden. Natelys Vater hatte vorgeschlagen, er möge der Luftwaffe beitreten, wo er ungefährdet die Ausbildung absolvieren könne, während die Russen kapitulierten und die Einzelheiten des Waffenstillstandes festgelegt würden, und wo er als Offizier nur mit wirklichen Gentlemen Umgang haben würde.

Statt dessen befand er sich in Gesellschaft von Yossarián, Dunbar und Hungry Joe in einem Bordell in Rom, war verliebt in ein Mädchen, dem er gleichgültig war und mit dem er sich endlich nach der Nacht, die er allein im Wohnzimmer verbracht hatte. hinlegte, doch nur um fast sogleich von deren unverbesserlicher jüngerer Schwester gestört zu werden, die ohne zu klopfen ins Zimmer stürmte und sich eifersüchtig auf das Bett warf, um sich ebenfalls von Nately umarmen zu lassen. Natelys Hure sprang knurrend aus dem Bett, riß sie an den Haaren hoch und prügelte sie. Das zwölfjährige Mädchen kam Nately vor wie ein gerupftes Huhn oder ein geschälter Zweig. Der knospende Körper, der frühreif die Erwachsenen imitierte, brachte jedermann in Verlegenheit, und sie wurde dauernd davongejagt, sollte sich anziehen, an die frische Luft gehen, und mit den anderen Kindern auf der Straße spielen. Die Schwestern brüllten einander an, geiferten und spuckten und veranstalteten einen so geläufigen, ohrenzerreißenden Lärm, daß das Zimmer bald von Zuschauern wimmelte, die sich königlich amüsierten. Nately war am Ende und gab auf. Er bat sein Mädchen, sich anzuziehen, und führte es zum Frühstück. Schwesterchen zuckelte hinterdrein, und als alle drei auf der Terrasse eines nahen, gutbürgerlichen Cafes Platz genommen hatten, kam er sich vor wie ein stolzes Familienoberhaupt. Doch als es Zeit war, heimzukehren, langweilte sich Natelys Hure bereits. Sie wolle nicht länger bei ihm bleiben, sondern lieber in Gesellschaft zweier Mädchen auf den Strich gehen. Nately folgte mit Schwesterchen in mäßigem Abstand, das ehrgeizige Kind in der Absicht, das Handwerk gründlich zu erlernen, Nately um sich frustriert zu Tode zu grämen, und beide sahen kummervoll zu, als die Mädchen von Soldaten aus einem Wagen angesprochen wurden und mit ihnen davonfuhren. heraus

Nately kehrte in das Cafe zurück und traktierte Schwesterchen mit Schokoladeneis, bis sich ihre Stimmung hob, dann kehrten beide in die Wohnung zurück, wo Yossarián und Dunbar sich im Wohnzimmer in Gesellschaft des erschöpften Hungry Joe niedergelassen hatten, der auf seinem verbeulten Gesicht immer noch das selige, stumpfe, siegreiche Lächeln trug, mit dem er am Morgen, hinkend wie ein Mann, der zahlreiche Knochenbrüche erlitten hat, seinen massiven Harem verlassen hatte. Der unzüchtige, liederliche alte Mann war entzückt von Hungry Joes geplatzter Unterlippe und seinen blaugeschlagenen Augen. Er trug die gleiche verdrückte Kleidung wie am Abend zuvor und begrüßte Nately herzlich. Sein verkommenes, schändliches Aussehen verstörte Nately zutiefst, und immer, wenn Nately in die Wohnung kam, wünschte er sich, daß der verderbte, unmoralische alte Mann doch endlich ein feines Hemd anziehen, sich rasieren, kämmen, eine Tweedjacke anlegen und sich einen flotten weißen Schnurrbart stehen lassen möge, damit Nately nicht jedesmal, wenn er ihn ansah und dabei an seinen Vater denken mußte, in eine so schmachvolle Verwirrung gestürzt würde.

Milo

Der April war für Milo von allen Monaten der beste gewesen. Im April blüht der Flieder, und Früchte reifen an den Zweigen, die Herzen schlagen schneller, und vergessene Begierden melden sich von neuem. Im April leuchtet der Regenbogen bunter über der glattgefiederten Taube. April bedeutet Frühling, und im Frühling stand Milo Minderbinder der Sinn nach Mandarinen. »Mandarinen?«

»Jawohl, Sir.«

»Meine Leute hätten natürlich liebend gerne Mandarinen«, gestand der Colonel, der auf Sardinien vier Bomberstaffeln befehligte.

»Sie sollen so viele Mandarinen haben, wie sie essen und aus ihrem Küchenfonds bezahlen können«, versicherte Milo. »Wie steht es mit Melonen aus Kassaba?« »Spottbillig in Damaskus.«

»Ich habe eine Schwäche für Melonen aus Kassaba, ich habe schon immer eine Schwäche für Melonen aus Kassaba gehabt.«

- »So leihen Sie mir eine Maschine von jeder Ihrer Staffeln, und ich will Ihnen so viele Melonen verschaffen, wie Sie wünschen und bezahlen können.«
- »Wir kaufen vom Syndikat?«
- »Und jeder hat einen Anteil.«
- »Phantastisch, absolut phantastisch. Wie bringen Sie das nur fertig?«
- »Einkauf im großen macht den ganzen Unterschied. Denken Sie zum Beispiel an panierte Schnitzel.«
- »Für panierte Schnitzel habe ich nicht viel übrig«, murrte der skeptische Kommandeur der 6-25 im nördlichen Korsika. »Panierte Schnitzel sind höchst nahrhaft«, tadelte Milo ernst. »Sie enthalten Eigelb und Semmelmehl. Lammschnitzel übrigens
- »Ah«, machte der Kommandeur der 8-25. »Gute Lammschnitzel?«
- »Die allerbesten«, sagte Milo, »die auf dem schwarzen Markt zu haben sind.«
- »Schnitzel von ganz kleinen Lämmchen?«
- »Von den süßesten kleinen Lämmchen in rosa Papierhöschen. Spottbillig in Portugal zu haben.«
- »Ich kann aber keine Maschine nach Portugal schicken, dazu bin ich nicht ermächtigt.«
- »Aber ich kann das, wenn Sie mir die Maschine samt Piloten leihen. Und bedenken Sie Sie bekommen General Dreedle.«
 »General Dreedle wird wieder in meiner Messe speisen?«
 »Wie ein Schwein, wenn Sie ihm nur meine besten weißen Spiegeleier in meiner sahnigen Butter vorsetzen. Es gibt auch Mandarinen und Melonen aus Kassaba, Seezunge, geräucherten Lachs, und Schwarzsauer.«
- »Und jeder hat einen Anteil?«
- »Das«, schloß Milo, »ist das allerbeste daran.« »Mir gefällt das nicht«, murrte der widerborstige Jagdfliegerkommandeur, dem auch Milo nicht gefiel.
- »Im Norden sitzt ein widerborstiger Jagdfliegerkommandeur, der mich nicht leiden kann«, beklagte Milo sich bei General Dreedle. »Ein einziger Quertreiber kann uns alles verderben, und dann bekommen Sie meine frischen Spiegeleier in meiner frischen Butter nicht mehr «

General Dreedle ließ den widerborstigen Jagdflieger nach den Solomon-Inseln versetzen, wo er Gräber schaufeln mußte, und ernannte an seiner Stelle einen senilen, gichtigen Colonel, der eine krankhafte Gier nach Lichinüssen verspürte und Milo mit dem B-iy-General auf dem Festland bekannt machte, dem der Mund nach Polnischer Wurst wässerte.

»Polnische Wurst ist in Krakau spottbillig«, informierte ihn Milo.

»Polnische Wurst«, seufzte der General sehnsüchtig. »Ich glaube, ich würde alles um ein dickes Stück Polnischer Wurst geben. Alles.«

»Sie brauchen nicht alles zu geben. Gegen Sie mir bloß eine Maschine pro Messe und dazu einen Piloten, der tut, was man ihm sagt. Und zum Beweis Ihres guten Willens eine kleine Anzahlung auf den ersten Auftrag.«.

»Aber Krakau liegt über hundert Meilen hinter den feindlichen Linien. Wie wollen Sie da an die Wurst herankommen?«
»In Genf besteht ein internationales Austauschzentrum für Polnische Wurst. Ich werde einfach Erdnüsse nach der Schweiz fliegen und sie zum Marktpreis gegen Polnische Wurst einhandeln. Von dort werden dann die Erdnüsse nach Krakau geflogen, und ich fliege Ihnen die Polnische Wurst her. Sie kaufen durch das Syndikat nur soviel Wurst, wie Sie benötigen. Es gibt auch Mandarinen, die nur ganz wenig gefärbt sind. Dazu Eier aus Malta und Whisky aus Sizilien. Wenn Sie durchs Syndikat kaufen, zahlen Sie das Geld praktisch sich selber, weil jeder einen Anteil hat, und Sie bekommen daher im Grunde alles, was Sie kaufen, umsonst. Leuchtet Ihnen das ein?«

»Sie sind ein Genie. Wie sind Sie nur jemals darauf verfallen?« »Ich heiße Milo Minderbinder und bin siebenundzwanzig Jahre alt.«

Von überall kamen Milo Minderbinders Maschinen angeflogen; Jäger, Bomber und Transportmaschinen schwärmten über Colonel Cathcarts Flugplatz, gesteuert von Piloten, die taten, was man ihnen sagte. Die Maschinen trugen grelle Markierungen, die solch lobenswerte Tugenden wie Mut, Kraft, Gerechtigkeit, Wahrheit, Freiheit, Liebe, Ehre und Patriotismus symbolisierten und sogleich von Milos Mechanikern mit einem doppelten weißen Anstrich übermalt und mit der Inschrift *M&M Feinste Kolo-*

nialwaren und Delikatessen in grellem Purpur beschriftet wurden. Das M & M bedeutete Milo & Minderbinder und das & war, wie Milo offen zugab, eingeführt worden, um den Anschein zu vermeiden, als sei das Syndikat ein Einmannunternehmen. Bei Milo trafen Flugzeuge ein, die in Italien, in Nordafrika und England, in Liberia, in Kairo und Karatschi gestartet waren. Jäger wurden für Transportmaschinen eingetauscht oder für spezifizierte Eilfracht und den Päckchendienst reserviert. Heeresformationen stellten Lastwagen und Tanks ,-für den Nahverkehr auf der Straße bereit. Jeder hatte einen Anteil, und Männer wurden fett dabei und schlenderten nur mehr mit dem Zahnstocher zwischen den schmatzenden Lippen einher. Milo beaufsichtigte das sich schnell vergrößernde Unternehmen in eigener Person. Tiefe, otterbraune Sorgenfalten kerbten sich in sein abgespanntes Antlitz und gaben ihm ein gehetztes, nüchternes, mißtrauisches Aussehen. Jeder, mit Ausnahme von Yossarián, hielt Milo für einen Tropf, weil er sich freiwillig für den Posten des Meßoffiziers erboten hatte und ihn noch dazu so ernst nahm. Yossarián hielt Milo zwar auch für einen Tropf, doch wußte er, daß Milo zugleich ein Genie war.

Eines Tages flog Milo nach England, um eine Ladung türkisches Halvah zu übernehmen, und kehrte in Begleitung von vier mit Yamswurzeln, Wirsingkohl, Senfkörnern und Erbsen beladenen deutschen Bombern zurück. Milo war sprachlos, als er sich beim Verlassen der Maschine einer Gruppe bewaffneter MPs gegenübersah, welche die deutschen Piloten gefangen nehmen und ihre Ladung beschlagnahmen wollten^ Beschlagnahmen! Allein das Wort war ihm Anathema, und er stapfte, wilde Verwünschungen ausstoßend, umher und deutete mit tadelnd erhobenem Zeigefinger immer wieder auf die schuldbewußten Gesichter von Colonel Cathcart und Colonel Korn und auf den bedauernswerten, narbenbedeckten Captain mit der Maschinenpistole, der die MP kommandierte.

»Sind wir denn in Rußland?« schrie Milo ungläubig und aus Leibeskräften. »Beschlagnahmen?!« kreischte er, als könne er seinen Ohren nicht trauen. »Seit wann ist die amerikanische Regierung dazu übergegangen, das Privatvermögen ihrer Bürger zu beschlagnahmen? Schande über Sie! Schande über Sie, die Sie einen so gräßlichen Gedanken auch nur denken können!«

»Aber Milo«, unterbrach Major Danby schüchtern, »wir befinden uns im Krieg mit Deutschland, und das sind deutsche Flugzeuge.«

»Nichts dergleichen sind sie!« erwiderte Milo wütend. »Diese Maschinen da gehören dem Syndikat, und jeder hat einen Anteil. Beschlagnahmen? Wie können Sie denn überhaupt Ihr höchstpersönliches Eigentum beschlagnahmen wollen! Beschlagnahmen — was denn noch! Etwas so Verwerfliches ist mir im Leben nicht vorgekommen!«

Und siehe, Milo hatte recht, denn als man die Maschinen betrachtete, erwies es sich, daß Milos Mechaniker die deutschen Hakenkreuze an Rumpf, Ruder und Tragflächen bereits doppelt weiß übermalt und die Inschrift M & M Feinste Kolonialwaren und Delikatessen angebracht hatten. Er hatte vor ihren sehenden Augen sein Syndikat in ein internationales Kartell verwandelt. Milos mächtige Kauffahrteischiffe bevölkerten nunmehr die Lüfte. Maschinen brausten heran aus Norwegen, Dänemark, Frankreich, Deutschland, Österreich, Italien, Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien, Schweden, Finnland, Polen — kurz aus ganz Europa, ausgenommen Rußland, mit dem Handelsbeziehungen aufzunehmen Milo sich strikt weigerte. Als alle Anwärter M& M feine Kolonialwaren und Delikatessen beigetreten waren, gründete Milo eine eigene Tochterfima, M & M Feingebäck, und ließ sich weitere Maschinen und noch mehr Geld zur Verfügung stellen, um scones und crumpets aus England, Käsekuchen aus Kopenhagen, eclairs, Sahneröllchen, napoleons und petit fours aus Paris, Reims und Grenoble, Mohrenköpfe, Pfefferkuchen und Pumpernickel aus Berlin, Linzer und Dobostorten aus Wien, Strudel aus Ungarn und baklava aus Ankara heranzuschaffen.

Jeden Morgen ließ Milo über Europa und Nordafrika Maschinen aufsteigen, die auf langen Sprüchbändern Reklame für die Spezialitäten des Tages machten: "Eier! Dtzd. 79 Cent...«. "Seefisch, 21 Cent...« Er erhöhte die Einnahmen des Syndikates, indem er für Hundekuchen und Läusepulver warb. Als guter Mitbürger stellte er General Peckem regelmäßig eine gewisse Menge Reklamezeit gratis zur Verfügung, der darin solche dem Gemeinwohl dienende Botschaften verbreitete wie: Auf Genauigkeit kommt es an, Eile mit Weile und Wo Eltern mit den Kindern beten, geht selten eine Ehe flöten. Um den Umsatz zu steigern,

kaufte Milo Werbefunkminuten in den täglichen Hetzsendungen von Axis Sally und Lord Haw Haw aus Berlin. Das Geschäft blühte an allen Fronten.

Milos Maschinen wurden ein vertrauter Anblick. Sie hatten überallhin freien Zugang, und eines Tages übernahm Milo von den amerikanischen Militärbehörden den Auftrag, die von den Deutschen gehaltene Straßenbrücke bei Orvieto zu bombardieren, während er sich gleichzeitig von den Deutschen beauftragen ließ, die Straßenbrücke bei Orvieto mit Flak gegen seinen eigenen Angriff zu schützen. Er forderte von Amerika für den Angriff auf die Brücke Ersatz der Kosten plus sechs Prozent, und von Deutschland für den Schutz der Brücke ebenfalls Ersatz der Kosten plus sechs Prozent, dazu jedoch für jede abgeschossene amerikanische Maschine eine Prämie von Dollar Eintausend. Der Abschluß dieser beiden Verträge, so betonte Milo, bedeute einen wichtigen Sieg für die Privatwirtschaft, denn die Armeen beider Länder seien immerhin sozialisierte Institutionen. Nachdem die Verträge unterzeichnet waren, zögerte Milo, die Hilfsmittel des Syndikates einzusetzen, um die Brücke zu bombardieren und zu verteidigen, und dies um so mehr, als ja beide Regierungen Material und Menschen in ausreichender Menge an Ort und Stelle für diesen Zweck zur Verfügung hielten. Sie liehen beides mit dem größten Vergnügen her, und am Ende erzielte Milo aus diesem Unternehmen einen Riesengewinn, für den er nichts weiter hatte tun müssen, als zweimal seinen Namen zu schreiben. Die von ihm getroffenen Anstalten berücksichtigten beide Parteien gleichmäßig. Da Milo überallhin freien Zugang hatte, gelang es ihm, seine Maschinen zu einem Überraschungsangriff auf die Brücke anzusetzen, ohne daß die deutschen Kanoniere Wind von der Sache bekamen; da Milo aber von diesem Überraschungsangriff wußte, war er in der Lage, die deutschen Kanoniere so rechtzeitig zu alarmieren, daß sie genau in dem Augenblick gezieltes Feuer eröffnen konnten, als die Bomber in den Feuerbereich der Geschütze einflogen. Das war für alle Beteiligten eine wunderbare Lösung, ausgenommen den toten Mann in Yossariáns Zelt, der am Tage seiner Ankunft über dem Ziel getötet worden war.

»Ich habe ihn doch nicht umgebracht!« entgegnete Milo immer wieder verbissen auf Yossariáns wütende Vorwürfe, »Ich war an

jenem Tage nicht einmal dort. Oder glaubst du etwa, ich hätte als Richtschütze an einer Flak gestanden und auf die anfliegenden Maschinen geschossen?«

»Aber du hast die ganze Sache organisiert, oder etwa nicht?« schrie Yossarián ihn durch die samtene Dunkelheit an, die den Pfad einhüllte, der an den reglos stehenden Fahrzeugen des Motor Pool vorbei zum Freiluftkino führte.

»Nichts habe ich organisiert«, sagte Milo empört und schnaufte entrüstet durch seine bleiche, zuckende Nase. »Die Deutschen halten die Brücke, und wir hätten sie früher oder später bombardiert. Das hat nichts mit mir zu tun. Ich habe nur eine Gelegenheit erspäht, aus dieser Sache Profit zu schlagen, und da habe ich sie eben beim Schöpf ergriffen. Was ist daran so schrecklich?« »Was daran so schrecklich ist? Milo: ein Mann aus meinem Zelt ist dabei ums Leben gekommen, ehe er noch Zeit hatte, seine Sachen auszupacken.«

»Ich habe ihn nicht umgebracht.«

»Du hast für seinen Tod eine Prämie von eintausend Dollar kassiert.«

»Aber ich habe ihn nicht umgebracht! Ich war ja nicht einmal dort! Ich war in Barcelona, um Olivenöl und Sardinen zu kaufen, und ich kann dir das anhand meines Auftragsbuches beweisen. Und die tausend Dollar habe nicht ich bekommen, diese tausend Dollar sind dem Syndikat zugeflossen, und jeder hat einen Anteil, sogar du.« Milo flehte Yossarián aus tiefster Seele an: »Begreif doch nur, Yossarián, ich habe diesen Krieg nicht angefangen, da mag der elende Wintergreen behaupten, was er will. Ich versuche nur, den Krieg auf eine gesunde Geschäftsgrundlage zu stellen. Ist denn das etwa verkehrt? Tausend Dollar ist übrigens gar kein schlechter Preis für einen mittelschweren Bomber plus Besatzung. Und warum soll ich von den Deutschen nicht tausend Dollar für jede Maschine kassieren, die sie abschießen, wenn ich sie dazu überreden kann?«

»Weil das Schiebungen mit dem Feind sind, deshalb. Begreifst du gar nicht, daß wir Krieg führen? Daß Menschen dabei zugrunde gehen? Sieh dich doch mal um!«

Milo schüttelte erschöpft, aber immer noch nachsichtig das Haupt. »Und die Deutschen sind nicht unsere Feinde«, erklärte er weiter. »Oh, ich weiß schon, was du sagen willst. Richtig, wir führen

Krieg gegen sie. Doch die Deutschen sind außerdem angesehene Mitglieder des Syndikates, und es ist meine Pflicht, ihre Rechte als Teilhaber zu wahren. Es mag ja sein, daß sie den Krieg angefangen haben, und es mag auch sein, daß sie Menschen millionenweise ermorden, doch zahlen sie ihre Rechnungen sehr viel prompter als etliche unserer Alliierten, deren Namen ich nicht nennen will. Begreifst du nicht, daß ich einen Vertrag mit Deutschland habe, und daß Verträge heilig sind? Kannst du es nicht mal von meinem Standpunkt aus sehen?« »Nein«, wies ihn Yossarián schroff ab.

Milo war gekränkt und machte keinen Versuch, zu verbergen, daß seine Gefühle verletzt waren. Es war eine feuchte, mondhelle, von Mücken, Käfern und Motten belebte Nacht. Milo hob plötzlich den Arm und zeigte auf das Freilufttheater, wo der milcherne, staubdurchtanzte Lichtkegel aus dem Projektor hervorbrach, die ziehenden Schwaden der Schwärze durchschnitt und einen fluoreszierenden Lichtschleier über die Zuschauer warf, die wie hypnotisiert in ihren Stühlen hingen,- die Gesichter aufwärts, der versilberten Leinwand zugewandt. Tränen der Aufrichtigkeit traten in Milos Augen, und sein argloses, unverderbtes Gesicht glänzte von einer Mischung aus Schweiß und Mükkensalbe.

»Sieh doch nur«, rief er halb erstickt von Rührung, »da sitzen meine Freunde, meine Landsleute, meine Waffenkameraden. Nie hat jemand bessere Freunde gehabt. Glaubst du wirklich, daß ich ihnen auch nur ein Haar krümmen würde, wenn es nicht sein muß? Habe ich nicht gerade genug Sorgen? Merkst du denn gar nicht, wie mir der Gedanke an all die Baumwolle zu schaffen macht, die sich in den Häfen Ägyptens stapelt?« Milos Stimme brach, und er packte Yossarián bei der Hemdbrust, als sei er im Begriff zu ertrinken. In seinen Augen zuckte es deutlich wahrnehmbar wie von braunen Raupen. »Was soll ich nur mit all der Baumwolle anfangen, Yossarián? Und du bist schuld daran, denn du hast mich nicht gehindert, sie **Z**11 Baumwolle häufte sich in den Häfen Ägyptens, und niemand wollte sie haben. Milo hatte sich nicht träumen lassen, daß das Tal des Nils so fruchtbar sein und daß es für eine von ihm aufgekaufte Ernte keinen Markt geben könne. Die zum Syndikat gehörenden Messen wollten nicht helfen; sie widersetzten sich

rebellisch seinem Vorschlag einer anteiligen Abnahme, was doch iedem Mann ermöglicht hätte, selbst einen Anteil an der ägyptischen Baumwollernte zu besitzen. Selbst seine zuverlässigsten Freunde, die Deutschen, ließen ihn in dieser Krise im Stich: sie zogen Baumwollersatz vor. Milos Messen wollten ihm nicht einmal bei der Lagerung der Baumwolle behilflich sein, und seine Lagerhaltungskosten erreichten astronomische Größen und trugen dazu bei, daß seine Reserven dahinschmolzen. Der Profit von Orvieto zerrann Milo schrieb nach Hause um das Geld, das er in besseren Zeiten heimgeschickt hatte, doch bald war auch das verloren. Und jeden Tag trafen neue Baumwollballen in Alexandrien ein. Und immer, wenn es ihm gelang, einen Teil der Baumwolle unter Preis auf dem Weltmakrt loszuschlagen, wurde sie von geriebenen ägyptischen Maklern in der Levante aufgekauft, die sie Milo dann zum ursprünglich vereinbarten Preise zurückverkauften, so daß er am Ende schlechter dastand als zuvor. M & M befand sich vor dem Zusammenbruch. Milo verfluchte sich stündlich neu wegen der monumentalen Gier und Dummheit, die ihn verleitet hatten, die gesamte ägyptische Baumwollernte zu kaufen, doch Vertrag ist Vertrag, und ein Vertrag muß eingehalten werden. -Und eines Abends, nach einem üppigen Schmaus starteten alle Milo gehörenden Jäger und Bomber, versammelten sich unmittelbar über dem Standort und begannen, Bomben auf das Geschwader zu werfen. Milo hatte wieder einen Auftrag der Deutschen ergattert, nämlich den Auftrag, seine eigene Einheit zu bombardieren. Milos Maschinen teilten sich zu einem sauber angelegten Angriff und bombardierten das Treibstofflager und das Gerätemagazin, die Montagehallen und die auf dem Rollfeld abgestellten 8-25. Seine Besatzungen verschonten die Landebahn und die Messen, damit sie nach vollbrachter Arbeit ungefährdet landen und vor dem Zubettgehen noch eine warme Stärkung zu sich nehmen könnten. Sie ließen beim Angriff die Landelichter brennen, da ja niemand zurückschoß. Sie bombardierten alle vier Staffelbereiche, das Offizierskasino und den Stabsbau. Männer rannten in blankem Entsetzen aus den Zelten und wußten nicht, wohin sich flüchten. Bald lagen überall schreiende Verwundete. Auf dem Platz vor dem Offizierskasino krepierte ein Bündel Splitterbomben und riß ausgezackte Löcher in die Holzwand des Gebäudes und in die Bäuche und Rücken zahlloser Leutnants und Captains, die an der Bar standen. Diese krümmten sich vor Schmerzen und gingen zu Boden. Die anderen Offiziere rannten verstört zu den Ausgängen, bildeten dort aber feste, heulende Barrieren aus Menschenfleisch, denn vor Angst wagte sich niemand hinaus.

Colonal Cathcart bahnte sich mit Zähnen und Krallen einen Weg durch die rasende, verstörte Menge, bis er schließlich allein im Freien stand. Von Entsetzen und Unverständnis gelähmt, starrte er in den Himmel. Milos Flugzeuge, die heiter über den blühenden Baumkronen dahergesegelt kamen, mit offenen Bombenschächten und ausgefahrener Luftbremse, mit gräßlichen glubschäugigen, blendenden, grell flackernden, gespenstisch leuchtenden Landelichtern, waren der apokalyptischste Anblick, den Colonel Cathcart je gehabt hatte. Er stöhnte laut vor Entsetzen und warf sich beinahe schluchzend in seinen Jeep. Er fand Gaspedal und Zündung und raste, so schnell das stoßende Vehikel ihn tragen wollte, zum Flugplatz. Seine mächtigen, feisten Hände umklammerten mit weiß hervortretenden Knöcheln das Steuerrad und drückten auf die wie gepeinigt gellende Hupe. Einmal hätte er sich fast umgebracht, als er mit wild aufjaulenden Rädern einer Gruppe von Männern auswich, die in Unterhosen, mit stumpfen Gesichtern wie die Irren in die Hügel rasten, die Arme als unzulänglichen Schutz gegen die Schläfen gepreßt. Beiderseits der Straße lohten gelbliche, orangefarbene und dunkelrote Brände. Bäume und Zelte standen in Flammen, und Milos Flugzeuge kamen unermüdlich mit geöffneten Bombenschächten und brennenden Landelichtern herangeflogen. Beim Kontrollturm angelangt, trat Colonel Cathcart so hart auf die Bremsen, daß sich der Jeep beinahe überschlug. Er sprang aus dem noch gefährlich schleudernden Fahrzeug, wetzte die Treppen hinauf und in den Kommando-Stand, wo drei Männer sehr beschäftigt waren. Er stieß zwei von ihnen zur Seite und warf sich mit einem Sprung auf das vernickelte Mikrophon. Seine Augen funkelten wild, und sein fleischiges Gesicht war verzerrt vor Erregung. Er packte das Mikrophon mit bestialischem Griff und begann aus Leibeskräften hineinzuschreien.

»Milo, Sie Hurensohn! Sind Sie verrückt geworden? Was treiben Sie denn da? Kommen Sie runter, kommen Sie sofort runter!« »Machen Sie doch gefälligst nicht so ein Geschrei«, versetzte Milo, der unmittelbar neben Colonel Cathcart im Kontrollturm stand. »Ich bin ja hier.« Milo sah den Colonel tadelnd an und machte sich dann wieder an seine Arbeit. »Sehr gut, Leute, sehr ordentlich«, sang er ins Mikrophon. »Ich sehe aber noch eine Halle stehen. So geht das nicht, Purvis, — ich habe Sie oft genug wegen Ihrer Schlamperei zur Rede gestellt. Also noch einmal zurück und das ganze von vorn. Und diesmal langsam, … langsam, wenn ich bitten darf. Eile mit Weile, Purvis, Eile mit Weile. Ich habe Ihnen das hundertmal ans Herz gelegt, Purvis, Eile mit Weile.«

Jetzt quäkte es aus dem Lautsprecher: »Milo, hier spricht Alvin Brown. Ich habe meine Bomben geworfen. Was soll ich jetzt machen?«

»Beschießen Sie den Geschwaderbereich im Tiefflug mit Bordwaffen.«

»Was???« Alvin Brown war entsetzt.

»Wir haben keine Wahl«, bedeutete Milo ihm ergeben, »es steht so im Vertrag.«

»Ah, so«, fügte sich Alvin Brown. »Na, dann wollen wir mal.« Diesmal war Milo zu weit gegangen. Die eigenen Besatzungen und Maschinen zu bombardieren, war mehr als der phlegmatischste Zuschauer verdauen konnte, und es sah so aus, als sei es mit Milo zu Ende. Hohe Regierungsbeamte eilten in Schwärmen herbei, um eine Untersuchung anzustellen. Zeitungen stürzten sich mit grellen Schlagzeilen auf Milo, Abgeordnete verurteilten mit Stentorstimmen diese Untat und verlangten aufgebracht seine Bestrafung. Mütter, deren Kinder beim Militär dienten, bildeten militante Gruppen und forderten Rache. Keine Stimme erhob sich zu seiner Verteidigung. Überall in der Welt fühlten sich die anständigen Menschen vor den Kopf gestoßen, und kein Hund wollte ein Stück Brot von Milo nehmen, bis er endlich seine Geschäftsbücher auflegte und der Allgemeinheit kundtat, welch ungeheuerlichen Gewinn er gemacht hatte. Von diesen Einnahmen vermochte er nicht nur dem Staat für die vernichteten Menschen und Geräte Ersatz zu leisten, sondern er hatte auch noch genug Geld übrig, um weitere ägyptische Baumwolle zu kaufen. Selbstverständlich hatte jeder seinen Anteil. Und das Schönste an der Sache war, daß es ganz unnötig war, den Staat zu entschädigen. »In einer Demokratie«, erläuterte Milo, »ist die Regierung das

Volk. Das Volk aber sind wir, und da können wir ebensowohl das Geld gleich behalten und den Mittelsmann ausschalten. Offen gestanden wäre es mir das liebste, der Staat würde endlich zu Gunsten der Privatwirtschaft ganz und gar aus dem Krieg ausscheiden. Zahlen wir dem Staat alles, was wir ihm schulden, so ermuntern wir ihn zu weiteren Kontrollmaßnahmen, und dann wird anderen Individuen die Lust vergehen, die eigenen Leute und Flugzeuge zu bombardieren. Man würde ihnen damit jeden Anreiz nehmen.«

Milo hatte selbstverständlich recht, darüber waren sich sehr bald alle einig, ausgenommen einige wenige verbitterte Außenseiter wie Doc Daneeka, der rechthaberisch schmollte und beleidigende Anspielungen machte, die auf die Moral des ganzen Unternehmens zielten, bis Milo ihn beschwichtigte, indem er ihm im Namen des Syndikates einen zusammenlegbaren Gartenstuhl aus Aluminium stiftete, den Doc Daneeka bequem zusammenklappen und nach draußen tragen konnte, sobald Häuptling White Halfoat ins Zelt kam, beziehungsweise ins Zelt tragen konnte, sobald Häuptling White Halfoat hinausging. Doc Daneeka hatte während Milos Bombardement den Kopf verloren; statt volle Deckung zu nehmen, war er im Freien geblieben und hatte seine Pflicht erfüllt, indem er wie eine schlaue, verstohlene Eidechse durch Bombensplitter, Bordwaffenbeschuß und Phosphorbomben von einem Verwundeten zum nächsten gekrochen war, mit finsterem, kummervollem Gesicht Verbände angelegt, Morphium und Sulfonamid verteilt und Knochen geschient hatte, wobei er kein unnötiges Wort sprach, weil er in jeder bläulich anlaufenden Wunde ein drohendes Vorzeichen seiner eigenen Vergänglichkeit erblickte. Er hatte sich bis zur völligen Erschöpfung verausgabt, noch ehe die lange Nacht vorbei war, und litt am nächsten Morgen an leichtem Schnupfen, was ihn veranlaßte, nörgelnd ins Krankenzelt zu eilen, sich von GUS und Wes das Fieber messen, ein Senfpflaster und einen Zerstäuber geben zu lassen. In jener Nacht behandelte Doc Daneeka jeden stöhnenden Verwundeten mit der gleichen düsteren, tiefen Trauer, die er am Tag des Angriffes auf Avignon auf dem Flugplatz zeigte, als Yossarián die wenigen Stufen aus seiner Maschine nackend und. in einem Zustand tiefsten Schocks herabkletterte, Reste von Snowden freigebig über Füße, Zehen, Knie, Arme und Finger

verteilt, und wortlos auf die Maschine wies, wo der junge Funker auf dem Fußboden zu Tode fror, neben dem noch jüngeren Heckschützen, der immer, wenn er die Augen öffnete und Snowohnmächtig sterben sah. von neuem Nachdem Snowden aus der Maschine entfernt und auf einer Tragbahre in die Ambulanz geschoben worden war, legte Doc Daneeka beinahe zärtlich eine Decke um Yossariáns Schulter. Er führte Yossarián zu seinem Wagen. McWatt war ihm behilflich, und alle drei fuhren schweigend zum Krankenzelt, wo McWatt und Doc Daneeka Yossarián zu einem Stuhl geleiteten und Snowdens Reste mit Wattebäuschchen von ihm entfernten. Doc Daneeka verabreichte ihm eine Tablette und eine Spritze, die ihn in einen zwölfstündigen Schlaf versetzten. Als Yossarián erwachte und Doc Daneeka aufsuchte, gab dieser ihm noch eine Spritze und noch eine Tablette, die ihn für weitere zwölf Stunden in Schlaf versetzten. Als Yossarián wieder erwachte und ihn aufsuchte, machte Doc Daneeka sich bereit, ihm wieder eine Pille und eine Spritze zu verabreichen.

»Wie lange wollen Sie mir noch Pillen und Spritzen verabreichen?« fragte Yossarián.

»Bis Sie sich besser fühlen.«

»Ich fühle mich schon recht gut.«

Doc Daneekas zerbrechliche, von der Sonne gebräunte Stirn legte sich in erstaunte Falten. »Warum ziehen Sie dann nichts an? umher?« Warum gehen Sie dann nackt »Weil ich keine Uniform mehr anziehen Doc Daneeka nahm diese Erklärung hin und legte die Spritze aus der Hand. »Sie fühlen sich also wirklich wieder wohl?« »Sehr wohl. Ich bin nur noch etwas wackelig von den Pillen und Spritzen, die Sie mir verabreicht haben.« Yossarián oblag an diesem Tag seinen Pflichten unbekleidet und war auch am folgenden Morgen noch nackt, als Milo, der ihn überall gesucht hatte, ihn schließlich nicht weit entfernt von dem reizenden kleinen Soldatenfriedhof, auf dem Snowden gerade beigesetzt wurde, in einem Baum sitzend fand. Milo trug seine übliche Geschäftskleidung-Uniformhose, sauberes Uniformhemd mit Schlips, am Kragen die blitzende Silberspange des Oberleutnants, und dazu die Extramütze mit dem Lederschirm. »Ich habe dich überall gesucht«, rief Milo Yossarián vorwurfsvoll zu. »Du hättest mich hier in diesem Baum suchen sollen«, antwortete Yossarián. »Ich bin hier schon den ganzen Morgen.« »Komm runter und probier mal das Zeug hier und sag mir, ob es schmeckt. Das ist sehr wichtig.«

Yossarián schüttelte den Kopf. Er saß nackt auf dem untersten Ast des Baumes und hielt sich mit beiden Händen an einem höheren Ast fest. Er weigerte sich herunterzukommen, und Milo blieb nichts übrig, als mit beiden Armen angewidert den Baum zu umfangen und zu klettern. Er kämpfte sich ungeschickt, laut grunzend und ächzend hinauf, und als er endlich hoch genug war, um ein Bein über den Ast zu legen und eine Atempause zu machen, war seine Uniform völlig zerdrückt. Seine Extramütze saß schief und war in Gefahr, zu fallen. Milo bekam sie gerade noch zu fassen. Schweißtropfen glitzerten wie durchsichtige Perlen über seinem Schnurrbart und standen gleich undurchsichtigen Blasen unter seinen Augen. Yossarián sah ihn ungerührt an. Milo arbeitete sich behutsam in eine Position, in der er Yossarián gegenübersaß. Er wickelte etwas Weiches, Rundes. Braunes dünnem Papier und überreichte es »Probier das doch mal. Und sag mir, was du davon hältst. Ich möchte das gerne unseren Leuten vorsetzen.« »Was ist es denn?« fragte Yossarián und biß kräftig hinein. »Baumwolle mit Schokoladenüberzug.«

Yossarián würgte erstickt und spuckte einen Mundvoll Baumwolle mit Schokoladenüberzug in Milos Gesicht. »Da hast du das Zeug zurück!« speuzte er wütend. »Herr im Himmel! Bist du denn ganz und gar übergeschnappt? Du hast ja nicht mal die Samen entfernt.«

»Nun mal langsam«, bat Milo. »So schlecht kann es doch gar nicht sein. Ist es wirklich so schlimm?«

»Noch schlimmer.«

»Ich muß aber die Küchen dazu bringen, daß sie es den Leuten vorsetzen.«

»Das kann ja keiner herunterschlucken.«

»Sie müssen es herunterschlucken«, dekretierte Milo mit diktatorischer Gebärde und brach sich fast das Genick, als er mit einem Arm losließ, um selbstgerecht den Zeigefinger auszustrecken. »Komm hier rauf«, forderte Yossarián ihn auf. »Da sitzt du viel sicherer und siehst auch alles.«

Milo packte den Ast über sich mit beiden Händen und begann seitlich und mit größter Vorsicht und Behutsamkeit zentimeterweise auf den Ast hinaufzukriechen. Sein Gesicht war starr vor Spannung, und er seufzte erleichtert, als er endlich sicher neben Yossarián saß. Er streichelte den Baum zärtlich. »Ein sehr ordentlicher Baum«, bemerkte er bewundernd und mit der Dankbarkeit des Eigentümers.

»Es ist der Baum des Lebens«, antwortete Yossarián und bewegte die Zehen, »und auch der Erkenntnis von Gut und Böse.« Milo betrachtete eingehend Rinde und Äste. »Nein, das ist er nicht«, sagte er dann. »Es ist ein Kastanienbaum. Ich muß es schließlich wissen, denn ich handele mit Kastanien.« »Wie du meinst.«

Sie saßen ein Weilchen schweigend im Geäst, ließen die Beine baumeln und hielten sich mit den Armen an einem höher wachsenden Zweig fest, der eine, abgesehen von seinen Sandalen, völlig nackt, der andere vorschriftsmäßig bis auf den Schlips in die grobe, olivfarbene Uniform gekleidet. Milo beobachtete Yossarian schüchtern aus dem Augenwinkel und zögerte taktvoll. Schließlich sagte er: »Ich möchte dich was fragen. Du hast nichts an. Ich will ja nicht aufdringlich sein, aber ich möchte doch gerne wissen, warum du keine Uniform trägst?« »Ich will nicht.«

Milo nickte hastig wie ein pickender Spatz. »Aha, aha«, sagte er schnell und äußerst ratlos. »Ich verstehe genau. Ich hörte Appleby und Captain Black sagen, du seist verrückt geworden, und wollte mich selbst überzeugen.« Wieder zögerte er höflich und erwog seine nächste Frage. »Willst du nie wieder Uniform tragen?«

»Ich glaube nicht.«

Milo nickte mit gespieltem Nachdruck, um anzudeuten, daß er wiederum begreife. Dann verstummte er. Er grübelte ausdauernd, beunruhigt und furchtsam. Unter ihnen flitzte ein rotbrüstiger Vogel vorüber und streifte mit sicherer, dunkler Schwinge zitterndes Gebüsch. Yossarián und Milo waren in ihrem Nest von hauchdünnem, hängendem Grün verborgen und fast ganz von anderen grauen Kastanien und einer Blautanne umgeben. Die Sonne stand hoch in einem endlosen, saphirblauen Himmel, an dessen unterem Rande vereinzelt und gebauscht trockene,

reinweiße Wölkchen hafteten. Es ging kein Wind, und die sie umgebenden Blätter hingen reglos. Der Schatten war wie eine große Feder, und alles schien zu ruhen, nur Milo nicht, der sich plötzlich mit einem unterdrückten Schrei aufrichtete und aufgeregt mit dem Finger deutete.

»Sieh doch nur!« rief er beängstigt. »Sieh doch nur! Das ist ja - ein Begräbnis. Das sieht ja aus wie der Friedhof. Ist er das etwa?«

Yossarián antwortete langsam und tonlos. »Sie begraben den Jungen, der kürzlich über Avignon in meiner Maschine verwundet worden ist. Snowden.«

»Was war denn mit ihm?« fragte Milo dumpf und ehrfürchtig. »Erwischt hat es ihn.«

»Das ist ja entsetzlich«, klagte Milo, und seine großen braunen Augen füllten sich mit Tränen. »Der arme Junge. Es ist wirklich schrecklich.« Er biß sich in die zitternde Unterlippe, und seine Stimme bebte vor Rührung, als er fortfuhr: »Und es wird noch schlimmer werden, wenn die Messen nicht meine Baumwolle kaufen. Was ist nur los, mit den Menschen, Yossarián? Begreifen sie denn nicht, daß es ihr eigenes Syndikat ist? Begreifen sie nicht, daß sie alle einen Anteil haben?«

»Hatte der tote Mann in meinem Zelt auch einen Anteil?« wollte Yossarián wissen.

»Selbstverständlich«, versicherte Milo großmütig. »Jeder im Geschwader hat einen Anteil.«

»Er starb aber, ehe er sich als zum Geschwader versetzt melden konnte.«

Milo verzog angewidert das Gesicht und wandte sich ab. »Wenn du mich nur endlich mit dem toten Mann in deinem Zelt in Ruhe lassen wolltest!« verlangte er gekränkt. »Ich habe dir doch gesagt, daß ich mit seinem Tod nichts zu schaffen habe. Ist es vielleicht meine Schuld, daß ich die günstige Gelegenheit mit der ägyptischen Baumwollernte wahrgenommen und uns alle in diese Klemme gebracht habe? Woher hätte ich wissen sollen, daß der Markt so verstopft sein würde? Ich ahnte damals überhaupt nicht, was eine Übersättigung des Marktes ist. Die Gelegenheit, eine Ware aufkaufen und den Preis bestimmen zu können, bietet sich nur selten, und es war sehr schlag von mir, sie zu erkennen und zuzugreifen.« Milo unterdrückte ein Stöhnen als er sah, wie die

sechs uniformierten Sargträger den schmucklosen Fichtensarg aus der Ambulanz hoben und sanft neben dem gähnenden, frisch ausgehobenen Grab absetzten. »Und jetzt kann ich auch nicht die kleinste Menge loswerden«, ächzte er.

Yossarián blieb gleichermaßen unbeeindruckt von der bombastischen Bestattungszeremonie wie von Milos herzzerbrechenden Verlusten. Die Stimme des Kaplans schwebte aus der Entfernung dünn, eintönig, unverständlich und fast unhörbar herauf, wie entweichendes Gas. Yossarián erkannte Major Major, der baumlang, schlaksig und unbeteiligt dastand, und glaubte zu sehen, daß Major Danby sich den Schweiß mit einem Taschentuch von der Stirn wischte. Major Danby hatte seit seinem Zusammenstoß mit General Dreedle nicht aufgehört zu zittern. Mannschaften umringten die drei wie Holzklötze unbeweglich stehenden Offiziere, und vier untätige Totengräber in beschmutztem Drillich lehnten gleichgültig auf ihren Spaten nahe dem Entsetzen einflößenden Haufen frisch ausgehobener kupferroter Erde. Während Yossarián dieses Bild anstarrte, hob der Kaplan beseligt den, Blick zu Yossarián, preßte wie von einer Heimsuchung betroffen die Finger an die Augen, blinzelte forschend noch einmal zu Yossarián auf und beugte dann den Kopf, um, wie Yossarián glaubte, den Höhepunkt der Bestattungsriten zu markieren. Die vier Männer im Drillich schoben den Sarg in zwei Schlingen und senkten ihn ins Grab. Milo erschauerte »Ich kann es nicht mitansehen«, rief er und wandte sich gepeinigt ab.

»Ich kann einfach nicht hier sitzen und zusehen, wie diese Messelumpen mein Syndikat zugrunde gehen lassen.« Er knirschte mit den Zähnen und bewegte, von Schmerz und Haß zerrissen, das Haupt. »Wenn sie auch nur die Spur loyal wären, kauften sie meine Baumwolle, bis sie ihnen aus den Ohren quillt, damit sie noch mehr Baumwolle kaufen können, bis sie ihnen auch aus der Nase quillt. Scheiterhaufen sollten sie errichten und ihre Sommeruniformen samt der Unterwäsche verbrennen, um endlich für Nachfrage zu sorgen. Aber sie wollen keinen Finger rühren. Bitte Yossarián, versuche doch, mir zuliebe den Rest von dieser Baumwolle mit Schokoladenüberzug zu essen, vielleicht schmeckt sie dir jetzt köstlich.«

Yossarián stieß Milos Hand weg. »Laß das endlich, Milo. Men-

schen können keine Baumwolle essen.«

Milos Augen verengten sich schlau. »Es ist in Wirklichkeit gar keine Baumwolle«, schmeichelte er. »Ich habe nur gescherzt. In Wirklichkeit ist es gesponnener Zucker, köstlicher gesponnener Zucker. Versuch mal.«

»Jetzt lügst du!«

»Ich lüge nie!« verschwor sich Milo würdevoll.

»Du lügst schon wieder.«

»Ich lüge nur, wenn es sein muß«, erklärte Milo entschuldigend, wandte die Augen ab und klapperte gewinnend mit den Wimpern. »Dieses Zeug ist besser als gesponnener Zucker, wirklich. Es ist ja echte Baumwolle. Yossarián, du mußt mir helfen, dafür zu sorgen, daß es gegessen wird. Ägyptische Baumwolle ist die beste Baumwolle der Welt.«

»Aber sie ist unverdaulich«, sagte Yossarián. »Die Leute werden krank davon, verstehst du das nicht? Warum versuchst du nicht, dich ein Weilchen davon zu ernähren, wenn du mir nicht glaubst?«

»Ich habe es ja versucht, und es ist mir übel geworden davon.« Der Friedhof war gelb wie Heu und grün wie gekochter Kohl. Nach einem Weilchen trat der Kaplan zurück, und die halbmondförmige Ansammlung menschlicher Gestalten löste sich langsam voneinander wie treibendes Strandgut. Die Männer trollten sich ohne Hast und geräuschlos zu den Fahrzeugen, die auf dem holprigen Feldweg warteten. Mit hängenden Köpfen bewegten sich der Kaplan, Major Major und Major Danby in einer gemiedenen Gruppe zu ihren Jeeps, wobei sich jeder freundlos einige Schritte von den anderen entfernt hielt »Jetzt ist es vorbei«, bemerkte Yossarián.

»jetzt ist das Ende da«, stimmte Milo verzweifelt zu. »Jetzt ist keine Hoffnung mehr. Und alles nur, weil ich meinen Kunden stets die Freiheit der eigenen Wahl gelassen habe. Das soll mir eine Lehre sein, falls ich wieder einmal etwas Ähnliches unternehme.«

»Warum verkaufst du deine Baumwolle nicht an den Staat?« schlug Yossarián beiläufig vor, während er zusah, wie die vier Männer im schmutzigen Drillich die kupferfarbige Erde schaufelweise ins Grab beförderten.

Milo lehnte diesen Vorschlag schroff ab. »Das ist eine Frage des

Prinzips«, erklärte er fest. »Der Staat hat im Geschäftsleben nichts zu suchen, und ich wäre der letzte, der versuchen würde, den Staat in irgendeines meiner Geschäfte hineinzuziehen. Allerdings ist das Geschäft der Regierung das Geschäft«, erinnerte er sich aufmerkend, und fuhr eifrig fort: »Das hat Calvin Coolidge gesagt, und Calvin Coolidge war Präsident der Vereinigten Staaten, also muß es wahr sein. Und der Staat hat wirklich die Pflicht, mir alle meine ägyptische Baumwolle abzukaufen, die niemand will, damit ich einen Profit mache, nicht wahr?« Doch ebenso schnell, wie er sich ermuntert hatte, verfinsterte Milo sich wieder, und seine freudige Erregung verwandelte sich in traurige Besorgtheit. »Wie kann ich den Staat dazu bringen, meine Baumwolle zu kaufen?«

»Bestich ihn«, sagte Yossarián.

»Bestechen!« Milo war entsetzt. Er verlor fast das Gleichgewicht und hätte sich beinahe wieder das Genick gebrochen. »Schande über dich!« rief er streng und aus seinen Nüstern und den sittsam zusammengepreßten Lippen spie er tugendhaftes Feuer aufwärts und abwärts in seinen rostroten Schnurrbart. »Bestechung verstößt gegen das Gesetz, das weißt du genau. Doch ist es nicht ungesetzlich, einen Profit zu machen. Also verstoße ich auch nicht gegen das Gesetz, wenn ich jemanden besteche, damit er mir zu einem ordentlichen Profit verhilft, wie? Natürlich nicht!« Doch wieder verzagte er und wurde von kläglichen Zweifeln gepackt. »Woher soll ich aber wissen, wen ich bestechen muß?«

»Ach, darüber brauchst du dir nicht den Kopf zu zerbrechen«, tröstete Yossarián hämisch kichernd, gerade als die Motoren der Jeeps und der Ambulanz die träge Stille aufbrachen und die hinteren Fahrzeuge sich rückwärts in Bewegung setzten. »Wenn die Bestechungssumme groß genug ist, lockt sie schon die richtigen Leute an. Du mußt nur dafür sorgen, daß alles ganz offen geschieht. Laß alle Leute genau wissen, was du möchtest, und wieviel du dafür zu zahlen bereit bist. Wenn du dir aber Schuldbewußtsein anmerken läßt oder dich genierst, dann kannst du in Schwulitäten geraten.«

»Ach, wenn du doch nur mitmachen wolltest«, sagte Milo. »Ich werde mich unter bestechlichen Menschen nicht sicher fühlen. Solche Leute sind ja geradezu Verbrecher.«

»Es wird schon gehen«, versicherte Yossarián zuversichtlich. »Falls du Schwierigkeiten hast, brauchst du nur zu sagen, daß das Wohl des Vaterlandes das Vorhandensein einer heimischen, in ägyptischer Baumwolle spekulierenden Industrie erfordert.« »Das ist ja auch so«, sagte Milo ernst. »Eine starke, in ägyptischer Baumwolle spekulierende Industrie bedeutet ein starkes Amerika.«

»Genauso ist es. Und falls das nicht zieht, kannst du immer auf die große Zahl von Familien verweisen, die für ihren Lebensägyptische Baumwolle angewiesen auf »Sehr viele amerikanische Familien sind für ihren Lebensunterägyptische halt auf Baumwolle angewiesen.« »Siehst du«, sagte Yossarián, »du verstehst das viel besser als ich. Wenn du das sagst, klingt es schon fast wie die Wahrheit.« »Es ist die Wahrheit«, rief Milo, und in seiner Stimme machte sich bereits wieder eine Spur des alten Hochmuts bemerklich. »Gerade das meine ich. Du sagst das mit genau dem richtigen Maß von Überzeugung.«

»Du willst also nicht mitmachen?«

Yossarián schüttelte den Kopf.

Milo brannte darauf, anzufangen. Er stopfte den Rest der mit Schokolade überzogenen Baumwolle in sein Hemd und tastete sich behutsam bis zum Stamm des Baumes. Er warf die Arme in einer großherzigen, ungeschickten Umarmung um den Baum und begann, daran herunterzurutschen. Die Kanten seiner lederbesohlten Schuhe glitten immer wieder an der Rinde ab, und es sah mehrmals so aus, als werde er fallen und sich verletzen. Halb unten angelangt, besann er sich anders und kletterte wieder hinauf. Rindenstückchen hingen in seinem Schnurrbart, und sein verzerrtes Gesicht Anstrengung. rot vor »Du solltest lieber deine Uniform anziehen und nicht so nackt umherspaziereii«, vertraute er Yossarián gedankenvoll an, ehe er wieder hinunterkletterte und sich eilig davonmachte. »Dein Beispiel könnte Schule machen, und dann werde ich meine verdammte Baumwolle überhaupt nie los.«

Der Kaplan

Es war schon einige Zeit her, seit der Kaplan begonnen hatte,

über den Lauf der Welt nachzudenken. Gab es einen Gott? Wie konnte man sich davon überzeugen? Auch unter den günstigsten Bedingungen wäre es schwer genug gewesen, in der amerikanischen Armee als anabaptistischer Feldprediger zu dienen, doch ohne Dogma war es fast unerträglich.

Menschen, die laut sprachen, ängstigten ihn. Tapfere, aggressive Tatmenschen, wie Colonel Cathcart, gaben ihm das Gefühl, hilflos und allein zu sein. Wohin er auch versetzt wurde, überall war er ein Fremdling. Mannschaften und Offiziere verhielten sich in seiner Gegenwart nicht so, wie in Gegenwart anderer Mannschaften und Offiziere, und selbst andere Feldprediger waren ihm gegenüber nicht so freundlich wie zueinander. In einer Welt, in der Erfolg die einzige Tugend war, hatte er sich damit abgefunden, ein Versager zu sein. Es war ihm schmerzlich bewußt, daß er des rechten kirchlichen Schwunges und des savoir-faire ermangelte, das es den Kollegen anderer Glaubensbekenntnisse ermöglichte, Karriere zu machen. Er war einfach nicht dazu geschaffen, zu glänzen. Er empfand sich als häßlich, und wünschte täglich. zu Hause bei seiner Frau In Wirklichkeit sah der Kaplan gut aus, denn er hatte ein angenehm wirkendes, empfindsames Gesicht, bleich und spröde wie Sandstein. Und er war allen Dingen gegenüber aufgeschlossen. Vielleicht war er wirklich Washington Irving, und vielleicht hatte er wirklich alle jene Briefe, von denen er nichts wußte, mit Washington Irving unterzeichnet? Er wußte, daß medizinische Fachzeitschriften von Fällen von Gedächtnisschwund berichteten. Er wußte, man konnte nichts wissen, nicht einmal, daß man nichts wissen konnte. Er erinnerte sich deutlich eines Gefühls — oder er hatte jedenfalls das Gefühl, sich deutlich zu erinnern — Yossarian schon einmal begegnet zu sein, ehe er Yossarián zum ersten Mal im Lazarett begegnet war. Er erinnerte sich, daß er das gleiche beunruhigende Gefühl wiederum empfunden hatte, als Yossarián etwa zwei Wochen später bei ihm im Zelt erschien und ihn bat, nicht mehr fliegen zu müssen. Zu diesem Zeitpunkt war der Kaplan Yossarián nun wirklich vorher schon einmal begegnet, nämlich in jener merkwürdigen Krankenabteilung, wo jeder Patient wie ein Drückeberger wirkte, ausgenommen der von Kopf bis Fuß in weißen Gips gehüllte Patient, den man eines Tages tot mit dem Thermometer im Munde gefunden hatte. Doch

der Eindruck des Kaplans von einer früheren Begegnung bezog sich auf einen viel bedeutenderen, außerirdischen Anlaß, auf eine inhaltsschwere Begegnung mit Yossarián in einer fernen, versunkenen, und vielleicht ganz spirituellen Epoche, in der er das gleiche, ihn im voraus vernichtende Geständnis abgelegt hatte, daß es nichts, aber auch gar nichts gebe, womit er Yossarián helfen könne.

Solche Zweifel nagten unersättlich an dem mageren, leidenden Kaplan. Gab es einen alleinseligmachenden Glauben, ein Leben nach dem Tode? Wie viele Engel konnten denn nun eigentlich auf der Spitze einer Nadel tanzen, und womit hatte Gott sich während der unzähligen Äonen vor Erschaffung der Welt be-. schäftigt? Warum hatte man ein warnendes Mal auf Kains Stirn drücken müssen, wenn es doch weiter niemanden gab, den man vor ihm hätte warnen können? Hatten Adam und Eva Töchter gezeugt? Dies waren die bedeutenden, verwickelten ontologischen Fragen, die ihn quälten. Doch empfand er sie nie als so dringlich wie die Frage nach menschlicher Güte und nach menschlichem Anstand. Schwitzend wand er sich in diesej epistemologischen Zwickmühle des Skeptikers, unfähig, Lösungen für Probleme anzunehmen, die er auch wieder nicht als unlösbar beiseite schieben wollte. Nie war er frei von Trübsal, und nie war er ohne Hoffnung.

»Sind Sie jemals«, erkundigte er sich zögernd bei Yossarián, während dieser mit beiden Händen die lauwarme Flasche Coca-Cola hielt, mit welcher der Kaplan ihn endlich doch hatte trösten können, »in einer Situation gewesen, von der Sie glaubten, sie schon früher durchlebt zu haben, obwohl Sie genau wußten, daß Sie sich zum ersten Mal darin befanden?«

Yossarián nickte knapp, und der Kaplan atmete hastig und erwartungsvoll, während er sich darauf vorbereitete, seine Willenskraft mit der von Yossarián zu einer unerhörten Anstrengung zu vereinigen, um endlich den bauschigen, schwarzen Vorhang wegzureißen, der die ewigen Geheimnisse des Daseins verbarg. »Haben Sie dieses Gefühl auch jetzt?«

Yossarián schüttelte den Kopf und setzte dem Kaplan auseinander, daß dejä vu nichts anderes sei als ein flüchtiges Aussetzen des Zusammenspiels zweier sensorischer Nervenzentren, die gemeinhin simultan wirken. Der Kaplan hörte ihm kaum zu. Er war enttäuscht, aber keineswegs geneigt, Yossarián zu glauben, denn ihm war ein Zeichen geworden, eine geheimnisvolle, rätselhafte Vision, von der zu berichten ihm noch die Kühnheit fehlte. Die furchtgebietenden Implikationen der dem Kaplan zuteil gewordenen Offenbarung lagen auf der Hand: entweder handelte es sich um eine auf göttlicher Eingebung beruhende Erkenntnis oder um eine Halluzination; er war entweder begnadet oder im Begriff, den Verstand zu verlieren. Beide Aussichten erfüllten ihn gleicherweise mit Angst und Niedergeschlagenheit. Es ging hier weder um deja vu, noch um presque vu oder jamais vu. Selbstverständlich konnte es sein, daß es noch andere vus gab, von denen er nichts gehört hatte; und daß eines dieser anderen vus folgerichtig das verblüffende Phänomen erklären konnte, dessen Zeuge und Teilnehmer er gewesen war; es war möglich, daß nichts von dem geschehen war, wovon er glaubte, es sei geschehen; daß er es mit einer Täuschung des Gedächtnisses und nicht mit einer Täuschung der Wahrnehmung zu tun hatte; daß er in Wirklichkeit nie geglaubt hatte, er habe gesehen, was er jetzt glaubte, einstmals zu sehen geglaubt zu haben; daß sein augenblicklicher Eindruck, er habe das einmal angenommen, nur die Illusion einer Illusion war, und daß er sich erst jetzt einbildete, er habe sich je eingebildet, einen nackten Mann im Baum hinter dem Friedhof gesehen zu haben.

Dem Kaplan war es klar geworden, daß er sich für seinen Beruf nicht besonders gut eignete, und er fragte sich oft, ob er nicht in einem anderen Teil der Armee glücklicher werden könne, zum Beispiel als Gemeiner in der Infanterie oder Artillerie, ja vielleicht sogar als Fallschirmjäger? Er besaß keine wirklichen Freunde. Ehe er Yossarián begegnet war, gab es niemanden im Geschwader, in dessen Gesellschaft er sich wohl fühlte, und auch in Yossariáns Gegenwart konnte er sich nie richtig wohlfühlen, denn dessen wilde, ungebärdige Ausbrüche hielten ihn ständig in Atem und in einem recht zwiespältigen Zustand genüßlicher Unruhe. Wenn der Kaplan mit Yossarián und Dunbar, ja nur mit Nately und McWatt zusammen im Kasino saß, fühlte er sich geborgen. Wenn er bei ihnen saß, brauchte er nirgendwoanders zu sitzen; die brennende Frage, wohin er sich setzen solle, war dann gelöst, und er war geschützt vor der unerwünschten Gesellschaft all jener Offizierskollegen, die ihn bei seiner Ankunft stets mit

überschäumender Freundlichkeit begrüßten und dann unbehaglich darauf warteten, daß er wieder gehe. Er schuf so vielen Leuten Unbehagen. Alle waren immer sehr nett zu ihm, aber keiner war wirklich von Herzen freundlich; alle redeten ihn an, aber keiner hatte je etwas zu sagen. Yossarián und Dunbar waren ganz unverkrampft, und der Kaplan fühlte sich in ihrer Gegenwart kaum je unbehaglich. Sie verteidigten ihn sogar an jenem Abend, als Colonel Cathcart versuchte, ihn wieder aus dem Kasino hinauszuwerfen: Yossarián erhob sich kriegerisch, um zu intervenieren, während Nately »Yossarián!« schrie, um ihn zurückzuhalten. Colonel Cathcart wurde beim Ertönen des Namens Yossarián bleich wie ein Laken und trat zu jedermanns Erstaunen einen ungeordneten Rückzug an, bis er in General Dreedle hineinstolperte, der ihn ärgerlich aus dem Weg räumte und ihm befahl, ins Kasino zurückzukehren und dem Kaplan zu befehlen, von jetzt an regelmäßig des Abends im Offizierskasirio zu erscheinen.

Sich über seinen Status im Offizierskasino klar zu werden, fiel dem Kaplan fast ebenso schwer wie sich daran zu erinnern, in welcher der zehn Messen des Geschwaders er die nächste Mahlzeit einzunehmen hatte. Er hätte sich dankbar mit seinem endgültigen Hinauswurf aus dem Kasino abgefunden, wäre nicht das Vergnügen gewesen, das er jetzt dort in Gesellschaft seiner neuen Kumpane fand. Wenn der Kaplan abends nicht ins Offizierskasino ging, konnte er überhaupt nirgends hingehen. Er pflegte den Abend schüchtern und zurückhaltend lächelnd am Tisch mit Yossarián und Dunbar zu verbringen, kaum je sprechend, wenn nicht angesprochen, ein Glas dickflüssigen, süßen Weins fast unberührt vor sich, und ungeschickt mit der unvertrauten, kleinen Maiskolbenpfeife spielend, die er befangen zur Schau stellte, gelegentlich mit Tabak füllte und rauchte. Er hörte gerne Nately zu, dessen Empfindsamkeit und bittersüße Klagen seine eigene romantische Verlassenheit widerspiegelten und immer von neuem die Sehnsucht nach Frau und Kindern in ihm aufsteigen ließen. Der Kaplan pflegte, von Natelys Aufrichtigkeit und Unreife gerührt, ermutigend oder beifällig zu nicken. Nately prahlte nicht mit der Tatsache, daß sein Mädchen eine Prostituierte war, und der Kaplan hatte seine diesbezüglichen Informationen hauptsächlich von Captain Black, der nie an ihrem Tisch vorbeilatschte, ohne dem Kaplan auffällig zuzublinzeln und Nately mit einer geschmacklosen, kränkenden Anspielung auf sein Mädchen zu bedenken. Der Kaplan schätzte Captain Black nicht und fand es schwierig, ihm nichts Böses zu wünschen.

Niemand, nicht einmal Nately, schien wirklich zu begreifen, daß er, Kaplan Albert Taylor Tappman, nicht bloß ein Kaplan, sondern auch ein Mensch war, daß er wirklich eine reizende, feurige, hübsche Frau besitzen könnte, die er fast bis zum Wahnsinn liebte, dazu drei kleine blauäugige Kinder mit fremden, schon vergessenen Gesichtern, die, einmal herangewachsen, in ihm eine Art Abnormität sehen und ihm womöglich nie die Peinlichkeiten vergeben würden, die sie vielleicht eines Tages seines Berufes wegen zu erdulden haben mochten. Warum verstand denn niemand, daß er keine Abnormität war, sondern ein normal empfindender, einsamer Erwachsener, der sich bemühte, ein normales, einsames, erwachsenes Leben zu führen? Blutete er denn nicht, wenn man ihn stach? Und lachte er nicht, wenn man ihn kitzelte? Es schien ihnen nie der Gedanke zu kommen, daß er geradeso wie sie Augen und Hände, Sinne und Neigungen hatte, daß die Waffen, die sie verwundeten, auch ihn verwundeten, daß der gleiche Wind, der sie kühlte, auch ihn kühlte, und daß er die gleiche Speise zu sich nahm wie sie, wenn auch, wie er zugeben mußte, iede Mahlzeit in einer anderen Messe. Der einzige, der begriffen zu haben schien, daß auch der Kaplan Gefühle hatte, war Korporal Whitcomb, der es gerade fertig gebracht hatte, sie alle zu verletzen, indem er über den Kopf des Kaplans hinweg seinen Vorschlag betreffend die Absendung vorgedruckter Beileidsbriefe an die nächsten Angehörigen der Gefallenen und Verwundeten unmittelbar Colonel Cathcart unterbreitet hatte.

Auf dieser Welt war ihm seine Frau die einzige unverrückbare Gewißheit, und das wäre auch ausreichend gewesen, wenn man ihm nur erlaubt hätte, sein Leben mit ihr und den Kindern zu verbringen. Die Frau des Kaplans war eine zurückhaltende, kleine, liebenswerte Frau Anfang dreißig, dunkelhaarig und sehr reizvoll, mit schmaler Taille und ruhigen, klugen Augen und kleinen, glänzenden, spitzen Zähnen in einem Gesicht, das lebendig und *petite* war; wie seine Kinder aussahen, vergaß er immer wieder, und wenn er ihre Photographien betrachtete, kam es ihm

vor, als sähe er sie zum ersten Mal. Der Kaplan liebte seine Frau und seine Kinder mit einer solchen Inbrunst, daß er sich oft am liebsten zu Boden geworfen und wie ein ausgesetzter Krüppel geweint hätte. Er wurde unablässig von Zwangsvorstellungen gequält, in denen unheilvolle Vorzeichen auf schauerliche Ereignisse hinwiesen, wie Unfälle, Verstümmelungen und schwere, tödliche Leiden wie Krebs und Leukämie; er sah seinen kleinen Sohn zwei oder drei Mal pro Woche sterben, weil er seiner Frau nie gezeigt hatte, wie man eine blutende Arterie abbindet; er sah weinend und versteinert zu, wie seine gesamte Familie, einer um den anderen, sich an einer Steckdose einen tödlichen Schlag holte, weil er seiner Frau nie gesagt hatte, daß der menschliche Körper Elektrizität leitet; fast nächtlich verkohlten sie allesamt in dem einstöckigen Holzhaus, das der explodierende Boiler in Brand gesetzt hatte. Er sah in gräßlichsten, herzlosesten, übelkeiterregenden Einzelheiten, wie der wohlgeformte, zerbrechliche Körper seiner Frau von einem schwachsinnigen, betrunkenen Autofahrer gegen die Mauer der Markthalle gequetscht wurde, sah seine verschreckte fünfjährige Tochter diesen Schauplatz an der Hand eines gütigen ältlichen Herrn mit schneeweißem Haar verlassen, der sie zu wiederholten Malen vergewaltigte und sie tötete, nachdem er sie zu einem abgelegenen Sandbruch gefahren hatte, während die beiden jüngeren Kinder unterdessen zu Hause verhungerten, weil seine Schwiegermutter, die auf sie achtgab, nach der telefonischen Benachrichtigung vom Unfalltod ihrer Tochter an einem Herzanfall verschieden war. Die Frau des Kaplans war eine liebe, sanftmütige, rücksichtsvolle Frau, und er sehnte sich danach, die warme Haut ihres schlanken Armes zu berühren, über ihr glattes schwarzes Haar zu streichen, ihre besänftigende, tröstende Stimme zu hören. Sie war eine viel stärkere Persönlichkeit als er. Einmal, manchmal auch zweimal wöchentlich schrieb er ihr sorglose, kurze Briefe. Dabei hätte er am liebsten den ganzen Tag über drängende Liebesbriefe geschrieben und endlose Seiten mit verzweifelten, ungehemmten Geständnissen seiner demütigen Verehrung, seinem Verlangen und mit ausführlichen Anweisungen über die Anwendung künstlicher Atmung gefüllt. Er hätte ihr gerne in einem Erguß von Selbstmitleid seine unerträgliche Einsamkeit und seine Not geschildert, sie davor gewarnt, jemals Borsäure oder Aspirintabletten in Reichweite der Kinder liegen zu lassen oder bei rotem Licht über die Straße zu gehen. Er wollte ihr keinen Kummer machen. Die Frau des Kaplans war hellsichtig, gütig und teilnahmsvoll. Unvermeidlich endeten seine Träume von einer Vereinigung mit ihr in der detaillierten Ausmalung des Liebesaktes.

Der Kaplan empfand sich nie so als Scharlatan wie bei Begräbnissen, und es hätte ihn nicht gewundert zu erfahren, daß die Erscheinung in jenem Baum eine Manifestation des göttlichen Zornes angesichts des lästerlichen Hochmutes war, den die Ausübung seines Amtes bekundete. Kummer zu simulieren und übermenschliche Kenntnisse vom Jenseits vorzugeben, noch dazu anläßlich eines so furchterregenden und geheimnisvollen Phänomens, wie der Tod es war, erschien ihm als das verwerflichste aller Vergehen, Er erinnerte sich des Auftritts beim Friedhof genau — war jedenfalls überzeugt, sich genau zu erinnern. Er sah immer noch rechts und links von sich Major Major und Major Danby wie geborstene steinerne Säulen stehen, sah fast genau die Anzahl der Mannschaften und fast genau ihren Standort vor sich, sah die vier unbeweglichen Männer mit Spaten, den abstoßenden Sarg, den großen, lockeren, triumphierenden Haufen aus rotbrauner Erde und den mächtigen, reglosen, flachen, schallschluckenden Himmel, der in seiner gespenstischen Reinheit und Bläue geradezu giftig wirkte. Dies alles würde er sein Leben lang nicht vergessen, denn es war Teil des ungewöhnlichsten Ereignisses, das ihm je zugestoßen war, eines Ereignisses, das vielleicht wundervoll, vielleicht pathologisch war: die Erscheinung des nackten Mannes im Baum. Wie sollte er das erklären? Es war nicht etwas schon gesehenes, oder nie gesehenes, und nichts beinahe gesehenes. Weder deja vu, noch jamais vu, noch presque vu waren elastisch genug, um darauf angewendet werden zu können. War es also ein Geist? Vielleicht die Seele des Verstorbenen? Ein himmlischer Engel oder eine höllische Kreatur? Oder war der ganze phantastische Auftritt nichts als die Ausgeburt einer, nämlich seiner, kranken Phantasie, das Produkt nachlassender Verstandeskraft, eines faulenden Hirns? Der Gedanke, daß wirklich ein nackter Mann im Baum gesessen haben könnte — genau genommen zwei Männer, denn dem ersten hatte sich kurz darauf ein zweiter, mit braunem Schnurrbart und in unheimlich dunkle Gewänder gehüllt, zugesellt, feierlich der sich auf dem Ast verneigte, um dem ersten Mann einen Trunk aus braunem Kelch zu offerieren — dieser Gedanke kam dem Kaplan gar nicht. Der Kaplan war ein von ehrlicher Hilfsbereitschaft erfüllter Mensch und stets außerstande gewesen, jemandem zu helfen, auch nicht Yossarián, nachdem er endlich beschlossen hatte, den Stier bei den Hörnern zu packen und insgeheim einen Besuch bei Major Major zu machen, um festzustellen, ob es, wie Yossarián behauptete, zutraf, daß Colonel Cathcarts Geschwader gezwungen wurde, mehr Feindflüge zu unternehmen als andere Geschwader. Es war dies ein kühnes, impulsives Vorhaben, zu dem sich der Kaplan erst entschloß, als er wiederum mit Korpora! Whitcomb gestritten und sein freudloses, aus Schokolade bestehendes Mahl mit lauwarmem Wasser heruntergespült hatte. Er machte sich zu Fuß auf den Weg zu Major Major, um nicht von Korporal Whitcomb beobachtet zu werden. Er stahl sich geräuschlos in den Wald, bis er die beiden Zelte auf der Lichtung hinter sich hatte, dann ließ er sich in den verlassenen Einschnitt der Eisenbahntrasse fallen, wo man leichter vorwärts kam. Er strebte eilig über die alten hölzernen Schwellen voran, und dabei steigerten sich seine Aufsässigkeit und sein Zorn. Er war am gleichen Morgen nacheinander von Colonel Cathcart, Colonel Korn und Korporal Whitcomb erniedrigt und gedemütigt worden. Er mußte sich jetzt unter allen Umständen beweisen, daß er etwas galt. Seine schmale Brust hob und senkte sich keuchend. Er ging so schnell er konnte, ohne in Laufschritt zu fallen, denn er fürchtete, seine Entschlossenheit könne sich verflüchtigen, wenn er das Tempo verlangsamte. Nach einer Weile sah er eine uniformierte Gestalt zwischen den verrosteten Schienen auf sich zukommen. Sogleich kktterte er die Böschung hinauf und schlüpfte in ein dichtes Gehölz von kleinen Bäumen, um sich zu verbergen. Da er tief im Inneren des schattigen Waldes einen verwachsenen, bemoosten Pfad fand, eilte er auf diesem in seiner ursprünglichen Richtung weiter. Hier kam man nicht so leicht vorwärts, doch stürmte er mit der gleichen tollkühnen, brennenden Entschlossenheit voran, wobei er oft stolperte und ausrutschte, und sich die ungeschützten Hände an den widerspenstigen Zweigen verletzte, die ihm den Weg versperrten. Schließlich wichen Gebüsch und hohe Farne an beiden Seiten auseinander, und der Kaplan stolperte an einem olivgrünen, aufgebockten Anhänger vorbei, den er deutlich durch das dünner werdende Unterholz erblickte. Er passierte ein Zelt, vor dem eine helle, perlgraue Katze sich sonnte, dann kam er an einem weiteren aufgebockten Anhänger vorüber und schließlich erreichte er die Lichtung von Yossariáns Staffelbereich. Auf seiner Oberlippe standen salzige Tröpfchen. Er hielt nicht ein, sondern eilte mit großen Schritten über den freien Platz hinweg zur Schreibstube, wo ein hagerer Sergeant mit gebeugten. Schultern, starken Wangenknochen und langen, sehr hellblonden Haaren ihn willkommen hieß und höflich aufforderte, gleich ins Büro zu gehen, da Major Major nicht anwesend sei.

Der Kaplan dankte mit kurzem Nicken und schritt zwischen Schreibtischen und Schreibmaschinen hindurch auf den mit Segeltuch verhängten Durchgang zum hinteren Teil des Zeltes zu. Er schlüpfte durch die dreieckige Öffnung und befand sich in einem leeren Büro. Hinter ihm schloß sich der Vorhang. Er keuchte stark und schwitzte. Das Büro blieb leer. Er glaubte, verstohlenes Flüstern zu hören. So vergingen zehn Minuten. Er sah sich streng und unwillig um, schob entschlossen den Unterkiefer vor, fing dann aber an zu schlottern, als ihm die Worte des Sergeanten einfielen, er möge sogleich hineingehen, denn der Major sei abwesend. Unteroffiziere erlaubten sich also einen Scherz mit ihm! Der Kaplan wich schreckerfüllt von der Wand zurück, und Tränen der Erbitterung traten ihm in die Augen. Seinen zitternden Lippen entrang sich ein flehendes Winseln. Major Major war nicht anwesend, und das Schreibstubenpersonal nebenan hatte ihn zum Gegenstand eines unmenschlichen Scherzes gemacht. Er konnte sie sich vorstellen, wie sie da auf der anderen Seite des Zeltvorhanges warteten, sich zusammendrängten wie ein Rudel gieriger, schadenfroher, a'lesfressender Raubtiere, in ihrer barbarischen Heiterkeit und hämischen Freude bereit, sich brutal auf ihn zu stürzen, sobald er zum Vorschein käme. Er verfluchte sich seiner Leichtgläubigkeit wegen und wünschte sich angstvoll so etwas wie eine Maske oder eine dunkle Brille und einen falschen Schnurrbart, um sich zu verkleiden, oder eine gewaltige, tiefe Stimme wie die von Colonel Cathcart, dazu breite, muskulöse Schultern und Oberarme, die es ihm ermöglicht hätten, furchtlos hinauszugehen und seine übelwollenden Verfolger mit jener erdrückenden Autorität und Selbstsicherheit zu vernichten, vor der

sie kneifen und sich in unterwürfiger Reue verkriechen würden. Doch fehlte ihm der Mut, ihnen gegenüberzutreten. Der einzige Ausweg führte durchs Fenster. Niemand war zu sehen. Der Kaplan verließ also Major Majors Büro vermittels Fenstersprunges, entwetzte um die Ecke des Zeltes und gelangte mit einem Satz hinunter auf die Trasse der Eisenbahn und außer Sichtweite. Er hastete mit gekrümmtem Körper davon, das Gesicht mühsam zu einem weltgewandten, lässigen Lächeln verzerrt, für den Fall, daß er jemandem begegnen sollte. Als er jemanden aus der Gegenrichtung auf sich zukommen sah, vertauschte er die Trasse mit dem Wald und rannte wie ein Verfolgter durch das dichte Gestrüpp, die Wangen im Vollgefühl seiner Schmach brennend gerötet. Er vernahm lautes, wildes, verächtliches Gelächter um sich her, erspähte auch verwischte, boshafte, von Bier gedunsene Gesichter, die ihn aus dem Gebüsch und von den Baumkronen her angrinsten. Brennende Seitenstiche zwangen ihn zu einer verlangsamten Gangart. Er taumelte vorwärts, bis er nicht mehr weiter konnte, stieß unvermittelt gegen einen knorrigen Apfelbaum, schlug im Fallen mit dem Kopf gegen dessen Stamm und hielt sich nur mühsam mit beiden Händen aufrecht. Sein Keuchen war ein sägender, kreischender Lärm in seinen Ohren. Minuten vergingen wie Stunden, ehe er schließlich begriff, daß er selbst die Quelle jenes Lärmes war, der ihn betäubte. Die Schmerzen in seiner Brust ließen nach, und bald schon fühlte er sich imstande, aufrecht zu stehen. Er spitzte die Ohren. Der Wald war still. Niemand lachte dämonisch, niemand verfolgte ihn. Er war aber zu erschöpft, zu traurig und zu verschmutzt, um Erleichterung empfinden zu können. Er ordnete seine zerdrückte Uniform mit tauben, zitternden Fingern und auf dem Rest des Weges übte er eiserne Selbstbeherrschung. Der Kaplan gedachte Gefahr Herzanfalles. oft umdüstert der eines Korporal Whitcombs Jeep stand noch auf der Lichtung, Der Kaplan umschlich auf Zehenspitzen Korporal Whitcombs Zelt, weil er nicht von Korporal Whitcomb gesehen und beleidigt werden wollte. Dankbar aufseufzend, schlüpfte er hastig in sein eigenes Zelt und fand auf seiner Pritsche Korporal Whitcomb, der es sich dort mit angezogenen Knien bequem gemacht hatte. Korporal Whitcombs lehmverschmierte Stiefel ruhten auf der Decke des Kaplans. Er knabberte an der Schokolade des Kaplans und blätterte

mit hämischer Miene nachlässig in einer Bibel des Kaplans.

»Wo sind Sie gewesen?« verlangte er grob und gleichmütig zu wissen, ohne auch nur aufzublicken.

Der Kaplan errötete und wandte sich ausweichend ab. »Ich habe einen Waldspaziergang gemacht.«

»Na schön«, bellte Korporal Whitcomb. »Dann sagen Sie es mir eben nicht. Aber machen Sie es nur so weiter, untergraben Sie nur meine Moral!« Er biß hungrig in die Schokolade des Kaplans und fuhr mit vollem Munde fort: »Sie hatten Besuch, während Sie weg waren. Major Major war da.«

Der Kaplan drehte sich erstaunt herum und rief: »Major Major? Major Major war hier?«

»Na ja doch, eben derselbige.«

»Wo ist er hingegangen?«

»Er ist in den Eisenbahngraben gesprungen und weggelaufen wie ein erschrecktes Kaninchen.« Korporal Whitcomb lachte hämisch. »So ein nasses Handtuch.«

»Hat er gesagt, weshalb er gekommen ist?«

»Er hat gesagt, er braucht Ihre Hilfe in einer sehr wichtigen Sache.«

Der Kaplan war erstaunt. »Das hat Major Major gesagt?« »Er hat es nicht gesagt«, berichtigte. Korporal Whitcomb mit vernichtender Korrektheit. »Er hat es aufgeschrieben. Es steht in dem versiegelten, für Sie persönlich bestimmten Brief, den er dort auf den Tisch gelegt hat.«

Der Kaplan warf einen Blick auf den Kartentisch, der ihm als Schreibtisch diente, und sah dort nur die gräßliche Tomate, die er an diesem Morgen von Colonel Cathcart erhalten hatte. Er hatte sie dort vergessen, und da lag sie nun wie ein unzerstörbares, blutrotes Symbol seiner Unzulänglichkeit. »Wo ist der Brief?«

»Ich habe ihn weggeschmissen, nachdem ich ihn geöffnet und gelesen hatte.« Korporal Whitcomb knallte die Bibel zu und sprang auf. »Was ist denn los? Sie glauben mir wohl nicht?« Damit stelzte er hinaus. Dann kam er wieder herein und stieß beinahe mit dem Kaplan zusammen, der ebenfalls hinausgehen wollte, um zu Major Major zurückzueilen. »Sie verstehen es nicht, Verantwortung zu delegieren«, belehrte Korporal Whitcomb den Kaplan verdrossen. »Das ist wieder einer Ihrer Fehler.«

Der Kaplan nickte bußfertig und drückte sich vorbei; er vermochte sich nicht dazu zu zwingen, seine Zeit mit Entschuldigungen zu verschwenden. Er glaubte, die geschickte Hand des Schicksals zu spüren, die ihn unwiderstehlich vorwärts schob. Er begriff nun, daß es Major Major gewesen war, der ihm heute bereits zweimal im Graben der Eisenbahn entgegengestürmt war, und daß er selber in seiner Torheit zweimal das vom Schicksal verordnete Zusammentreffen verhindert hatte, indem er in den Wald geflüchtet war. Er machte sich die schwersten Vorwürfe und hastete, so schnell es gehen wollte, über die geborstenen, in unregelmäßigen Abständen verlegten Schwellen. Krümel von Schotter und Schlacke in seinen Strümpfen und Schuhen zerrieben die Haut an seinen Zehen. Ohne daß er es wußte, war sein blasses, abgespanntes Gesicht zu einer Grimasse akuter Pein verzogen. Der Augustnachmittag wurde heißer und feuchter. Von seinem Zelt bis zu Yossariáns Staffel war es fast eine ganze Meile zu gehen. Als er endlich ankam, war sein Uniformhemd naß von Schweiß. Er betrat atemlos das Schreibstubenzelt und wurde von dem tückischen, freundlich und gedämpft sprechenden Sergeanten mit den runden Brillengläsern und den hageren Wangen scharf aufgefordert, draußen zu warten, da Major Major drin sei, und dahingehend belehrt, daß er erst eintreten dürfe, wenn Major Major hinausgegangen sei. Der Kaplan starrte den Mann benommen und verständnislos an. Warum nur haßt mich dieser Sergeant so? fragte er sich. Seine Lippen waren weiß und zitterten. Durst peinigte ihn. Was war nur los mit dem Menschen? War das Leben nicht ohnehin tragisch genug? Der Sergeant streckte den Arm und stützte den aus »Ich bedaure, Sir«, sagte er bedauernd mit leiser, höflicher, melancholischer Stimme. »Doch Major Major hat es so befohlen. Er will niemanden sprechen.«

»Er will aber mich sprechen«, brachte der Kaplan vor. »Als ich vorhin hier war, war er in meinem Zelt, um mich zu sprechen.« »Major Major?« fragte der Sergeant.

»Jawohl. Bitte gehen Sie rein und fragen Sie ihn.«
»Ich fürchte, das geht nicht, Sir. Er will nämlich auch mich nicht sehen. Vielleicht hinterlassen Sie eine Nachricht für ihn?«
»Ich will keine Nachricht hinterlassen. Macht er denn nie eine Ausnahme?«

»Nur in ganz besonderen Fällen. Zum letzten Mal hat er das Zelt verlassen, um an der Beisetzung eines Gefallenen teilzunehmen. Und in seinem Büro hat er nur einmal, und zwar gezwungenermaßen, Besuch empfangen. Ein Bombenschütze namens Yossarián erzwang sich . . .«

»Yossarián!« Wieder ein Zusammentreffen! Den Kaplan packte die Erregung. Sollte sich hier noch einmal ein Wunder vorbereiten? »Aber gerade über Yossarián will ich mit Major Major sprechen! War zwischen den beiden die Rede von der Anzahl der Feindflüge, die Yossarián zu absolvieren hat?« »Jawohl, Sir, gerade davon war die Rede. Captain Yossarián hatte einundfünfzig Flüge hinter sich und bat Major Major, ihn für fluguntauglich zu erklären, damit er nicht noch weitere vier Einsätze zu fliegen brauche. Damals verlangte Colonel Cathcart nur fünfundfünfzig Einsätze.«

»Und was hat Major Major darauf gesagt?« »Major Major hat gesagt, er könne nicht helfen.«

Das Gesicht des Kaplans verdüsterte sich. »Das hat Major Major gesagt?«

»Jawohl, Sir. Er hat Yossarián geraten, sich um Rat an Sie zu wenden. Wollen Sie wirklich keine Nachricht hinterlassen, Sir? Ich habe Papier und Bleistift bei der Hand.«

Der Kaplan schüttelte den Kopf und nagte im Abgehen niedergeschlagen an seiner verkrusteten, spröden Unterlippe. Es war noch so früh am Tag, und doch war schon so viel geschehen. Im Wald war es kühler. Seine Kehle war trocken, ausgedörrt. Er ging ganz langsam und fragte sich gerade, welches neue Mißgeschick ihn wohl noch befallen könne, da brach der irre Eremit ohne jede Warnung hinter einem Maulbeerstrauch hervor. Der Leibeskräften Kaplan begann aus 711 schreien. Der große, leichenblasse Fremde wich ängstlich vor dem Geschrei des Kaplans zurück und kreischte seinerseits: »Tun Sie mir nichts!«

- »Wer sind Sie?« rief der Kaplan.
- »Bitte, tun Sie mir nichts!« rief der Mann zurück.
- »Ich bin der Kaplan!«
- »Warum wollen Sie mir dann etwas tun?«
- »Ich will Ihnen ja nichts tun!« sagte der Kaplan mit zunehmender Reizbarkeit, ohne vom Fleck zu weichen. »Sagen Sie, wer Sie

sind, und was Sie von mir wollen.«

»Ich möchte nur erfahren, ob Häuptling White Halfoat bereits an Lungenentzündung gestorben ist«, rief der Mann. »Weiter gar nichts. Ich wohne hier. Mein Name ist Flume. Ich gehöre zur Staffel, aber ich wohne hier im Wald. Da können Sie jeden fragen.«

Langsam gewann der Kaplan seine Haltung zurück, während er diese seltsame, unterwürfige Gestalt musterte. Der Mann trug an seinem zerschlissenen Hemdkragen zwei stark verrostete Spangen — die Rangabzeichen des Captains. An der Innenseite eines Nasenloches hatte er ein haariges, teerschwarzes Muttermal, darunter einen buschigen ungestutzten Schnurrbart von der Farbe der Pappelrinde.

»Warum wohnen Sie im Wald, wenn Sie zur Staffel gehören?« erkundigte der Kaplan sich neugierig.

»Ich muß im Wald leben«, erwiderte der Captain rechthaberisch, so als müsse der Kaplan dies eigentlich wissen. Er richtete sich langsam auf, behielt den Kaplan jedoch wachsam im Auge, obschon er den Kaplan um mehr als einen guten Kopf überragte. »Hören Sie denn niemanden über mich reden? Häuptling White Halfoat hat geschworen, mir im tiefsten Schlaf die Kehle durchzuschneiden, und ich wage es nicht, im Staffelbereich zu übernachten, solange er am Leben ist.«

Der Kaplan nahm diese unwahrscheinlich klingende Erklärung mißtrauisch auf. »Das ist doch aber unglaublich«, antwortete er.

»Das wäre ja vorsätzlicher Mord. Warum haben Sie den Vorfall nicht Major Major gemeldet?«

»Ich habe Major Major den Vorfall gemeldet«, sagte der Captain traurig, »und Major Major hat gesagt, falls ich ihn je wieder anspräche, wolle er mir die Kehle durchschneiden.« Der Mann beobachtete denKaplan ängstlich. »Wollen Sie mir etwa auch die Kehle durchschneiden?«

»O nein, nein, nein, nein«, versicherte ihm der KaplaR. »Selbstredend nicht. Sie leben also wirklich im Wald?« Der Captain nickte, und der Kaplan betrachtete diesen von Müdigkeit und Unterernährung bleichen und zerfressenen Menschen mit einer Mischung aus Hochachtung und Mitleid. Sein Körper war ein Knochengerüst, auf dem die zerknitterte Uniform wie eine Sammlung zusammengelesener Säcke hing. Überall hafte-

ten trockene Grashalme an ihm, und er benötigte dringend einen Haarschnitt. Unter den Augen lagen breite, dunkle Ringe. Dem Kaplan kamen angesichts des gehetzten, verschmutzten Anblikkes, den der Captain bot, fast die Tränen, und bei dem Gedanken an die zahllosen Härten, die der Mann täglich zu erdulden hatte, empfand er Mitleid und Ehrfurcht. Mit demütig gesenkter Stimfragte er: »Wer wäscht denn Ihre Der Captain kniff sachlich den Mund ein. »Meine Wäsche wird von einer Wäscherin in einem der Bauernhäuser da hinten besorgt. Ich habe eine Menge Zeug in meinem Anhänger und schleiche mich ein- bis zweimal des Tages hin, um mir frische oder ein sauberes Taschentuch Unterwäsche zu holen.« Winter werden Sie tun. wird?« wenn es »Oh, dann werde ich wohl schon wieder bei der Staffel sein«, erwiderte der Captain mit der Zuversicht des Märtyrers. »Häuptling White Halfoat hat allen Leuten versprochen, an Lungenentzündung zu sterben, und ich werde mich eben gedulden müssen, bis es etwas kälter und feuchter wird.« Er musterte den Kaplan erstaunt. »Wissen Sie denn das alles nicht? Haben Sie nie zugehört. wenn von die Rede »Soweit ich weiß, habe ich nie etwas von Ihnen gehört.« »Nun, das begreife ich nicht.« Der Captain war beleidigt, doch gelang es ihm, weiter so zu tun, als sei er zuversichtlich gestimmt. »Wir haben immerhin schon September, es wird also nicht mehr allzulange dauern. Wenn jemand nach mir fragen sollte, sagen Sie einfach, sobald Häuptling White Halfoat an Lungenentzündung gestorben wäre, würde ich wieder am Schreibtisch sitzen und über den guter, alten Presseberichten schwitzen. Wollen Sie das ausrichten? Sagen Sie, ich käme zurück, sobald es Winter geworden und Häuptling White Halfoat an Lungenentzündung gestorben ist, ja?«

Der Kaplan prägte sich diese prophetischen Worte ein, deren dunkle Bedeutung ihn noch feierlicher stimmte.

»Leben Sie von Beeren, Wurzeln und Krautern?« fragte er. »Aber gar nicht«, erwiderte der Captain überrascht. »Ich schleiche mich von hinten in die Messe und esse in der Küche. Milo gibt mir Stullen und Milch.«

»Was machen Sie, wenn es regnet?«

Der Captain antwortete freimütig. »Dann werde ich naß.«

»Wo schlafen Sie?«

Der Captain krümmte sich und begann zu retirieren. »Sie also auch?« rief er entsetzt.

»Aber nein!« schrie der Kaplan. »Nein, ich schwöre es!« »Sie wollen mir auch die Kehle durchschneiden«, beharrte der Captain.

»Ich gebe Ihnen mein Wort«, beteuerte der Kaplan, doch war es zu spät, denn die unschöne, haarige, zottelige Erscheinung war bereits verschwunden, hatte sich so geschickt in dem Gewirr von Blättern, Licht und Schatten aufgelöst, daß der Kaplan bereits bezweifelte, daß sie je existiert hatte. Es ereigneten sich so zahlreiche ungeheuerliche Dinge, daß er nicht mehr auseinanderhalten konnte, was ungeheuerlich war und was sich wirklich ereignet hatte. Er wollte sich über den Irren im Walde so schnell wie möglich Gewißheit verschaffen, wollte nachprüfen, ob es ie einen Captain Flume gegeben habe, doch erinnerte er sich mit Bedauern, daß es seine nächste Pflicht war, Korporal Whitcomb zu beschwichtigen, an den er nicht genügend Verantwortung delegierte. Er schloff lustlos, von Durst gepeinigt und fast zu erschöpft, um weiterzugehen, den gekrümmten Waldweg entlang. Wenn er an Korporal Whitcomb dachte, empfand er Gewissensbisse. Er betete, Korporal Whitcomb möge fort sein, wenn er die Lichtung erreichte, damit er sich ohne Verlegenheit ausziehen, Arme, Brust und Schultern waschen, Wasser trinken, sich niederlegen und vielleicht sogar einige Minuten schlafen könne. Es standen ihm aber noch eine Enttäuschung und noch ein Schrecken bevor, denn als er endlich anlangte, war Korporal Whitcomb Sergeant Whitcomb, saß mit bloßem Oberkörper auf dem Stuhl des Kaplans und nähte mit Nadel und Faden des Kaplans seine neuen Rangabzeichen an. Korporal Whitcomb war von Colonel Cathcart befördert worden, der den Kaplan sofort wegen der Briefe sprechen wollte.

»Oh, nicht doch«, ächzte der Kaplan erschlagen und sank auf sein Bett. Seine warme Feldflasche war leer, und er war zu erschöpft, um an den Wasserbeutel zu denken, der draußen im Schatten zwischen den beiden Zelten hing. »Ich kann es nicht glauben. Ich kann einfach nicht glauben, daß irgend jemand im Ernst annehmen soll, ich hätte Washington Irvings Unterschrift nachgemacht.«

»Nicht um *die* Briefe handelt es sich«, berichtigte Korporal Whitcomb, dem der Verdruß des Kaplans offensichtlich Vergnügen bereitete. »Er will Sie wegen der Briefe an die Angehörigen der Gefallenen sprechen.«

»Jener Briefe wegen?« fragte der Kaplan überrascht. »Ganz recht«, sagte Korporal Whitcomb schadenfroh. »Er wird Sie ordentlich zur Sau machen, weil Sie sich geweigert haben, mich diese Briefe aufsetzen zu lassen. Sie hätten mal sehen sollen, wie er sich für den Gedanken begeisterte, nachdem ich ihn darauf hingewiesen hatte, daß die Briefe ja seine Unterschrift tragen könnten. Deshalb hat er mich auch befördert. Er glaubt ganz sicher, daß er für diesen Einfall in die Saturday Evening Post kommt.« Die Verwirrung des Kaplans wurde immer größer. »Woher hat er denn gewußt, daß wir diesen Gedanken überhaupt ins Auge gefaßt hatten?«

»Ich bin zu ihm gegangen und habe ihn ihm vorgetragen.«
»Was haben Sie getan?« kreischte der Kaplan und sprang mit einer an ihm ungewohnten Anwandlung von Zorn auf die Füße.
»Wollen Sie damit sagen, daß Sie über meinen Kopf weg und ohne mich um Erlaubnis zu fragen in dieser Angelegenheit zum Colonel gegangen sind?«

Korporal Whitcomb grinste unverschämt, verächtlich und selbstzufrieden. »Genau, Kaplan«, erwiderte er. »Und wenn Sie wissen, was gut für Sie ist, unternehmen Sie nichts deshalb.« Er lachte leise und bösartig. »Colonel Cathcart wird nicht gerne hören, daß Sie sich an mir rächen, weil ich ihm meinen Einfall unterbreitet habe. Wissen Sie was, Kaplan?« fuhr Korporal Whitcomb fort, biß verächtlich den schwarzen Zwirn des Kaplans durch und zog sich sein Hemd an, »der blöde Hund hält das wirklich für einen der besten Einfälle, von denen er je gehört hat.«

»Vielleicht komme ich damit sogar in die Saturday Evening Post«, prahlte Colonel Cathcart und stolzierte lächelnd und aufgeräumt durch sein Büro, während er dem Kaplan Vorwürfe machte. »Und Sie haben nicht genug Verstand, um das zu begreifen. Sie haben da einen sehr guten Mann an Korporal Whitcomb, Kaplan, und ich hoffe nur, Sie haben genug Verstand, um wenigstens das zu begreifen.«

»Sergeant Whitcomb«, berichtigte der Kaplan, ehe er sich brem-

sen konnte.

Colonel Cathcart funkelte ihn wild an. »Ich sagte Sergeant Whitcomb«, erwiderte er. »Wenn Sie nur mal gelegentlich zuhören wollten, statt immer nur an allem undjedemherumzumäkeln. Sie wollen doch wohl nicht Ihr Leben lang Captain bleiben, was?« »Wie, Sir?«

»Nun, ich jedenfalls sehe nicht, wie Sie es zu was bringen wollen, wenn Sie so weitermachen. Korporal Whitcomb ist der Ansicht, daß ihr Brüder in neunzehnhundertundvierzig Jahren keinen neuen Einfall gehabt habt, und ich muß sagen, ich glaube, er hat recht. Sehr gescheiter Junge, dieser Korporal Whitcomb. Nun, das wird sich alles ändern.« Colonel Cathcart nahm mit entschlossener Miene an seinem Schreibtisch Platz und begann ein großes, sauberes Loch in seine Löschunterlage zu bohren. Als er damit fertig war, steckte er den Finger durch. »Von morgen an«, sagte er dann, »erwarte ich, daß Sie und Korporal Whitcomb an die Angehörigen eines jeden Mannes vom Geschwader, der fällt, gefangengenommen oder verwundet wird, einen Beileidsbrief schreiben. Ich möchte, daß diese Briefe aufrichtige Briefe sind. Ich möchte, daß diese Briefe so voll sind von persönlichen Redewendungen, daß kein Zweifel daran aufkommt, daß ich alles geradeso meine, wie Sie es schreiben. Klar?«

Der Kaplan trat impulsiv vor, um Einwände zu machen. »Das ist ganz ausgeschlossen, Sir«, sprudelte er heraus. »Wir kennen die Leute im Geschwader gar nicht gut genug »Was macht das schon?« entgegnete Colonel Cathcart, lächelte dann aber leutselig. »Korporal Whitcomb hat mir diesen Schemabrief mitgebracht, der sich praktisch auf jeden Fall anwenden läßt. Hören Sie zu: >Sehr geehrte Frau, Herr, Fräulein oder Herr und Frau: Worte können nicht den tiefen, persönlichen Schmerz ausdrücken, den ich empfand, als Ihr Gatte, Sohn, Vater oder Bruder gefallen, verwundet oder vermißt gemeldet wurde.< Undsoweiter. Ich finde, daß meine Gefühle in diesem Eröffnungssatz genau wiedergegeben sind. Vielleicht ist es besser, Sie überlassen das alles Korporal Whitcomb, falls Sie sich der Sache nicht gewachsen fühlen.« Colonel Cathcart zog hurtig seine Zigarettenspitze heraus und knetete mit beiden Händen daran herum wie an einer Reitgerte aus Onyx und Elfenbein. »Es ist das übrigens einer Ihrer Fehler, Kaplan. Wie ich von Korporal Whitcomb

höre, sind Sie außerstande, Verantwortung zu delegieren. Er meint auch, Sie hätten keine Initiative. Sie wollen mir doch wohl nicht widersprechen, wie?«

»Nein, Sir.« Der Kaplan schüttelte den Kopf und verabscheute sich dafür, daß er keine Verantwortung delegieren konnte, für seinen Mangel an Initiative und dafür, daß er wirklich in Versuchung gewesen war, dem Colonel zu widersprechen. Er war ganz durcheinander. Draußen schoß man auf Tontauben, und jeder Schuß zerrte ihm an den Nerven. Er konnte sich an den Klang von Schüssen nicht gewöhnen. Um ihn her standen Körbe voller Tomaten, und er war beinahe überzeugt davon, in grauer Vorzeit schon bei gleichem Anlaß in Colonel Cathcarts Büro gestanden zu haben und von den gleichen Körben mit den gleichen Tomaten umgeben gewesen zu sein. Wieder dejä vu. Der ganze Rahmen kam ihm bekannt vor, wirkte aber auch wieder unbekannt. Seine Uniform fühlte sich verschmutzt und alt an, und er schreckliche Vorstellung, schlecht »Sie nehmen die Dinge zu ernst, Kaplan«, sagte Colonel Cath- cart rund heraus und mit der Miene des wissenden Erwachsenen. »Das ist ein weiterer Ihrer Fehler. Mit Ihrem traurigen Gesicht verbreiten Sie Niedergeschlagenheit um sich. Lachen Sie doch gelegentlich mal. Los, Kaplan, lachen Sie mal so recht von Herzen, dann schenke ich Ihnen einen ganzen Korb voll Tomaten.« Er wartete eine oder zwei Sekunden beobachtend und lachte dann sieghaft. »Sie sehen, ich habe recht. Sie können nicht von Herzen lachen.«

»Nein, Sir«, gab der Kaplan kläglich zu und schluckte mühsam. »Im Moment jedenfalls nicht. Ich habe sehr großen Durst.« »Dann nehmen Sie sich was zu trinken. Colonel Korn hat immer Whisky im Schreibtisch. Sie sollten gelegentlich mal ins Kasino kommen, um sich ein bißchen zu amüsieren. Gießen Sie sich von Zeit zu Zeit mal einen auf die Lampe. Ich möchte nicht annehmen müssen, daß Sie sich über uns andere erhaben fühlen, weil Sie studiert haben.«

»Aber nein, Sir«, versicherte der Kaplan verlegen. »Ich bin übrigens seit kurzem jeden Abend im Kasino.«

»Schließlich sind Sie nur Captain«, fuhr Colonel Cathcart fort, ohne auf die Worte des Kaplans zu achten. »Sie mögen ja studiert haben, aber Sie sind bloß ein Captain.«

»Jawohl, Sir. Das weiß ich.«

»Sehr schön. Es ist übrigens gut, daß Sie vorhin nicht gelacht haben, ich hätte Ihnen nämlich doch keine Tomaten geschenkt. Laut Korporal Whitcornb haben Sie hier heute morgen eine Tomate mitgenommen.«

»Heute morgen? Aber Sir! Sie haben mir die Tomate geschenkt.« Colonel Cathcart legte den Kopf mißtrauisch auf die Seite. »Ich habe ja nicht gesagt, daß ich Sie Ihnen nicht geschenkt hätte, ich habe bloß gesagt, Sie haben sie mitgenommen. Ich verstehe nicht, warum Sie so ein schlechtes Gewissen haben müssen, wenn Sie sie wirklich nicht gestohlen haben. Ich hätte Ihnen die Tomate also geschenkt?«

»Jawohl, Sir. Ich schwöre, daß Sie sie mir geschenkt haben.«
»Dann muß ich Ihnen wohl glauben, obwohl ich mir einfach
nicht denken kann, warum ich den Wunsch haben sollte, Ihnen
eine Tomate zu schenken.« Colonel Cathcart verschob fachmännisch einen Briefbeschwerer von der linken Schreibtischkante zur
rechten und nahm einen gespitzten Bleistift zur Hand. »Okay,
Kaplan. Falls Sie nichts mehr vorzubringen haben, möchte ich
jetzt einige sehr wichtige Dinge erledigen. Sagen Sie Bescheid,
sobald Korporal Whitcomb ein Dutzend dieser Briefe abgeschickt
hat, dann setzen wir uns mit den tlerausgebern der Sarurday
Evening Post in Verbindung.« Eine plötzliche Inspiration ließ
sein Gesicht aufleuchten. »Ich könnte das Geschwader noch einmal zum Angriff auf Avignon zur Verfügung stellen, dann käme
etwas Zug in die Sache.«

»Auf Avignon?« Das Herz des Kaplans setzte aus, und er fühlte am ganzen Körper eine Gänsehaut.

»Ganz recht«, erläuterte der Colonel erfreut. »Je eher wir Verluste haben, desto früher können wir in dieser Angelegenheit Fortschritte machen. Wenn es geht, möchte ich gern in die Weihnachtsausgabe kommen, die hat nämlich die höchste Auflage.«

Und zum Entsetzen des Kaplans griff der Colonel zum Telefon, um das Geschwader noch einmal für den Angriff auf Avignon zur Verfügung zu stellen, und versuchte ihn noch am gleichen Abend aus dem Kasino zu werfen, gerade ehe Yossarián betrunken aufstand, seinen Stuhl umwarf und zu einem rächenden Schlag ausholte, woraufhin Nately ihn laut bei Namen rief, was Colonel Cathcart erbleichen und den Rückzug antreten ließ, bis er gegen General Dreedle stieß, der ihn angeekelt aus dem Weg räumte und ihm befahl, wieder hineinzugehen und dem Kaplan zu befehlen, ständig das Kasino zu besuchen. Das alles war für Colonel Cathcart sehr verwirrend. Erst der gefürchtete Name Yossarián! klar und deutlich wie die Trompete des Jüngsten Gerichtes, dann General Dreedles Zurechtweisung; das war übrigens noch ein Fehler, den Colonel Cathcart am Kaplan entdeckte, der Umstand nämlich, daß man unmöglich vorhersagen konnte, wie General Dreedle jeweils auf den Anblick des Kaplans reagieren würde. Colonel Cathcart konnte den Abend nicht vergessen, an dem General Dreedle zum ersten Mal von der Anwesenheit des Kaplans im Kasino Notiz nahm, sein dunkelrotes, schwitzendes, trunkenes Gesicht hob, um nachdrücklich durch den gelben Zigarettenrauch auf den Kaplan zu starren, der für sich allein an der Wand stand.

»Da soll mich doch der Schlag treffen«, hatte General Dreedle heiser gerufen und seine graumelierten, buschigen Brauen erkennend gerunzelt. »Sehe ich da nicht einen Kaplan? Das sind ja schöne Zustände, wenn ein Mann Gottes anfängt, an einem solchen .Ort die Gesellschaft schmutziger Säufer und Glücksspieler zu suchen.«

Colonel Cathcart preßte sittsam die Lippen zusammen und machte Anstalten, sich zu erheben. »Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Sir«, stimmte er forsch tadelnd zu. »Ich Weiß gar nicht, was heutzutage unserer Geistlichkeit beikommt.«

»Sie bessert sich, das ist es«, knurrte General Dreedle anerkennend.

Colonel Cathcart schluckte verlegen, holte den Verlust jedoch geschickt auf. »Jawohl, Sir. Sie bessert sich. Genau das wollte ich sagen, Sir.«

»Dies ist genau der richtige Ort für einen Geistlichen. Hier kann er sich unter die Leute drängen, die trinken und spielen, kann Verständnis für sie entwickeln und ihr Vertrauen erlangen. Wie, zum Teufel, soll er sie denn sonst dazu bringen, an Gott zu glauben?«

»Genau das schwebte mir vor, Sir, als ich ihm befohlen habe, herzukommen«, sagte Colonel Cathcart und warf vertraulich den Arm über die Schulter des Kaplans, schob ihn in eine entfernte Ecke und befahl ihm kalt und leise, sich jeden Abend zum Dienst im Offizierskasino einzufinden und sich unter die Männer zu mischen, während sie tranken und dem Glücksspiel frönten, damit er Verständnis für sie entwickeln und ihr Vertrauen gewinnen könne.

Der Kaplan stimmte zu und trat jeden Abend seinen Dienst im Kasino an, um sich unter die Männer zu mischen, die ihm lieber ausgewichen wären. Das ging so bis zu jenem Abend, als die bösartige Prügelei beim Tischtennistisch ausbrach, bei der Häuptling White Halfoat ohne jeden Anlaß Colonel Moodus die Nase einschlug, so daß dieser sich auf die Hosen setzte und General Dreedle in ein unbändiges Lachen ausbrach, bis er zufällig den Kaplan erspähte, der in der Nähe stand und ihn schmerzlich verwundert anstierte. Da erstarrte General Dreedle. Seine gute Laune schwand. Er funkelte den Kaplan mit geschwollener Zornesader an und ging mißmutig zur Bar zurück, wobei er wie ein Seemann auf seinen kurzen O-Beinen von einer Seite zur anderen rollte. Colonel Cathcart trabte ängstlich hinterher und sah sich eifrig, aber vergebens nach Unterstützung durch Colonel Korn um.

»Schöne Zustände«, knurrte General Dreedle an der Bar und umklammerte mit behaarten Wurstfingern sein Schnapsglas. »Schöne Zustände, wenn ein Mann Gottes anfängt, an einem solchen Ort die Gesellschaft schmutziger Säufer und Glücksspieler zu suchen.«

Colonel Cathcart seufzte erleichtert. »Jawohl, Sir«, sagte er stolz. »Das ist wirklich schön.«

- »Warum ändern Sie denn nichts daran, zum Teufel?«
- »Sir?« fragte Colonel Cathcart blinzelnd.
- »Glauben Sie etwa, es hebt Ihre Reputation, wenn Ihr Kaplan sich jeden Abend im Kasino herumdrückt? Ich kann herkommen, wann ich will, immer ist er hier.«
- »Jawohl. Sir. Sie haben ganz recht«, versetzte Colonel Cathcart. »Das hebt meine Reputation nicht, und ich werde für eine Änderung sorgen, und zwar auf der Stelle.«
- »Sie waren es doch, der ihm befohlen hat herzukommen, nicht wahr?«
- »Nein, Sir, das war Colonel Korn. Ich beabsichtige, auch ihn streng zu bestrafen.«

»Wenn er kein Kaplan wäre«, murrte General Dreedle, »würde ich ihn hinausführen und erschießen lassen.«

»Er ist kein Kaplan«, bemerkte Colonel Cathcart hilfreich.

»Er ist keiner? Warum, zum Teufel, trägt er dann ein Kreuz auf dem Kragen, wenn er kein Kaplan ist?«

»Er trägt kein Kreuz,auf dem Kragen, Sir. Er trägt ein silbernes Blatt. Er ist Lieutenant-Colonel.«

»Sie haben einen Kaplan im Rang eines Lieutenant-Colonel?« erkundigte sich General Dreedle verblüfft.

»O nein, Sir. Mein Kaplan ist nur ein Captain.« »Warum trägt er denn dann ein silbernes Blatt auf dem Kragen, wenn er nur Captain ist?«

»Er trägt kein silbernes Blatt am Kragen, Sir, sondern ein Kreuz.« »Verschwinden Sie jetzt, Sie Hurensohn«, sagte General Dreedle, »oder ich lasse Sie hinausführen und erschießen.«

»Jawohl, Sir.«

Colonel Cathcart verließ schluckend General Dreedle und schmiß den Kaplan aus dem Kasino heraus, und es war fast genauso, wie es zwei Monate später beinahe war, nachdem der Kaplan versucht hatte, Colonel Cathcart dazu zu bringen, den Befehl zurückzunehmen, mit dem er die vorgeschriebene Anzahl von Feindflügen auf sechzig erhöhte. Der Kaplan hatte auch bei diesem Vorhaben eine furchtbare Niederlage erlitten, und war bereit, sich gänzlich der Verzweiflung zu überlassen, wurde daran aber durch den Gedanken an seine Frau gehindert, die er so ergreifend und mit so sinnlicher und zugleich erhabener Inbrunst liebte und vermißte, gehindert auch durch das Vertrauen, das er in die Weisheit und Gerechtigkeit eines unsterblichen, allmächtigen, allwissenden, gnadenreichen, universellen, vermenschlichten, englisch sprechenden, angelsächsischen, proamerikanischen Gottes gesetzt, ein Vertrauen, das nun aber zu schwanken begonnen hatte. Sein Glaube war so vielen Anfechtungen ausgesetzt. Selbstredend besaß er die Bibel, doch die Bibel ist ein Buch, ein Buch wie >Bleak House<, >Die Schatzinsel<, >Ethan Frome< und >Der Letzte der Mohikaner<. War es denn wirklich wahrscheinlich, wie er einmal Dunbar hatte fragen hören, daß die Antworten auf die Rätsel der Schöpfung von Menschen beigebracht werden konnten, die zu dumm waren, um den Mechanismus des Regens zu verstehen? War der allmächtige Gott in

seiner unendlichen Weisheit vor sechstausend Jahren wirklich von der Angst ergriffen worden, es könnte den Menschen gelingen, einen Turm bis zum Himmel zu bauen? Wo zum Teufel war überhaupt der Himmel? Oben? Unten? In unserem endlichen doch in steter Ausdehnung begriffenen Universum, in dem selbst die riesige, glühende, majestätische Sonne im Zustand fortschreitenden Zerfalls begriffen war, der auch die Erde zerstören würde, gab es weder ein oben noch ein unten. Es ereigneten sich keine Wunder; Gebete blieben unbeantwortet, und das Unglück trampelte mit gleicher Brutalität auf den Tugendhaften wie auf den Verderbten herum; und der Kaplan, der sowohl ein Gewissen als auch Charakter besaß, hätte sich der Vernunft ergeben und dem Glauben seiner Väter abgeschworen, hätte sowohl seinen Beruf als auch sein Offizierspatent aufgegeben und sein Glück als Gemeiner bei der Infanterie oder Feldartillerie, ja als Korporal bei den Fallschirmjägern versucht, wären nicht solche immer wieder auftretenden mystischen Phänomene gewesen, wie vor einigen Wochen der nackte Mann im Baum bei der Beerdigung des armen Sergeanten und das diesen Nachmittag gehörte, unvergeßliche, ermutigende Gelöbnis des Propheten Flume aus dem Wald: Sagen Sie, ich komme zurück, wenn es Winter wird

Aarfy

In gewisser Weise war alles Yossariáns Schuld, denn hätte er während der Großmächtigen Belagerung von Bologna nicht die HKL verschoben, so wäre Major — de Coverley vielleicht noch vorhanden gewesen und hätte ihn retten können; und hätte er die Mannschaftswohnung nicht mit Mädchen vollgesteckt, die kein Dach über dem Kopf hatten, so hätte Nately sich vielleicht niemals in seine Hure verliebt, als sie von den Hüften abwärts nackt vor den wortkargen Kartenspielern saß, die ihre Anwesenheit nicht weiter zur Kenntnis nahmen. Nately blickte aus seinem gelben Sessel verstohlen zu ihr hin. Die gelangweilte, gleichmütige Kraft, mit der sie die massierte Zurückweisung ertrug, erfüllte ihn mit Staunen. Sie gähnte, und er war zutiefst davon angerührt. Eine so heldenhafte Haltung war ihm bis dahin noch nicht vorgekommen. Dieses Mädchen war fünf Treppen hoch ge-

stiegen, um sich an die dort oben wohnenden, bis zum Überdruß gesättigten Mannschaften zu verkaufen, urn die herum es von Mädchen nur so wimmelte; keiner war bereit, sie um irgendeinen Preis zu kaufen, auch nicht, nachdem sie sich ohne wirkliche Begeisterung ausgezogen hatte, um die Männer mit ihrem hochgewachsenen, festen, vollen und wahrhaft üppigen Körper in Versuchung zu führen. Sie schien mehr müde als enttäuscht. Jetzt saß sie ausdruckslos und träge da und ruhte, sah mit stumpfer Neugier den Kartenspielern zu und sammelte ihre widerspenstigen Energien, um sich anzuziehen und von neuem an die Arbeit zu gehen. Nach einem Weilchen regte sie sich. Kurz darauf stand sie auf, seufzte, ohne es zu merken, streifte die strammen Baumwollhöschen und den dunklen Rock über, knöpfte die Spangen ihrer Schuhe zu und ging weg. Nately schlüpfte hinter ihr zur Tür hinaus; und als Yossarián und Aarfy etwa zwei Stunden später die Offizierswohnung betraten, streifte sie bereits wieder Höschen und Rock an, und die Szene glich beinahe einem der schon einmal durchlebten Augenblicke, von denen der Kaplan zu berichten wußte, nur eben daß Nately mit den Händen in den Taschen untröstlich herumstand.

»Sie will gehen«, sagte er schwach und in einem ungewöhnlichen Tonfall. »Sie will nicht bleiben.«

»Warum gibst du ihr nicht Geld und bleibst den Tag über mit ihr zusammen?« riet Yossarián.

»Sie hat mir das Geld zurückgegeben«, gestand Nately. »Sie hat mich satt und möchte sich einen anderen suchen.« Als das Mädchen die Schuhe angestreift hatte, blickte sie Yossarian und Aarfy mürrisch und zugleich einladend an. Sie trug einen dünnen, weißen, ärmellosen Pullover, der ihre großen spitzen Brüste schön zur Geltung brachte und sich der schwellenden Linie der verführerischen Hüften anschmiegte. Yossarián erwiderte ihren Blick und fühlte sich stark angezogen. Er schüttelte den Kopf.

»Immer weg mit dem Kroppzeug«, war Aarfys gleichmütige Reaktion.

»Sprich nicht so von ihr«, verwahrte sich Nately; seine Stimme klang mißbilligend, aber auch bittend. »Ich möchte, daß sie bei mir bleibt.«

»Was ist denn so besonderes an ihr?« fragte Aarfy hämisch und

tat überrascht. »Sie ist doch bloß eine Hure.« »Und nenne sie nicht eine Hure.«

Das Mädchen zuckte gleichgültig die Achseln und schlenderte zum Ausgang. Nately sprang niedergeschlagen vor und hielt ihr die Tür auf. Dann kam er ganz gebrochen zurück, und sein empfindsames Gesicht zeigte unmißverständlich, daß er Kummer hatte.

»Mach dir nicht solchen Kummer«, redete Yossarián ihm freundlich zu. »Du wirst sie schon wiederfinden. Wir wissen doch, wo sich die Nutten rumtreiben.«

»Bitte nenn' sie nicht so«, flehte Nately, und es sah aus, als wolle er weinen.

»Entschuldige«, murmelte Yossarián.

Aarfy raunzte jovial: »Es wimmelt auf den Straßen von Huren, und jede einzelne davon ist bessser als diese. Sie war ja nicht mal hübsch.« Er kicherte geringschätzig und sachverständig. »Du bist hingelaufen und hast die Tür vor ihr aufgemacht, als hättest du dich in sie verliebt.«

»Ich habe mich wohl auch in sie verliebt«, gestand Nately beschämt und leise.

Aarfy legte die rundliche rosige Stirn neckisch in ungläubige Falten. »Ho, ho, ho«, lachte er und beklopfte voller Besitzerstolz seine geräumige, waldgrüne Uniformbluse. »Das ist wirklich gut. Du in sie verliebt? Das ist wirklich gut.« Aarfy hatte sich für diesen Nachmittag mit einer Rot-Kreuz-Helferin verabredet, die eine der besten Universitäten absolviert hatte und einen Vater besaß, der eine gutgehende Fabrik sein eigen nannte. »Mit so einem Mädchen solltest du verkehren, aber nicht mit einer ordinären Schlampe wie der da. Die sah ja nicht mal gewaschen aus.« »Das ist mir egal!« schrie Nately verzweifelt. »Und vielleicht hältst du jetzt endlich dein Maul! Ich habe keine Lust, mit dir darüber zu reden.«

»Halt dein Maul, Aarfy«, befahl Yossarián. »Ho, ho, ho«, fuhr Aarfy fort. »Ich kann mir genau vorstellen, was deine Eltern sagen würden, wenn sie wüßten, daß du mit einer dreckigen Nutte herumläufst. Schließlich ist dein Vater ein sehr distinguierter Herr.«

»Ich werde ihm nichts davon sagen«, erklärte Nately entschlossen. »Ich werde sie mit keinem Wort ihm oder meiner Mutter

gegenüber erwähnen. ehe wir verheiratet »Verheiratet?« Aarfys gelassene Heiterkeit verstärkte sich noch. »Ho! ho! ho! ho! Jetzt redest du wirklich Blech! Du bist ja noch nicht mal alt genug, um zu wissen, was wahre Liebe ist.« Aarfy war eine Autorität in bezug auf wahre Liebe, denn er empfand bereits wahre Liebe zu Natelys Vater und der Aussicht, nach dem Kriege als Belohnung für seine Freundschaft zu Nately eine leitende Stellung in den väterlichen Betrieben zu erhalten. Aarfy war Erster Beobachter und Navigator, und, seit er das College verlassen hatte, ununterbrochen in die Irre gegangen. Er war ein liebenswürdiger, großmütiger Erster Beobachter, der es stets fertig brachte, den anderen zu vergeben, wenn sie ihn nach Strich und Faden verfluchten, weil er auf dem Weg zum Zielgebiet wieder einmal die Richtung verloren und den Verband mitten ins dickste Flakfeuer geführt hatte. Er verlief sich auch an ienem Nachmittag in den Straßen von Rom und verfehlte das heiratsfähige Mädchen mit der bedeutenden Fabrik. Er verfranzte sich auch bei dem Anflug auf Ferrara, als Kraft abgeschossen wurde, und er verfranzte sich wiederum auf dem wöchentlichen Spazierflug nach Parma und versuchte, den Verband über die Stadt Leghorn aufs Meer hinaus zu führen, nachdem Yossarián seine Bomben über dem unverteidigten Inlandziel abgeworfen hatte und sich gemächlich gegen die dicke, gepanzerte Rückwand sinken ließ, die Augen geschlossen, eine Zigarette in der Hand. Plötzlich war die Flak da, und McWatt schrie über die Bordverständigung »Flak! Flak! Wo sind wir denn, zum Teufel? Was geht überhaupt vor?«

Yossarián riß die Augen auf und sah die gänzlich unerwarteten schwarzen Flakwölkchen immer näher kommen, und dazu Aarfys melonenrundes Gesicht mit den Schweinsäuglein, die verwirrt, aber gleichmütig in den sich nähernden Strudel krepierender Granaten blickten. Yossarián war außer sich. Eins seiner Beine war eingeschlafen. McWatt hatte die Maschine hochgezogen und verlangte brüllend nach Anweisungen. Yossarián wollte vorspringen, um festzustellen, wo man sich eigentlich befand, er kam aber nicht vom Platz. Er vermochte sich nicht zu bewegen. Dann merkte er, daß er völlig durchnäßt war. Er blickte voller Angst zwischen seine Beine. Ein stark rötlicher Fleck breitete sich auf seinem Hemd aus, wie ein Seeungeheuer, das ihn verschlin-

gen wollte. Er war verwundet! Aus einem durchnäßten Hosenbein tröpfelte sein Blut in mehreren Rinnsalen wie zuckendes, rotes Gewürm und bildete eine Lache auf dem Boden. Sein Herzschlag setzte aus. Ein zweiter Treffer ließ die Maschine erbeben. Yossarián erschauerte angeekelt bei dem seltsamen Anblick seiner Wunde und schrie um Hilfe nach Aarfy.

»Meine Hoden sind weggeschossen, Aarfy!« Aarfy hörte nichts. Yossarián beugte sich vor und zupfte ihn am Arm. »Hilf mir, Aarfy«, bat er beinahe weinend. »Ich bin getroffen! Getroffen!« Aarfy wandte sich ausdruckslos grinsend um. »Was?« »Ich bin verwundet, Aarfy, hilf mir.«

Aarfy grinste wieder und zuckte freundlich die Achseln. »Ich kann dich nicht verstehen«, sagte er.

»Kannst du mich auch nicht sehen?« schrie Yossarián ungläubig und deutete auf die Blutlache, die unter ihm immer größer wurde. »Ich bin verwundet, Aarfy! Hilf mir, um Gottes willen!« »Ich verstehe immer noch nichts«, klagte Aarfy geduldig und hielt eine gekrümmte Hand hinter sein Ohr. »Was sagst du?« Yossarian antwortete mit brechender Stimme, denn er hatte es satt zu brüllen, er hatte diesen ganzen vergeblichen, aufreizenden, lächerlichen Auftritt satt. Er starb und niemand nahm Notiz davon. »Laß nur.«

»Was?« schrie Aarfy.

»Ich sage, sie haben mir die Hoden weggeschossen! Verstehst du Unterleib denn nicht? Ich hin am verwundet.« »Ich verstehe dich noch immer nicht«. tadelte »Laß nur, hab' ich gesagt!« schrie Yossarián verängstigt, denn er fühlte sich hilflos in der Falle. Er begann zu frösteln, denn sehr kalt und sehr schwach. plötzlich war ihm Aarfy schüttelte wieder bedauernd den Kopf und senkte sein obszönes, milchiges Ohr fast unmittelbar auf Yossariáns Gesicht. »Du mußt ein bißchen lauter sprechen, mein Freund. Du mußt schon etwas lauter sprechen.«

»Laß mich in Ruhe, du Schwein! Du blödes, dickfälliges Schwein, laß mich in Ruhe!« schluchzte Yossarián. Er wollte Aarfy prügeln, hatte aber nicht die Kraft, den Arm zu heben. Er beschloß statt dessen zu schlafen und sackte ohnmächtig zusammen. Er war am Oberschenkel verwundet, und als er wieder zu sich kam, sah er, daß McWatt vor ihm kniete und sich um ihn be-

mühte. Er fühlte sich erleichtert, obwohl er Aarfys aufgedunsenes Engelsgesicht immer noch mit selbstgefälliger Neugier über McWatts Schulter blicken sah und fragte: »Wer hütet denn den Laden?« MC Watt ließ nicht erkennen, daß er ihn gehört hatte. Mit wachsender Angst holte Yossarián tief Luft und wiederholte die Worte so laut er konnte.

McWatt sah auf. »Gott, bin ich glücklich, daß du noch lebst«, rief er und stieß einen mächtigen Seufzer aus. Die lustigen Runzeln um seine Augen waren weiß vor Gespanntheit und ölig von Schmutz, und er wand eine endlos lange Binde um die dicke Kompresse, die Yossarián störend auf der Innenseite seines Oberschenkels spürte. »Nately steuert. Der arme Junge hat fast geheult, als er hörte, daß es dich erwischt hat. Er glaubt immer noch, daß du tot bist. Sie haben eine Arterie getroffen, aber ich glaube, die Blutung steht. Ich habe dir Morphium gegeben.« »Gib mir noch was.«

»Es ist vielleicht noch zu früh. Ich gebe dir noch was, wenn es anfängt, weh zu tun.«

»Es tut schon weh.«

»Na, was soll schon sein«, sagte McWatt und gab Yossarián noch eine Morphiuminjektion.

»Wenn du Nately sagst, daß es mir gut geht. ..« sagte Yossarián zu McWatt und verlor wieder das Bewußtsein. Alles verschwamm hinter einem Schleier aus erdbeerfarbener Gelatine, und ein mächtiges Summen schlug wie eine Welle über ihm zusammen. Als er zu sich kam, lag er in der Ambulanz und lächelte dem k'iferhaft trübsinnig verfinsterten Doc Daneeka aufmunternd zu, ehe die Welt wieder hinter einem rosenblattfarbenen Schleier verschwand, um endgültig in tiefste Schwärze und absolute Lautlosigkeit zu versinken.

Yossarián erwachte im Lazarett und schlief gleich wieder ein. Als er neuerlich im Lazarett erwachte, roch es nicht mehr nach Äther, und Dunbar lag im Schlafanzug in dem Bett gegenüber und tat so, als sei er nicht Dunbar, sondern Ayn Fortiori. Yossarián glaubte, Dunbar sei übergeschnappt. Er verzog den Mund skeptisch angesichts dieser Verwandlung Dunbars und ließ dann unruhig schlafend einen oder zwei Tage vergehen. Er erwachte in Abwesenheit der Krankenschwetser und kroch vorsichtig aus dem Bett, um sich zu überzeugen. Der Fußboden

schwankte wie das Badefloß am Strand, und die Nähte in seinem Oberschenkel bissen ihn ins Fleisch wie die spitzigen Zähne eines Fisches, als er über den Gang hinkte, um den Namen auf der Fiebertafel am Fuß von Dunbars Bett zu lesen, und weiß Gott, Dunbar hatte recht: er war nicht mehr Dunbar, sondern Leutnant A. Fortiori.

»Was ist da eigentlich los?«

A. Fortiori stieg aus dem Bett und bedeutete Yossarián, ihm zu folgen. Alles, was sich ihm bot, als Stütze benutzend, hinkte Yossarián in den Korridor und durch das benachbarte Krankenzimmer bis zu einem Bett, in dem sich ein gehetzt aussehender junger Mann mit bepickeltem Gesicht und fliehendem Kinn befand. Der gehetzte junge Mann richtete sich sogleich bei ihrem Näherkommen auf. A. Fortiori deutete mit dem Daumen über die Schulter und sagte »drück dich«. Der gehetzte junge Mann sprang aus dem Bett und lief weg. A. Fortiori kletterte in das Bett und wurde wieder Dunbar.

»Das war A. Fortiori«, erklärte Dunbar. »In deiner Abteilung war kein Bett mehr frei, und da hab ich mal Gebrauch von meinem Dienstgrad gemacht und den Kerl da in mein Bett gejagt. Übrigens ein sehr angenehmes Erlebnis, von seinem Dienstgrad Gebrauch zu machen, du solltest es mal probieren. Am besten probierst du es gleich, du siehst nämlich aus, als wolltest du umfallen.« Yossarián glaubte ebenfalls, daß er umfallen werde. Er wandte sich an den ältlichen, lederhäutigen Mann mit dem schweren Unterkiefer, der in dem Bett neben Dunbar lag, wies mit dem Daumen über die Schulter und sagte »drück dich«. Der ältliche Mann zuckte zusammen und runzelte finster die Brauen. »Das ist ein Major«, erläuterte Dunbar. »Warum zielst du nicht etwas tiefer und wirst für ein Weilchen Deckoffizier Homer Lumley? Dann hast du einen Vater, der Abgeordneter und eine Schwester, die mit einem Skimeister verlobt ist. Du brauchst ihm nur zu sagen, daß du Captain bist.«

Yossarián wandte sich an den überraschten Patienten, auf den Dunbar gedeutet hatte. »Ich bin Captain«, sagte er und wies mit dem Daumen über die Schulter. »Drück dich.« Der überraschte Patient sprang auf Yossariáns Kommando aus dem Bett und lief davon. Yossarián bestieg sein Bett und wurde Deckoffizier Homer Lumley, dem gräßlich übel und der von

klebrigem Schweiß bedeckt war. Da schlief er eine Stunde und wollte wieder Yossarián sein. Es war gar nicht so schön, einen Abgeordneten zum Vater und die Braut eines Skimeisters zur Schwester zu haben. Dunbar ging voran zu Yossariáns Station, wo er A. Fortiori wieder aus dem Bett jagte, der sich von neuem in Dunbar verwandeln mußte. Von Deckoffizier Homer Lumley war nichts zu sehen. Statt dessen war Schwester Gramer da und zischte in erheucheltem Zorn wie ein feucht gewordener Feuerwerkskörper. Sie befahl Yossarián, sofort wieder ins Bett zu gehen, und verstellte ihm den Weg, so daß er ihre Anweisung nicht befolgen konnte. Ihr hübsches Gesicht war widerlicher denn je. Schwester Gramer war ein gutherziges, sentimentales Wesen, das sich selbstlos an Hochzeiten, Verlobungen, Geburten und Jahrestagen erfreute, auch wenn sie keine einzige der daran beteiligten Personen kannte.

»Sind Sie verrückt?« zeterte sie tugendhaft und fuchtelte mit empört erhobenem Zeigefinger vor Yossariáns Nase herum. »Es ist Ihnen wohl egal, ob Sie sich in Ihrer Torheit ums Leben bringen, was?«

»Es ist ja mein Leben.«

»Es ist Ihnen wohl egal, ob Sie Ihr Bein verlieren?«

»Es ist ja mein Bein.«

»Es ist eben nicht Ihr Bein!« entgegnete Schwester Gramer. »Das Bein gehört dem Staat, nicht anders als eine Bettpfanne oder sonst ein Gerät. Der Staat hat einen Haufen Geld in Ihre Ausbildung investiert, und Sie haben kein Recht, die Anweisungen der Ärzte zu mißachten.«

Yossarián wußte nicht, ob es ihm gefiel, daß man etwas in seine Person investiert hatte. Schwester Gramer stand immer noch vor ihm, und er konnte nicht vorbei. Sein Kopf schmerzte. Schwester Gramer stellte ihm laut eine Frage, die er nicht verstand. Er wies mit dem Daumen über die Schulter und sagte: »Drück dich.« Schwester Gramer versetzte ihm eine so heftige Ohrfeige, daß er fast gefallen wäre. Yossarián holte aus, um ihr eines auf den Kiefer zu knallen, doch da gaben seine Knie nach, und er sackte zusammen. Schwester Duckett kam rechtzeitig hinzu, um ihn aufzufangen. Sie verlangte streng von beiden zu wissen: »Was geht hier eigentlich vor?«

»Er will nicht in sein Bett gehen«, meldete Schwester Gramer

eifrig und gekränkt. »Er hat etwas ganz Schreckliches zu mir gegar nicht Sue Ann, ich kann das wiederholen!« »Sie mich ein genannt«, hat Gerät knurrte Yossarián. Schwester Duckett blieb kalt. »Wollen Sie jetzt gefälligst ins Bett gehen, oder muß ich Sie beim Ohr packen und hinbringen?« »Packen Sie mich beim Ohr und bringen Sie mich hin«, verlangte Yossarián.

Schwester Duckett packte ihn beim Ohr und brachte ihn zu Bett.

Schwester Duckett

Schwester Sue Ann Duckett war eine große, hagere, reife, aufrechte Person mit kräftig gerundetem Popo, kleinen Brüsten und eckigen, neuenglischen Gesichtszügen, die man mit gleichem Recht sowohl fast schön wie fast unansehnlich nennen durfte. Ihre Haut war weiß und rosa, die Augen waren klein, Nase und Kinn schmal und spitz. Sie war tüchtig, pünktlich, streng und gescheit. Sie übernahm gern Verantwortung und verlor niemals den Kopf. Sie war erwachsen und voller Selbstvertrauen und bedurfte keiner fremden Hilfe. Das rührte Yossarián, und er beschloß, ihr behilflich zu sein.

Als sie am nächsten Morgen vornübergebeugt am Fußende seines Bettes stand, um das Laken zu glätten, schob er verstohlen die Hand zwischen ihre Knie und führte sie dann überraschend blitzschnell soweit nach oben, wie es gehen wollte. Schwester Duckett kreischte auf und sprang eine Meile hoch in die Luft, aber das war nicht hoch genug, und so mußte sie sich fast volle fünfzehn Sekunden lang auf ihrem göttlichen Drehpunkt winden und drehen, ehe sie sich endlich losmachen und mit aschfarbenen, bebenden Lippen und ganz außer sich den Gang hinunterfliehen konnte. Sie retirierte aber zu weit, und Dunbar, der von Anfang an zugesehen hatte, sprang ohne Warnung auf seinem Bett vor und warf ihr von hinten beide Arme um den Busen. Schwester Duckett schrie wiederum auf, entwand sich Dunbars Griff und wich so weit zurück, daß Yossarián sie mit kühnem Griff erneut. beim Henkel packen konnte. Schwester Duckett flog durch den Gang wie ein Ping-Pong-Ball auf Beinen, Dunbar saß wachsam da, bereit zuzufassen. Sie erinnerte sich seiner im letzten Augenblick und sprang zur Seite. Dunbar verfehlte sie, segelte über sein Bett und an ihr vorbei, landete mit einem matschigen, knurkelnden Bums auf dem Kopf und verlor das Bewußtsein. Er erwachte noch auf dem Fußboden. Seine Nase blutete, und er hatte nun wirklich genau jene Kopfschmerzen, die er zuvor simuliert hatte. Die Station war in Aufruhr. Schwester Duckett schwamm in Tränen, und Yossarián saß neben ihr auf der Bettkante und tröstete sie. Der Oberstabsarzt schäumte und gab Yossarián zu verstehen, er wolle nicht dulden, daß Patienten sein Personal Freiheiten gegen herausnähmen. »Weshalb brüllen Sie ihn an?« fragte Dunbar kläglich vom Fußboden her, zuckte aber zusammen, denn die Vibration seiner Stimme schmerzte in den Schläfen. »Er hat doch gar nichts getan.«

»Sie meine ich!« bellte der hagere, würdige Oberstabsarzt aus Leibeskräften. »Sie werden für ihr Verhalten bestraft werden!« »Weshalb brüllen Sie ihn an?« rief Yossarián. »Er hat nichts getan. Er ist bloß auf den Kopf gefallen!«

»Und Sie meine ich ebenfalls!« wandte sich der Oberstabsarzt wütend gegen Yossarián. »Sie werden es noch sehr bedauern, daß Sie Schwester Duckett an die Brust gefaßt haben.« »Ich habe Schwester Duckett nicht an die Brust gefaßt«, sagte Yossarián.

»Ich habe Schwester Duckett an die Brust gefaßt«, sagte Dunbar. »Sind Sie beide verrückt?« kreischte der Arzt und wich blaß und unsicher zurück.

»Ja, er ist wirklich verrückt, Doc«, versicherte Dunbar. »Er träumt jede Nacht, daß er einen lebenden Fisch in der Hand hält.«

Der Arzt blieb wie angewurzelt stehen, blickte sich hochmütig und angewidert um, und es wurde still auf der Station. »Was tut er?«

»Er träumt, daß er einen lebenden Fisch in der Hand hält.« »Was für eine Sorte Fisch?« erkundigte sich der Arzt streng bei Yossarián.

»Weiß ich nicht«, versetzte Yossarián. »Ich kann Fische nicht voneinander unterscheiden.«

»In welcher Hand halten Sie ihn?«

»Das kommt darauf an«, antwortete Yossarián. »Es kommt auf die Sorte Fisch an«, fügte Dunbar hilfsbereit hinzu.

Der Oberstabsarzt drehte sich um und blickte Dunbar aus mißtrauisch zusammengekniffenen Augen an. »So? Woher wissen Sie eigentlich soviel darüber?«

»Ich komme ebenfalls in dem Traum vor«, sagte Dunbar, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Oberstabsarzt wurde rot vor Verlegenheit. Er stierte die beiden mit kalten, haßerfüllten Augen an. »Stehen Sie auf, und legen Sie sich ins Bett«, befahl er Dunbar durch zusammengepreßte Lippen. »Und ich möchte über diesen Traum von keinem von Ihnen auch nur ein Wort mehr hören. Ich habe es nicht nötig, mir solch schmutzigen Unfug anzuhören, dafür habe ich meine Leute.«

»Warum«, fragte Stabsarzt Sanderson, der lasche, untersetzte, lächelnde Psychiater, an den der Oberstabsarzt Yossarián verwiesen hatte, »warum findet Oberstabsarzt Ferredge Ihren Traum wohl ekelhaft?«

Yossarián erwiderte respektvoll: »Der Grund dafür ist vermutlich entweder in einer Eigenschaft des Traumes zu suchen oder in einer Eigenheit von Oberstabsarzt Ferredge.« »Sehr gut formuliert«, applaudierte Stabsarzt Sanderson, der knarrende Feldstiefel trug und dessen kohlrabenschwarzes Haar beinahe senkrecht vom Kopfe abstand. »Aus irgendeinem Grund«, vertraute er Yossarián an, »erinnert Oberstabsarzt Ferredge mich stets an eine Möwe. Er setzt kein großes Vertrauen in die Psychiatrie.«

»Sie mögen Möwen wohl nicht leiden?« fragte Yossarián. »Nein, nicht sehr«, gestand Sanderson mit einem scharfen nervösen Lachen und zog liebevoll an seinem zweiten vollen Kinn, als sei dieses ein Bart. »Ich finde Ihren Traum übrigens ganz reizend und hoffe sehr, daß Sie ihn noch oft träumen, damit wir uns immer wieder darüber unterhalten können. Möchten Sie rauchen?« Er lächelte, als Yossarián ablehnte. »Warum«, fragte er mit wissender Miene, »warum empfinden Sie wohl einen so starken Widerwillen dagegen, eine Zigarette von mir anzunehmen?« »Weil ich gerade erst eine ausgemacht habe. Da glimmt sie noch in Ihrem Aschbecher.«

Stabsarzt Sanderson kicherte. »Eine geradezu geniale Ausrede. Doch das eigentliche Motiv wird sich gewiß bald erweisen.« Er knüpfte nachlässig seinen Schnürsenkel zur Schleife und nahm dann einen Schreibblock vom Tisch. »Nun also zu dem Fisch, von dem Sie träumen. Es ist wohl immer der gleiche Fisch, wie?«

»Ich weiß nicht«, sagte Yossarián. »Es fällt mir schwer, Fische wiederzuerkennen.«

»Woran erinnert Sie dieser Fisch?«

»An andere Fische.«

»Und woran erinnern Sie andere Fische?«

»An wieder andere Fische.«

Stabsarzt Sanderson lehnte sich enttäuscht zurück. »Mögen Sie Fische gern?«

»Nicht besonders.«

»Warum haben Sie wohl eine so krankhafte Abneigung gegen Fische?« fragte der Stabsarzt triumphierend.

»Sie schmecken nach nichts«, antwortete Yossarián, «und haben zu viele Gräten.«

Stabsarzt Sanderson nickte verstehend und lächelte freundlich und hinterhältig. »Ein sehr interessanter Vorwand. Doch wir werden die wahre Ursache bald genug herausbekommen. Haben Sie diesen speziellen Fisch gern, den Sie da in der Hand halten?« »Ich hege keinerlei Gefühle für oder gegen diesen Fisch.« »Verabscheuen Sie den Fisch? Empfinden Sie ihn als Feind? Möchten Sie ihn vernichten?«

»Nein, überhaupt nicht. Eher schon habe ich den Fisch recht gern.«

»Sie haben ihn also gern.«

»O nein, ich hege keinerlei Gefühle für oder gegen diesen Fisch.«

»Sie haben doch aber eben gesagt, Sie hätten ihn ganz gern. Und jetzt behaupten Sie, keinerlei Gefühle für oder gegen den Fisch zu haben. Ich habe Sie also auf einem Widerspruch ertappt, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir. Sie haben mich auf einem Widerspruch ertappt.« Stabsarzt Sanderson schrieb mit dem dicken schwarzen Stift stolz »Widerspruch« auf seinen Block. »Warum«, fuhr er dann fort und blickte auf, »warum haben Sie über den Fisch diese beiden Erklärungen abgegeben, deren emotioneller Gehalt ein zweideutiger ist?«

»Ich nehme an, daß meine Haltung in bezug auf den Fisch eine

ambivalente ist.«

Als Stabsarzt Sanderson die Worte ambivalente Haltung vernahm, sprang er vor Freude in die Höhe. »Endlich eine verständnisvolle Seele!« rief er und rieb sich entzückt die Hände. »Ach, Sie können sich nicht vorstellen, wie entsetzlich einsam ich mich gefühlt habe! Tag für Tag mußte ich Patienten behandeln, die keinen Schimmer von Psychiatrie haben, mußte mich Menschen widmen, die weder an mir noch an meiner Arbeit das gehörige Interesse nahmen. Das hat mir ein gräßliches Gefühl der Unzulänglichkeit verursacht.« Kummer verdüsterte sein Gesicht. »Und ich kann es nicht loswerden.«

»Wirklich nicht?« fragte Yossarián, der nicht wußte, was sonst er hätte sagen sollen. »Warum, suchen Sie die Schuld für die mangelhafte Bildung anderer Menschen bei »Ich weiß ja, daß es blöd ist«, erwiderte Stabsarzt Sanderson und lachte unsicher und gezwungen. »Ich bin aber seit eh und je sehr von der guten Meinung anderer Menschen abhängig gewesen. Ich bin nämlich später als meine Altersgenossen in die Pubertät gekommen, und das hat mir... nun, alle möglichen Probleme geschaffen. Ich will das alles gerne mit Ihnen erörtern. Es liegt mir so auf der Seele, damit anzufangen, daß ich keine Lust habe, noch einmal zu Ihren Beschwerden abzuschweifen, aber es muß wohl sein. Oberstabsarzt Ferredge wäre böse, wenn er erführe, daß wir all unsere Zeit nur auf die Lösung meiner Probleme verwenden. Ich möchte Ihnen jetzt gerne ein paar Kleckse vorführen, um festzustellen, welche Vorstellungen gewisse Umrisse und Farben in Ihnen erwecken.«

»Sie können sich die Mühe sparen, Doktor. Alles erinnert mich an Sex.«

»Wirklich?« krähte Stabsarzt Sanderson so entzückt, als könne er seinen Ohren nicht trauen. »Jetzt machen wir wirklich Fortschritte. Haben Sie jemals gute sexuelle Träume?«

»Mein Fischtraum ist ein sexueller Traum.«

»Nein — ich meine richtige Sexualträume, in denen Sie ein nacktes Weib am Genick packen, sie kneifen, ihr das Gesicht zerschlagen, bis sie ganz blutig ist! Dann werfen Sie sich über sie, um sie zu vergewaltigen, brechen aber in Tränen aus, weil Sie sie so lieben und zugleich hassen, daß Sie gar nicht wissen, was Sie machen sollen. Das sind Sexualträume, über die ich mich gerne

unterhalte. Träumen Sie denn nie sowas?«

Yossarián dachte ein Weilchen mit weiser Miene nach. »Das war ein Fischtraum«, entschied er dann.

Stabsarzt Sanderson wich zurück, als sei er geohrfeigt worden. »Selbstredend«, gestand er frostig ein und jetzt war er ganz barsch und voller Abwehr. »Ich möchte aber, daß Sie meinen Traum trotzdem träumen, nur um Ihre Reaktion zu prüfen. Das ist für heute alles. Lassen Sie sich bis zum nächsten Mal bitte auch die Antworten auf die Fragen einfallen, die ich Ihnen gestellt habe. Sie müssen nämlich wissen, daß diese Sitzungen für mich genauso unangenehm sind wie für Sie.«

»Ich werde es Dunbar sagen«, erwiderte Yossarián. »Dunbar?«

»Er hat damit angefangen. Es ist eigentlich sein Traum.«
»Ah, Dunbar«, Stabsarzt Sanderson grinste hämisch, sein Selbstvertrauen kehrte zurück. »Ich wette, Dunbar ist jener Tunichtgut, der in Wirklichkeit all die Streiche begeht, die man Ihnen in die Schuhe schiebt, wie?«

»Ein Tunichtgut ist er eigentlich nicht.«

»Und doch werden Sie ihn bis zum letzten Atemzug verteidigen, was?«

»Nein, ganz so weit nicht.«

Stabsarzt Sanderson lächelte hochnäsig und schrieb »Dunbar« auf seinen Block. »Warum hinken Sie?« fragte er scharf, als Yossarián zur Tür schritt. »Und was zum Teufel soll diese Bandage da an Ihrem Bein? Sind Sie vielleicht verrückt?« »Ich habe eine Verwundung am Bein, deshalb bin ich im Lazarett.«

»O nein, das sind Sie nicht«, sagte Stabsarzt Sanderson boshaft. »Sie sind im Lazarett, weil Sie Steine in der Speicheldrüse haben. Sie sind mir schon so ein Schlaumeier — weiß nicht mal, weshalb er hier ist!«

»Ich bin einer Beinverwundung wegen im Lazarett«, beharrte Yossarián. Stabsarzt Sanderson überhörte diesen Einwand und lachte höhnisch. »Grüßen Sie mir Ihren Freund Dunbar und sagen Sie ihm doch bitte, er möge jenen Traum mir zu Gefallen träumen.«

Dunbar litt jedoch an Kopfschmerzen und Schwindel und hatte keine Lust, Stabsarzt Sanderson diesen Gefallen zu tun. Hungry Joe träumte zwar wieder Alpträume, denn er hatte sechzig Feindflüge hinter sich und erwartete seinen Marschbefehl in die Heimat, er weigerte sich bei einem Besuch im Lazarett jedoch strikt, über seine Träume zu sprechen.

»Hat denn niemand einen Traum für Stabsarzt Sanderson?« fragte Yossarián. »Ich möchte ihn nicht gerne enttäuschen, denn er fühlt sich ohnehin schon schlecht behandelt.« »Seit ich von Ihrer Verwundung gehört habe, träume ich einen merkwürdigen Traum«, bekannte der Kaplan. »Früher habe ich jede Nacht geträumt, meine Frau und meine Kinder erstickten an den Resten nahrhafter Speisen, doch jetzt träume ich, daß ich unter Wasser schwimme und daß ein Hai mein Bein genau da anknabbert, wo Sie Ihren Verband tragen.«

»Das ist ein herrlicher Traum, und ich wette, daß Stabsarzt Sanderson entzückt davon sein wird.«

»Das ist ein grauenhafter Traum!« rief Stabsarzt Sanderson. »Es wimmelt darin ja von Schmerzen, Verstümmelung und Tod. Ich zweifele nicht, daß Sie ihn nur mir zum Tort geträumt haben. Ich bin nicht einmal gewiß, daß ein Mensch wie Sie, der so widerliche Träume hat, militärdiensttauglich ist.«

Yossarián glaubte einen Hoffnungsschimmer zu erspähen. »Vielleicht haben Sie recht, Sir«, schlug er vor. »Vielleicht sollte man mich fluguntauglich schreiben und in die Heimat schicken.« »Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß Ihre unablässige Herumschlaferei nichts anderes als der Versuch ist, Ihre unterbewußte Furcht vor der Impotenz zu beschwichtigen?« »Doch, Sir.«

»Warum fahren Sie denn damit fort?«

»Um meine unterbewußte Furcht vor der Impotenz zu beschwichtigen.«

»Warum legen Sie sich statt dessen nicht ein schönes Hobby zu?« fragte Stabsarzt Sanderson mit freundlicher Anteilnahme. »Angeln zum Beispiel. Finden Sie Schwester Ducken wirklich so anziehend? Mir will sie eher knochig vorkommen. Eher nach nichts schmeckend und voller Gräten wie ein Fisch.«

»Ich kenne Schwester Ducken kaum.«

»Warum haben Sie sie denn bei der Brust gepackt? Bloß weil sie eine hat?«

»Das war Dunhar «

»Oh, fangen Sie nicht wieder damit an«, sagte Stabsarzt Sanderson mit ätzendem Spott und schleuderte angeekelt den Bleistift zu Boden. »Glauben Sie denn wirklich, Sie könnten sich von aller Schuld reinwaschen, indem Sie sich für jemand anderen ausgeben? Ich schätze Sie gar nicht, Fortiori. Ist Ihnen das klar? Ich kann Sie nicht ausstehen.«

Yossarián fühlte, wie ein feuchter, angsterregender Luftzug über ihn wegstrich. »Ich heiße nicht Fortiori, Sir«, sagte er schüchtern, »ich heiße Yossarián.«

»Wer sind Sie?«

»Ich heiße Yossarián, Sir und bin einer Beinverwundung wegen im Lazarett.«

»Sie heißen Fortiori«, widersprach Stabsarzt Sanderson streitsüchtig, »und Sie sind hier, weil Sie Steine in der Speicheldrüse haben.«

»Nun reicht es aber!« explodierte Yossarián. »Schließlich muß ich wohl wissen, wer ich bin.«

»Und ich habe hier Ihre Personalunterlagen, die das beweisen«, erwiderte Stabsarzt Sanderson. »Nehmen Sie sich zusammen, ehe es zu spät ist. Erst wollen Sie Dunbar sein, jetzt spielen Sie Yossarian. Nächstens werden Sie noch behaupten, Sie seien Washington Irving. Wissen Sie, was Ihnen fehlt? Sie leiden unter einer Persönlichkeitsspaltung. So.«

»Vielleicht haben Sie recht, Sir«, stimmte Yossarián zu. »Ich weiß, daß ich recht habe. Sie haben einen schweren Verfolgungswahn. Sie glauben, daß man Ihnen schaden will.« »Man will mir auch schaden.«

»Da. Sehen Sie? Sie haben keine Achtung vor dem Mißbrauch von Autorität und vor veralteten Traditionen. Sie sind gemeingefährlich und verkommen. Sie gehören hinausgeführt und erschossen!«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Sie sind ein Volksfeind!«

»Sind Sie irre?« brüllte Yossarián.

»Nein, ich bin nicht irre«, brüllte Dobbs auf der Station und glaubte fest, er flüstere verstohlen. »Hungry Joe hat sie doch gesehen! Gestern, als er nach Neapel flog, um für Colonel Cathcarts Landhaus auf dem Scharzen Markt eine Klimaanlage zu kaufen, hat er mit eigenen Augen das Sammellager gesehen, in

dem Hunderte von Piloten, Bordschützen und Bombenschützen auf den Rücktransport in die Heimat warten. Und keiner hat mehr als fünfundvierzig Feindflüge, Verwundete haben sogar weniger. Die anderen Geschwader bekommen täglich Ersatz aus den Staaten. Das Kriegsministerium will, daß jeder wenigstens einmal nach Übersee kommt, auch das Verwaltungspersonal. Lest ihr denn keine Zeitung? Wir müssen ihn umbringen! Jetzt!« »Du hast doch nur noch zwei Flüge zu machen«, redete ihm Yossarián leise zu. »Warum willst du dich da einer solchen Gefahr aussetzen?«

»Es kann mich ja auch bei einem der beiden letzten Flüge erwischen«, erwiderte Dobbs zänkisch mit seiner rauhen, quengelnden, überschnappenden Stimme. »Wir können ihn gleich morgen vor dem Frühstück umlegen, wenn er von seinem Landhaus zurückkommt. Ich habe die Pistole hier bei mir.«

Yossarián traten vor Staunen die Augen aus den Höhlen, als er sah, wie Dobbs eine Pistole aus der Tasche zog.

»Bist du irre?« zischte er rasend vor Zorn. »Steck das Ding weg und brüll gefälligst nicht wie ein Idiot!«

»Wozu machst du dir Sorgen?« sagte Dobbs, ganz die beleidigte Unschuld. »Es kann uns doch keiner hören.« »He, ihr da, nicht so laut. Wir wollen schlafen«, ertönte eine Stimme vom anderen Ende der Station.

»Willst du mit mir anbinden, Großmaul?« schrie Dobbs zurück und ballte kampfbereit die Fäuste. Dann wandte er sich wieder zu Yossarián, nieste jedoch donnernd sechsmal, ehe er sprechen konnte. Dabei_x geriet er jedesmal ins Taumeln und hob vergeblich die Ellenbogen, um den Ansturm abzuwehren. Die Lider seiner wässerigen Augen waren entzündet und geschwollen. »Für wen hält sich der Kerl«, fragte er dann kampfbereit schniefend und fuhr mit dem kräftigen Handrücken unter der Nase durch, »für einen Polizisten?«

»Das war ein CID-Mensch«, unterrichtete Yossarián ihn gefaßt. »Wir haben jetzt bereits drei hier, und es sind noch mehr auf dem Anmarsch. Hab nur keine Angst. Sie sind hinter einem Fälscher namens Washington Irving her. Mörder interessieren sie nicht.«

»Mörder?« Dobbs war gekränkt. »Warum nennst du uns Mörder? Bloß weil wir Colonel Cathcart ermorden wollen?«

»Sei doch leise, du Verrückter«, zischte Yossarián. »Kannst du denn nicht flüstern?«

»Ich flüstere ja ...«

»Du brüllst immer noch.«

»Nein, ich brülle nicht, ich ...«

»He, haltet endlich das Maul da«, begannen jetzt zahlreiche Patienten Dobbs zuzuschreien.

»Kommt nur alle her, wenn ihr Schneid habt!« kreischte Dobbs zurück und stellte sich, wild mit der Pistole herumfuchtelnd, auf einen gebrechlichen Stuhl. Yossarián packte ihn am Arm und zerrte ihn herunter. Dobbs begann wieder zu niesen. »Ich habe eine Allergie«, entschuldigte er sich schließlich.. Rotz troff ihm aus Augen und Nasenlöchern.

»Sehr schade. Anderenfalls gäbest du eine prächtige Führergestalt ab.«

»Colonel Cathcart ist der eigentliche Mörder«, klagte Dobbs laut, nachdem er ein durchfeuchtetes Taschentuch eingesteckt hatte. »Colonel Cathcart wird uns noch allesamt umbringen, wenn wir was unternehmen. ıım ihn daran »Vielleicht setzt er die Zahl der Flüge nicht mehr herauf, vielleicht geht nicht über sechzig er »Er geht immer weiter. Das weißt du besser Dobbs schluckte und beugte das verzerrte Gesicht nahe zu Yossarián. Die Muskeln in seinem bronzefarbenen steinernen Kiefer traten wie bebende Knoten heraus. »Sag bloß, daß du meinen Plan billigst, und ich mache die Sache morgen früh ab. Begreifst du, was ich dir sage? Ich flüstere jetzt wohl, oder nicht?« Yossarián löste seine Augen von dem brennenden, flehenden Blick, den Dobbs auf ihn heftete. »Warum, zum Teufel, gehst du nicht einfach hin und machst es? Warum machst du es nicht allein?«

»Ich habe Angst, es allein zu machen. Ich habe Angst, überhaupt irgendwas allein zu machen.«

»Dann laß mich in Ruhe damit. Ich müßte ja verrückt sein, wenn ich mich jetzt in sowas einließe. Ich habe hier einen hochfeinen Heimatschuß. Mit dem komme ich glatt nach Hause.« »Bist du irre?« rief Dobbs ungläubig. »Du hast da nichts weiter als einen Kratzer. Sobald du rauskommst, läßt er dich wieder Einsätze fliegen, mitsamt deinem Verwundetenabzeichen.«

»Dann bringe ich ihn wirklich um«, schwor Yossarián. »Dann ich zu dir. und wir machen es »Dann laß es uns doch morgen schon tun, solange wir noch Gelegenheit dazu haben«, bat Dobbs. »Der Kaplan sagt, daß Colonel Cathcart uns wieder für Avignon gemeldet hat. Vielleicht schießen sie mich ab, ehe du herauskommst aus dem Lazarett. Sieh doch bloß, wie mir die Hände zittern. Ich kann keine Maschine mehr steuern. es reicht nicht mehr Yossarián fürchtete sich, ja zu sagen. »Ich will abwarten und sehen, was geschieht.«

»Das schlimme an dir ist, daß du nichts unternehmen willst«, beklagte sich Dobbs mit belegter, wütender Stimme.

»Ich tue alles, was mir möglich ist«, sagte der Kaplan zu Yossarián, nachdem Dobbs gegangen war. »Ich bin sogar ins Krankenzelt zu Doc Daneeka gegangen und habe ihn gebeten, Ihnen zu helfen.«

»Ah, das kann ich mir vorstellen«, Yossarián unterdrückte ein Lächeln. »Und was geschah?«

»Man hat mir das Zahnfleisch rot angepinselt«, antwortete der Kaplan verlegen.

»Auch die Zehen haben sie ihm rotgepinselt«, fügte Nately entrüstet hinzu, »und dann haben sie ihm ein Abführmittel gegeben.«

»Ich bin aber heute früh wieder hingegangen.« »Und da haben sie ihm wieder das Zahnfleisch rotgepinselt«, sagte Nately.

»Da habe ich ihn aber zu fassen bekommen«, widersprach der Kaplan nörgelnd, um sich zu rechtfertigen. »Doktor Daneeka ist ein so unglücklicher Mensch. Er glaubt, jemand habe es darauf abgesehen, ihn nach dem pazifischen Kriegsschauplatz versetzen zu lassen. Seit langem schon hatte er erwogen, sich um Hilfe an mich zu wenden. Als ich sagte, ich benötigte seine Hilfe, fragte er, ob es denn nicht auch für mich einen Kaplan gebe, an den ich mich um Hilfe wenden könnte.« Der Kaplan wartete traurig und niedergeschlagen, während Yossarián und Dunbar laut herauslachten. »Ich war einmal der Ansicht, unglücklich zu sein, sei eine Sünde«, fuhr er dann fort, als klage er in der Einsamkeit. »Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich davon halten soll. Ich würde die Sünde gerne zum Gegenstand meiner nächsten Predigt ma-

chen, doch weiß ich nicht, ob es sich schickt, mit rotgepinseltem Zahnfleisch zu predigen. Colonel Korn war sehr unangenehm davon berührt.«

»Warum kommen Sie nicht auf ein Weilchen zu uns ins Lazarett und ruhen sich aus?« lud Yossarián ihn ein. »Sie hätten es hier sehr gemütlich.«

Die krasse Mißachtung aller Vorschriften, die sich in diesem Vorschlag ausdrückte, amüsierte den Kaplan und führte ihn für einige Augenblicke in Versuchung. »Nein, das geht wohl nicht«, entschied er dann zaudernd. »Ich möchte nach dem Festland fliegen und eine Postordonnanz namens Wintergreen aufsuchen. Doktor Daneeka meinte, dieser Mann könnte uns behilflich sein.«

»Wintergreen ist vermutlich der einflußreichste Mann im ganzen Kriegsgebiet. Er ist nicht nur Postordonnanz, sondern hat auch Zugang zu einem Vervielfältigungsapparat. Aber er hilft nieman-Deshalb wird er es auch weit »Trotzdem möchte ich gerne mit ihm sprechen. Es muß doch irder Ihnen behilflich iemanden geben. »Bemühen Sie sich bitte einzig Dunbars wegen, Kaplan«, sagte Yossarián hochnäsig. »Ich habe ja einen herrlichen Heimatschuß, der mich endgültig kampfunfähig gemacht hat. Und falls das noch nicht reichen sollte, so habe ich hier noch einen Psychiater, glaubt, ich sei fürs Militär nicht gut »Ich bin derjenige, der nicht fürs Militär taugt«, winselte Dunbar eifersüchtig. »Und es war übrigens auch mein Traum.« »Es geht hier nicht um den Traum, Dunbar«, erklärte Yossarián. »Dein Traum hat ihm gefallen. Es geht um meine Persönlichkeit. Die hält er für gespalten.«

»Schlankweg in der Mitte gespalten, von oben bis unten«, sagte Stabsarzt Sanderson, der seine klobigen Stiefel zur Feier des Tages verschnürt und sein kohlschwarzes Haar mit einer steifenden, duftenden Substanz behandelt hatte. Er lächelte aufdringlich, um einen entgegenkommenden, liebenswürdigen Eindruck zu machen. »Ich sage das nicht, um grausam und beleidigend zu sein«, fuhr er mit grausamer, beleidigender Heiterkeit fort. »Ich sage das nicht, weil ich Sie hasse und mich an Ihnen rächen will. Ich sage das auch nicht, weil Sie mich abgewiesen und tief gekränkt haben. Nein, ich bin ein Mann der Wissenschaft und daher kalt

und objektiv. Ich habe schlechte Neuigkeiten für Sie. Sind Sie Manns genug, mich anzuhören?«

»Mein Gott, nein!« schrie Yossarián. »Ich bekomme sofort einen Nervenzusammenbruch!«

Stabsarzt Sanderson geriet augenblicks in furchtbaren Zorn. »Können Sie denn überhaupt nichts richtig machen?« flehte er, wurde vor Gereiztheit puterrot und ließ beide Hände auf die Tischplatte sausen. »Ihre Krankheit besteht darin, daß Sie sich über die Konventionen unserer Gesellschaft erhaben fühlen. Sie halten sich vermutlich auch für was besseres als mich, bloß weil bei mir die Pubertät verspätet eingesetzt hat. Wollen Sie wissen, was Sie sind? Sie sind ein frustrierter, unglücklicher, enttäuschter, undisziplinierter, schlecht angepaßter junger Mann!« Die Stimmung des Stabsarztes schien sich etwas zu heben, während er diese unhöflichen Eigenschaftswörter herunterrasselte. »Jawohl, Sir«, stimmte Yossarián behutsam zu. »Ich fürchte, Sie haben recht.«

»Selbstredend habe ich recht. Sie sind unreif. Sie sind nicht in der Lage, sich dem Krieg anzupassen.«

»Jawohl, Sir.«

»Sie haben eine krankhafte Abneigung gegen das Sterben. Vermutlich verabscheuen Sie die Tatsache, daß Sie sich im Krieg befinden und jederzeit ins Gras beißen können.«

»Sie haben eine eingefleischte Gier zu überleben. Sie empfinden Abneigung gegen Frömmler, Großschnauzen, Snobs und Heuchler. Im Unterbewußtsein hassen Sie eine Menge Leute.«

»Auch bewußt, Sir, auch bewußt«, berichtigte Yossarián, ganz darauf bedacht zu helfen. »Ich hasse sie alle mit vollem Bewußtsein.«

»Sie wehren sich gegen die Vorstellung, ausgebeutet, beraubt, erniedrigt, beleidigt und getäuscht zu werden. Folgende Faktoren wirken auf sie deprimierend: Elend, Unwissenheit, Verfolgung, Gewalttätigkeit, Mietskasernen, Geldgier, Verbrechen, Korruption. Ich wäre nicht überrascht, wenn Sie sich als ein manisch depressiver Typ entpuppten.«

»Jawohl, Sir, vielleicht bin ich das.«

»Versuchen Sie nicht, das abzustreiten.«

»Ich streite es gar nicht ab«, sagte Yossarián, erfreut darüber, daß endlich die Verbindung zwischen ihnen hergestellt war. »Ich stimme jedem Ihrer Worte bei.«

»Sie geben also zu, daß Sie geisteskrank sind?« »Geisteskrank?« Yossarián war schockiert. »Wovon reden Sie? Warum soll ich geisteskrank sein? Wenn einer geisteskrank ist, dann doch Sie!«

Stabsarzt Sanderson wurde wieder rot vor Entrüstung und knallte beide Hände auf die Schenkel. »Mich geisteskrank zu nennen!« brüllte er stotternd vor Wut, »ist eine typisch sadistische, rachsüchtige, paranoide Reaktion! Sie sind wirklich verrückt!« »Warum schicken Sie mich dann nicht nach Haus?«

»Und ich werde Sie nach Hause schicken!«

»Sie schicken mich nach Hause!« verkündete Yossarián jubelnd, als er auf die Station zurückhumpelte.

»Mich auch!« frohlockte Fortiori. »Gerade ist jemand gekommen und hat es mir gesagt.«

»Und ich?« erkundigte Dunbar sich schmollend bei den Ärzten. »Sie?« antwortete man ihm schroff. »Sie gehen mit Yossarián zum Geschwader zurück. K. v.!«

Und beide kehrten zum Geschwader zurück. Yossarián schäumte vor Wut, als die Ambulanz ihn im Staffelbereich absetzte und humpelte auf der Suche nach gerechter Behandlung zu Doc Daneeka, der ihn trübe und voller Widerwillen »Du!« rief Doc Daneeka vorwurfsvoll und mit Abscheu in der Stimme. Die eiförmigen Schwellungen unter seinen Augen wirkten streng und mißbilligend. »Du denkst immer nur an dich. Wenn du sehen willst, was passiert ist, seitdem du ins Lazarett gegangen bist, betrachte dir mal die HKL auf der Karte da!« Yossarián war starr vor Staunen. »Verlieren wir den Krieg?« »Verlieren?« rief Doc Daneeka. »Seit der Einnahme von Paris hat sich die Kriegslage ständig verschlechtert. Ich wußte ja, daß es so kommen würde.« Er verstummte. Sein dumpfer Zorn verwandelte sich in Melancholie, und er runzelte gereizt die Stirne, als sei Yossarián an allem schuld. »Amerikanische Truppen stoßen auf deutsches Gebiet vor. Die Russen haben ganz Rumänien erobert. Erst gestern noch haben griechische Verbände der achten Armee Rimini eingenommen. Überall stehen die Deutschen in der Ahwehr « Doc Daneeka verstummte wieder und bereitete

sich durch einen tiefen Atemzug auf ein durchdringendes Klagegeschrei vor. »Die deutsche Luftwaffe ist vernichtet!« heulte er und schien bereit, in Tränen auszubrechen. »Die gesamte deutsche Front steht vor dem Zusammenbruch!« »Na und warum ist das so schlimm?« fragte Yossarián. »Warum das so schlimm ist?« schrie Doc Daneeka. »Wenn nicht bald was passiert, kapitulieren die Deutschen, und wir müssen alle nach dem Pazifik!«

Yossarián glotzte Doc Daneeka entsetzt an. -»Bist du verrückt? Weißt du auch, was du da sagst?«

»Ja, du hast gut lachen«, sagte Doc Daneeka hämisch. »Wer, zum Teufel, lacht denn?«

»Du hast wenigstens noch Aussichten. Du kommst als Bomber an die Front und wirst vielleicht abgeschossen. Aber ich! Ich habe nichts mehr zu hoffen!«

»Du hast dein letztes bißchen Verstand verloren«, brüllte Yossarián ihn an -und packte ihn am Hemd. »Ist dir das klar? Halt jetzt dein blödes Maul und hör auf mich.«

Doc Daneeka riß sich los. »Erlaube dir ja nicht so einen Ton mit mir, ich bin approbierter Arzt!«

»Dann halt gefälligst dein blödes approbiertes Maul und hör dir an, was man mir im Lazarett gesagt hat. Ich bin geisteskrank. Wußtest du das?«

»Na und?«

»Richtggehend geisteskrank.«

»Na und?«

»Ich bin bekloppt. Irre. Verstehst du nicht? Ich habe nicht mehr alle Tassen im Schrank. Man hat nur aus Versehen an meiner Stelle einen anderen nach Hause geschickt. Es gibt da im *Lazarett* einen approbierten Psychiater, der hat mich untersucht und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß ich wahr und wahrhaftig bekloppt bin.«

»Na und?«

»Na und?« Yossarián war verblüfft darüber, daß Doc Daneeka nicht imstande sein sollte, zu begreifen. »Verstehst du denn nicht, was das bedeutet? Du kannst mich jetzt fluguntauglich schreiben und mich nach Hause gehen lassen! Man wird doch schließlich keine Verrückten an die Front schicken.«

»Wen denn sonst?«

Dobbs

McWatt ließ sich an die Front schicken, und McWatt war nicht verrückt. Und Yossarián tat das gleiche, obwohl er noch humpelte. Und als Yossarián noch zwei Einsätze geflogen war, und sich darauf dem Gerücht gegenübersah, daß ein weiterer Flug nach Bologna bevorstehe, da humpelte er in den frühen Stunden eines warmen Nachmittages entschlossen zu Dobbs ins Zelt, legte den Finger an die Lippen und sagte »Pst«.

»Warum machst du Pst?« fragte Kid Sampson, der mit den Vorderzähnen eine Mandarine schälte, während er in einem zerfledderten Comicbook blätterte. »Er sagt doch gar nichts.« »Scher dich«, befahl Yossarián und zeigte mit dem Daumen auf die Schulter nach dem Eingang des Zeltes.

Kid Sampson zog verständnisvoll die blonden Augenbrauen in die Höhe und stand bereitwillig auf. Er pustete viermal von unten in seinen blonden Schnurrbart, schwang sich auf das verbeulte grüne Motorrad, das er vor Monaten alt gekauft hatte, und brauste in die Berge hinauf. Yossarián wartete, bis das letzte leise Brummen der Maschine in der Ferne verstummt war. Das Zeltinnere wirkte anders als sonst, es war zu aufgeräumt. Dobbs beobachtete ihn neugierig und rauchte dabei eine dicke Zigarre. Nun, da Yossarián sich entschlossen hatte, tapfer zu sein, fürchtete er sich entsetzlich.

»Also«, sagte er, »Colonel Cathcart muß hingemacht werden. Wir wollen es gemeinsam tun.«

Dobbs sprang entsetzt von seinem Feldbett auf. »Leise doch!« brüllte er. »Colonel Cathcart umbringen? Wovon redest du eigentlich?«

»Sei doch still«, knurrte Yossarián. »Die ganze Insel kann dich ja hören. Hast du die Pistole noch?«

»Bist du verrückt?« kreischte Dobbs. »Warum sollte ich wohl Colonel Cathcart umbringen wollen?«

»Warum?« Yossarián glotzte Dobbs ungläubig und zornig an. »Warum? Es war schließlich dein Einfall. Oder bist du etwa nicht zu mir ins Lazarett gekommen und hast mich aufgefordert, mitzumachen?«

Langsam breitete sich auf Dobbs Gesicht ein Lächeln aus. »Ja, damals hatte ich erst 58 Feindflüge«, erklärte er und paffte dabei genüßlich an seiner Zigarre. »Jetzt aber habe ich meine Sachen

gepackt und warte auf den Marschbefehl in die Heimat. Ich habe meine 60 Feindflüge hinter mir.«

»Na und?« erwiderte Yossarián. »Du wirst sehen, er erhöht die erforderliche Anzahl wiederum.« »Diesmal vielleicht nicht.« »Er tut es doch immer. Was ist denn bloß los mit dir, Dobbs? Frag Hungry Joe, wie oft der seine Sachen schon zusammengepackt hat.«

»Ich muß jedenfalls abwarten und sehen, was geschieht«, sagte Dobbs verstockt. »Ich wäre ja verrückt, wenn ich mich auf sowas einließe, gerade jetzt, wo ich nicht mehr zu fliegen brauche.« Er klopfte die Asche von der Zigarre ab. »Nein. Ich rate dir übrigens, auch 60 Einsätze zu fliegen, geradeso wie wir anderen, und dann ebenfalls abzuwarten, was geschieht.«

Yossarián widerstand dem Wunsch, ihm ins Auge zu spucken. »Ich werde wohl kaum 60 Einsätze überleben«, klagte er tonlos und pessimistisch. »Es geht das Gerücht, daß er das Geschwader wiederum freiwillig für Bologna zur Verfügung gestellt hat.« »Oh, das ist nur ein Gerücht«, bedeutete Dobbs ihm wichtigtuerisch. »Du darfst nicht alles glauben, was du hörst.«

»Vielleicht hörst du auf, mir gute Ratschläge zu geben.«
»Warum redest du nicht mal mit Orr?« riet ihm Dobbs. »Orr ist letzte Woche bei seinem zweiten Flug nach Avignon wieder in den Bach gefallen. Vielleicht ist er verzweifelt genug, um sich an einem Mord zu beteiligen.«

»Orr ist zu blöde, um verzweifelt zu sein.«

Tatsächlich war Orr, während Yossarián noch im Lazarett lag, wieder abgeschossen worden, hatte aber seinen beschädigten Bomber mit so makelloser Geschicklichkeit auf die gläserne, blaue Dünung vor Marseiile gesetzt, daß keines der sechs Besatzungsmitglieder auch nur eine Schramme davontrug. Während die See noch grün und weiß um das Flugzeug schäumte, flogen an Bug und Heck die Notausstiege auf, und die Männer krochen so schnell sie konnten in ihren schlappen, orangefarbenen Schwimmwesten heraus, die sich nicht aufbliesen und ihnen nutzlos um Hals und Hüften wabbelten. Die Schwimmwesten bliesen sich nicht auf, weil Milo die Preßluftflaschen entfernt hatte, um mit ihrer Hilfe jene wundervollen Eiskremsodas herzustellen, die er in der Offiziersmesse servierte. An Stelle der Preßluftbehälter befanden sich Zettel mit der Inschrift »Was M & M nützt, nützt

auch dem Vaterland.« Orr hüpfte als letzter aus dem versinkenden Bomber.

»Das hätten Sie sehen müssen!« brüllte Sergeant Knight vor Lachen, als er Yossarián den Vorgang beschrieb. »Etwas Spaßigeres haben Sie im Leben noch nicht gesehen. Keine der Schwimmwesten ließ sich aufblasen, weil Milo die Preßluftflaschen geklaut hatte, um die Eiskremsodas herzustellen, die er euch Lumpen in der Offiziersmesse serviert. Es erwies sich aber, daß das gar nicht so schlimm war. Einer von uns konnte nicht schwimmen, und den setzten wir in das Floß, das Orr mit dem Tau am Flugzeug festhielt, auf dem wir noch alle standen. Dieser kleine Irre hat tatsächlich eine Begabung für solche Sachen. Das andere Floß machte sich unterdessen frei und trieb weg, so daß wir schließlich alle sechs wie die Heringe auf dem einen Floß saßen und keiner sich rühren konnte, ohne die anderen ins Wasser zu werfen.

Nachdem wir ungefähr drei Sekunden vom Flugzeug weg waren, ging es unter, und da trieben wir nun mutterseelenallein auf dem Meer und machten gleich die Verschlüsse der Schwimmwesten auf, um zu sehen, was zum Teufel denn da nicht in Ordnung war. Darin fanden wir diese verfluchten Zettel, auf denen Milo uns auseinandersetzte, daß Milos Nutzen auch unser Nutzen ist. Dieser Schuft! Herr im Himmel, wie haben wir ihn verflucht, wir alle, ausgenommen Ihr Freund Orr, der ununterbrochen vor sich hin grinste, ganz als sei er davon überzeugt, daß vielleicht wirklich Milos Nutzen unser aller Nutzen sei. Sie hätten ihn sehen müssen, wie er da auf dem Rand des Floßes saß wie der Kapitän auf der Brücke, während wir ihn anglotzten und darauf warteten, daß er irgendwas anordnete. Er schlug sich alle paar Sekunden auf die Schenkel, als ob er den Veitstanz hätte, und sagte immerzu >also Leute, also Leute<, und dabei kicherte er wie ein verrückt gewordener Zwerg, sagte wieder >also Leute, also Leute< und kicherte noch etwas mehr wie ein verrückt gewordener Zwerg. Man hatte den Eindruck, dem Auftritt eines Dorftrottels beizuwohnen. Und eben weil wir ihn so hingerissen anstarrten, schnappten wir nicht selber in den ersten Minuten über, denn Sie dürfen nicht vergessen, daß uns jede Welle überschwemmte, ein paar von uns ins Wasser spülte, und wir wieder aufs Floß klettern mußten, um uns von der nächsten Welle ins Wasser stoßen zu lassen. Das war wirklich lustig. Wir fielen unablässig in den Bach und kletterten wieder aufs Floß. Den Kerl, der nicht schwimmen konnte, hatten wir auf dem Boden des Floßes langgelegt, aber da ertrank er beinahe, denn das Wasser stand so hoch, daß es ihm über die Nase reichte. Dann fing Orr an, die einzelnen Kammern des Floßes zu öffnen, und da ging der Spaß erst richtig los. Zuerst fand er eine Büchse mit Schokolade, die er herumreichte, und da knabberten wir also nasse, salzige Schokolade und ließen uns von den Wellen über Bord spülen. Als nächstes fand er Brühwürfel und Aluminiumbecher und bereitete uns Suppe. Gleich darauf fand er Tee, und bei Gott, er machte Tee! Können Sie sich vorstellen, wie er uns Tee ausschenkte, während wir bis an den Arsch im Wasser saßen? Jetzt fiel ich immer wieder ins Wasser, weil ich so lachen mußte. Alle lachten wir, nur er war todernst, abgesehen davon, daß er dieses blöde Kichern nicht sein ließ und ununterbrochen grinste wie ein Schwachsinniger. Was für ein Vogel! Was er fand, nahm er in Gebrauch. Er entdeckte ein Pulver gegen Haifische und streute es aus. Er fand die Seenotwasserfarbe und warf sie gleich hinterher. Als nächstes brachte er eine Angelleine und getrockneten Köder zum Vorschein, und dabei lächelte er so befriedigt, als hätte der Seenotrettungsdienst uns gerade eben noch gefunden, ehe wir vor Erschöpfung starben oder die Deutschen ein Schnellboot von Spezia abschickten, um uns gefangen zu nehmen oder abzuknallen. Im Handumdrehen hatte Orr die Angelleine ausgeworfen und fischte nach Herzenslust. >Was glauben Sie eigentlich, was Sie da fangen werden, Leutnant?< fragte ich ihn. >Kabeljau<, erklärte er mir. Und das glaubte er wirklich. Ein Glück, daß er keinen gefangen hat, denn sonst hätte er ihn roh gegessen und uns gezwungen, ebenfalls rohen Kabeljau zu essen, denn mittlerweile hatte er eine Broschüre gefunden, in der stand, daß unbedenklich rohen Kabeljau Dann entdeckte er ein kleines blaues Paddel, ungefähr so groß wie ein Teelöffel, und, was soll ich Ihnen sagen, er fing wirklich an zu paddeln und versuchte, unser zehn Zentner schweres Floß mit diesem Stöckchen zu bewegen. Können Sie sich das vorstellen? Schließlich entdeckte er noch einen kleinen Magnetkompaß und eine große, wasserabstoßende Seekarte, breitete die Karte auf den Knien aus und legte den Kompaß drauf. Und als die Barkasse uns etwa eine halbe Stunde später auffischte, saß er immer noch so da, die Angelleine mit dem Köder ausgeworfen, Kompaß und Karte im Schoß, und dabei paddelte er aus Leibeskräften mit dem winzigen blauen Ding, als ginge es mit höchster Fahrt nach Mallorca.«

Sergeant Knight wußte natürlich über Mallorca Bescheid und Orr ebenfalls, denn Yossarián hatte ihnen oft von solchen Zufluchtsorten wie Spanien, der Schweiz und Schweden gesprochen, wo amerikanische Flieger sich unter angenehmsten und luxuriösesten Bedingungen für die Dauer des Krieges internieren lassen konnten, falls sie sich nur die Mühe machten, hinzufliegen. Yossarian war Geschwaderspezialist für Fragen der Internierung und hatte bereits für jeden Flug über Norditalien einen Notkurs nach der Schweiz ausgearbeitet. Ohne Zweifel hätte er Schweden bevorzugt, wo das Intelligenzniveau hoch war, wo er nackt mit wunderschönen, sonor sprechenden Mädchen hätte schwimmen gehen und lauter glückliche, ungebärdige Stämme illegitimer Yossariáns zeugen können, die der Staat zur Welt bringen helfen und ohne jedes Vorurteil in die Gesellschaft aufnehmen würde; doch war Schweden unerreichbar, es war zu weit entfernt, und Yossarián wartete auf den Flaksplitter, der einen seiner Motoren über den italienischen Alpen außer Gefecht setzen und ihm den Vorwand liefern sollte, die Schweiz anzufliegen. Selbst seinem Piloten würde er verschweigen, wohin er ihn dirigierte. Yossarian dachte oft daran, mit einem Piloten, dem er vertrauen könnte. Motorschaden zu spielen und dann die belastenden Indizien mit einer Bauchlandung zu vernichten, doch der einzige Pilot, dem er traute, warMcWatt, der mit seinem Los ganz glücklich war und dem nichts größeren Spaß bereitete, als im Tiefflug über Yossariáns Zelt zu brausen oder so niedrig über den Badestrand zu fliegen, daß der Sog seiner Propeller das Wasser aufwirbelte und noch Sekunden später weißer Schaum umherspritzte.

Dobbs und Hungry Joe kamen nicht in Frage, und auch Orr nicht, der wieder an dem Ventil der Heizölleitung bastelte, als Yossariän verzweifelt ins Zelt humpelte, nachdem Dobbs ihn abgewiesen hatte. Der Ofen, den Orr aus einem Benzinfaß erbaute, stand mitten auf dem glatten Betonfußboden, den ebenfalls Orr gegossen hatte. Orr arbeitete emsig, auf beiden Knien kauernd. Yossarián bemühte sich, ihn nicht zu beachten, humpelte erschöpft zu seinem Bett und ließ sich gedehnt ächzend darauf nie-

der. Schweißtropfen erkalteten auf seiner Stirn. Dobbs hatte ihn deprimiert. Doc Daneeka deprimierte ihn ebenfalls. Ein drohendes Abbild seines Unterganges stieg deprimierend vor ihm auf, wenn er Orr ansah. Er begann, innerlich auf mehrere Arten zugleich zu zucken. Seine Nervenenden zitterten, und die Vene an Handgelenke begann Orr betrachtete Yossarián über die Schulter. Seine feuchten Lippen waren geöffnet und ließen zwei konvexe Reihen großer Pferdezähne sehen. Er streckte den Arm zur Seite, kramte aus seiner Kleiderkiste eine Flasche warmes Bier hervor. nachdem er sie geöffnet hatte, reichte er sie Yossarián. Keiner sagte ein Wort. Yossarián wischte den Schaum ab und legte dann den Kopf zurück. Orr sah ihm schlau und stumm grinsend zu. Yossarián betrachtete Orr wachsam. Orr kicherte dumpf zischend und hockte sich wieder an seine Arbeit. Yossarián erstarrte.

»Fang nicht an«, sagte er bittend und seine Hände packten die Flasche fester. »Fang nicht an mit deinem Ofen.« Orr gackerte stillvergnügt. »Ich bin fast fertig.« »Nein, das bist du nicht. Du fängst erst an.«

»Siehst du das Ventil hier? Es ist schon beinahe zusammengesetzt.«

»Und du willst es gerade wieder auseinandernehmen. Ich weiß sehr wohl, was du machst, du Molch. Ich habe dir jetzt dreihundertmal dabei zugesehen.«

Orr erschauerte vor Entzücken. »Ich muß das Leck in der Ölleitung beseitigen«, erläuterte er. »Es ist jetzt schon kein richtiges Leck mehr, es tröpfelt kaum noch.«

»Ich halte es nicht aus, dir zuzusehen«, gestand Yossarián leise. »Wenn du an was Großem arbeiten willst, bitte sehr. Aber dieses Ventil ist voll von winzigen Teilen, und ich habe einfach nicht die Geduld, dir zuzusehen, wenn du an so kleinen, unwichtigen Sachen herumfummelst.«

»Daß sie klein sind, heißt noch lange nicht, daß sie unwichtig sind.«

»Es ist mir egal.«

»Darf ich es noch einmal versuchen?«

»Ja, wenn ich nicht da bin. Du bist ein heiterer Schwachkopf, und du begreifst nicht, wie mir zumute ist. Wenn du mit diesen kleinen Dingern da herummachst, dann wird mir, ich weiß nicht wie. Ich merke dann, daß ich dich nicht leiden kann. Ich fange an, dich zu hassen und ernstlich darüber nachzudenken, ob ich dir nicht die Flasche auf den Kopf schlagen oder dich mit dem Dolch da erstechen soll. Begreifst du das?«

Orr nickte verständnisvoll. »Ich werde das Ventil also nicht auseinandernehmen«, sagte er und begann es auseinanderzunehmen, wobei er mit langsamer, unermüdlicher, unendlicher Genauigkeit vorging, das bäuerliche, unhübsche Gesicht nahe am Fußboden, und behutsam den winzigen Mechanismus mit so grenzenloser, gewissenhafter Konzentration befingerte, daß es den Anschein als Gedanken hatte. sei er mit den gar nicht Yossarián verfluchte ihn stumm und beschloß, ihn nicht zu beachten. »Warum beeilst du dich überhaupt so mit deinem Ofen, zum Teufel?« bellte er aber gegen seinen Willen gleich darauf. »Es ist heiß draußen. Heute nachmittag gehen wir schwimmen. Warum machst du dir solche Sorgen wegen der Kälte?« »Die Tage werden kürzer«, bemerkte Orr philosophisch. »Ich möchte diese Anlage rechtzeitig für dich installieren. Wenn sie fertig ist, wirst du den besten Ofen im Geschwader besitzen. Mit Hilfe des Ventils, das ich hier repariere, wird er die ganze Nacht brennen, und diese aufgeschweißten Eisenplatten werden nach allen Seiten Wärme ausstrahlen. Wenn du dann noch einen Stahlhelm voll Wasser oben drauf stellst, ehe du schlafen gehst, hast du beim Aufwachen warmes Waschwasser. Und wenn du Eier kochen willst oder Suppe, brauchst du das Wasser nur hier hinzustellen und das Ventil aufzudrehen.« »Was heißt eigentlich ich?« verlangte Yossarián zu wissen. »Wo wirst du denn dann sein?«

Orrs verkümmerter Torso wurde von einem gedämpften Lachen erschüttert. »Ich weiß nicht«, rief er, und ein gespenstisches, unsicheres Kichern fuhr zwischen seinen klappernden Pferdezähnen heraus. Als er weiter redete, lachte er immer noch und hatte die Kehle voller Spucke. »Wenn sie mich weiter so oft abschießen, dann weiß ich wirklich nicht, wo ich sein werde.« Yossarián war gerührt. »Warum versuchst du nicht, wegzukommen von der Fliegerei, Orr? Du hast doch wirklich Grund genug.«

»Ich habe erst achtzehn Einsätze.«

»Du bist aber fast jedes Mal abgeschossen worden. Nach jedem Start fällst du entweder in den Bach, oder du machst eine Bauchlandung.«

»Oh, ich habe gar nichts gegen Feindflüge. Ich finde sie in Wirklichkeit ganz lustig. Du solltest mal gelegentlich mit mir fliegen, einfach so zum Spaß. Hihi.«

Orr blickte Yossarián aus den Augenwinkeln mit vielsagender Heiterkeit an.

Yossarián wich seinem Blick aus. »Ich muß doch als Nummer Eins fliegen.«

»Ich meine, wenn du mal nicht als Nummer Eins fliegen mußt. Wenn du Grips hättest, Yossarián, weißt du, was du dann tätest? Du würdest zu Piltchard und Wren gehen und verlangen, meiner Maschine zugeteilt zu werden.«

»Um bei jedem Flug abzustürzen? Ich möchte wissen, was daran so lustig seinsoll!«

»Gerade deshalb solltest du es machen«, beharrte Orr. »Wenn es darum geht, aufs Wasser aufzusetzen oder Bauchlandungen zu machen, gibt es keinen besseren Piloten als mich. Und für dich wäre es eine gute Übung.«

»Gute Übung, wofür?«

»Für den Fall, daß du entweder in den Bach fällst oder eine Bauchlandung machen mußt, hihi.«

»Hast du noch eine Flasche Bier für mich?« fragte Yossarián unwirsch.

»Willst du sie mir auf den Kopf schlagen?«

Diesmal lachte Yossarián wirklich. »Wie die Hure in unserer Wohnung in Rom.«

Orr kicherte unanständig und blies seine Holzapfelbacken vor Vergnügen auf. »Möchtest du gerne wissen, warum sie mir den Schuh auf den Kopf gehauen hat?« neckte er.

»Ich weiß es ja«, sagte Yossarián ebenfalls neckend. »Natelys Hure hat es mir erzählt.«

Orr grinste wie ein Wasserspeier. »Hat sie nicht.« Yossarián empfand Mitleid mit Orr. Orr war so klein und häßlich. Wer sollte ihn schützen, falls er am Leben blieb? Wer konnte einen warmherzigen Gnom wie Orr vor Rüpeln und Cliquen und vor erprobten Athleten wie Appleby schützen, die Rillen in den Pupillen hatten und ihn anmaßend und selbstbewußt bei jeder

passenden Gelegenheit einfach aus dem Anzug stoßen würden? Yossarián machte sich oft Sorgen um Orr. Wer sollte ihn schützen vor Haß und Tücke, vor dem Ehrgeiz der Mitmenschen, vor der bitteren Versnobtheit der Frau seines Vorgesetzten, vor der widerwärtigen, verderblichen Erniedrigung durch das Profitstreben, vor dem freundlichen Schlachtermeister an der Ecke, der ihm minderwertiges Fleisch verkaufen würde? Orr war ein glücklicher, zutraulicher Einfaltspinsel mit dichtem welligem Haar, das er in der Mitte scheitelte. Er würde das gefundene Fressen für sämtliche Bösewichter sein. Man würde ihm sein Geld nehmen, seine Frau beschlafen und seinen Kindern keine Freundlichkeit erweisen. Yossarián wurde von seiner eigenen Rührung beinahe übermannt.

Orr war ein exzentrischer Zwerg, ein verkümmerter, liebenswerter Troll mit einer schmutzigen Phantasie und begabt mit tausend Handfertigkeiten, die ihn sein Leben lang in den unteren Einkommensgruppen festhalten würden. Er verstand, mit dem Lötkolben umzugehen, und konnte zwei Bretter so zusammennageln, daß weder die Bretter platzten noch die Nägel sich krümmten. Er verstand es. Löcher zu bohren. Während Yossariáns Abwesenheit im Lazarett hatte er im Zelt viele Verbesserungen angebracht. Er hatte in den Zementfußboden eine kleine Rinne gehackt oder geritzt, so daß die Heizölleitung glatt mit dem Boden abschloß, wo sie vom Ofen durchs Zelt bis nach draußen zum Tank führte, den er auf ein Gerüst gestellt hatte. Aus überzähligen Bombenteilen hatte er Kaminböcke gemacht, Birkenkloben darüber gelegt, und die Photographien der vollbusigen Illustriertenschönheiten hingen nun eingerahmt über dem Kamin. Orr verstand es, eine Farbdose zu öffnen. Er verstand es, Farbe anzurühren, Farbe zu verdünnen, Farbe zu entfernen. Er konnte Holz hacken und mit einem Zollstock umgehen. Er konnte Feuer machen. Er konnte Löcher ausheben. Und er hatte eine ausgesprochene Begabung dafür, das von ihnen beiden benötigte Wasser aus den Behältern vor der Küche heranzuschleppen, örr war imstande, sich mit der Sturheit und der Lautlosigkeit eines Klotzes in eine unbedeutende Arbeit zu vertiefen, ohne je ungeduldig zu werden oder das Interesse zu verlieren. Und dazu besaß er eine geradezu unheimlich anmutende Kenntnis der Natur, fürchtete sich weder vor Hunden oder Katzen, vor Käfern oder Motten und auch nicht vor Gerichten wie Kutteln oder Schwarzsauer. Yossarián seufzte erschöpft und hing in Gedanken dem Gerücht von einem neuen Flug nach Bologna nach. Das Ventil, das Orr auseinandernahm, war etwa daumengroß und enthielt, das Gehäuse nicht mitgerechnet, siebenunddreißig Einzelteile, von denen viele so klein waren, daß Orr, um sie der Größe nach auf dem Fußboden anzuordnen, gezwungen war, sie zwischen die Fingernägel zu nehmen. Er fuhr unermüdlich und pausenlos in seiner beharrlichen, methodischen Tätigkeit fort und unterbrach sie nur gelegentlich, um Yossarián mit der schwer verständlichen Schadenfreude eines Irren anzugrinsen. Yossarián mühte sich nach Kräften wegzusehen. Er zählte die Teile des Ventils und glaubte dabei, wahnsinnig zu werden. Er wandte sich ab und schloß die Augen, doch nun wurde es noch schlimmer, denn jetzt hatte er es nur mit Geräuschen zu tun, einem gelegentlichen Fingerschnalzen, dem fast unhörbaren Klicken der nahezu gewichtlosen Teile. Orr atmete unterdessen rhythmisch durch die Nase und machte dabei ein schnarchendes, ekelhaftes Geräusch. Yossarian ballte die Hände und starrte das lange Jagdmesser mit dem Horngriff an, das am Feldbett des toten Mannes hing. Kaum hatte er den Gedanken gefaßt, Orr zu erstechen, als seine Verkrampfung sich löste. Der Gedanke, Orr zu ermorden, war absurd. Yossarián hing ihm nach wie einer sonderbaren, reizvollen Grille und suchte auf Orrs Nacken nach dem mutmaßlichen Ort der medulla oblongata. Ein leichter Stich dort hinein würde ihn töten und für sie beide eine Anzahl von drängenden, bedrückenden Fragen lösen.

»Tut es weh?« fragte Orr gerade in diesem Augenblick, als habe ihm sein Schutzengel die Worte eingegeben.

Yossarián betrachtete ihn forschend. »Tut was weh?« »Dein Bein«, antwortete Orr und lachte seltsam und geheimnisvoll. »Du hinkst immer noch etwas.«

»Das habe ich mir bloß so angewöhnt«, erwiderte Yossarián erleichtert. »Ich werde es mir bald genug wieder abgewöhnen.« Orr rollte sich auf dem Fußboden zu Yossarián herum. »Erinnerst du dich noch«, näselte er nachdenklich und so, als falle es ihm selber schwer, sich zu besinnen, »an das Mädchen, das damals in Rom mit dem Schuh auf meinen Kopf schlug?« Er kicherte, als er sah, wie Yossarián, ärgerlich, weil er wieder hereingefallen

war, zusammenzuckte. »Ich mache dir einen Vorschlag: ich sage dir, warum das Mädchen mir ihren Schuh auf den Kopf geschlagen hat, wenn du mir eine einzige Frage beantwortest.« »Und welche Frage ist das?«

Natelys Mädchen iemals du gepimpert?« Yossarián lachte überrascht. »Ich? Nein. Sag mir jetzt, warum dich mit dem Schuh gehauen »Ach, das war noch gar nicht meine Frage«, versetzte Orr sieghaft lächelnd. »Das war nur so ... Konversation. Natelys Mädchen benimmt sich nämlich, als ob du sie gepimpert hättest.« »Hab ich aber nicht. Und wie benimmt sie »Sie benimmt sich, als ob sie dich nicht leiden könnte.«

»Sie kann keinen leiden.«

»Sie kann Captain Black leiden«, erinnerte Orr.

»Das ist bloß, weil er sie behandelt wie Dreck. Auf diese Weise kann jeder ein Mädchen in sich verliebt machen.«

»Sie trägt eine Fußfessel mit seinem Namen drauf.« »Er zwingt sie dazu, um Nately zu ärgern.«

»Sie gibt ihm auch was von Natelys Geld.«

»Was willst du eigentlich von mir?«

»Hast du jemals mein Mädchen gepimpert?«
»Dein Mädchen? Welches ist überhaupt dein Mädchen?«
»Die, die mir mit dem Absatz auf den Kopf gehauen hat.«
»Bei der bin ich zwei oder dreimal gewesen«, gab Yossarián zu.
»Aber seit wann ist sie denn dein Mädchen? Worauf soll das ganze überhaupt hinaus?«

»Sie kann dich nicht leiden. «

»Was mache ich mir wohl daraus, ob sie mich leiden kann oder nicht? Sie mag mich jedenfalls mindestens so sehr wie dich.«
»Hat sie dir je mit dem Schuh auf den Kopf geschlagen?«
»Jetzt reicht es, Orr. Warum läßt du mich nicht in Ruhe?«
»Hihihi! Und die magere Gräfin in Rom mit der mageren Schwiegertochter?« beharrte Orr koboldhaft und mit steigendem Eifer.
»Hast du die je gepimpert?«

»Ach, wenn ich nur dürfte!« seufzte Yossarián aufrichtig und malte sich den Kitzel aus, den seine streichelnden Hände bei der Berührung mit den weichen jungen Brüsten und Schenkeln empfinden würden.

»Die können dich auch beide nicht leiden«, fuhr Orr fort. »Aarfy

mögen sie, und Nately auch. Dich mögen sie aber nicht. Offenbar haben die Frauen was gegen dich. Ich glaube, sie fürchten, daß du einen schlechten Einfluß ausübst.«

»Weiber sind verrückt«, erwiderte Yossarián und erwartete umdüstert das, wie er wußte, Unvermeidliche.

»Und deine andere Freundin?« fragte Orr und mimte gedankenvolle Neugier. »Die Fette? Die mit der Glatze? Du weißt doch noch — die Dicke, Glatzköpfige in Sizilien, die mit dem Turban, die uns die ganze Nacht hindurch mit ihrem Schweiß beträufelt hat. Ist die auch verrückt?«

»Mochte die mich auch nicht leiden?«

»Wie konntest du es nur mit einem kahlköpfigen Mädchen machen!«

»Woher sollte ich denn wissen, daß sie kahlgeschoren war?« »Ich habe es gewußt«, prahlte Orr. »Ich hab es die ganze Zeit gewußt!«

»Du hast gewußt, daß sie kahlgeschoren war?« fragte Yossarián staunend.

»Nein, ich habe gewußt, daß das Ventil nicht funktionieren kann, wenn ich vergesse, einen Teil einzubauen«, sagte Orr und erglühte vor Freude darüber, daß er Yossarián wiederum hereingelegt hatte. »Sei doch so gut, und reich mir die kleine Unterlegscheibe, die da neben deinem Fuß liegt.«

»Hier liegt keine.«

»Doch, da«, erwiderte Orr und ergriff mit den Fingernägeln einen unsichtbaren Gegenstand, den er Yossarián zur Besichtigung unter die Nase hielt. »Jetzt muß ich leider noch mal von vorne anfangen.«

»Wenn du das tust, dann bringe ich dich um. Ich ermorde dich.«
»Warum fliegst du nie mit mir?« fragte Orr plötzlich und sah
Yossarián zum ersten Mal fest in die Augen. »So. Das war die
Frage, die ich dir stellen wollte. Warum fliegst du nie mit mir?«
Yossarián wandte sich ab, tief beschämt und verlegen. »Ich hab
dir doch gesagt, warum. Ich muß fast immer Nummer Eins fliegen.«

»Das ist nicht der wahre Grund«, widersprach Orr klopfschüttelnd. »Nach unserem ersten Einsatz über Avignon bist du zu Piltchard und Wren gegangen und hast gesagt, du wolltest nie wieder in einer von mir gesteuerten Maschine fliegen. Das stimmt

doch, nicht wahr?«

Yossarián fühlte sein Gesicht glühend rot werden. »Nein, das ist nicht wahr«, log er.

»Doch es ist wahr«, beharrte Orr freundlich. »Du hast sie gebeten, dich niemals einer Maschine zuzuteilen, die von mir, Dobbs oder Huple geflogen wird, weil du uns als Piloten nicht vertraust. Piltchard und Wren haben aber gesagt, sie könnten deinetwegen keine Ausnahme machen. Das wäre nicht anständig den anderen gegenüber, die mit uns fliegen müssen.«

»Ah«, sagte Yossarián erleichtert, »dann habe ich also gar nichts erreicht!«

»Du hast erreicht, daß du nie mehr mit mir fliegen mußtest.« Orr hatte die Arbeit wieder aufgenommen. Er hockte auf beiden Knien am Boden und sprach ohne Bitterkeit und Vorwurf, dafür aber mit einer Demut, die unendlich viel mehr zu Herzen ging, wenn er dabei auch immer noch kicherte und grinste, als sei das ganze ein Ulk. »Du solltest wirklich mit mir fliegen. Ich bin ein sehr guter Pilot und würde schon auf dich achtgeben. Es stimmt zwar, daß ich ziemlich ölt abschmiere, das ist aber nicht meine Schuld, und in meiner Maschine hat noch keiner einen Kratzer abbekommen. Jawohl, mein Lieber, wenn du nur einen Funken Verstand hast, gehst du jetzt auf der Stelle zu Piltchard und und verlangst, in Zukunft mit mir zu Yossarián beugte sich vor und blickte scharf in die undurchdringliche Maske aus einander widersprechenden Gefühlen. »Willst du damit was bestimmtes sagen?«

»Hihihi!« war Orrs Antwort. »Ich versuche bloß, dir zu sagen, warum mir das dicke Mädchen damals immer mit dem Schuh auf den Nüschel geschlagen hat, aber du läßt mich ja nicht.«

»Dann sag es also.«

»Fliegst du dann mit mir?«

Yossarián lachte und schüttelte den Kopf. »Du wirst nur wieder abgeschossen und gehst in den Bach.«

Als jener Einsatz nach Bologna geflogen wurde, von dem das Gerücht schon wußte, wurde Orr wirklich abgeschossen und setzte seine einmotorige Maschine knallhart auf die kabbeligen, schaumigen Wellen, die der Wind unter den kriegerischen, schwarzen Wolkenbänken aufgewühlt hatte, welche am Himmel mobil machten. Er verspätete sich beim Verlassen des Flugzeuges und saß

schließlich allein in einem Floß, das von den Männern im anderen Floß abtrieb und schon außer Sichtweite war, als der Rettungskutter durch Wind und Regen herangestampft kam, um die Besatzung an Bord zu nehmen. Als sie zum Geschwader zurückdunkelte bereits. es Von Orr kein »Mach dir keine Sorgen«, sagte Kid Sampson tröstend, der noch die schweren Decken und den Regenmantel trug, welche die Rettungsmannschaft ihm übergeworfen hatte. »Wenn er nicht während des Gewitters ertrunken ist, hat man ihn vermutlich schon aufgegriffen. Lange hat es ja nicht gestürmt, und ich wette, daß er jeden Augenblick auftaucht.«

Yossarián ging ins Zelt zurück und wartete darauf, daß Orr jeden Augenblick auftauche. Er machte Feuer, um das Zelt zu seinem Empfang zu wärmen. Der Ofen funktionierte perfekt, er brannte mit einer starken, fauchenden Flamme, die vermittels des Ventils, das Orr schließlich doch noch repariert hatte, kleiner oder größer gestellt werden konnte. Es fiel ein leichter Regen, der sanft auf das Zelt, auf die Bäume und den Boden trommelte. Yossarián wärmte eine Dose Suppe für Orr, löffelte sie dann aber selber aus, während die Zeit verging. Er kochte Eier für Orr auf. Dann auch diese aß er ein Stück Immer wenn er sich dabei ertappte, daß er Angst um Orr hatte, zwang er sich daran zu denken, daß Orr zu allem fähig war, und er brach bei der Vorstellung von Orr auf dem Floß, so wie Sergeant Knight ihn beschrieben hatte, in lautloses Lachen aus. Er sah ihn, wie er, geschäftig über Karte und Kompaß gebeugt, lächelte. ein nasses Stück Schokolade nach dem anderen in den grinsenden, kichernden Mund schob und derweil pflichtgetreu mit dem hellblauen, nutzlosen Löffelchen durch Blitz, Donner und Regen dahin paddelte, die Angelleine mit dem Trockenköder hinter sich ausgeworfen. Yossarián bezweifelte Orrs Fähigkeit zu überleben tatsächlich keinen Augenblick. Falls man mit dieser lächerlichen Angelleine überhaupt Fische fangen konnte, so würde Orr sie fangen, und falls Orr es auf Kabeljau abgesehen hatte, dann würde er auch Kabeljau fangen, selbst wenn nie ein Mensch zuvor in diesen Gewässern Kabeljau gefangen hatte. Yossarián stellte noch eine Dose mit Suppe auf den Ofen und löffelte auch diese leer, als sie heiß geworden war. Wenn er eine Autotür zuschlagen hörte, begann er hoffnungsvoll zu lächeln,

drehte das Gesicht in gespannter Erwartung dem Eingang zu und lauschte auf Schritte. Er wußte, daß Orr jeden Augenblick ins Zelt kommen konnte; mit den großen, glänzenden regenfeuchten Augen, Wangen und Pferdezähnen, angetan mit einem gelben Südwester, der mehrere Nummern zu groß für ihn war, würde er einem munteren Austernfischer von der Küste Neuenglands geradezu lachhaft ähnlich sehen; und zu Yossariáns Belustigung würde er einen großen Kabeljau gefangen haben und ihn stolz vor sich hin in die Luft halten. Aber er kam nicht.

Peckem

Auch am nächsten Tag war von Orr nichts zu hören, und Sergeant Whitcomb merkte mit lobenswerter Promptheit und voller Hoffnung in seinem Kalender an, daß er nach Verlauf von weiteren neun Tagen einen Schemabrief mit Colonel Cathcarts Unterschrift an Orrs Angehörige abschicken durfte. Statt dessen ließ sich der Stab von General Peckem vernehmen, und Yossariän trat zu den Offizieren und Mannschaften, die sich in Shorts oder Badehose unwillig knurrend und verwirrt um das Schwarze Brett vor der Schreibstube drängten.

»Ich möchte doch mal wissen, inwiefern dieser Sonntag anders ist als andere Sonntage«, erkundigte Hungry Joe sich brüllend bei Häuptling White Halfoat. »Warum soll ausgerechnet diesen Sonntag nicht exerziert werden, wenn doch ohnehin an keinem Sonntag exerziert wird? Was?« Yossarián drängte sich nach vorne durch und stöhnte gepeinigt, als er die dort angeschlagene knappe Verlautbarung las:

Aufgrund unvorhergesehener Ereignisse fällt der Exerzierdienst am kommenden Sonntag aus. Colonel Schittkopp.

Also hatte Dobbs recht. Man schickte jeden nach Übersee, selbst Colonel Schittkopp, der sich aus Leibeskräften und unter Aufbietung all seines Witzes dagegen gewehrt und sich höchst mißvergnügt bei General Peckem zum Dienstantritt gemeldet hatte. General Peckem hieß Colonel Schittkopp mit überschwenglicher Herzlichkeit willkommen und behauptete, von Colonel Schittkopps Ankunft entzückt zu sein. Ein neuer Colonel für seinen Stab bedeutete, daß er nun zwei weitere Majore, vier Captains,

sechzehn Leutnants und ungezählte Mengen von Mannschaften, Schreibmaschinen, Schreibtischen, Aktenschränken, Automobilen und anderen bedeutenden Ausrüstungsgegenständen und Versorgungsgütern anfordern durfte, was alles das Prestige seiner Stellung und seine Kampfkraft in seinem Krieg gegen General Dreedle erhöhen mußte. Er verfügte jetzt über zwei Colonels; General Dreedle hatte nur fünf, von denen vier zur kämpfenden Truppe gehörten. Fast ohne intrigieren zu müssen, hatte General Peckem ein Manöver ausgeführt, das am Ende eine Verdoppelung seiner Stärke bewirken mußte. Und es kam hinzu, daß General Dreedle sich immer öfter betrank. Die Zukunft sah rosig aus. General Peckem betrachtete seinen tüchtigen neuen Colonel ganz verzaubert und lächelte ihn strahlend an.

Wie General Peckem selbst oft bemerkte, wenn er daran ging, öffentlich die Tätigkeit eines engen Mitarbeiters zu tadeln, war er in allen wesentlichen Dingen Realist. Er war ein gutaussehender Dreiundfünfziger mit rosiger Haut. Sein Benehmen war stets ungezwungen und gelassen, seine Uniform maßgeschneidert. Er hatte silbergraues Haar, etwas kurzsichtige Augen und dünne, hängende, sinnliche Lippen. Er war ein scharfsichtiger, geschmeidiger, weltgewandter Mann, der jedermanns Schwächen, ausgenommen seine eigenen, sogleich entdeckte, und alle Welt, mit eigenen Person, Ausnahme für lächerlich der General Peckem war in Dingen des Geschmacks und des persönlichen Stils anspruchsvoll und schwer zu befriedigen. Unternehmungen wurden von ihm initiiert. Ereignisse standen nie bevor, sondern kamen auf ihn zu. Es stimmte nicht, daß er Memoranden verfaßte, in denen er sein Lob sang und empfahl, daß seine Zuständigkeit künftig sämtliche Kriegsoperationen einbegreifen solle, sondern er verfaßte Memoranda. Denkschriften anderer Offiziere wirkten stets dubios, ennuvierend oder ambivalent. Die Fehler der anderen waren unvermeidlich höchst beklagenswert. Vorschriften waren stets obligatorisch. General Peckem sah sich oft durch force majeur zu etwas genötigt und so manches Mal handelte er mit skrupulöser Exaktheit. Er vergaß nie, daß schwarz und weiß keine Farben sind. Er vermochte geläufig aus den Werken von Plato, Nietzsche, Montaigne, Theodore Roosevelt, dem Marquis de Sade und Warren G. Harding zu zitieren. Ein noch jungfräulicher Zuhörer, wie Colonel Schittkopp, war für General Peckem ein gefundenes

Fressen, denn er bot ihm Gelegenheit, seinen prächtigen Schatz von angelesenen Kalauern, Limericks, Spottversen, Kanzelsprüchen, Anekdoten, Sprichwörtern, Epigrammen, Kernsprüchen, *bon mots* und sonstigen beißenden Redensarten zur Schau zu stellen. Urban lächelnd, begann er Colonel Schittkopp in dessen neue Umgebung einzuführen.

»Mein einziger Fehler ist«, bemerkte er mit eingeübtem Humor und beobachtete die Wirkung seiner Worte, »daß ich keine Fehler habe.«

Colonel Schittkopp lachte nicht, und General Peckem war erschüttert. Schwere Zweifel legten sich erstickend auf seinen Enthusiasmus. Da hatte er nun das Gespräch mit einem seiner erprobtesten Paradoxe eröffnet und mußte es erleben, daß sich auch nicht die geringste Bewegung auf dem undurchdringlichen Gesicht vor ihm zeigte, das ihn plötzlich nach Farbe und Textur an einen unbenutzten, weichen Radiergummi erinnerte. Vielleicht. so räumte General Peckem sich großmütig ein, war Colonel Schittkopp müde. Schließlich hatte er eine lange Fahrt hinter sich, und alles hier war ihm fremd. General Peckems Haltung gegenüber seinen Untergebenen, Offizieren wie Mannschaften, zeichnete sich durch lässige Duldsamkeit und Nachsicht aus. Er sagte oft, daß, kämen seine Untergebenen ihm auch nur auf halbem Wege entgegen, er jederzeit bereit sei, ihnen mehr als halbwegs entgegenzukommen, mit dem Ergebnis, wie er stets verschmitzt lachend hinzufügte, daß man sich nie wirklich begegne. General Peckem hielt sich für einen Ästheten und Intellektuellen. War jemand anderer Meinung als er, so forderte General Peckem ihn auf, doch objektiv zu sein.

Und wirklich war es ein objektiver General Peckem, der Colonel Schittkopp aufmunternd anblickte und seinen Vortrag mit der Miene großmütigster Nachsicht fortsetzte. »Sie sind gerade zur rechten Zeit gekommen, Schittkopp. Dank der unfähigen Füh- rung, mit der wir unsere Truppen beglücken, ist die Sommeroffensive im Sande verlaufen, und ich brauche dringend einen tüchtigen, harten, erfahrenen Offizier wie Sie, der mir bei der Abfassung jener Memoranda hilft, von denen es in so großem Maße abhängt, daß die Allgemeinheit erfährt, wie tüchtig wir sind und welche Unmasse von Arbeit wir verrichten. Ich hoffe Sie fruchtbarer sehr. daß ein Schreiber sind.« »Ich habe keine Ahnung vom Schreiben«, entgegnete Colonel Schittkopp verdrossen.

»Nun, machen Sie sich deshalb keine Gedanken«, fuhr General Peckem mit lässiger Handbewegung fort. »Geben Sie die Arbeit, die ich Ihnen zuteile, einfach an irgend jemanden weiter und vertrauen Sie auf Ihr Glück. Wir nennen das: Verantwortung delegieren. Irgendwo ganz unten in dieser von mir geleiteten, blendend koordinierten Organisation sitzen Leute, die die Arbeit erledigen, wenn sie zu ihnen gelangt, und alles geht recht glatt, ohne daß ich zuviel Mühe damit habe. Ich nehme an, es liegt daran, daß ich ein guter Chef bin. Nichts von dem, was wir in dieser unserer großen Organisation tun, ist wirklich wichtig, und nichts ist jemals eilig. Andererseits ist es äußerst wichtig, daß wir den Eindruck erwecken, als seien wir sehr damit beschäftigt. Sagen Sie mir Bescheid, wenn es Ihnen an Hilfskräften fehlen sollte. Ich habe bereits zwei Majore, vier Captains und sechzehn Leutnants angefordert, die Ihnen behilflich sein sollen. Zwar ist nichts von der Arbeit, die wir tun, von irgendwelchem Wert, es ist aber unerläßlich, daß wir sehr viel davon tun. Sie stimmen mir doch zu?«

- »Wie steht es mit dem Exerzierdienst?« ließ Colonel Schittkopp sich vernehmen.
- »Was heißt Exerzierdienst?« erkundigte sich General Peckem und fühlte deutlich, daß sein weltmännischer Schliff verschwendet sei.
- »Werde ich etwa nicht die Erlaubnis bekommen, jeden Sonntag Exerzierdienst anzusetzen?« fragte Colonel Schittkopp verdrossen.
- »Keinesfalls. Wie kommen Sie überhaupt auf den Gedanken?« »Man hat mir gesagt, ich dürfte das.«
- »Wer hat das gesagt?«
- »Die Offiziere, die mich hierher versetzt haben. Sie haben mir versprochen, daß ich hier nach Herzenslust mit der Truppe exerzieren dürfte.«
- »Da hat man Sie belogen.«
- »Das finde ich aber nicht anständig, Sir.«
- »Ich bedauere das, Schittkopp. Ich will gerne alles tun, damit Sie sich hier glücklich fühlen, Exerzierdienst anzusetzen, kommt aber nicht in Frage. Wir haben in unserer Einheit nicht genügend Leu-

te, um Paraden zu veranstalten, und falls wir versuchen sollten, die kämpfende Truppe zum Exerzieren zu zwingen, hätten wir eine offene Rebellion zu erwarten. Ich fürchte, Sie müssen sich noch solange gedulden, bis wir endlich die ganze Macht übernehmen können. Dann dürfen Sie mit den Leuten anstellen, was Sie wollen.«

»Und was ist mit meiner Frau?« fragte Colonel Schittkopp mürrisch und mißtrauisch. »Die kann ich doch wohl wenigstens nachkommen lassen, oder etwa nicht?«

»Ihre Frau? Warum in aller Welt wollen Sie Ihre Frau kommen lassen?«

- »Mann und Frau gehören zusammen.«
- »Das kommt ebenfalls nicht in Frage.«
- »Aber man hat mir versprochen, daß ich sie nachkommen lassen darf.«
- »Da hat man Sie wieder belogen.«
- »Man hat aber kein Recht, mich so zu belügen!« protestierte Colonel Schittkopp, und in seine Augen traten Tränen der Empörung.

»Selbstverständlich hat man das Recht dazu«, schnarrte General Peckem mit kalter, wohlberechneter Strenge, denn er hatte beschlossen, hier und jetzt zu prüfen, wie sich sein neuer Colonel im Feuer bewähren würde. »Seien Sie kein Esel, Schittkopp. Man darf alles tun, was nicht durch ein Gesetz untersagt ist, und kein Gesetz verbietet es, Sie zu belügen. Und stehlen Sie mir nie wieder meine Zeit mit so sentimentalem Gewäsch, verstanden?« »Jawohl, Sir«, murmelte Colonel Schittkopp.

Es war ergreifend, zu sehen, wie Colonel Schittkopp dahinwelkte, und General Peckem segnete das Schicksal, das ihm einen Schwächling als Untergebenen beschert hatte. Ein schneidiger Mann wäre unvorstellbar gewesen. Da er gesiegt hatte, bewies General Peckem Milde. Er fand keinen Spaß daran, seine Leute zu demütigen.

»Wenn Ihre Frau eine Luftwaffenhelferin wäre, könnte ich sie vermutlich anfordern. Mehr aber auch nicht.«

»Meine Frau hat eine Freundin, die Luftwaffenhelferin ist«, bot Colonel Schittkopp hoffnungsfroh an.

»Ich fürchte, das reicht nicht. Veranlassen Sie, daß Ihre Frau in die Luftwaffe eintritt, wenn sie dazu Lust hat, und dann lasse ich

sie hierher versetzen. Inzwischen jedoch, mein lieber Colonel, erlauben Sie, daß wir uns wieder unserem kleinen Krieg zuwenden. Ich umreiße Ihnen kurz die militärische Situation, der wir uns gegenübersehen.« General Peckem erhob sich und schritt zu einem drehbaren Kartenständer voll riesiger, bunter Landkarten. Colonel Schittkopp erbleichte. »Wir müssen doch nicht etwa an die Front?« sprudelte er entsetzt hervor.

»O nein, selbstverständlich nicht«, versicherte ihm General Peckem beruhigend und lachte umgänglich. »Ein bißchen Vertrauen müssen Sie schon zu mir haben. Deshalb sind wir übrigens auch noch in Rom. Selbstverständlich würde ich auch gerne in Florenz sein, wo ich dem Exgefreiten Wintergreen näher wäre, doch liegt Florenz für Geschmack etwas zu dicht der meinen an General Peckem ergriff einen Zeigestock und schwenkte die Gummispitze heiter über Italien, von einer Küste zur anderen. »Hier, Schittkopp, sind die Deutschen. Sie haben sich sehr geschickt hier in diesen Bergen in der Gotenlinie verschanzt, und vor dem späten Frühjahr wird man sie nicht hinauswerfen können, obwohl das natürlich die Tölpel, die unsere Operationen leiten, nicht daran hindern wird, es schon vorher zu versuchen. Immerhin haben wir von der Truppenbetreuung dadurch beinahe neun Monate Zeit, um unser Ziel zu erreichen. Dieses Ziel heißt: Eroberung jedes einzelnen Bombergeschwaders der Luftwaffe der Vereinigten Staaten. Denn was soll man letzten Endes«, sagte General Peckem mit leisem, wohlklingendem Lachen, »als Truppenbetreuung bezeichnen, wenn nicht die Bombardierung des Feindes? Finden Sie nicht auch?« Colonel Schittkopp ließ sich nicht anmerken, daß er das auch fand, doch General Peckem war bereits zu sehr von seiner eigenen Beredsamkeit gefesselt, um das zu registrieren. »Unsere augenblickliche Lage ist hervorragend. Verstärkungen wie Sie treffen ein, und wir haben reichlich Zeit, unsere Strategie sorgfältig auszudenken. Das unmittelbare Ziel«, sagte er, »ist hier.« General Peckem deutete mit dem Zeigestock nach Süden auf die Insel Pianosa und klopfte vielsagend auf ein Wort, das in Großbuchstaben mit schwarzem Fettstift auf die geschrieben war. Das Wort lautete Colonel Schittkopp näherte sich blinzelnd der Karte, und zum ersten Mal, seit er das Zimmer betreten hatte, flackerte Verständnis in seinen Augen und beleuchtete schwach sein törichtes Gesicht. »Ich glaube, ich begreife«, sagte er. »Jawohl, jetzt verstehe ich es. Unsere erste Aufgabe ist es, dem Feind Dreedle zu entreißen. Habe ich recht?«

General Peckem lachte wohlwollend. »Nein, Schittkopp. Dreedle ist auf unserer Seite, und Dreedle ist der Feind. General Dreedle ist der Chef von vier Bombergeschwadern, die wir unbedingt in die Hand bekommen müssen, wenn wir unsere Offensive fortsetzen wollen. Die Eroberung von General Dreedle wird uns die Flugzeuge und die lebenswichtigen Basen einbringen, die wir benötigen, um unsere Operationen auf andere Gebiete auszudehnen. Dieser Kampf ist übrigens fast gewonnen.« General Peckem schritt zum Fenster, lachte noch einmal still und lehnte sich dann, die Arme vor der Brust verschränkt gegen die Fensterbank, höchst zufrieden mit seinem esprit und seiner weltweisen, blasierten Unverschämtheit. Daß er die Worte so geschickt zu setzen wußte, verursachte ihm einen Kitzel des Entzückens, General Peckem hörte sich gerne zu. Am liebsten hörte er sich von sich selber sprechen. »General Dreedle hat keine Ahnung, wie er mit mir fertig werden soll«, sagte er hämisch. »Ich mische mich immer wieder mit Bemerkungen und Kritik, zu der ich eigentlich gar nicht berechtigt bin, in seine Zuständigkeit, und er weiß nicht, was er dagegen unternehmen soll. Beschuldigt er mich, ich hätte es auf seinen Sturz abgesehen, so sage ich einfach, ich lenke die allgemeine Aufmerksamkeit nur deshalb auf seine Fehler, um unsere militärische Schlagkraft durch die Beseitigung von Leerlauf zu stärken. Dann frage ich ihn ganz harmlos, ob er vielleicht etwas dagegen einzuwenden habe, daß unsere militärische Schlagkraft gestärkt werde. O ja, er knurrt, er sträubt sein Fell und bellt, in Wirklichkeit ist er aber ganz hilflos. Er fällt einfach aus dem Rahmen. Langsam wird er zum Säufer. Der arme Holzkopf dürfte eigentlich kein General sein. Er hat keinen Schliff, nicht die Spur von Schliff. Gott sei Dank wird er es nicht mehr lange machen.« General Peckem lachte munter und genüßlich und eilte mit vollen Segeln einer seiner teuersten Bemerkungen zu, die seine Bildung ins rechte Licht rückte. »Manchmal komme ich mir vor wie Fortinbras — haha — in dem Theaterstück Hamlet von William Shakespeare. Wie Fortinbras also, der während des ganzen Stückes immer nur am Rande auftaucht und erst, als alles zusammenbricht, herzueilt, um den Rest zu übernehmen.

Shakespeare ist...«

»Ich habe keine Ahnung vom Theater«, unterbrach Colonel Schittkopp grob.

General Peckem sah ihn erstaunt an. Nie zuvor war eine seiner Anspielungen auf Shakespeares geheiligten *Hamlet* mit so roher Gleichgültigkeit mißachtet und unter die Füße getrampelt worden. Er fragte sich mit echter Sorge, was für einen Scheißkopf das Pentagon ihm da aufgehängt habe. »Wovon haben Sie denn überhaupt eine Ahnung?« fragte er beißend.

»Vom Exerzieren«, erwiderte Colonel Schittkopp eifrig. »Darf ich Memoranden über den Exerzierdienst verfassen?« »Vorausgesetzt, daß Sie nicht wirklich Exerzierdienst ansetzen, meinetwegen.« General Peckem kehrte mit immer noch gerunzelter Stirn zu seinem Platz zurück. »Und weiter vorausgesetzt, daß sich das auf unsere Hauptaufgabe nicht störend auswirkt, die darin besteht, darauf hinzuarbeiten, daß die Leitung der gesamten Kriegsoperationen in die Zuständigkeit der Truppenbetreuung überführt wird.«

»Darf ich Exerzierdienst ansetzen und ihn dann abblasen?« General Peckem heiterte sich augenblicklich auf. »Das ist ja ein großartiger Einfall! Beschränken Sie sich aber darauf, wöchentlich einen Befehl auszugeben, in dem der Exerzierdienst verschoben wird. Machen Sie sich nicht die Mühe, ihn überhaupt erst anzusetzen. Das wirkt noch viel verwirrender.« General Peckem war wieder von Kopf bis Fuß Verbindlichkeit. »Sehr gut, Schittkopp«, sagte er, »ich glaube, Sie sind da auf eine großartige Sache verfallen. Schließlich kann kein Kommandeur sich beschweren, wenn wir seine Leute davon unterrichten, daß am Sonntag nicht exerziert wird. Wir tun damit nichts weiter, als eine wohlbekannte Tatsache auszusprechen. Damit gelingt uns aber eine wunderhübsche Implikation, jawohl, eine wirklich wunderhübsche Implikation. Wir implizieren damit nämlich, daß wir Exerzierdienst ansetzen könnten, wenn wir wollten. Sie gefallen mir, Schittkopp. Gehen Sie nun und stellen Sie sich Colonel Cargill vor, und sagen Sie ihm, was Sie für Pläne haben. Sie kommen bestimmt glänzend miteinander aus.«

Eine Minute später stürmte Colonel Cargill, von zaghafter Wut erfüllt, in General Peckems Büro. »Ich bin länger hier als Schittkopp«, nörgelte er. »Warum darf nicht ich den Exerzierdienst ab-

blasen?«

»Weil Schittkopp Erfahrungen im Exerzieren hat, Sie aber nicht. Wenn Sie wollen, dürfen Sie Besuche von Fronttheatern abblasen. Das ist übrigens ein guter Gedanke. Denken Sie bloß mal daran, an wie vielen Orten unsere Fronttheater an jedem beliebigen Tag nicht sein werden. Denken Sie mal an all die Standorte, die von den berühmtesten Künstlern nicht besucht werden. Jawohl Cargill, ich glaube, Sie haben da eine glänzende Idee. Mir scheint, daß Sie uns da gerade eben einen funkelnagelneuen Tätigkeitsbereich eröffnet haben. Sagen Sie Colonel Schittkopp, ich wünsche, daß er sich unter Ihrer Anleitung an dieser Arbeit beteiligt. Schicken Sie ihn mir herein, wenn Sie ihm seine Anweisungen gegeben haben.«

»Colonel Cargill sagt, Sie hätten gesagt, ich soll unter seiner Aufsicht an dem Plan für die Fronttheater arbeiten«, beklagte sich Colonel Schittkopp.

»Ich habe ihm nichts dergleichen gesagt«, erwiderte General Peckem. »Im Vertrauen, Schittkopp, ich bin nicht sehr glücklich mit Colonel Cargill. Er ist rechthaberisch und langsam. Ich sähe es gerne, wenn Sie ein Auge auf ihn hätten. Vielleicht können Sie ihn ja auch veranlassen, ein bißchen fleißiger zu sein.«

»Immerzu mischt er sich ein«, protestierte Colonel Cargill. »Er läßt mich einfach nicht meine Arbeit tun.«

»Irgendwas ist mit Schittkopp nicht in Ordnung«, stimmte General Peckem nachdenklich zu. »Halten Sie ein Auge auf ihn und versuchen Sie herauszubekommen, was er vorhat.«

»Jetzt steckt er seine Nase schon in meine Angelegenheiten!« weinte Colonel Schittkopp.

»Beunruhigen Sie sich nicht deshalb, Schittkopp«, sagte General Peckem und gratulierte sich dazu, daß er Colonel Schittkopp so geschickt in sein Schema eingefügt hatte. Seine beiden Colonels waren bereits soweit, daß sie kaum noch miteinander sprachen. »Colonel Cargill ist eifersüchtig, weil Sie sich in der Frage des Exerzierdienstes so glänzend bewähren. Er fürchtet, daß ich Ihnen die Leitung der Abteilung Bombenteppichmuster übertrage.« Colonel Schittkopp war ganz Ohr. »Was sind Bombenteppichmuster?« -

»Bombenteppichmuster?« wiederholte General Peckem belustigt und selbstzufrieden zwinkernd. »Bombenteppichmuster ist ein Terminus, den ich mir vor etlichen Wochen ausgedacht habe. Er bedeutet gar nichts. Sie würden sich aber wundern, wenn Sie wüßten, wie schnell er überall in Gebrauch genommen worden ist. Es gibt schon eine Menge Leute, die davon überzeugt sind, ich hielte es für wichtig, daß die Bomben nahe beieinander explodieren und eine hübsche Luftaufnahme ergeben. Auf Pianosa ist ein Colonel, der sich kaum mehr dafür interessiert, ob seine Bomben das Ziel treffen oder nicht. Fliegen wir doch hin und amiisieren wir uns heute mal ein bißchen mit ihm. Das wird Colonel Cargill eifersüchtig machen, und ich habe heute morgen von Wintergreen erfahren, daß General Dreedle den ganzen Tag in Sardinien ist. Es macht General Dreedle wahnsinnig, wenn er dahinterkommt, daß ich einen seiner Standorte besichtigt habe, während er unterwegs war, um einen anderen zu besichtigen. Vielleicht kommen wir sogar noch rechtzeitig zur Einweisung. Das Geschwader soll ein winziges, unverteidigtes Dorf bombardieren, das ganze Gemeinwesen zu kleinen Krümeln zerstäuben. Wie ich von Wintergreen höre — Wintergreen ist jetzt übrigens Exsergeant —, ist dieses Unternehmen vollkommen überflüssig. Es dienst einzig dem Zweck, die Heranführung deutscher Verstärkungen zu verzögern, und das zu einer Zeit, da wir gar keine Offensive planen. Aber so gehen die Dinge nun mal, wenn man mittelmäßige Personen auf bedeutende Posten stellt.« Er wies lässig auf seine riesige Karte von Italien. »Jenes winzige Bergdorf ist so unbedeutend, daß es hier nicht einmal eingezeichnet ist.«

Sie kamen zu spät bei Colonel Cathcarts Geschwader an, um der vorbereitenden Einweisung beizuwohnen und Major Danby insistieren zu hören. »Es ist wirklich da, ich sage es doch! Es ist da, es ist da.«

»Es ist wo?« verlangte Dunbar trotzig zu wissen und tat so, als sähe er es nicht.

»Hier, auf der Karte, wo diese Straße den kleinen Bogen beschreibt. Können Sie die Straßenbiegung denn nicht auf Ihrer Karte sehen?«

»Nein, ich kann sie nicht sehen.«

»Ich kann sie aber sehen«, erbot sich Havermeyer und markierte die Stelle auf Dunbars Karte. »Und hier ist auch ein gutes Bild des Dorfes, hier auf diesen Aufnahmen. Ich verstehe das Ganze genau. Der Zweck des Einsatzes ist, das Dorf so zu bombardieren, daß es mitsamt dem ganzen Hang herunterrutscht und eine Straßensperre bildet, die die Deutschen beiseite räumen müssen. Stimmt das?«

»Das stimmt«, sagte Major Danby und fuhr sich mit dem Taschentuch über die schweißnasse Stirn. »Es freut mich, daß endlich jemand anfängt, die Sache zu begreifen. Es handelt sich darum, daß zwei Panzerdivisionen, von Österreich kommend, über diese Straße nach Italien verlegt werden. Das Dorf liegt an einem Hang, der so steil ist, daß die Trümmer der Wohnhäuser und sonstigen zerstörten Gebäude mit Sicherheit genau auf die Straße herunterrutschen.«

»Und was soll das Ganze für einen Zweck haben?« wollte Dunbar wissen, und Yossarián beobachtete ihn erregt und mit einer Mischung von Ehrfurcht und Unterwürfigkeit. »Nach ein paar Tagen haben die Deutschen die Straße doch wieder frei gemacht.« Major Danby versuchte, einem Streit auszuweichen. »Nun, offenbar verspricht sich das Hauptquartier etwas davon«, erwiderte er beschwichtigend. »Deshalb hat man wahrscheinlich diesen Einsatz befohlen.«

»Ist die Dorfbevölkerung gewarnt?« fragte McWatt.

Major Danby stellte niedergeschlagen fest, daß auch McWatt sich widerspenstig zeigte. »Nein, ich glaube nicht.« »Wir haben nicht einmal Flugblätter abgeworfen und ihnen gesagt, daß wir das nächste Mal kommen, um sie zu bombardieren?« fragte Yossarián. »Kann man ihnen denn nicht Bescheid sagen, damit sie aus dem Wege gehen?«

»Nein, ich glaube nicht.« Major Danby schwitzte stärker und ließ die Augen unsicher umherwandern. »Das könnte den Deutschen bekannt werden, und sie würden eine andere Straße nehmen. Im übrigen weiß ich über diese Sache nicht genau Bescheid, ich stelle nur Vermutungen an.«

»Die Leute werden ja nicht mal in den Keller gehen«, widersprach Dunbar erbittert. »Wenn sie unsere Maschinen kommen sehen, laufen sie allesamt auf die Straße, um zu winken, Kinder, Hunde und Greise. Herr im Himmel! Warum können wir sie denn nicht in Frieden lassen!«

»Warum können wir die Straßensperre nicht woanders machen?« fragte McWatt. »Warum gerade dort?«

»Was weiß ich«, sagte Major Danby unglücklich. »Was weiß ich. Wir müssen Vertrauen in die Männer über uns setzen, die uns Befehle geben. Die wissen doch, was sie tun.«

»Einen Dreck wissen sie«, sagte Dunbar.

»Was ist denn los?« erkundigte sich Colonel Korn und durchschritt lässig in zerbeultem Uniformhemd, die Hände in den Taschen, den Unterrichtsraum.

»Oh, nichts, nichts, Colonel«, sagte Major Danby und versuchte nervös, alles zu vertuschen. »Wir besprachen gerade den Einsatz.«

»Die wollen das Dorf nicht bombardieren«, lachte Havermeyer höhnisch und verriet damit Major Danby.

»Petze!« sagte Yossarián zu Havermeyer.

»Lassen Sie Havermeyer in Ruhe«, befahl Colonel Korn kurz. Er erkannte in Yossarián den Betrunkenen, der am Abend vor dem Flug nach Bologna auf ihn losgegangen war und ließ vorsichtshalber sein Mißfallen an Dunbar aus. »Warum wollen Sie das Dorf nicht bombardieren?«

»Weil das eine Grausamkeit ist.«

»Grausamkeit?« fragte Colonel Korn kühl belustigt und überwand in Sekunden die Angst, die ihm die unverhüllte Feindseligkeit in Dunbars Blick eingejagt hatte. »Wäre es weniger grausam, diese beiden deutschen Divisionen herankommen und gegen unsere Truppen kämpfen zu lassen? Es steht nämlich auch das Leben von Amerikanern auf dem Spiel. Wäre es Ihnen lieber, daß amerikanisches Blut vergossen wird?«

»Amerikanisches Blut wird ohnehin vergossen, aber die Bauern leben da oben ganz friedlich. Warum, zum Teufel, können wir sie nicht in Ruhe lassen?«

»Sie haben gut reden«, höhnte Colonel Korn. »Sie sitzen hier sicher auf Pianosa und merken nichts davon, wenn diese deutschen Verstärkungen in die Front kommen.« Dunbar wurde rot vor Verlegenheit, und seine Stimme klang plötzlich, als verteidige er sich. »Warum können wir nicht anderswo eine Straßensperre machen? Können wir nicht den Hang eines anderen Berges oder die Straße selbst bombardieren?« »Möchten Sie vielleicht lieber nach Bologna fliegen?« Diese leise gestellte Frage hallte wie ein Pistolenschuß und bewirkte eine Stille im Unterrichtsraum, die peinlich und drohend war. Yossarián

betete tief beschämt darum, daß Dunbar den Mund halten möge. Dunbar schlug die Augen nieder, und Colonel Korn wußte, daß er gewonnen hatte. »Aha, dacht' ich's mir doch«, fuhr er mit unverhohlener Verachtung fort. »Vergessen Sie nicht, daß es Colonel Cathcart und mich große Mühe kostet, Ihnen so gefahrlose Einsätze zu verschaffen wie diesen. Falls Sie lieber nach Bologna, Spezia oder Ferrara fliegen möchten, läßt sich das ohne jede Mühe arrangieren.« Seine Augen glühten gefährlich hinter den randlosen Gläsern, und die Haut am Hals und Unterkiefer war »Sie brauchen gespannt. es nur »Ich möchte lieber nach Bologna fliegen«, reagierte Havermeyer eifrig und lachte prahlerisch. »Ich möchte lieber schnurgerade nach Bologna fliegen, den Kopf im Zielgerät und hören, wie die Flak um mich herum bummert. Ich habe einen Heidenspaß daran, wenn die anderen nach dem Einsatz zu mir kommen und mich beschimpfen. Sogar die Mannschaften sind wo wütend auf mich, daß sie mich verfluchen und mich am liebsten verprügeln wiirden.«

Colonel Korn faßte Havermeyer onkelhaft unters Kinn, nahm im übrigen jedoch keinerlei Notiz von ihm, sondern wandte sich in trockenem Ton an Dunbar und Yossarián. »Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort darauf, daß niemand die lausigen Makkaronis in dem Gebirgsdorf da mehr bedauert als Colonel Cathcart und ich. Mais c'est la guerre. Denken Sie gelegentlich mal daran, daß nicht wir den Krieg angefangen haben, sondern Italien, daß nicht wir die Angreifer waren, sondern Italien, und daß wir den Italienern, Deutschen, Russen und Chinesen auch nicht annähernd solche Grausamkeiten zufügen können, wie sie es selbst tun.« Colonel Korn gab Major Danbys Schulter einen freundlichen Klaps, ohne aber seine unfreundliche Miene zu ändern. »Fahren Sie mit der Einweisung fort, Danby. Und sorgen Sie dafür, daß die Herren verstehen, wie wichtig ein enges Bombenteppichmuster ist.«

»Nicht doch, Colonel«, platzte Major Danby heraus und blinzelte nach oben. »Bei diesem Ziel doch nicht. Ich habe den Bombenschützen eingeschärft, die Bomben mit zwanzig Metern Abstand zu werfen, damit die Straßensperre sich über die ganze Länge des Dorfes erstreckt und nicht nur auf einen Punkt. Ein lockeres Bombenteppichmuster macht eine viel wirkungsvollere Straßen-

sperre.«

»Die Straßensperre interessiert uns nicht«, wies ihn Colonel Korn zurecht. »Colonel Cathcart möchte von diesem Einsatz eine gute, saubere Luftaufnahme haben, die er, ohne sich schämen zu müssen, auf dem Dienstweg weiterreichen kann. Vergessen Sie nicht, daß General Peckem bei der endgültigen Einweisung anwesend sein wird. Sie wissen ja, welchen Wert er auf Bombenteppichmuster legt. Da fällt mir ein, beeilen Sie sich lieber mit Ihrem Kram und verschwinden Sie, ehe General Peckem eintrifft. General Peckem kann Sie nicht leiden.«

»O nein, Colonel«, berichtigte Major Danby hilfsbereit. »Es ist General Dreedle, der mich nicht leiden kann.« »General Peckem kann Sie ebenfalls nicht leiden. Es kann Sie überhaupt niemand leiden. Kommen Sie jetzt zum Ende und verschwinden Sie dann, Danby. Die endgültige Einweisung werde ich selber übernehmen.«

»Wo ist Major Danby?« fragte Colonel Cathcart, der mit General Peckem und Colonel Schittkopp zur allgemeinen Einweisung gekommen war.

»Er hat gebeten, sich entfernen zu dürfen, als er Sie gesehen hat«, erwiderte Colonel Korn. »Er befürchtet, daß General Peckem etwas gegen ihn hat. Im übrigen werde ich die Einweisung selbst übernehmen, ich mache das viel besser.«

»Prächtig!« sagte Colonel Cathcart. »Nein!« korrigierte er sich gleich darauf, denn ihm war eingefallen, wie glänzend Colonel Korn in Anwesenheit von General Dreedle die Einweisung zum ersten Flug nach Avignon vorgenommen hatte. »Ich mache das selbst.«

Colonel Cathcart fühlte sich stark in der Gewißheit, zu General Peckems Lieblingen zu gehören, und übernahm die Einweisung. Er schnarrte vor der aufmerksamen Zuhörerschaft aus rangniederen Offizieren die Worte mit jener barschen, gleichmütigen Brutalität heraus, die er General Dreedle abgeguckt hatte. Er wußte, daß er da oben auf dem Katheder mit dem offenen Hemdkragen, der Zigarettenspitze und dem kurzgeschorenen lockigen schwarzen Haar mit den ergrauten Spitzen eine feine Figur machte. Er glitt mit vollen Segeln dahin, bediente sich sogar gewisser charakteristischer Aussprachefehler General Dreedles und war von General Peckems neuem Colonel nicht im geringsten

eingeschüchtert, bis ihm plötzlich einfiel, daß General Peckem General Dreedle verabscheute. Nun brach seine Stimme, und sein Selbstvertrauen war dahin. Mechanisch stammelte er weiter, zutiefst gedemütigt. Plötzlich zitterte er vor Colonel Schittkopp. Ein weiterer Colonel war ein weiterer Rivale, ein weiterer Feind, noch jemand, der ihn mit Haß verfolgte. Und wie brutal sah dieser Bursche aus! Colonel Cathcart kam ein gräßlicher Gedanke: wenn nun Colonel Schittkopp bereits alle Anwesenden bestochen hätte und ein allgemeines Stöhnen ausbräche wie bei der Einweisung zum ersten Flug nach Avignon? Wie sollte er dann die Ruhe herstellen? Ein grauenhafter Minuspunkt! Colonel Cathcart war so von Furcht ergriffen, daß er beinahe Colonel Korn herbeigewinkt hätte. Irgendwie jedoch bewahrte er die Fassung und ließ die Uhrzeit vergleichen. Als das getan war, wußte er, daß der Sieg ihm gehörte, denn jetzt konnte er jederzeit abbrechen. Er hatte sich in der Krise bewährt. Es gelüstete ihn, Colonel Schittkopp triumphierend und schadenfroh ins Gesicht zu lachen. Er hatte eine Notlage glänzend gemeistert und beschloß, die Einweisung mit einer feurigen Ansprache zu beenden, die, wie ihm sein Instinkt versicherte, ein Musterbeispiel an beredtem Feingefühl war.

»Also Leute«, mahnte er, »wir haben heute einen bedeutenden Gast bei uns, General Peckem von der Truppenbetreuung, eben den Mann, dem wir alle unsere Faustbälle, unsere Bilderbücher und die Gastspiele der Fronttheater verdanken. Ihm möchte ich diesen Einsatz widmen. Fliegt gegen den Feind, werft eure Bomben—für mich, fürs Vaterland, für Gott und für General Peckem, diesen großen Amerikaner. Und achtet mir darauf, daß alle Bomben auf die gleiche Stelle fallen!«

Dunbar

Yossarián scherte es nicht mehr, wohin seine Bomben fielen, wenn er auch nicht so weit ging wie Dunbar, der seine Bomben Hunderte von Metern hinter dem Dorf fallen ließ und vor ein Kriegsgericht gestellt werden würde, falls jemals herauskäme, daß er es vorsätzlich geta"n hatte. Dunbar wollte mit der ganzen Angelegenheit nichts mehr zu tun haben. Er hatte allerdings niemandem ein Wort davon gesagt, nicht einmal Yossarián. Bei

seinem Sturz im Lazarett war ihm entweder ein Licht aufgegangen oder die Hirnmasse durcheinandergeraten. Unmöglich zu sagen, was von beidem der Fall war.

Dunbar lachte nur noch sehr selten und schien förmlich dahinzuwelken. Er wurde ausfällig gegen seine Vorgesetzten, sogar gegen Major Danby, er betrug sich unfein gegen den Kaplan, ja, er fluchte gar in dessen Gegenwart. Der Kaplan fürchtete sich nun vor Dunbar und schien ebenfalls dahinzuwelken. Die Wallfahrt des Kaplans zu Wintergreen war vergeblich gewesen. Wiederum hatte ein Schrein sich als leer erwiesen. Wintergreen war zu beschäftigt, um den Kaplan zu empfangen. Ein unverschämter Gehilfe Wintergreens überreichte dem Kaplan als Gastgeschenk ein gestohlenes Feuerzeug und erklärte herablassend, Wintergreen sei mit kriegswichtigen Geschäften überlastet und könne sich einer so nebensächlichen Angelegenheit wie der Anzahl der erforderlichen Feindflüge nicht annehmen. Der Kaplan machte sich Sorgen um Dunbar und dachte immer öfter -an Yossarián, nun, da Orr nicht mehr da war. Dem Kaplan, der ganz allein das geräumige Zelt bewohnte, dessen Dach sich jeden Abend wie der Deckel einer Gruft auf ihn senkte und ihn düsterer Einsamkeit preisgab, kam es unglaubhaft vor, daß Yossarián wirklich gerne allein, ohne andere Mitbewohner, in seinem Zelt leben wollte.

Da Yossarián wieder als Nummer Eins flog, war McWatt sein Pilot, und das war ein gewisser Trost, obwohl er immer noch ohne alle Abwehrmittel war. Er konnte nicht zurückschlagen. Von seinem Platz in der Nase des Bombers vermochte er nicht einmal McWatt und den Kopiloten zu sehen. Alles, was er sehen konnte, war Aarfy, mit dessen schwülstiger, mondgesichtiger Unfähigkeit er mittlerweile alle Geduld verloren hatte, und er durchlebte grauenhafte Minuten der Wut und Hilflosigkeit in der Luft, in denen er gierig danach verlangte, degradiert zu werden und hinter einem geladenen Maschinengewehr in einer der seitlich fliegenden Maschinen zu sitzen, statt des Präzisionszielgerätes, mit dem er gar nichts anfangen konnte, ein schweres MG rachsüchtig mit beiden Händen packen und gegen alle jene Dämonen richten zu können, die ihn peinigten: die schwarzen Wölkchen der Flak; die deutschen Richtschützen da unten, die er nicht einmal sehen und denen er mit seinem Maschinengewehr auch

kein Leid antun konnte, selbst wenn er sich die Zeit genommen hätte, das Feuer auf sie zu eröffnen; auf Havermeyer und Appleby im ersten Bomber, weil sie beim zweiten Anflug auf Bologna furchtlos und stur geradeaus flogen, während die Granaten aus zweihundertundzwanzig Kanonen zum allerletzten Mal Orrs Motoren demolierten und ihn zwangen, gerade ehe das Gewitter losbrach, zwischen Genua und La Spezia aufs Wasser niederzugehen.

Tatsächlich konnte er mit dem schweren Maschinengewehr nicht viel mehr anfangen, als es durchzuladen und probeweise ein paar Feuerstöße abzugeben. Im übrigen nützte es ihm so wenig wie das Zielgerät. Gegen angreifende deutsche Jäger hätte er ordentlich damit losballern können, doch gab es keine deutschen Jäger mehr, und er konnte es nicht einmal um 180 Grad drehen und auf die ratlosen Gesichter von Piloten wie Huple und Dobbs richten und ihnen befehlen, auf der Stelle behutsam zur Landung anzusetzen, so wie er es einmal mit Kid Sampson gemacht hatte; genau das war es, was er sich auf dem schrecklichen ersten Flug nach Avignon wünschte, nachdem er begriffen hatte, in welch grauenhafter Lage er sich befand — nämlich mit Dobbs und Huple in einer Formation, die von Havermeyer und Appleby geführt wurde. Dobbs und Huple? Huple und Dobbs? Wer war das? Was für ein haarsträubender Unfug, dreitausend Meter hoch auf dünnem Blech durch die Luft zu fliegen, vor dem Tod nur geschützt durch die unzulängliche Geschicklichkeit und Intelligenz zweier geistloser Fremder: eines bartlosen Knaben namens Huple und eines nervösen Irren namens Dobbs, der wirklich noch im Flugzeug überschnappte und über dem Ziel Amok lief, ohne allerdings den Sitz des Kopiloten zu verlassen, indem er Huple den Steuerknüppel aus der Hand riß und zu jenem entsetzenerregenden Sturzflug ansetzte, bei dem Yossarián die Kopfhörer wegflogen und die Maschine wieder ins dickste Flakfeuer geriet, dem sie fast schon entronnen war. Das nächste, was er bemerkte, war, daß ein anderer Fremder, ein Funker und Bordschütze namens Snowden, im Heck starb. Man konnte nicht mit Sicherheit behaupten, daß Dobbs ihn umgebracht hatte, denn als Yossarián endlich wieder die Bordverständigung einschaltete, hörte er, wie Dobbs inständig bat, jemand möge nach vorne kriechen, um dem Bombenschützen zu helfen. Und fast sogleich vernahm man die winselnde Stimme Snowdens: »Helft mir, helft mir, mir ist kalt, mir ist kalt.« Und Yossarián kroch aus dei Kanzel über den Bombenschacht weg und hinunter ins Heck des Flugzeuges — an dem Verbandkasten vorbei, zu dem er dann zurückkriechen mußte — um Snowdens verkehrte Wunde zu behandeln; das klaffende, rohe, melonenförmige Loch im Oberschenkel, so groß wie ein Rugbyball, in dem die unbeschädigten, durchbluteten Muskeln gespenstisch zuckten, als führten sie dort ein eigenes Leben; diese ovale, nackte Wunde, die fast einen Fuß lang war und bei deren Anblick Yossarián sich vor Angst und Mitleid beinahe erbrechen mußte. Und neben Snowden lag der kleine, zierliche Heckschütze in tiefer Ohnmacht, das Gesicht weiß wie ein Taschentuch, und Yossarián, von Ekel gepackt, half zuerst ihm. Jawohl, auf die Länge gesehen, war er bei McWatt am besten aufgehoben, aber auch bei McWatt war er nicht sicher, denn McWatt liebte das Fliegen zu sehr, und als sie mit dem neuen Bombenschützen geübt hatten, der zu der vollständigen Besatzung gehörte, die Colonel Cathcart für den einen in Verlust geratenen Orr angefordert hatte, flog McWatt mit Yossarián in der Kanzel tollkühn im Tiefflug nach Hause. Das Übungsgelände für die Bomber befand sich am anderen Ende von Pianosa, und auf dem Rückflug schob McWatt den Bauch der langsam fliegenden Maschine gemächlich über die Kuppen der Berge, dann aber, statt die Höhe beizubehalten, ließ er die Kiste seitlich abrutschen und sie mit Vollgas der abfallenden Linie des Hanges folgen. Er wackelte mit den Tragflächen und hüpfte mit stöhnenden, aufheulenden Motoren über jede Bodenwelle wie eine betrunkene Möwe über schäumende Brecher. Yossarián war versteinert. Der neue Bombenschütze saß sittsam und behext grinsend neben ihm und stieß von Zeit zu Zeit einen Pfiff aus. Yossarián hätte gerne mit einer Hand sein blödes Gesicht zu Brei gedrückt, während er vor Maulwurfshügeln, Baumstämmen und Ästen zurückzuckte, die drohend vor ihm aufragten, ehe sie verschwommen unter ihm dahinhuschten. Niemand besaß das Recht, auf solche Weise mit Yossariáns Leben zu spielen.

»Hoch, hoch, hoch!« schrie er McWatt zu und haßte ihn von ganzem Herzen. McWatt jedoch sang aus voller Brust über die Bordverständigung und konnte ihn vermutlich nicht hören. Yossarián kroch rot vor Zorn und fast weinend vor Wut durch den Tunnel, kämpfte sich mühsam gegen die Schwerkraft und das Trägheitsmoment bis in die Mitte der Maschine zurück, zog sich aufs Flugdeck hinauf und stellte sich zitternd hinter McWatt, der auf dem Sessel des Piloten saß. Yossarián sah sich verzweifelt nach einer Pistole um, einer schwarzen Selbstladepistole vom Kaliber 11 mm, die er McWatt hätte ins Genick drücken können. Doch es war keine Pistole da. Es war auch kein Messer da. überhaupt keine Waffe, mit der man schlagen oder stechen konnte, und so packte Yossarián McWatt am Kragen und brüllte ihm zu, die Maschine steigen zu lassen. Der Boden schwamm immer noch unter ihm und flitzte gelegentlich rechts oder links in Kopfhöhe vorüber. McWatt sah sich um und lachte Yossarián fröhlich an, in dem Glauben, Yossarián teile sein Vergnügen. Yossarián bloße Kehle mit beiden Händen umfaßte McWatts und drückte zu. McWatt erstarrte.

»Hoch mit der Kiste«, sagte Yossarián unmißverständlich mit leiser, drohender Stimme durch die Zähne. »Hoch, oder ich bringe dich um.«

Mit größter Behutsamkeit ließ McWatt die Maschine langsam steigen. Yossariáns Griff um McWatts Kehle lockerte sich, er nahm die Hände von McWatts Schultern und ließ sie schlaff baumeln. Er war nicht mehr wütend, er schämte sich. Als McWatt sich umdrehte, bedauerte er sehr, daß dies seine Hände waren, und hätte sie nur zu gerne irgendwo versteckt. Sie fühlten sich leblos an.,

McWatt sah ihn forschend an, und sein Blick ermangelte jeder Freundlichkeit. »Junge«, bemerkte er kalt, »dich hat es aber böse erwischt. Sie sollten dich nach Hause schicken.« »Das tun sie eben nicht«, erwiderte Yossarián mit abgewandten Augen und zog sich zurück.

Yossarián setzte sich auf den Fußboden und ließ reumütig und schuldbewußt den Kopf hängen. Er war am ganzen Leibe mit Schweiß bedeckt.

McWatt nahm nun Kurs auf den Flugplatz. Yossarián fragte sich, ob McWatt bei Piltchard und Wren darum ersuchen würde, Yossarián niemals wieder seiner Maschine zuzuteilen, geradeso wie Yossarián sich hingeschlichen hatte, um mit ihnen über Dobbs und Huple und Orr und, allerdings ohne Erfolg, über Aarfy zu sprechen. Nie zuvor hatte er McWatt ärgerlich gesehen,

er kannte ihn gar nicht anders als übermütig, und er fragte sich, soeben wieder einen Freund verloren Doch als McWatt aus dem Flugzeug kletterte, blinzelte er ihm beruhigend zu, und auf der Rückfahrt im Jeep schwätzte er freundlich mit dem leichtgläubigen neuen Piloten und mit dem Bombenschützen, wenn er auch an Yossarián nicht eher das Wort richtete, bis alle vier ihre Fallschirme abgegeben und sich dann getrennt hatten und er und Yossarián miteinander zu ihren Zelten zurückgingen. Da erst verzog sich McWatts sparsam mit Sommersprossen bedecktes schottisch-irisches Gesicht plötzlich zu einem Lächeln, und er knuffte Yossarián übermütig in die Rippen und tat dabei, als versetzte er ihm einen mächtigen Boxhieb

»Du Laus«, lachte er. »Wolltest du mich da oben wirklich umbringen?«

Yossarián grinste reumütig und schüttelte den Kopf. »Nein, wohl nicht.«

»Mir war gar nicht klar, daß es dich so übel erwischt hat. Wardu nicht mal mit iemandem »Ich rede ja mit jedem darüber. Was ist denn los mit dir? Hast du Dreck in den Ohren. daß du mich nicht hörst?« »Ich habe nie geglaubt.« woh1 recht daran SO »Hast du denn niemals Angst?«

»Ich müßte wohl welche haben.«

»Nicht einmal, wenn du im Einsatz fliegst?«

»Ich bin wohl zu blöde, um Angst zu haben«, meinte McWatt schuldbewußt.

»Es gibt schon so viele Möglichkeiten, zu Tode zu kommen«, klagte Yossarián. »Und ausgerechnet du mußt dir noch eine neue ausdenken.«

McWatt lächelte wieder. »Es macht dir also wirklich angst, wenn ich zum Sturzflug auf dein Zelt ansetze?«

»Ich habe dir doch oft genug gesagt, daß ich mich dabei zu Tode fürchte.«

»Ich habe immer gedacht, du beklagst dich nur wegen des Lärms.« McWatt zuckte ergeben die Achseln. »Na, was soll schon sein. Dann muß ich eben aufhören damit.«

McWatt war jedoch unverbesserlich, und wenn er auch niemals mehr Yossariáns Zelt anflog, so ließ er sich doch keine Gelegenheit entgehen, wie ein rasender, niedrig daherjagender Blitz im Tiefflug über den Strand und das Badefloß und über die versteckte Bucht zu brausen, wo Yossarián Schwester Duckett abtätschelte oder mit Nately, Dunbar und Hungry Joe Karten spielte. Yossarián und Schwester Duckett trafen sich fast immer an ihren dienstfreien Nachmittagen und gingen zu der Bucht auf der anderen Seite des niedrigen Dünenstreifens, der sie von dem Badeplatz trennte, wo Offiziere und Mannschaften nackt badeten. Auch Nately, Dunbar und Hungry Joe pflegten dort zu erscheinen. McWatt kam gelegentlich, und Aarfy kam oft, allerdings immer in voller Uniform. Er legte keine änderen Kleidungsstücke ab als Schuhe und Mütze und ging niemals ins Wasser. Die anderen Männer trugen Badehosen mit Rücksicht auf Schwester Duckett und Schwester Gramer, die Schwester Duckett und Yossarián stets an den Strand begleitete und sich hochnäsig zehn Schritte von ihnen entfernt niederließ. Keiner außer Aarfy machte jemals eine Bemerkung darüber, daß deutlich sichtbar und nur wenige Meter weiter weg nackte Männer ihr Sonnenbad nahmen, am Strand umhersprangen oder sich von dem riesigen, weiß angestrichenen Badefloß, das, auf leere Ölfässer montiert, draußen hinter der schlammigen Sandbank auf und nieder tanzte, ins Wasser stürzten. Schwester Gramer hielt sich zurück, weil sie auf Yossarián wütend und von Schwester Duckett enttäuscht war.

Schwester Sue Ann Duckett verabscheute Aarfy. Das war einer ihrer vielen liebenswürdigen Züge, derentwegen Yossarián sie so schätzte. Er schätzte Schwester Sue Ann Ducketts lange weiße Beine und ihren festen, wohlgeformten Popo. Er unterließ es oft, sich daran zu erinnern, daß sie von den Hüften aufwärts sehr schlank und zerbrechlich war, und tat ihr daher in Augenblicken der Leidenschaft gegen seinen Willen weh, weil er sie zu fest an sich drückte. Er liebte ihre Art, ihm schläfrig zu Willen zu sein, wenn sie in der Abenddämmerung am Strand lagen. Ihre Nähe schenkte ihm Trost und Ruhe. Es verlangte ihn danach, sie immer zu berühren, den körperlichen Kontakt zwischen sich und ihr niemals abreißen zu lassen. Er liebte es, ihre Fesseln leicht mit den Fingern zu umspannen, wenn er mit Nately, Dunbar und Hungry Joe Karten spielte, er liebte es, leicht und zärtlich mit den Fingernägeln über die flaumigen Haare auf ihren glatten

Schenkeln zu streichen oder verträumt und wollüstig und beinahe, ohne es zu bemerken, die besitzergreifende, respektvolle Hand auf ihren muschelförmigen Rücken unter dem Gummizug des Oberteiles ihres Badeanzuges zu legen, das sie stets trug, um darunter ihre winzigen Brüste mit den großen Brustwarzen zu verbergen. Er liebte die heitere, geschmeichelte Art, in der Schwester Duckett reagierte, er liebte es, daß sie unmißverständlich ihre Neigung zu ihm bekundete. Hungry Joe brannte darauf, Schwester Duckett ebenfalls abzutätscheln, und mußte mehr als einmal durch einen düster drohenden Blick Yossariáns davon zurückgehalten werden. Schwester Duckett flirtete mit Hungry Joe nur, um ihn nicht zur Ruhe kommen zu lassen, und immer wenn Yossarián ihr deshalb mit dem Ellenbogen oder der Faust eines versetzte, funkelten ihre braunen Augen Die Männer spielten auf einem Handtuch, einem Unterhemd oder einer Decke Karten, und während Schwester Duckett mit dem Rücken gegen die Düne gelehnt saß, mischte sie das überzählige Kartenspiel. Wenn sie das überzählige Kartenspiel nicht mischte, spähte sie in einen winzigen Taschenspiegel und beschmierte ihre aufgebogenen, rötlichen Augenwimpern mit Mascara, in der idiotischen Hoffnung, sie dadurch länger zu machen. Gelegentlich gelang es ihr auf irgendeine Weise, das Kartenspiel unbrauchbar zu machen, und zwar so, daß die Männer es erst bemerkten, wenn sie schon mitten im Spiel waren, und wenn sie dann angeekelt die Karten hinwarfen, Schwester Duckett in Arme und Beine kniffen, sie unflätig beschimpften und ihr ein für allemal verboten, Unfug anzurichten, lachte sie und glühte förmlich vor Befriedigung. Wenn die Spieler nach Kräften nachzudenken versuchten, fing sie an, schwachsinniges Zeug zu plappern, und wenn sie dann wiederum in Arme und Beine gekniffen wurde und den Befehl erhielt, das Maul zu halten, wurde sie vor Vergnügen ganz rot. Schwester Duckett suhlte sich förmlich in solcher Aufmerksamkeit und ließ lustvoll die kastanienfarbenen Stirnlocken fliegen, wenn Yossarián und die anderen sich ihr zuwandten. Das Bewußtsein der nahen Gegenwart so vieler nackter Jungen und Männer hinter dem Dünenstreifen erfüllte sie mit einem sonderbar warmen und erwartungsvollen Wohlbehagen. Sie brauchte nur den Hals zu recken oder unter irgendeinem Vorwand aufzustehen, dann konnte sie zwanzig oder vierzig nackte Männer sehen, die sich in der Sonne aalten oder Ball spielten. Ihr eigener Körper war ihr ein so gewohnter und wenig bemerkenswerter Gegenstand, daß die krampfhafte Ekstase, die die Männer ihm abgewinnen konnten, sie ebenso mit Staunen erfüllte wie deren starker und komischer Drang, sie zu berühren, nach ihr zu greifen, sie zu drücken, zu kneifen, zu streicheln oder zu tätscheln. Sie begriff Yossariáns Lust nicht, war aber bereit, ihm zu glauben, daß er sie empfand.

Wenn Yossarián in der Stimmung war, nahm er abends Schwester Duckett und zwei Decken an den Strand und liebte sich halb angezogen mit ihr. Das war dann schöner, als es mit all den quicklebendigen, nackten, sündigen Mädchen in Rom gewesen war. Sehr oft verbrachten sie den Abend friedlich am Strand und lagen, vor Kälte bibbernd, aneinander gepreßt unter den Decken, um die feuchte Kühle abzuwehren. Die tintenschwarzen Nächte wurden kälter, und weniger Sterne blickten frostiger vom Himmel. Das Badefloß schwankte in der 'geisterhaften Bahn des Mondlichtes und schien davonzusegeln. Kaltes Wetter lag in der Luft. Die anderen begannen jetzt damit, Öfen herzustellen, und erschienen tagsüber bei Yossarián im Zelt, um Orrs Kunstprodukt zu bestaunen. Schwester Duckett war hingerissen, weil Yossarián, wenn sie zusammen waren, die Hände nicht von ihr lassen konnte. Sie gestattete ihm aber nicht, seine Finger bei Tageslicht in den unteren Teil ihres Badeanzuges zu stecken, wenn jemand in der Nähe war und zusehen konnte, nicht einmal, wenn der einzige Zeuge Schwester Gramer war, die mit abschätzig erhobener Nase auf ihrer Seite der Düne saß und so tat, als sähe sie nichts.

Seit Schwester Duckett sich mit Yossarián verbunden hatte, sprach Schwester Gramer, ihre beste Freundin, kein Wort mehr mit ihr, doch ging sie überall hin, wo Schwester Duckett hinging, weil Schwester Duckett ihre beste Freundin war. Sie schätzte weder Yossarián noch dessen Freunde. Standen alle auf und gingen zusammen mit Schwester Duckett ins Wasser, dann erhob sich auch Schwester Gramer und ging ins Wasser, wo sie ebenfalls zehn Schritte Abstand hielt und auch ihr Schweigen bewahrte, ihre Mitmenschen also auch noch beim Baden schnitt. Lachten und plantschten die anderen, dann lachte und plantschte auch Schwester Gramer, und machten die anderen einen Kopf-

sprung, dann sprang auch Schwester Gramer. Schwammen die anderen zur Sandbank und ruhten sich dort aus, dann schwamm auch Schwester Gramer zur Sandbank und ruhte sich dort aus. Sie verließ zugleich mit den anderen das Wasser, trocknete sich mit dem eigenen Handtuch ab und setzte sich abweisend auf ihren eigenen Platz, machte den Rücken steif und trug einen Heiligenschein von reflektiertem Sonnenlicht um ihren Blondkopf. Schwester Gramer war bereit, die Beziehungen wieder aufzunehmen, sobald Schwester Duckett sich entschuldigte und bereute. Schwester Duckett bevorzugte jedoch den augenblicklichen Zustand. Sie hatte sich nämlich schon lange gewünscht, Schwester Gramer mal so recht eins überzubraten.

Schwester Duckett fand Yossarián wundervoll und war bereits dabei, einen anderen Menschen aus ihm zu machen. Sie liebte es. ihm zuzusehen, wenn er, das Gesicht nach unten und einen Arm auf sie gelegt, ein kurzes Schläfchen hielt oder wenn er trübe auf die unzähligen, zahmen Wellen starrte, die wie kleine Schoßhunde auf den Strand gelaufen kamen, sich etliche Male überkugelten und dann zurücktrotteten. Sein Schweigen beunruhigte sie nicht. Sie wußte, daß sie ihn nicht langweilte, und wenn er döste oder grübelte und die Ungewisse Nachmittagsruhe über den Strand hauchte, polierte sie hingegeben ihre Fingernägel. Sie liebte es sehr, seinen breiten, langen, sehnigen Rücken mit der bronzefarbenen, reinen Haut zu betrachten. Sie liebte es, ihn von einem Augenblick zum nächsten zu entflammen, indem sie sein Ohr in den Mund nahm und ihm unerwartet mit der Hand von oben nach unten über den Körper strich. Sie liebte es, ihn bis zum Abend brennen und leiden zu sehen und ihn dann zu befriedigen. Und ihn dann anbetend dafür zu küssen, daß sie ihm solche Wonne gespendet hatte.

Yossarián fühlte sich mit Schwester Duckett nie einsam, denn sie verstand es wirklich, den Mund zu halten und besaß gerade das unbedingt erforderliche Maß von Kapriziertheit. Der endlose, ungeheuerliche Ozean quälte und verfolgte ihn. Während Schwester Duckett ihre Fingernägel polierte, gedachte er kummervoll all der vielen Menschen, die unter Wasser gestorben waren. Es mußten doch gewiß schon mehr als eine Million sein. Wo waren sie? Welche Kleintierchen hatten ihr Fleisch verzehrt? Er stellte sich die grauenhafte Hilflosigkeit beim Einatmen großer Mengen

Wasser vor. Yossarián betrachtete die kleinen Fischerboote und die Marinebarkassen, die in der Ferne hin und her fuhren, und er fand, sie seien unwirklich; es konnte nicht wahr sein, daß sie lebensgroße Männer an Bord hatten, die jedesmal einem bestimmten Ziel zustrebten. Er blickte nach der steinigen Küste von Elba hinüber, und unwillkürlich suchten seine Augen am Himmel die aufgeplusterte, weiße, rübenförmige Wolke, in der Clevinger verschwunden war. Er blinzelte zum dunstigen italieni-• sehen Festland hinüber und dachte an Orr. Clevinger und Orr. Wo mochten sie nur sein? Vor langer Zeit hatte Yossarián einmal bei Sonnenaufgang auf einer Mole gestanden und zugesehen, wie die Flut einen bemoosten, runden Baumstamm zu ihm herantrieb, der sich unerwartet drehte und das aufgedunsene Gesicht eines Ertrunkenen sehen ließ. Das war der erste Tote, der ihm je vor Augen gekommen war. Yossarián sah jeden treibenden Gegenstand angstvoll daraufhin an, ob er Nachricht von Clevinger und Orr brächte, und er war auf den schlimmsten Schrekken gefaßt, nicht jedoch auf den Schrecken, den McWatt ihm eines Tages mit jenem Flugzeug einjagte, das aus der stillen Ferne plötzlich donnernd ins Blickfeld schoß, unbarmherzig hämmernd und brüllend über den Strand und das auf und ab tanzende Badefloß hinwegjagte, auf dem der bleiche, blonde Kid Sampson, dem man seine Magerkeit selbst auf diese Entfernung ansehen konnte, wie ein Clown gerade in jenem Augenblick hochsprang, um neckisch nach der Maschine zu langen, in dem ein Windstoß oder ein winziges Versehen McWatts die dahinrasende Maschine so weit durchsacken ließ, daß einer ihrer Propeller Kid Sampson mittendurch schneiden Selbst diejenigen, die nicht anwesend waren, erinnerten sich später genau dessen, was darauf folgte. Durch den wilden, umwerfenden Lärm der Motoren hörte man ganz deutlich das denkbar kürzeste, sanfteste »Ssst«, und dann waren da nur noch Kid Sampsons bleiche, spirrlige Beine, irgendwie an den blutigen, verstümmelten Hüften befestigt, und standen, wie es schien, mindestens eine ganze Minute lang stocksteif auf dem Floß, ehe sie schließlich mit leise widerhallendem Plantschen, nach rückwärts abkippend, ins Wasser fielen und nur noch den grotesken Anblick von Kid Sampsons Zehen und kalkweißen Fußsohlen boten.

Am Strand brach die Hölle los. Schwester Gramer erschien plötzlich aus dem Nichts und weinte hysterisch an Yossariáns Brust, und Yossarián zog sie an sich und beschwichtigte sie. In seinem anderen Arm hielt er Schwester Duckett, deren längliches, eckiges, tödlichblasses Gesicht ebenfalls schluchzend und bebend an seiner Brust lag. Wer am Strand war, rannte kreischend umher, und die Männer kreischten geradeso wie die Weiber. Sie rafften in blankem Entsetzen ihre Sachen zusammen, bückten sich hastig und musterten mißtrauisch jede sanfte, kniehohe Welle, die auf den Sand lief, als könnte sie irgendein häßliches, rotes Organ mitführen, eine Lunge etwa oder eine Leber. Wer im Wasser war, strebte aus Leibeskräften dem Lande zu, vergaß in der Eile zu schwimmen und kämpfte jammernd gegen das heimtückische, saugende Meer, das die Flucht hinderte wie ein starker Gegenwind. Kid Sampson war im weiten Umkreis heruntergeregnet. Wer Tröpfchen von ihm auf Armen oder Brust entdeckte, zuckte angeekelt und entsetzt zurück, als widere ihn die eigene Haut an. Alle stürmten mit ungeschickten, schwerfälligen Schritten davon und erfüllten den schattigen, rauschenden Wald mit verzagten Seufzern und Klagelauten. Yossarián trieb ungestüm die stolpernden, taumelnden Frauen vor sich her, er schob und stieß und rannte fluchend zurück, um Hungry Joe zu helfen, der über eine Decke oder das Futteral seiner Kamera gestolpert und mit der Nase in den schlammigen Bach gefallen war.

Bei der Staffel wußten schon alle Bescheid. Auch hier rannten uniformierte Männer kreischend umher oder standen erstarrt vor Ehrfurcht wie Sergeant Knight und Doc Daneeka, die mit feierlichen Gesichtern zu dem schuldbeladenen, unglücklichen Flugzeug hinaufsahen, das mit McWatt am Steuerknüppel mählich steigend seine Bahn zog.

»Wer ist da drin?« rief Yossarián ängstlich Doc Daneeka zu, als er atemlos heranhumpelte. In seinen umdüsterten Augen flakkerte hektische Angst. »Wer ist drin in der Kiste?« »McWatt«, sagte Sergeant Knight. »Er hat die beiden neuen Piloten zu einem Übungsflug mitgenommen. Doc Daneeka ist auch da oben.«

»Ich bin hier, hier!« behauptete Doc Daneeka in einem merkwürdig beunruhigten Ton und warf dem Sergeanten angstvolle Blicke zu. »Warum kommt er nicht herunter?« rief Yossarián verzweifelt, »warum steigt er nur immer höher?«

»Wahrscheinlich hat er Angst, herunter zu kommen«, erwiderte Sergeant Knight, ohne McWatts einsam steigende Maschine aus den Augen zu lassen. »Er weiß ganz gut, was er angestellt hat.« Und McWatt stieg und stieg, er ließ den Bomber gleichmäßig und gemächlich in einer ovalen Spirale klettern, die ihn nach Süden zu weit übers Meer hinausführte und tief ins braune Hügelland, wenn er den Flugplatz umrundet hatte und wieder auf Nordkurs ging. Bald war er mehr als dreitausend Meter hoch. Das Geräusch seiner Motoren war nur noch ein Flüstern. Plötzlich sprang ein weißer Fallschirm auf. Gleich darauf öffnete sich ein zweiter und schwebte, ebenso wie der erste, unmittelbar auf das Flugfeld zu. Die Maschine flog noch eine halbe Minute länger auf der gleichen, nun schon bekannten, und vorhersehbaren Bahn nach Süden, dann hob McWatt graziös eine Tragfläche und exekutierte vorbildlich seine Wendung.

»Noch zwei«, sagte Sergeant Knight. »McWatt und Doc Daneeka. «

»Ich bin doch hier, Sergeant!« jammerte Doc Daneeka. »Ich bin nicht in dem Flugzeug da oben!«

»Warum springen sie nur nicht?« fragte Sergeant Knight sich besorgt und vernehmlich. »Warum springen sie nur nicht?« »Das versteht man nicht«, klagte Doc Daneeka und biß sich in Unterlippe. »Man versteht einfach die es nicht.« Yossarián indessen begriff plötzlich, warum McWatt nicht springen wollte, und er geriet ganz außer sich, rannte hinter McWatts Maschine her, schwenkte die Arme und rief flehend hinauf, Mc-Watt möge doch herunterkommen, komm doch herunter, Mc-Watt!, doch niemand schien ihn zu hören, gewiß nicht McWatt, und ein mächtiges, qualvolles Stöhnen brach aus Yossariáns Kehle, als McWatt nun wieder wendete, einmal grüßend mit den Tragflächen wackelte und dann, na, was soll schon sein, gegen einen Berg flog.

Der Tod von Kid Sampson und McWatt verstörte Colonel Cathcart so sehr, daß er die Anzahl der vorgeschriebenen Feindflüge auf fünfundsechzig erhöhte.

Mrs. Daneeka

Als Colonel Cathcart erfuhr, daß auch Doc Daneeka mit "Mc-Watts Flugzeug abgestürzt war, erhöhte er die Anzahl der erforderlichen Feindflüge auf siebzig.

Sergeant Towser war der erste, der erkannte, daß Doc Daneeka tot war, denn am frühen Nachmittag hatte der Mann im Kontrollturm ihm gesagt, daß Doc Daneekas Name auf der Liste der Besatzung stand, die McWatt vor dem Start abgeliefert hatte. Sergeant Towser wischte sich eine Träne aus dem Auge und strich dann Doc Daneeka in der Personalkartei. Mit immer noch bebenden Lippen erhob er sich und trabte widerwillig zum Zelt hinaus, um GUS und Wes die üble Nachricht zu überbringen, wobei er behutsam vermied, in ein Gespräch mit Doc Daneeka zu geraten, als er sich an der kleinen, gespenstischen Gestalt des Staffelarztes vorbei drückte, der brütend zwischen dem Schreibstubenzelt und dem Krankenzelt im Licht des späten Nachmittages auf seinem Hocker kauerte. Sergeant Towsers Herz war schwer; jetzt hatte er bereits zwei tote Männer am Hals — Mudd, den toten Mann in Yossariáns Zelt, der nicht einmal vorhanden war, und Doc Daneeka, den neuen toten Mann in der Staffel, der nur zu sehr vorhanden war und ganz den Anschein erweckte, als wolle er sich zu einem noch lästigeren Verwaltungsproblem auswach s en.

GUS und Wes lauschten dem Sergeanten Towser stoisch, wenn auch überrascht, und sprachen zu niemandem von dem Trauerfall, der sie betroffen hatte, bis Doc Daneeka selber etwa dreißig Minuten später auftauchte, um sich den Blutdruck und, zum dritten Mal an diesem Tage, die Temperatur messen zu lassen. Das Thermometer fiel einen halben Grad unter die Doc Daneeka eigene normale Untertemperatur von 35,9 Grad. Doc Daneeka war bestürzt. Die sturen, leeren, hölzernen Blicke seiner beiden Sanitätsgefreiten stimmten ihn noch unwirscher »Himmeldonnerwetter«, ließ er sich höflich und mit einem an ihm ungewohnten Übermaß von Gereiztheit vernehmen, »was ist bloß mit euch Kerlen los? Es ist einfach nicht normal, daß man ständig Untertemperatur hat und mit einer verstopften Nase herumlaufen muß.« Doc Daneeka ließ ein dumpfes, von Selbstmitleid zeugendes Schnaufen ertönen und schlenderte ungeströstet durchs Zelt, um sich mit Aspirin zu versorgen und sich die Kehle

mit Argyrol zu pinseln. Sein niedergeschlagenes Gesicht wirkte so zerbrechlich und verloren wie das einer Schwalbe, und er rieb sich unaufhörlich die Unterarme. »Seht nur, wie ich friere. Verschweigt ihr mir etwas?«

»Sie sind tot, Sir«, erklärte ihm einer der Gefreiten. Doc Daneeka hob ärgerlich und mißtrauisch mit einem Ruck den Kopf. »Was soll der Unsinn?«

»Sie sind tot, Sir«, erwiderte der andere. »Wahrscheinlich ist Ihnen deshalb immer so kalt.«

»Das könnte stimmen, Sir. Vermutlich sind Sie schon eine ganze Weile tot, nur haben wir es nicht erkannt.«

»Wovon redet ihr bloß?« kreischte Doc Daneeka, und dabei stieg eine mächtige, versteinernde Ahnung von unvermeidlich bevorstehendem Unglück in ihm auf.

»Es ist leider wahr, Sir«, erklärte ihm einer der beiden. »Die Unterlagen beweisen, daß Sie mit McWatt gestartet sind, um in den Genuß Ihrer Fliegerzulage zu kommen. Mit dem Fallschirm sind Sie nicht abgesprungen, folglich müssen Sie beim Absturz getötet worden sein.«

»Stimmt, Sir«, ergänzte der zweite. »Sie sollten sich freuen, daß Sie überhaupt noch Temperatur haben.«

Doc Daneeka wurde es schwarz vor Augen. »Seid ihr denn beide wahnsinnig geworden? Ich werde euch wegen Widersetzlichkeit bei Sergeant Towser melden.«

»Von Sergeant Towser haben wir es ja gerade erfahren«, sagte entweder GUS oder Wes. »Das Kriegsministerium wird schon sehr bald Ihre Frau benachrichtigen.«

Doc Daneeka kreischte leise auf und verließ im Laufschritt das Krankenzelt, um Sergeant Towser Vorstellungen zu machen, der sich seinerseits angewidert immer weiter von ihm zurückzog und Doc Daneeka den Rat gab, sich soweit wie möglich außer Sichtweite zu halten, bis beschlossen sein würde, was mit seinen irdischen Überresten zu geschehen habe.

»O weh, ich glaube, er ist wirklich tot«, klagte einer der Sanitätsgefreiten leise und achtungsvoll. »Er wird mir sehr fehlen. Er war doch ein guter Kerl, nicht wahr?«

»Ja, das war er«, trauerte der andere. »Trotzdem bin ich froh, daß der kleine Fickfack weg ist. Langsam wurde es mir zuviel, dauernd seinen Blutdruck zu messen.«

Mrs. Daneeka, die Frau von Doc Daneeka, freute sich ebenfalls nicht über das Ableben von Doc Daneeka, und als sie vom Kriegsministerium telegrafisch erfuhr, daß ihr Mann auf dem Felde der Ehre gefallen sei, zerriß sie die friedliche Stille der Nacht über Staten Island mit ihrem Jammergeschrei. Frauen stellten sich ein, um sie zu trösten, und deren Ehemänner machten Kondolenzbesuche, wobei sie heimlich hofften, die Witwe möge woanders hinziehen, um sie so von der Verpflichtung zu befreien, längere Zeit hindurch Anteilnahme zu bekunden. Fast eine ganze Woche lang war die arme Frau völlig gebrochen. Allmählich fand sie, eine wahre Heldin, die Kraft, der Zukunft ins Auge zu sehen, die sich voll von gräßlichen Problemen für sie und ihre Kinder präsentierte. Gerade als sie sich mit ihrem Verlust abzufinden begann, klingelte der Briefträger und brachte ihr einen Blitz aus heiterem Himmer — einen Brief aus Übersee, der die Unterschrift ihres Mannes trug und ihr dringend anriet, jede ihn betreffende Unglücksnachricht zu mißachten. Mrs. Daneeka war sprachlos. Das Datum des Briefes war unleserlich. Die Handschrift war von Anfang bis Ende zitterig und hastig, der Stil jedoch war der ihres Gatten, und wenn er auch mehr von Melancholie und Selbstmitleid troff als gewöhnlich, so war er doch unverkennbar. Mrs. Daneeka war außer sich vor Freude, weinte Tränen der Erleichterung und küßte den zerknitterten, schmutzigen Feldpostbrief tausendmal. Sie schrieb hastig ein Briefchen an ihren Mann, in dem sie eine ausführliche Darstellung der Vorgänge erbat, und unterrichtete das Kriegsministerium von seinem Irrtum. Das Kriegsministerium erwiderte gereizt, ein Irrtum liege nicht vor; zweifellos sei sie das Opfer eines sadistischen, psychotischen Fälschers aus der Staffel ihres Mannes geworden. Der an ihren Mann gerichtete Brief kam ungeöffnet und mit dem Stempel Gefallen zurück.

Mrs. Daneeka war wiederum auf grausige Art zur Witwe gemacht worden, doch wurde ihr Kummer diesmal etwas gelindert, weil Washington sie davon in Kenntnis setzte, daß sie die einzige Begünstigte der zehntausend Dollar betragenden Lebensversicherung ihres Mannes sei und diese Summe jederzeit abheben könne. Die Erkenntnis, daß sie und die Kinder nicht unmittelbar dem Hungertode gegenüberstanden, zauberte ein tapferes Lächeln auf ihr Gesicht und bezeichnete den Wendepunkt

ihres Kummers. Die Verwaltung der Kriegsteilnehmerorganisation ^unterrichtete sie bereits am nächsten Tag brieflich davon, daß sie auf Grund des Ablebens ihres Gatten für den Rest ihres natürlichen Lebens Anspruch auf eine Pension und auch auf eine Bestattungsbeihilfe in Höhe von Dollar 250 habe. Ein Scheck über Dollar 250 lag bei. Ihre Aussichten verbesserten sich allmählich und unaufhaltsam. In der gleichen Woche noch kam ein Brief von der Sozialversicherung, in dem es hieß, daß sie laut Paragraph soundso Absatz soundso der Verordnung über Waisen und Hinterbliebene von 1935 für sich und die erwerbsunfähigen Abkömmlinge Anspruch auf eine Beihilfe und auf einen Bestattungszuschuß von Dollar 250 habe. Mit diesen amtlichen Schriftstücken, die den Beweis für den Tod ihres Mannes darstellten, beantragte sie die Auszahlung dreier weiterer Lebensversicherungspolicen, die Doc Daneeka jeweils über 50 000 Dollar abgeschlossen hatte. Man erkannte ihren Anspruch an und beschleu-nigte Auszahlung. Jeder Tag brachte neue überraschende Schätze ans Licht. Der Schlüssel zu einem Bankschließfach führte auf die Spur einer weiteren Versicherungspolice im Wert von Dollar 50 ooo und auf Bargeld im Betrage von Dollar 18 ooo, das niemals versteuert worden war und nun auch nicht mehr versteuert zu werden brauchte. Die Freimaurerloge, der ihr Mann angehört hatte, stiftete eine Grabstelle. Eine zweite Loge, deren Mitglied er ebenfalls gewesen war, übersandte ein Sterbegeld von Dollar 250. Die Ärztekammer seines Bezirkes übersandte ein Sterbegeld von Dollar 250.

Die Männer ihrer engsten Freundinnen begannen mit ihr zu flirten. Mrs. Daneeka war einfach entzückt von dem Verlauf, den die Dinge nahmen, und ließ sich die Haare färben. Ihr unfaßbarer Reichtum vergrößerte sich von Tag zu Tag, und sie mußte sich immer wieder mit Gewalt daran erinnern, daß alle diese Hunderttausende, die sich da ansammelten, keinen Pfennig wert waren, weil ihr Mann keine Gelegenheit hatte, dieses Glück mit ihr zu genießen. Es erstaunte sie, daß so viele verschiedenartige Vereinigungen so große Bereitwilligkeit zeigten, Doc Daneeka unter die Erde zu bringen, während dieser weit weg in Pianosa mit äußerster Anstrengung um sein Leben rang und sich in wahrer Todesangst fragte, warum seine Frau denn nicht auf seinen Brief antworte.

In der Staffel sah er sich von Männern geschnitten, die sein Andenken verfluchten, weil er Colonel Cathcart dazu herausgefordert hatte, die Anzahl der erforderlichen Feindflüge zu erhöhen. Akten, die seinen Tod bescheinigten, vermehrten sich wie Insekteneier und bestätigten einander ihre Richtigkeit. Weder bekam er seine Löhnung noch seine PX-Rationen, und er hing gänzlich von der Wohltätigkeit Milos und des Sergeanten Towser ab, die doch beide wußten, daß er tot war. Colonel Cathcart weigerte sich, ihn zu empfangen, und Colonel Korn ließ durch Major Danby sagen, falls Doc Daneeka sich je beim Stabe blicken lassen sollte, werde er, Colonel Korn, dafür sorgen, daß Doc Daneeka auf der Stelle verbrannt werde. Major Danby vertraute ihm an, daß man höheren Ortes die zum fliegenden Personal gehörenden Ärzte nur wegen Dr. Stubbs auf dem Kieker habe, denn dieser strubbelhaarige, unordentliche, zu Dunbars Staffel gehörende Arzt mit dem Doppelkinn mache dort absichtlich böses Blut, indem er jeden, der sechzig Feindflüge aufzuweisen habe, auf den vorgeschriebenen Formularen für fluguntauglich erklärte, die vom Geschwader dann entrüstet mit Gegenorders zurückgewiesen wurden, welche die verwirrten Piloten, Bombenschützen, Navigatoren und Bordschützen wieder dienstfähig machten. In jener Staffel gehe die Moral rapide zurück, und Dunbar werde bereits beschattet. Man sei froh über Doc Daneekas Tod und beabsichtige nicht, Ersatz für ihn anzufordern.

Unter diesen Umständen konnte selbst der Kaplan Doc Daneeka nicht ins Leben zurückrufen. Schrecken wandelte sich zu Resignation, und Doc Daneeka begann mehr und mehr einem kränkelnden Nagetier zu ähneln. Die Säcke unter seinen Augen fielen ein und wurden schwarz, und vergeblich wandelte er im Schatten auf und ab wie ein allgegenwärtiges Gespenst. Selbst Captain Flume flüchtete, als Doc Daneeka zu ihm in den Wald ging, um seine Hilfe zu erbitten. Herzlos schickten GUS und Wes ihn vom Krankenzelt fort, ohne ihm den Trost des Thermometers zu gönnen, und da, da erst begriff er, daß er praktisch tot war und daß er wirklich äußerst schnell handeln müsse, wenn ihm noch daran mit Leben war. dem davon **Z**11 Er konnte sich an niemanden wenden als an seine Frau, und so kritzelte er einen leidenschaftlichen Brief, in dem er sie drängte, seine üble Lage dem Kriegsministerium vorzustellen und sich gleichzeitig mit seinem Geschwaderkommandeur, Colonel Cathcart, in Verbindung zu setzen, der bestätigen solle, daß — ganz gleich, was sie gehört haben mochte — es wirklich er sei, ihr Ehemann, Doc Daneeka, der sie anflehe, und nicht ein Leichnam oder ein Betrüger. Mrs. Daneeka war von der Stärke des Gefühls, das aus diesem fast unleserlichen Anruf sprach, wie vor den Kopf geschlagen. Sie wurde förmlich von Mitgefühl zerrissen und war stark in Versuchung, der Bitte Folge zu leisten, doch schon der nächste Brief, den sie an jenem Tage öffnete, kam von eben jenem Colonel Cathcart, dem Geschwaderkommandeur ihres Mannes, und er begann:

Geehrte Frau, Herr, Fräulein, oder Herr und Frau Daneeka: Worte können nicht den tiefen persönlichen Schmerz ausdrücken, den ich empfand, als Ihr Gatte, Sohn, Vater oder Bruder gefallen, verwundet oder vermißt gemeldet wurde.

Mrs. Daneeka verzog mit ihren Kindern in die Stadt Lansing im Staate Michigan und teilte niemandem ihre neue Adresse mit.

Yo-Yo's Bettgeher

Als es kalt zu werden begann und walfischförmige Wolken in fast endloser Prozession niedrig am trüben, schiefergrauen Himmel dahertrieben wie die brummenden, dunklen, stählernen Pulks der B-17 und B-24, die vor zwei Monaten zur Invasion Südfrankreichs von ihren italienischen Feldflugplätzen gestartet waren, war es Yossarián wohlig warm. Es war keiner in der Staffel, der nicht wußte, daß Kid Sampsons spirrlige Beine unterdessen an den Strand gespült worden waren und jetzt im feuchten Sand verfaulten. Und keiner war bereit, sie zu bergen, GUS nicht und Wes nieht und auch nicht die Leichenträger vom Lazarett. Jeder tat, als wären Kid Sampsons Beine nicht vorhanden, als habe die Strömung den in seine Einzelteile zerlegten Kid Sampson ebenso nach Süden entführt wie die kompletten Clevinger und Orr. Seit es kalt geworden war, kam es auch kaum vor, daß sich jemand im Gebüsch herumdrückte und wie ein Pervertierter heimlich die verfaulten Beinstümpfe anstarrte.

Mit den schönen Tagen war es aus, und aus war es auch mit den

risikolosen Feindflügen. Statt dessen stach der Regen die Haut wie mit Nadeln, ertrank man im trübeziehenden kalten Nebel, und die Besatzungen flogen in wochenlangen Abständen, immer nur, wenn es aufklarte. Nachts stöhnte der Wind. Die knorrigen, verkümmerten Bäume ächzten und knarrten und lenkten Yossariáns Gedanken allmorgendlich, noch ehe er überhaupt richtig erwacht war, auf Kid Sampsons gedunsene Beine, die in eisigem Regen auf feuchtem Sand langsam, doch mit der Regelmäßigkeit eines tickenden Uhrwerks die blinde, kalte, winddurchtoste Oktobernacht hindurch vor sich hin faulten. Hatte er genugsam an Kid Sampsons Beine gedacht, dann ging er zu dem bejammernswerten Snowden über, der winselnd im Heck des Bombers zu Tode fror und das Geheimnis verstockt so lange in seinem Flak-Anzug verborgen hielt, wie Yossarián mit dem Sterilisieren und Verbinden der belanglosen Beinwunde beschäftigt war, ehe er es großzügig um sich herum auf den Fußboden verstreute. Den Nachtschlaf versuchte Yossarián dadurch anzulocken, daß er sämtliche Männer, Frauen und Kinder seiner Bekanntschaft Revue passieren ließ, die seither verstorben waren. Desgleichen beschwor er alle ihm bekannten Soldaten vor sich herauf und erweckte sogar alle jene Personen wieder zum Leben, die er als Kind mal gesehen hatte — sämtliche Onkels, Tanten, Nachbarn, Eltern und Großeltern, eigene sowohl als fremde, dazu jene rührenden, enttäuschten Kleinhändler, die bereits mit Sonnenaufgang ihre winzigen, staubigen Ladengeschäfte öffneten, in denen sie wie die Narren bis Mitternacht schufteten. Auch diese waren alle schon tot. Die Zahl der Toten schien ständig zuzunehmen. Und die Deutschen kämpften immer noch. Yossarián beschlich der Verdacht, daß der Tod unvermeidlich sei und daß er nicht mehr mit dem Leben davonkommen werde.

Dank Orrs herrlichem Ofen war es Yossarián bei Anbruch der kalten Jahreszeit wohlig warm, und er hätte denn auch ganz behaglich in seinem geheizten Zelt dahinleben können, wäre nicht die Erinnerung an Orr gewesen und die Bande lustiger Mitbewohner, die sich eines Tags gierig auf sein Zelt gestürzt hatten. Sie gehörten zu den beiden kompletten Besatzungen, die Colonel Cathcart als Ersatz für Kid Sampson und McWatt angefordert und innerhalb von 48 Stunden erhalten hatte. Yossarián, der sich nach einem Feindflug müde zu seinem Zelt schleppte, rea-gierte

auf ihr Vorhandensein mit einem gedehnten, krächzenden Seufzer des Protestes.

Es waren insgesamt vier Leute, die sich königlich amüsierten, während sie einander halfen, die Feldbetten aufzustellen. Sie trieben allerlei Possen. Yossarián erkannte auf den ersten Blick, daß es unmögliche Menschen waren. Sie waren voller Lebenslust, voller Eifer und Ausgelassenheit, und sie kannten einander alle schon von zu Hause her. Sie waren ganz und gar unbeschreiblich. Es waren laute, prahlerische, hirnlose Kleinkinder von 21 Jahren. Alle hatten das College besucht und sich mit hübschen, reinen Jungfrauen verlobt, deren Porträts bereits auf der unverputzten Zementverkleidung von Orrs Kamin zu sehen waren. Sie hatten vielerlei Sport getrieben: Bootsrennen, Tennis und Reiten. Ein einziges Mal war einer von ihnen mit einer Frau ins Bett gegangen, die älter war als er. Sie hatten in allen Teilen des Landes die gleichen Bekannten und waren auch im College schön unter sich geblieben. Und sie lasen Sportberichte und interessierten sich tatsächlich dafür, welche Mannschaft wann und wo was gewann. Sie waren ebenso feinfühlig wie Chausseesteine, und ihre Kampfmoral war unübertrefflich. Alle vier freuten sich wie die Schneekönige, daß der Krieg noch im Gange war und ihnen Gelegenheit bot, >die Kugeln pfeifen zu hören<. Als sie halb mit dem Auspacken fertig waren, warf Yossarián sie »Die Burschen sind unmöglich«, ließ Yossarián eisern entschlossen den bleichen, pferdegesichtigen Sergeanten Towser wissen, der sich verzweifelt bemühte. Yossarián klarzumachen, daß auch neuangekommene Offiziere Anspruch auf Unterbringung erheben konnten. Er, der Sergeant, sie nicht berechtigt, ein weiteres Zelt anzufordern, solange Yossarián ein Sechsmannzelt allein bewohne.

»Ich wohne nicht allein in diesem Zelt«, sagte Yossarián erbittert. »Es wohnt noch ein Toter drin. Ein Leichnam namens Mudd.«

»Ach bitte schön, Sir«, sagte der Sergeant Towser flehend und blickte seufzend zu den vier Offizieren hinaus, die sprachlos vor Staunen vor dem Zelt standen und zuhörten. »Mudd ist über Orvieto abgeschossen worden. Das wissen Sie doch. Er flog unmittelbar neben Ihnen.«

»Warum schaffen Sie dann nicht seinen Kram weg?«

»Weil er offiziell nie hier eingetroffen ist. Bitte, Captain, fangen Sie jetzt nicht wieder damit an. Wenn Sie Lust haben, können Sie ja zu Leutnant Nately ziehen. Ich schicke Ihnen gerne jemanden von der Schreibstube, der Ihnen Ihr Zeug umräumt.« Doch Orrs Zelt aufzugeben, hätte bedeutet, Orr aufzugeben und ihn der Ignoranz dieser vier Simpel auszuliefern, die da draußen standen und darauf brannten einzuziehen. Yossarián sah auch keineswegs ein, daß diese jungen Schreihälse, die erst aufgetaucht waren, nachdem die schwere Arbeit getan war, das Recht haben sollten, das schönste Zelt auf der ganzen Insel zu übernehmen. Sergeant Towser erklärte ihm, daß die Dienstvorschrift es nun einmal verlange, und Yossarián blieb nichts übrig, als den Vieren mit zugleich drohender und um Verzeihung bittender Miene Platz zu machen und ihnen mit hilfreichen Winken den Einbruch in seine private Sphäre zu erleichtern, in der sie sich sogleich häuslich einrichteten.

Niemals noch war Yossarián in so niederdrückender Gesellschaft gewesen. Seine Bettgeher schäumten geradezu über vor Lebensfreude. Sie lachten über alles und jedes. Sie nannten ihn humorig Yo-Yo. Sie kamen mitten in der Nacht angetrunken ins Zelt, weckten ihn mit ihren ungeschickten, kichernden Bemühungen, leise zu sein, und bombardierten ihn mit eselhaften, gutgemeinten Vertraulichkeiten, wenn er sich im Bett aufsetzte und sie beschimpfte. Er hätte sie dann gerne massakriert. Sie kamen ihm vor wie Verwandte von Donald Duck. Sie fürchteten sich vor Yossarián und belästigten ihn mit ihrer Großmütigkeit, sie trieben ihn schier zum Wahnsinn, indem sie unablässig anboten, ihm kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Sie waren tollkühn, kindisch, sympathisch, knäbisch, anmaßend, ehrerbietig und laut. Sie waren blöde. Sie beklagten sich über nichts. Sie bewunderten Colonel Cathcart und fanden Colonel Korn witzig. Vor Yossarián hatten sie Angst, aber vor Colonel Cathcarts siebzig Feindflügen hatten sie keine. Sie waren vier gesunde junge Burschen, die sich herrlich amüsierten, und sie brachten Yossarián dem Zusammenbruch nahe. Es war unmöglich, ihnen klarzumachen, daß er ein kauziger Greis von 28 Jahren war, daß er zu einer anderen Generation, einer anderen Ära, in eine andere Welt gehörte; daß es ihn langweilte, sich zu amüsieren, weil das die Mühe nicht lohnte, und daß auch sie ihn langweilten. Unmöglich, sie dazu zu, bringen, das Maul zu halten. Sie waren schlimmer als Weiber. Und sie waren einfach zu bescheuert, um in sich gekehrt oder gehemmt zu sein.

Selbstverständlich hatten sie Busenfreunde in anderen Staffeln, und die kamen ohne jedes Schamgefühl auf Besuch und begannen, das Zelt als Standquartier zu mißbrauchen. Oft war kein Platz für Yossarián. Schlimmer noch — er konnte Schwester Duckett nicht mehr mitbringen und auf sein Bett legen. Und nun, seit Anbruch der schlechten Jahreszeit, gab es überhaupt keinen Platz mehr, wohin er mit ihr gehen konnte. Das war eine Kalamität, die er nicht vorhergesehen hatte. Es juckte ihn, s.einen Mitbewohnern die Schädel einzuschlagen oder sie, einen um den andren, am Schlafittchen und am Hosenboden zu packen und sie ein und für alle mal hinauszuwerfen, in das immergrüne, nasse gummiartige Unkraut, das da zwischen seinem Blechbüchsenpissoir und der aus rohen Brettern gezimmerten Staffellatrine wucherte, die nicht weit entfernt in der Landschaft stand und aussah wie eine gestrandete Seekiste.

Anstatt ihnen die Schädel einzuschlagen, zog er Überschuhe und Regenmantel an und stapfte durch Regen und Dunkelheit zu Häuptling White Halfoat, um ihn aufzufordern, doch auch noch zu ihm ins Zelt zu ziehen und die unbedarften Affen mit seinen gemurmelten Drohungen und seinen schweinischen Manieren zu vertreiben. Aber Häuptling White Halfoat fror; er plante bereits, ins Lazarett umzuziehen und dort an der Lungenentzündung zu verscheiden. Sein Instinkt sagte dem Häuptling, daß die Zeit nahe war. Es schmerzte ihn in der Brust, und er wurde seinen Husten nicht mehr los. Whisky erwärmte ihn nicht mehr. Das schlimmste aber war, daß Captain Flume wieder den Wohnwagen bezogen hatte; das war ein unmißverständliches Omen. »Aber er mußte einfach wieder einziehen!« rief Yossarián und mühte sich vergeblich, den umdüsterten Indianer aufzuheitern, dessen Brust so breit war wie ein Faß, dessen straffes, kleeblü-' tenrotes Gesicht in letzter Zeit jedoch zu einer verzerrten, kalkigen Maske geworden war. »Er würde ja erfrieren, wenn er versuchen wollte, bei diesem Wetter noch länger im Freien zu kampieren.«

»Nein, das Wetter allein hat den gelbbäuchigen Feigling nicht hineingetrieben«, widersprach der Häuptling starrköpfig und

tippte sich dabei, ganz von seinen mystischen Überzeugungen durchdrungen, an die Stirne. »Nein, mein Lieber. Er weiß. Er weiß, daß es für mich an der Zeit ist, an Lungenentzündung zu sterben. Er weiß das. Und daher weiß auch ich, daß es an der Zeit ist.«

»Was sagt denn Doc Daneeka dazu?«

»Ich darf ja nichts sägen«, klagte Doc Daneeka, der auf seinem Hocker in einer dunklen Ecke des Zeltes saß. Sein glattes, spitzes Gesicht glomm taubengrün im flackernden Kerzenschein. Alles roch hier nach Schimmel. Vor einigen Tagen war die Glühlampe durchgebrannt, und keiner der beiden Männer hatte genug Initiative aufgebracht, sie auszuwechseln. »Es ist mir nicht mehr gestattet, meine ärztliche Praxis auszuüben«, fügte Doc Daneeka hinzu.

»Er ist ja tot«, erklärte der Häuptling schadenfroh und lachte rasselnd. »Sehr ulkig, wie?«

»Ich empfange nicht mal mehr meine Löhnung.« »Wirklich höchst spaßhaft«, wiederholte Häuptling White Halfoat.

»Da hat er sich nun monatelang über meine Leber lustig gemacht, und was ist aus ihm geworden? Tot ist er. Gestorben an seiner Geldgier.«

»An Geldgier stirbt man nicht«, stellte Doc Daneeka gleichmütig fest. »Geldgier ist keine bösartige Krankheit. Schuld ist nur die-ser verfluchte Dr. Stubbs, der vor lauter Neid Colonel Cathcart und Colonel Korn gegen die Staffelärzte aufgehetzt hat. Mit seiner Prinzipienreiterei wird er noch den ganzen Ärztestand in yerruf bringen. Aber er soll bloß aufpassen, sonst tut ihn die Ärztekammer in Verschiß, und er darf in keinem Krankenhaus mehr praktizieren.«

Yossarián sah zu, wie der Häuptling behutsam drei leere Haarwasserflaschen mit Whisky füllte und sie zu seinen Sachen in den Kleiderbeutel steckte.

»Komm wenigstens auf dem Weg ins Lazarett bei mir vorbei und schlag einem von den Kerlen die Nase ein«, bat Yossarián. »Ich habe jetzt vier Stück von der Sorte, und sie verdrängen mich aus meinem Zelt.«

»So ähnlich ist es meinem ganzen Stamm ergangen«, erwiderte der Häuptling mit sichtlicher Genugtuung und setzte sich auf sein Bett, um ausgiebig zu kichern. »Warum läßt du die Brüder denn nicht von Captain Black rausschmeißen? Captain Black tut nichts lieber als Leute rausschmeißen.«

Yossarián grinste säuerlich bei der Erwähnung von Captain Black, der die Neuankömmlinge bereits nach Herzenslust anbrüllte, wenn sie zu ihm kamen, um Karten und Weisungen zu holen. Beim bloßen Gedanken an Captain Black empfand Yossarian Mitleid mit seinen Bettgehern und den Wunsch, sie zu beschützen. Als er mit schwingender Taschenlampe durch die Dunkelheit zurück trabte, rief er sich ins Gedächtnis, daß es schließlich nicht ihre Schuld war, wenn sie jung und munter waren. Er wünschte selber, wieder jung und munter zu sein. Und es war auch nicht ihre Schuld, daß sie mutig, sorglos und zuversichtlich waren. Es galt, Geduld mit ihnen zu haben. Waren erst einmal zwei oder drei tot und die übrigen verwundet, dann würden sie schon zur Vernunft kommen. Er gelobte, duldsamer und freundlicher zu sein, doch als er voll von guten Vorsätzen ins Zelt schlüpfte, prasselte dort ein mächtiges Feuer. Yossarián verschlug es die Sprache. Da gingen doch wirklich Orrs wunderschöne Birkenkloben in Rauch auf, wurden pietätlos von seinen Mitbewohnern verfeuert! Er glotzte die vier sturen, von der Hitze geröteten Gesichter an und fühlte Lust, sie mit den Köpfen gegeneinander zu stoßen, sie aber begrüßten ihn lärmend, schoben dienstbeflissen einen Stuhl ans Feuer und boten ihm von ihren gerösteten Kastanien und gebratenen Kartoffeln an. Was sollte er nur mit ihnen machen?

Und früh am folgenden Morgen beseitigten sie auch den toten Mann. Sie ließen ihn ganz einfach verschwinden. Sie schleppten das Feldbett mit seinen Sachen nach draußen, kippten alles ins Gebüsch und rieben sich nach getaner Arbeit befriedigt die Hände. Yossarián war förmlich betäubt von dieser alles niedertrampelnden Lebenslust, diesem Eifer, dieser aufs Praktische gerichte-ten Tüchtigkeit. Da hatten sie nun hemdsärmelig in Minuten ein Problem gelöst, mit dem Yossarián und Sergeant Towser monatelang vergeblich gerungen hatten! Yossarián packte die Angst (er fürchtete, daß sie sich seiner ebenso unbedenklich entledigen könnten), er eilte zu Hungry Joe, und beide flüchteten nach Rom. Das geschah einen Tag, bevor Natelys Hure sich endlich einmal ausschlief und verliebt erwachte.

Natelys Hure

In Rom sehnte er sich nach Schwester Duckett. Es gab dort nicht viel anderes für ihn zu tun, nachdem Hungry Joe nach Pianosa zurückgefahren war, um Post zu fliegen. Yossarián sehnte sich so sehr nach Schwester Duckett, daß er die Straßen gierig nach Luciana absuchte, deren Lachen und unsichtbare Narbe er nicht vergessen hatte, oder auch nach der versoffenen, verdrückten, verschwiemelten Nutte mit dem prall gefüllten, weißen BH und der aufgeknöpften orangefarbigen Satinbluse, deren obszönen, lachsfarbigen Kameenring Aarfy so kaltblütig aus dem Fenster des Autos geworfen hatte. Wie er sich nach diesen beiden Mädchen sehnte! Vergeblich hielt er nach ihnen Ausschau. Er liebte sie so sehr und wußte doch, daß er keine von beiden je wieder zu sehen bekommen würde. Verzweiflung nagte an ihm. Visionen peinigten ihn. Er wünschte sich Schwester Duckett mit hochgeschobenem Rock und nackten, schmalen Schenkeln. Er rutschte über ein dürres Straßenmädchen mit feuchtem Husten, das ihn in einer Gasse zwischen den Hotels aufgegabelt hatte, doch das war kein Spaß, und er begab sich eilig ins Quartier der Mannschaften zu der fetten, freundlichen Magd in den zitronenfarbigen Höschen, die sich zwar rasend freute, ihn zu sehen, ihn aber nicht potent machen konnte. Da legte er sich frühzeitig und allein schlafen. Er wachte enttäuscht auf und pimperte ein naseweises, pausbackiges, kurz gewachsenes Mädchen, das er nach dem Frühstück in der Wohnung vorfand, doch war auch das kein großer Spaß, und als er fertig war, jagte er sie weg und legte sich wieder schlafen. So schlummerte er bis zum Mittag und kaufte dann Geschenke für Schwester Duckett ein, dazu ein Tüchlein für die Magd in den zitronenfarbigen Höschen, die ihn dafür mit so gargantuanischer Dankbarkeit umarmte, daß er wieder Lust auf Schwester Duckett bekam und geil wie ein Bock auf die Suche nach Luciana ging. Statt ihrer entdeckte er Aarfy, der mit Hungry Joe, Nately, Dunbar und Dobbs in Rom gelandet war, sich aber um keinen Preis an dem alkoholisierten nächtlichen Ausflug beteiligen wollte, dessen Zweck es sein sollte, Natelys Hure aus den Händen der Bonzen zu befreien, die sie im Hotel gefangen hielten, weil sie nicht Onkel sagen wollte.

»Warum soll ich mich in Schwulitäten bringen, bloß um ihr zu helfen?« verlangte Aarfy hochmütig zu wissen. »Sag Nately aber nicht, daß ich das gesagt habe. Sag ihm lieber, ich hätte mich mit zwei sehr einflußreichen Logenbrüdern verabredet.« Die ältlichen Bonzen wollten Nately s Hure nicht freigeben, ehe sie sie dazu gebracht hatten, Onkel zu sagen. »Sag Onkel«, forderten sie sie auf.

»Onkel«, sagte sie.

»Nein, nein. Sag Onkel.«

»Onkel«, sagte sie.

»Sie begreift immer noch nicht.«

»Du verstehst noch immer nicht, wie? Also hör zu: Wir können dich nicht dazu bringen, Onkel zu sagen, solange du nicht *nicht* Onkel sagen willst. Verstehst du das? Also sag nicht Onkel, wenn ich dich auffordere, Onkel zu sagen. Klar? Sag Onkel.« »Onkel«, sagte sie.

»Nein, du sollst nicht Onkel sagen. Sag Onkel.«

Diesmal sagte sie nicht Onkel.

»Sehr gut!«

»Sehr, sehr gut!«

»Das war schon mal ein Anfang. Nun sag Onkel.«

»Onkel«, sagte sie.

»Wieder nichts.«

»Nein, so geht es nicht. Wir machen ihr eben gar keinen Eindruck. Es macht keinen Spaß, sie dazu zu bringen, Onkel zu sagen, wenn es ihr im Grunde Wurst ist, ob wir sie dazu bringen oder nicht.«

»Nein, es ist ihr wohl wirklich egal. Sag Fuß.«

»Fuß.«

»Seht ihr? Es ist ihr ganz gleich, was wir anstellen. Sie macht sich nichts aus uns. Du machst dir nichts aus uns, nicht wahr?«

»Onkel«, sagte sie.

Sie machte sich wirklich nichts aus ihnen, und das brachte die Herren ganz aus dem Konzept. Jedesmal, wenn sie gähnte, schüttelte man sie kräftig. Doch schien ihr alles einerlei zu sein, und es machte ihr auch keinen Eindruck, als man drohte, sie aus dem Fenster zu werfen. Die Herren waren samt und sonders außerordentlich distinguiert und hoffnungslos verderbt. Sie aber langweilte sich. Ihr war alles egal, sie sehnte sich einzig nach Schlaf.

Sie war nun schon seit 22 Stunden an der Arbeit und bedauerte, daß die Herren ihr nicht erlaubt hatten, zusammen mit den beiden anderen Mädchen zu gehen, die zu Beginn der Orgie dabeigewesen waren. Es war ihr nicht ganz klar, warum sie gleichzeitig mit diesen Herren lachen und warum es ausgerechnet ihr Spaß machen sollte, wenn sie sich zu ihr ins Bett legten. Das alles ihr sehr mysteriös vor und äußerst Sie wußte nicht genau, was man von ihr erwartete. Immer, wenn ihr die Augen zufielen und ihr der Kopf auf die Brust sank, wurde sie geschüttelt und gezwungen, Onkel zu sagen. Immer wenn sie Onkel sagte, waren die Herren enttäuscht. Sie überlegte, was Onkel bedeuten mochte. Sie saß teilnahmslos und stumpf auf dem Sofa. Ihre Kleider lagen in einer Ecke des Zimmers. Sie fragte sich, wie lange die Herren wohl noch nackend mit ihr herumsitzen und sie auffordern würden, Onkel zu sagen — in der eleganten Zimmerflucht dieses Hotels, zu dem Orrs ehemalige Freundin Nately und die anderen Mitglieder der zusammengewürfelten Rettungsmannschaft führte, wobei sie sich schier ausschütten wollte vor Lachen über Yossarián und Dunbar, die beide betrunken waren. Dunbar kniff Orr's Freundin anerkennend in den Hintern und reichte sie an Yossarián weiter, der sie gegen den Türrahmen drängte, ihre Hüften mit beiden Händen packte und sich wollüstig an ihr rieb, bis Nately ihn fort und in den blauen Salon zerrte, wo Dunbar bereits alles, was ihm in die Finger kam, zum Fenster hinaus in den Hof warf. Dobbs zerschlug unterdessen das Mobiliar mit einem schmiedeeisernen Blumenständer. Plötzlich erschien ein nackter, lächerlich anzusehender Mann mit errötender Blinddarmnarbe in der Tür und brüllte: »Was geht hier vor?«

»Sie haben dreckige Zehen«, erwiderte Dunbar.

Der Mann bedeckte seine Blöße mit beiden Händen und zog sich zurück. Dunbar, Dobbs und Hungry Joe fuhren fort, unter Jubelgeschrei alles zum Fenster hinauszuwerfen, was hinaus wollte. Sehr bald kamen die Koffer dran, die auf dem Fußboden standen, und die Kleider, die auf dem Sofa lagen. Sie machten sich gerade an den Wäscheschrank, als die Tür nach nebenan sich wieder öffnete und ein Mann barfuß und gewichtig hereinpatschte, der vom Hals aufwärts außerordentlich würdevoll aussah. »Aufhören da«, bellte er. »Was denken Sie sich eigentlich?«

»Sie haben schmutzige Zehen«, sagte Dunbar Der Mann bedeckte ebenso wie der erste seine Blöße und verschwand. Nately stürmte hinterdrein, wurde jedoch von dem ersten Offizier aufgehalten, der zurückgewatschelt kam und dabei ein Kissen vor sich hielt wie eine Nackttänzerin ihren Fächer.

»He. Leute!« brüllte er wütend. »Aufhören!«

»Aufhören«, erwiderte Dunbar.

»Sie haben mich wohl nicht verstanden?«

»Sie haben mich wohl nicht verstanden?« sagte Dunbar. Der Offizier stampfte schmollend mit dem Fuß auf und gebärdete sich, so gut es gehen wollte, wie ein Rasender. »Wiederhoabsichtlich len Sie etwa alles. was ich »Wiederholen etwa absichtlich alles, was ich Sie »Ich werde Sie durchprügeln«, und der Mann hob die Faust. »Ich werde Sie durchprügeln«, verwarnte Dunbar ihn kalt. »Sie sind ein deutscher Spion, und ich werde Sie erschießen lassen.« »Deutscher Spion? Ich bin ein amerikanischer Stabsoffizier!« »Sie sehen nicht aus wie ein amerikanischer Stabsoffizier, sondern wie ein fetter Mann mit einem Kissen vorm Bauch. Wo ist Ihre Uniform. Sie amerikanischer Stabsoffizier?« »Gerade eben haben Sie sie zum Fenster rausgeschmissen.« »Los, Leute«, befahl Dunbar. »Sperrt den Blödian ein. Bringt den Blödian auf die Wache, sperrt ihn ein und werft den Schlüssel weg.«

Der Colonel wurde bleich vor Entsetzen. »Seid ihr denn alle wahnsinnig? Wo ist denn Ihre Legitimation? He, Sie! Kommen Sie zurück!« Doch es war schon zu spät. Nately, der durch den Türspalt gesehen hatte, daß sein Mädchen nebenan auf dem Sofa saß, war schon an ihm vorbei und durch die Tür geschlüpft. Die anderen drängten hinter ihm her und standen gleich darauf mitten unter den nackten Bonzen. Bei ihrem Anblick lachte Hungry Joe hysterisch, zeigte mit dem Finger auf jeden einzelnen von ihnen und hielt sich vor Lachen den Kopf. Zwei der Herren, die recht kräftig aussahen, näherten sich in feindseliger Absicht, sahen dann aber in den Augen von Dobbs und Dunbar ein bösartiges Flackern und in den Händen von Dobbs den schmiedeeisernen Blumenständer, mit dem er im Salon das Mobiliar zertrümmert hatte und den er immer noch umklammert hielt wie eine Keule. Nately war bereits neben seinem Mädchen. Sekundenlang starrte sie ihn an, ohne ihn zu erkennen, lächelte dann aber und ließ den Kopf an seine Schulter sinken, wobei sie die Augen schloß. Nately war im siebenten Himmel, denn noch nie hatte sie ihn angelächelt.

»Filpo«, sagte ein gefaßt dreinblickender, verlebt aussehender schlanker Mann, der sich bislang nicht in seinem Sessel gerührt hatte, »Sie sind unfähig, einen Befehl auszuführen. Ich habe Ihnen befohlen: werfen Sie die Kerle raus. Was aber machen Sie? Sie bringen die Kerle rein. Begreifen Sie gar nicht, daß das nicht das gleiche ist?«

»Man hat unsere Sachen zum Fenster hinausgeworfen, General.« »Geschieht Ihnen recht. Auch unsere Uniformen? Das war wirklich schlau. Ohne unsere Uniformen werden wir nie jemanden davon überzeugen können, daß wir was Besseres sind als andere Leute.«

»Man müßte die Namen der Burschen notieren, Lou ...«
»Ach, laß doch, Ned«, entgegnete der schlanke Mann mit hervorragend gespielter Gleichgültigkeit. »Du verstehst es vielleicht, Panzerdivisionen zum Angriff anzusetzen, aber in einer prekären gesellschaftlichen Situation bist du so gut wie völlig unbrauchbar. Früher oder später werden wir unsere Uniformen zurückbekommen, und dann sind wir wieder ihre Vorgesetzten. Haben sie wirklich die Uniformen hinausgeworfen? Ich muß schon sagen: prächtige Taktiker.«

»Alles haben sie rausgeworfen.«

»Auch das Zeug, das im Schrank ist?«

»Sie haben den Schrank durchs Fenster gekippt, General. Das war der Bums, den wir vorhin gehört haben, als wir dachten: jetzt kommen sie und murksen uns ab.«

»Und du bist der nächste«, sagte Dunbar bedrohlich. Der General wurde blaß. »Weshalb ist er denn so wütend?« erkundigte er sich bei Yossarián.

»Er meint es leider ernst«, sagte Yossarián. »Lassen Sie lieber das Mädchen gehen.«

»Nehmt sie, nehmt sie!« versetzte der General erleichtert. »Sie hat ohnedies nichts anderes getan als unser Selbstvertrauen erschüttert. Für die hundert Dollar, die wir ihr gezahlt haben, hätte sie uns wenigstens Abneigung oder Ekel bezeigen können. Doch nicht einmal dazu hat es bei ihr gelangt. Ihr hübscher junger

Freund dort scheint etwas für sie übrig zu haben. Sehen Sie nur, wie er ihr die Schenkel tätschelt, während er so tut, als zöge er ihr die Strümpfe an.«

Der auf frischer Tat ertappte Nately errötete schuldbewußt und beeilte sich, seine Freundin anzukleiden. Sie schlief fest und atmete dabei so regelmäßig, daß es sich anhörte, als schnarche sie leise.

»Los, auf sie, Lpu!« drängte der andere Offizier. »Wir haben die zahlenmäßige Überlegenheit und können eine Umfassungsbewegung versuchen ...«

»O nein, Bill«, seufzte der General. »Du magst ja ein kleiner Tausendsassa sein, wenn es sich darum handelt, bei gutem Wetter in ebenem Terrain einen Feind einzukreisen, der bereits seine Reserven nach vorne geworfen hat, im übrigen aber bist du kein großer Denker. Warum sollten wir sie behalten wollen?«

»Unsere strategische Lage ist höchst übel, General. Wir besitzen nicht das kleinste Hemd, und für den, der durch die Hotelhalle und in den Hof gehen muß, um unsere Klamotten herbeizuschaffen, wird das sehr peinlich.«

»Richtig, Filpo«, erwiderte der General. »Und eben darum werden Sie derjenige sein, der diesen Auftrag übernimmt. Fangen Sie nur gleich an.«

»Nackt, Sir?«

»Wenn Sie wollen, dürfen Sie Ihr Kissen mitnehmen. Und wenn Sie schon unten sind und meine Unterwäsche und meine Uniform zusammenklauben, können Sie gleich Zigaretten mitbringen.«

»Ich werde Ihnen alles heraufschicken lassen«, erbot sich Yossarián. »Ah, sehen Sie, General«, seufzte Filpo erleichtert. »Nun brauche ich doch nicht selber zu gehen.«

»Filpo, Sie sind ein Narr. Merken Sie denn nicht, daß er lügt?« »Lügen Sie?«

Yossarián nickte, und Filpos Glaube an die Menschheit war zerstört. Yossarián lachte und half Nately, sein Mädchen auf den Flur hinaus und zum Aufzug zu bringen. Sie lächelte, als träume sie einen süßen Traum, und sie schlief fest, den Kopf an Natelys Schulter gelehnt. Dobbs und Dunbar rannten auf die Straße und hielten ein Taxi an.

Als sie ausstiegen, machte Natelys Hure die Augen auf. Sie schluckte mehrmals trocken während des kraftraubenden Aufstiegs zur Wohnung, doch als Nately sie ausgezogen und zu Bett gebracht hatte, schlief sie schon wieder fest. So schlief sie achtzehn Stunden lang, und den ganzen nächsten Vormittag über flitzte Nately in der Wohnung herum und bedeutete jedem, den er zu Gesicht bekam, keinen Lärm zu machen. Als sie aufwachte, war sie Hals über Kopf in ihn verliebt. Genau betrachtet war alles, dessen es bedurft hatte, ihr Herz zu gewinnen, ein wirklich ausgiebiger Nachtschlaf.

Das Mädchen lächelte wohlig, als es die Augen aufschlug und ihn erblickte. Dann dehnte sie die langen Beine wollüstig unter dem raschelnden Laken und bedeutete ihm mit dem geziert idiotischen Blick des läufigen Weibchens, sich neben sie zu legen. Nately war so hingerissen und so von seinem Glück verwirrt, daß er sich beinahe nichts daraus machte, als Schwesterchen ihm wiederum hinderlich wurde, indem sie gerade jetzt ins Zimmer stürzte und sich zwischen beide aufs Bett warf. Natelys Hure verfluchte und ohrfeigte sie, diesmal jedoch lachend und großmütig, und Nately setzte sich selbstzufrieden im Bett auf und fühlte sich, eine Frau in jedem Arm, stark und als Beschützer. Er fand, daß sie ein herrliches Familienbild abgaben. Wenn sie alt genug dazu wäre, sollte Schwesterchen auf ein piekfeines College gehen — dafür wollte er schon sorgen. Einige Minuten später hüpfte Nately aus dem Bett, um seinen Freunden lauthals diese herrliche Schicksalswendung bekannt zu machen. Jubelnd forderte er sie auf, ihn in seinem Zimmer zu besuchen, und als sie angetrabt kamen, knallte er vor ihren verblüfften Gesichtern die Tür zu. Es war ihm gerade noch rechtzeitig eingefallen, daß sein Mädchen nicht angezogen war.

»Zieh dich an«, befahl er ihr und beglückwünschte sich im stillen zu seiner Geistesgegenwart.

»Perche?« fragte sie neugierig.

»Perche?« wiederholte er, gutmütig kichernd. »Weil ich nicht will, daß dich jemand sieht, wenn du nicht angezogen bist.« »Perche no?« fragte sie.

»Perche no?« Er starrte sie erstaunt an. »Weil es ungehörig ist, daß andere Männer dich unangezogen sehen.«

»Perche?«

»Weil ich es sage!« Nately platzte förmlich bei der vergeblichen Bemühung, sich verständlich zu machen.

»Und widersprich mir jetzt nicht. Ich bin der Mann, und du hast zu tun, was ich sage. Ich verbiete dir, in Zukunft das Zimmer zu verlassen, wenn du nicht vollständig angekleidet bist. Verstanden?«

Natelys Hure betrachtete ihn, als sei er übergeschnappt. »Bist du verrückt? Che succede?«

»Ich meine genau, was ich sage.«

»Tu sei pazzo?« brüllte sie ungläubig und empört und sprang aus dem Bett. Unverständlich vor sich hin geifernd, streifte sie die Höschen über und marschierte entschlossen zur Tür. Nately reckte sich auf und verkündete mit seiner ganzen männlichen Autorität: »Ich verbiete dir, in diesem Zustand das Zimmer zu verlassen!«

»Tu sei pazzo!« rief sie über die Schulter zurück, während sie kopfschüttelnd hinausging. »Idiota! Tu sei un pazzo inbecille!« »Tu sei pazzo«, sagte das magere Schwesterchen und machte sich mit dem gleichen hochmütigen Wiegen der Hüften auf den Weg zur Tür. »Komm zurück!« befahl Nately ihr.»Ich verbiete auch Zustand dir in diesem aus dem Zimmer zu »Idiota!« rief Schwesterchen ihm würdevoll zu, nachdem sie an vorbeiflaniert war. »Tu sei un pazzo imbecille.« Sekundenlang rannte Nately ratlos und zornig im Kreise herum, dann wetzte er in den Salon, um seinen Freunden zu verbieten, seine Freundin zu betrachten, während diese sich, nur mit Höschen bekleidet, über ihn beschwerte.

»Warum nicht?« fragte Dunbar.

»Warum nicht?« keuchte Nately. »Weil sie jetzt mein Mädchen ist und weil es sich für euch nicht schickt, sie anders als vollständig bekleidet zu sehen.«

 $\verb|wWarum| nicht? <\!< fragte Dunbar.$

»Siehst du?« sagte sein Mädchen achselzuckend. »Lui e pazzo.« »Si, e molto pazzo«, echote Schwesterchen.

»Na, dann sorg doch dafür, daß sie ihre Fetzen anzieht, wenn du nicht willst, daß wir sie so sehen«, warf Hungry Joe ihm vor. »Was verlangst du eigentlich von uns?«

»Sie hört nicht auf mich«, gestand Nately kleinlaut. »Also werdet ihr von jetzt an, immer wenn sie ausgezogen herumläuft,

entweder die Augen zumachen oder woanders hinsehen. Einverstanden?«

»Madonn'!« schrie sein Mädchen gereizt und stapfte aus dem Zimmer.

»Madonn'!« schrie Schwesterchen und stapfte hinterher. »Liu e pazzo«, bemerkte Yossarián gutmütig. »Ich sehe mich gezwungen, das zuzugeben.«

»Bist du verrückt oder was ?« wollte Hungry Joe von Nately wissen.

»Nächstens wirst du auch noch von ihr verlangen, daß sie nicht mehr auf den Strich geht.«

»Ich verbiete dir«, sagte Nately zu seinem Mädchen, »in Zukunft noch einmal auf den Strich zu gehen.«

»Perche?« fragte sie interessiert.

»Perche?« kreischte er zurück. »Weil es sich nicht schickt! Darum nicht!«

»Perche no?«

»Weil es sich nun einmal nicht schickt!« beharrte, Nately. »Ein anständiges junges Mädchen geht nicht auf die Jagd nach Männern, um mit ihnen zu schlafen. Ich werde dir so viel Geld geben wie du brauchst, und dann hast du das nicht mehr nötig.« »Und was soll ich statt dessen den ganzen Tag tun?« »Tun?« fragte Nately. »Na, das gleiche wie deine Freundinnen.« »Meine Freundinnen gehen auf die Jagd nach Männern, um mit ihnen zu schlafen.«

»Dann schaff dir gefälligst andere Freundinnen an! Ich möchte, daß du solche Mädchen von nun an nicht einmal mehr ansiehst. Prostitution ist etwas Schlechtes! Das weiß jeder! Sogar der da.« Und er wandte sich zuversichtlich an den erfahrenen alten Mann. »Habe ich nicht recht?«

»Sie haben unrecht«, erwiderte der alte Mann. »Durch die Prostitution lernt sie andere Menschen kennen, kommt an die frische Luft, hat ordentlich Bewegung und vermeidet Unannehmlichkeiten.«

»Ich verbiete dir«, eröffnete Nately seiner Freundin streng, »ich verbiete dir, in Zukunft noch irgendwas mit diesem schlechten alten Mann zu tun zu haben.«

»Va fongul!« erwiderte das Mädchen und rollte verzweifelt die Augen. »Was will er nur von mir?« erkundigte sie sich flehend und schüttelte die Fäuste. »Lasciami!« sagte sie, gleichzeitig bet-

telnd und drohend. »Stupido! Wenn du meine Freundinnen so schlecht findest, dann sag doch deinen Freunden, sie sollen nicht immerzu mit meinen Freundinnen Fuckifuck machen!« »Ich finde«, sagte Nately zu seinen Freunden, »daß ihr Burschen von jetzt an aufhören solltet, hinter ihren Freundinnen herzulaufen. Werdet mal ein bißchen solide.«

»Madonn'i« kreischten seine Freunde verzweifelt und rollten mit den Augen.

Nately war schlichtweg übergeschnappt. Er verlangte, sie alle sollten sich vom Fleck weg verlieben und heiraten. Dunbar sollte Orrs Hure heiraten, Yossarián sich in Schwester Duckett oder auch eine beliebige andere Frauensperson verlieben. Nach dem Krieg sollten sie alle in die Firma seines Vaters eintreten und mit Frauen und Kindern das gleiche Villenviertel bevölkern. Nately sah das alles sehr deutlich. Die Liebe hatte einen romantischen Tropf aus ihm gemacht, und sie schoben ihn schließlich in sein Schlafzimmer, wo er sich mit seinem Mädchen über Captain Black streiten konnte. Sie erklärte sich schließlich bereit, nicht wieder mit Captain Black ins Bett zu gehen und ihm auch nichts mehr von Natelys Geld zu schenken, weigerte sich aber rund heraus, ihre Freundschaft mit dem verkommenen, abgerissenen, schmutzigen alten Mann aufzugeben, der Natelys Romanze mit beleidigender Herablassung beobachtete und sich ganz einfach weigerte, zuzugeben, daß der Kongreß der Vereinigten Staaten von allen beratenden Körperschaften der Welt die bedeutendste sei.

»Ich verbiete dir«, befahl Nately seinem Mädchen, »in Zukunft mit diesem ekelhaften alten Kerl auch nur zu reden!«

»Wieder der alte Mann?« jammerte das Mädchen verstört. »Perche no?«

- »Weil er was gegen das amerikanische Parlament hat.«
- »Mamma mia! Was ist nur mit dir los!«
- »E pazzo«, bemerkte Schwesterchen philosophisch. »Das ist mit ihm los.«

»Si«, stimmte die Ältere bereitwillig zu und fuhr sich mit beiden Händen in die vollen braunen Haafe. »Lui e pazzo.« Doch als Nately weg war, vermißte sie ihn sehr und wütete gegen Yossarián, als er Nately mit voller Kraft ins Gesicht boxte und ihn mit gebrochener Nase ins Lazarett schickte.

Thanksgiving

In Wirklichkeit war Sergeant Knight daran schuld, daß Yossarian an Thanksgiving Nately die Nase einschlug, nachdem sich alle Angehörigen des Geschwaders pflichtschuldigst bei Milo für ienes unvorstellbar opulente Mahl bedankt hatten, das Offiziere und Mannschaften den ganzen Nachmittag lang gierig in sich hineinschlingen durften, und für den billigen Whisky, den er flaschenweise wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn an jeden austeilte, der darum bat. Noch ehe es dunkel wurde, sah man überall junge Soldaten mit käseweißen Gesichtern, die sich erbrachen oder bewußtlos umfielen. Die Atmosphäre war geradezu verpestet. Manche jedoch wurden im Laufe der Zeit immer lustiger, und so setzte sich das ziellose, lärmende Fest immer weiter fort. Es war eine rauhe, gewalttätige, trunkene Saturnalie, die geräuschvoll auf den Wald, auf das Offizierskasino und von dort auf die Hügel, das Lazarett und die Flakstellungen übergriff. Es kam zu mehreren Faustkämpfen und zu einer Messerstecherei. Beim Spielen mit einer geladenen Pistole schoß Korporal Kolodny sich durch den Fuß, und während er in der davonrasenden Ambulanz lag und das Blut aus seiner Wunde spritzte, pinselte man ihm Zahnfleisch und Zehen rot an. Männer mit zerschnittenen Fingern, blutigen Köpfen, mit Magenkrämpfen und gebrochenen Knöcheln hinkten bußfertig zum Krankenzelt, ließen sich von GUS und Wes Zehen und Zahnfleisch rot pinseln und bekamen ein Abführmittel, das sie wegwerfen durften. Die fröhliche Feier zog sich weit in die Nacht hinein, und die Stille wurde wieder und wieder von den Jubelrufen und dem Wehgeschrei derjenigen unterbrochen, die sich amüsierten oder denen übel war. Man hörte lärmende Begrüßungen, Drohungen und Flüche, Ächzen und Würgen und den Knall, mit dem Flaschen auf Stein zerplatzten. Aus der Ferne drang unsittlicher Gesang herüber. Es war noch schlimmer als am Silvesterabend.

Yossarián legte sich sicherheitshalber früh zu Bett und träumte, daß er mit rasend klappernden Absätzen Hals über Kopf eine endlose Holztreppe hinunterflüchtete. Er erwachte ein wenig und begriff, daß jemand ein Maschinengewehr auf ihn abfeuerte. Ein gepeinigtes, angstvolles Schluchzen stieg in seine Kehle. Zunächst glaubte er, Milo greife wiederum das Geschwader an, stürzte sich von seinem Bett und knäulte sich zitternd und betend darunter

zusammen. Sein Herz ging wie ein Schmiedehammer, und sein Körper war von kaltem Schweiß bedeckt. Es waren aber keine Flugzeuge zu hören. Von ferne drang trunkenes, fröhliches Gelächter herüber. Über die kurzen scharfen Feuerstöße des MG hinweg krähte eine bekannte Stimme lustig »Prost Neujahr! Prost Neujahr!« und Yossarián begriff, daß einige Herren sich scherzeshalber in die mit Sandsäcken gesicherten MG-Stellungen begeben hatten, die Milo nach seinem Angriff auf das Geschwader in den Hügeln errichtet und mit seinen eigenen Leuten bemannt hatte.

Als Yossarián erkannte, daß er das Opfer eines leichtfertigen Ulkes geworden war, der ihm den Schlaf geraubt und ihn zu einem winselnden Häufchen Elend herabgewürdigt hatte, kochte er vor Wut. Er wollte töten, er wollte morden. So wütend war er noch nie gewesen, nicht einmal, als er McWatts Kehle umklammerte, um ihn zu erwürgen. Wieder eröffnete das MG sein Feuer. Man hörte »Prost Neujahr!« rufen, und wie das schadenfrohe Lachen einer Hexe rollte Gelächter von den Hügeln herab in die Dunkelheit. Yossarián stürzte in Mokassins und Overalls wutschnaubend aus seinem Zelt, stieß im Laufen ein Magazin in den Griff seiner schweren Pistole und lud durch. Dann legte er den Sicherungsflügel um und war schußbereit. Er hörte, daß Nately hinter ihm herkam und ihn flehend beim Namen rief. Von dem schwarzen Hügel oberhalb des Motorpools eröffnete das MG jetzt wiederum das Feuer, und orangefarbene Leuchtspurgeschosse strichen niedrig über die schattenhaft sichtbaren Zelte. Zwischen den kurzen Feuerstößen ließ sich bellendes Gelächter vernehmen. Yossarián fühlte den Haß wie eine Säure in sich brennen; die Lumpen wollten ihm doch wieder ans Leben! Blindwütig und entschlossen rannte er durch den Staffelbereich, so schnell er konnte am Motorpool vorbei und stampfte bereits den schmalen, gewundenen Pfad bergan, als er schließlich von Nately eingeholt wurde, der kummervoll immer noch »Yo-Yo« rief und ihn inständig bat, stehen zu bleiben. Er packte Yossarián an der Schulter und versuchte, ihn festzuhalten. Yossarián entwand sich seinem Griff. Nately packte neuerlich zu, und Yossarián knallte seine Faust mit voller Kraft in Natelys zartes, junges Gesicht, wobei er ihn laut zum Teufel wünschte. Dann holte er aus, um ihn noch einmal zu treffen, Nately war aber bereits stöhnend aus

dem Blickfeld verschwunden und lag zusammengerollt auf dem Boden, den Kopf., in den Händen, und zwischen seinen Fingern strömte das Blut heraus. Yossarián wirbelte herum und rannte, ohne noch einmal zurückzublicken, keuchend den Pfad hinan. Bald schon sah er das MG. Bei dem Geräusch seiner Schritte wurde der Umriß zweier aufspringender Gestalten gegen den Himmel sichtbar, die boshaft lachend in der Dunkelheit verschwanden, ehe er anlangte. Er war nicht schnell genug gewesen. Ihre Schritte entfernten sich, und die runde Befestigung aus Sandsäcken lag stumm im kühlen, windlosen Mondlicht. Yossarián sah sich niedergeschlagen um. Aus der Ferne drang wieder hämisches Lachen herüber. In der Nähe knackte ein Zweig. Von einem kalten Wonneschauer überrieselt, ließ Yossarián sich auf die Knie nieder und zielte. Jenseits der Sandsäcke hörte er leichtes Rascheln und feuerte zweimal. Sogleich schoß jemand zurück, und er erkannte den Schützen.

»Dunbar?« rief er.

»Yossarián?«

Beide Männer verließen ihre Verstecke und gingen mit gesenkten Pistolen enttäuscht und müde aufeinander zu. Sie waren von ihrem Lauf noch außer Atem und erschauerten in der kalten Nachtluft.

»Die Schweine«, sagte Yossarián. »Sie sind entwischt.« »Die haben mich zehn Jahre meines Lebens gekostet«, versicherte Dunbar. »Ich dachte schon, dieser Lumpenhund Milo bombardiert uns wieder. Ich habe noch nie solche Angst ausgestanden. Wenn ich nur wüßte, wer diese Hunde waren.«

»Einer war Sergeant Knight.«

»Na los, legen wir ihn um«, sagte Dunbar mit klappernden Zähnen. »Er hat kein Recht, uns so zu erschrecken.«

Yossarián hatte keine Lust mehr, jemanden umzulegen. »Wir wollen erst mal nach Nately sehen. Ich glaube, ich habe ihm da unten fürchterlich eins versetzt.«

Es war nirgends etwas von Nately zu sehen, obwohl Yossarián die richtige Stelle an den Blutspuren auf den Steinen erkannte. Nately war auch nicht in seinem Zelt, und sie erwischten ihn erst, als sie sich am nächsten Morgen als Patienten ins Lazarett aufnehmen ließen, nachdem sie erfahren hatten, daß er noch in der Nacht mit einer gebrochenen Nase eingeliefert worden war. Na-

tely strahlte furchtsam überrascht, als sie in Schlafröcken und Pantoffeln hinter Schwester Gramer auf die Station trabten und ihre Betten zugeteilt erhielten. Natelys Nase steckte in einem unförmigen Gipsverband, und er hatte zwei veilchenblaue Augen. Er errötete immer wieder vor Verlegenheit und entschuldigte sich bei Yossarián, als Yossarián an sein Bett kam, um sich dafür zu entschuldigen, daß er ihn so zugerichtet hatte. Yossarián war es richtig übel; er konnte es kaum ertragen, Natelys zerschlagenes Gesicht anzusehen, obwohl der Anblick gleichzeitig so komisch war, daß er Lust fühlte, laut herauszulachen. Dunbar betrachtete solche Sentimentalitäten mit Abscheu, und alle drei waren erleichtert, als Hungry Joe unerwartet mit seiner komplizierten schwarzen Kamera hereingestürzt kam. Er mimte Blinddarmentzündung, um sich nahe bei Yossarián halten und ihn photographieren zu können, wenn er Schwester Duckett tätschelte. Er wurde aber geradeso enttäuscht wie Yossarián. Schwester Duckett hatte nämlich beschlossen, einen Arzt zu heiraten — irgendeinen Arzt, denn sie verdienten alle so herrlich viel Geld — und wollte kein Risiko unter den Augen jenes Mannes eingehen, der vielleicht eines Tages ihr Gatte sein würde. Hungry Joe war wütend und untröstlich, bis plötzlich — ausgerechnet! — der Kaplan ' in einem dunkelbraunen Schlafrock hereingeführt wurde. Der Kaplan strahlte wie ein unterernährter Leuchtturm das Grinsen einer Selbstzufriedenheit aus, die zu gewaltig war, um ganz verborgen werden zu können. Der Kaplan war mit Herzbeschwerden ins Lazarett aufgenommen worden, die nach Meinung der Ärzte von Blähungen herrührten; außerdem litt er an einem akuten Fall von Wisconsenitis. »Was, um Gottes willen, ist denn Wisconsenitis?« fragte Yossarián.

»Genau das wollten die Ärzte auch wissen!« platzte der Kaplan stolz heraus und brach in ein Gelächter aus. Niemand hatte ihn je so glücklich, so schalkhaft gesehen. »Ja begreift ihr denn nicht, daß es Wisconsertitis überhaupt nicht gibt? Ich habe gelogen. Ich habe mich mit den Ärzten geeinigt. Ich habe ihnen versprochen, daß ich es ihnen sagen würde, wenn die Wisconsenitis vorbei ist, vorausgesetzt, daß sie nichts unternehmen, um diese Krankheit zu heilen. Ich habe noch nie zuvor gelogen. Ist das nicht herrlich?«

Der Kaplan hatte gesündigt, und das war gut. Sein gesunder

Menschenverstand sagte ihm, daß es Sünde war, zu lügen und sich der Erfüllung seiner Pflichten zu entziehen. Andererseits aber wußte jeder, daß Sünde böse war, und daß aus Bösem nichts Gutes entstehen kann. Und doch fühlte er sich sehr gut; er fühlte sich garadezu wunderbar. Und daraus folgte nun wieder logisch, daß es keine Sünde sein konnte, zu lügen und sich der Erfüllung seiner Pflichten zu entziehen. In einem Augenblick göttlicher Eingebung hatte der Kaplan die Technik der Abwehr durch Rationalisierung entdeckt, und diese Entdeckung erfüllte ihn mit Jubel. Es war ein Wunder. Er begriff nun, daß fast nichts dazu gehörte, Sünde in Tugend und üble Nachrede in Wahrheit zu verkehren, daß es leicht ist, Kraftlosigkeit als Enthaltsamkeit, Anmaßung als Demut, Raub als Menschenfreundlichkeit, Betrug als Ehrenhaftigk^it, Lästerung als Weisheit, Roheit als Vaterlandsliebe und Sadismus als Gerechtigkeit hinzustellen. Das konnte jeder. Verstand war dazu nicht erforderlich, einzig Charakterlosigkeit. Der Kaplan betete mit sprudelnder Behendigkeit das gesamte Register der orthodoxen Sünden ab, während Nately stolzgeschwellt im Bett saß und verblüfft zur Kenntnis nahm, daß er der Mittelpunkt dieser Bande lustiger Gesellen war. Er war geschmeichelt, aber auch ängstlich, denn er erwartete mit Gewißheit das Erscheinen einer strengen Amtsperson, die alle seine Freunde rücksichtslos wie eine Schar Landstreicher vor die Tür setzen würde. Niemand belästigte sie. Am Abend trabten alle fröhlich hinaus, um ein gräßliches Hollywoodprodukt in Farben zu sehen, und als sie nach Betrachtung des gräßlichen Hollywoodproduktes fröhlich wieder hineintrabten, war der Soldat in Weiß da, und Dunbar bekam einen Schreikrampf.

»Er ist wieder da!« kreischte Dunbar. »Er ist wieder da! Er ist wieder da!«

Yossarián erstarrte, gelähmt von Dunbars gespenstischem Kreischen und dem vertrauten, weißen, morbiden Anblick des Soldaten in Weiß, der von Kopf bis Fuß in Gipsverbände eingehüllt war. Yossariáns Kehle entrang sich unwillkürlich ein sonderbarer, quäkender Laut.

»Er ist wieder da!« kreischte Dunbar von neuem. »Er ist wieder da!« echote mechanisch ein Patient, der von Fieberphantasien geplagt wurde.

Ganz plötzlich geriet die Station aus dem Häuschen. Kranke und

verwundete Männer begannen unverständlich zu schreien und im Gang zwischen den Betten hin und herzulaufen, als stehe das Gebäude in Flammen. Ein einbeiniger Patient hüpfte furchtsam, aber behende auf Krücken umher und rief: »Was ist los? Was ist los? Brennt es etwa? Brennt es?«

»Er ist wieder da!« brüllte ihm jemand zu. »Hast du nicht gehört? Er ist wieder da! Er ist wieder da!«

»Wer denn?« rief jemand anderes. »Wer ist wieder da?« »Was hat das zu bedeuten? Was sollen wir jetzt machen?« »Brennt es?«

»Nur auf und weg, verflucht nochmal! Los, macht, daß ihr weg-kommt!«

Alle sprangen aus den Betten und begannen, von einem Ende des Saales zum anderen zu laufen. Ein CID-Mensch suchte nach sei-ner Pistole, um den anderen CID-Menschen zu erschießen, der ihm vorsätzlich den Ellenbogen ins Auge gerammt hatte. Es herrschte komplettes Chaos. Der von Fieberphantasien heimgesuchte Patient sprang aus dem Bett und warf dabei fast den Einbeinigen über den Haufen, der seinerseits die schwarze Gummikappe seiner Krücke auf den nackten Fuß des anderen stellte und ihm etliche Zehen zerquetschte. Der Fieberkranke mit den zerquetschten Zehen sank auf dem Fußboden zusammen und weinte dort vor Schmerz, während die anderen über ihn weg trampelten und ihm in ihrer blinden Angst weitere Verletzungen beibrachten.

»Er ist wieder da!« murmelten, sangen und heulten die Männer unaufhörlich, während sie im Saal hin und wider rannten. »Er ist wieder da! Er ist wieder da!« Plötzlich tauchte Schwester Gramer wie ein rudernder Verkehrspolizist in ihrer Mitte auf. Sie versuchte verzweifelt, Ordnung herzustellen und brach in Tränen aus, als ihr das mißlang, »beid doch still, seid doch still«, flehte sie immer wieder schluchzend und vergeblich. Der geisterbleiche Kaplan begriff überhaupt nicht, was vorging. Auch Nately, der sich eng neben Yossarián hielt, verstand nichts, ebensowenig Hungry Joe, der die mageren Hände ballte und mit ängstlichem Gesicht zweifelnd um sich schaute.

»Was geht denn nur vor?« jammerte Hungry Joe. »Was bedeutet das alles?«

»Es ist derselbe!« schrie Dunbar, und seine Stimme war über

dem Lärm deutlich zu vernehmen. »Versteht ihr denn gar nicht? Es ist derselbe!«

»Derselbe!« hörte sich Yossarián rufen. Seine Stimme bebte von einer tiefen, drohenden Erregung, die er nicht zu beherrschen vermochte, und er drängte sich hinter Dunbar an das Bett des Soldaten in Weiß.

»Immer mit der Ruhe, Freunde«, riet der patriotische Texaner breit, aber unsicher grinsend. »Kein Grund zur Aufregung. Immer mit der Ruhe.«

»Der gleiche!« begannen die anderen zu murmeln, zu summen und zu heulen.

Plötzlich war auch Schwester Duckett da. »Was geht hier vor?« verlangte sie zu wissen.

»Er ist wieder da!« kreischte Schwester Gramer und sank ihr in »Er ist wieder da. er ist wieder Es war wirklich derselbe Mann. Er mochte 25 Zentimeter kürzer sein und war wohl auch dicker, Yossarián indessen erkannte ihn sogleich an den steifen Armen, den dicken, steifen, unbrauchbaren Beinen, die allesamt an straffen Seilen in der Luft gehalten wurden, erkannte ihn an den Bleigewichten, die an Rollen über ihm hingen, an dem ausgefransten, schwarzen Loch in den Bandagen über seinem Mund. Jawohl, er hatte sich kaum verändert. Es war auch noch das gleiche Zinkrohr, das aus dem steinharten Gips über seinem Magen aufragte und zu dem Glasbehälter auf dem Fußboden führte. Es war auch der gleiche Glasbehälter auf dem Gestell, aus dem die gleiche Flüssigkeit in die Ellenbogenbeuge tropfte. Yossarián hätte ihn überall erkannt. Er fragte sich, wer das wohl sein mochte.

»Es ist niemand drin!« rief Dunbar ihm überraschend zu. Yossarián fühlte, wie sein Herzschlag aussetzte und seine Knie nachgaben. »Wovon redest du?« rief er ängstlich, von dem gehetzten, leidvollen Blick in Dunbars Augen und von dessen wahnwitziger, verängstigter Miene erschreckt. »Bist du verrückt? Was soll das heißen — es ist keiner drin?«

»Geklaut haben sie ihn«, schrie Dunbar. »Hohl ist er wie ein Schokoladensoldat. Sie haben ihn rausgenommen und den Gipsverband hiergelassen.«

»Wozu sollten sie das tun?«

»Wozu tun sie alles andere?«

»Geklaut haben sie ihn!« schrie ein dritter, und jetzt kreischte die ganze Station. »Sie haben ihn geklaut! Sie haben ihn geklaut!« »Geht doch wieder in die Betten«, flehte Schwester Duckett Yossarián und Dunbar an und trommelte dabei kraftlos gegen Yossarians Brust. »Bitte, geht doch wieder in eure Betten.« »Du bist verrückt!« brüllte Yossarián Dunbar wütend an. »Wie kannst du sowas sagen?«

»Hat ihn etwa jemand gesehen?« fragte Dunbar höhnisch. »Du hast ihn doch gesehen, nicht wahr?« sagte Yossarián zu Schwester Duckett. »Sag Dunbar, daß jemand drin ist.« »Leutnant Schmulker ist drin«, erklärte Schwester Duckett. »Er ist über und über verbrannt.«

»Hat sie ihn gesehen?«

»Du hast ihn doch gesehen, wie?«

der hat ihn Arzt, der ihn verbunden hat.« »Bring ihn her. ia? Welcher Arzt war es denn?« Schwester Duckett reagierte auf diese Frage, indem sie verblüfft nach Luft schnappte. »Es war keiner von unseren Ärzten!« rief sie. »Der Patient ist uns in diesem Zustand vom Feldlazarett geschickt worden.«

»Siehst du?« rief Schwester Gramer, »Es ist keiner drin!« »Es ist keiner drin!« schrie Hungry Joe und stampfte mit den Füßen. Dunbar schob alle beiseite und sprang wütend auf das Bett des Soldaten in Weiß, um selber nachzusehen. Er hielt ein glühendes Auge dicht an die zerfranste, schwarze Öffnung in der Gipshülle. Er war immer noch in dieser Haltung und starrte mit einem Auge in den dunklen, reglosen Abgrund über dem Munde des Soldaten in Weiß, als die Ärzte und Militärpolizisten angelaufen kamen, um Yossarián zu helfen, ihn dort wegzuziehen. Die Ärzte hatten Pistolen umgeschnallt. Die MP waren mit Karabinern und Gewehren bewaffnet, mit denen sie die Masse der unwillig murrenden Patienten wegschoben und abdrängten. Es erschien eine fahrbare Krankentrage, der Soldat in Weiß wurde geschickt aus dem Bett gehoben und innerhalb von Sekunden davongerollt. Ärzte und Militärpolizisten wanderten im Saal hin und her und beteuerten jedem einzelnen, daß kein Grund zur Sorge bestehe. Schwester Duckett zupfte Yossarián am Ärmel und flüsterte ihm verstohlen zu, sich mit ihr im Besenschrank auf dem Korridor zu treffen. Als Yossarián das hörte, jubelte er. Er glaubte, Schwester Duckett habe endlich wieder Lust bekommen, und kaum waren sie im Besenschrank allein, da schob er ihren Rock hoch. Sie aber stieß ihn von sich. Sie wollte ihm Neuigkeiten mitteilen, die Dunbar betrafen.

»Sie wollen ihn verschwinden«, sagte sie.

Yossarián plierte sie verständnislos an. »Was wollen sie?« fragte er überrascht und lachte beklommen. »Was soll denn das bedeuten?«

»Ich weiß nicht. Ich habe sie nur hinter der Tür reden hören.«

»Wen?«

»Weiß ich nicht. Ich konnte sie nicht sehen. Ich habe nur gehört, wie sie sagten, sie wollen Dunbar verschwinden.«

»Und warum wollen sie ihn verschwinden?«

»Ich weiß nicht.«

»Das ist doch sinnlos. Es ist auch grammatisch falsch. Was bedeutet das denn, wenn sie jemanden verschwinden?« »Ich weiß doch nicht.«

»Na, du bist wirklich eine große Hilfe.«

»Was hast du gegen mich?« protestierte Schwester Duckett gekränkt und hielt schnüffelnd die Tränen zurück. »Ich will doch nur helfen. Es ist ja nicht meine Schuld, daß sie ihn verschwinden wollen. Ich hätte dir gar nichts davon sagen dürfen.« Yossarián nahm sie in die Arme und drückte sie zärtlich und reumütig an sich. »Entschuldige«, sagte er und küßte achtungsvoll ihre Wange. Dann eilte er zurück, um Dunbar zu warnen, der nirgends mehr zu erblicken war.

Milo, der Militante

Zum ersten Mal in seinem Leben betete Yossarián. Nachdem Häuptling White Halfoat wirklich im Lazarett an Lungenentzündung verstorben und Nately um Versetzung auf den solcherart freigewordenen Posten eingekommen war, ließ Yossarián sich auf die Knie nieder und flehte Nately an, nicht freiwillig mehr als siebzig Einsätze zu fliegen. Doch Nately wollte einfach nicht hören.

»Ich muß weiterfliegen«, beharrte Nately lahm und lächelte dabei gequält. »Tue ich es nicht, so schicken sie mich nach Hause.« »Na und?«

»Ich will nicht nach Hause, ehe ich sie nicht mitnehmen kann.« »Soviel also liegt dir an ihr?«

Nately nickte niedergeschlagen. »Sonst verlöre ich sie am Ende für immer.«

»Dann laß dich wenigstens fluguntauglich schreiben«, drängte Yossarián. »Du hast deine Feindflüge hinter dir, und auf die Fliegerzulage bist du nicht angewiesen. Warum beantragst du nicht deine Versetzung auf den Posten des Häuptlings, wenn du Vorgesetzten ertragen Captain Black als kannst?« Kopf errötete Nately schüttelte den und beschämt. »Sie geben mir die Stelle nicht. Ich war bei Colonel Korn, und der hat mir gesagt, ich muß entweder weiterfliegen, oder er schickt mich nach Hause.«

Yossarián fluchte. »Was für eine Gemeinheit!« »Ich finde es nicht so schlimm. Schließlich habe ich siebzig Feindflüge hinter mir, ohne daß was passiert ist, da werde ich wohl auch noch ein paar weitere überleben.«

»Jetzt verhalte dich mal ganz still, bis ich mich mit jemandem besprochen habe«, entschied Yossarián und wandte sich um Hilfe an Milo, der sich gleich darauf um Hilfe an Colonel Cathcart wandte, mit der Bitte, öfter an Feindflügen teilnehmen zu dürfen.

Milo hatte sich mehrfach rühmlich ausgezeichnet. Er hatte furchtlos Gefahr und Kritik die Stirne geboten, indem er den Deutschen zu gepfefferten Preisen Rohöl und Kugellager verkauft hatte, einerseits um einen guten Profit zu machen, andererseits um zur Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen den sich bekriegenden Mächten beizutragen. Im Feuer benahm er sich anmutig und unerschrocken. Mit einer weit über das dienstlich geforderte Maß hinausgehenden Zielstrebigkeit hatte er dann den Preis für die Mahlzeiten in der Messe so heraufgesetzt, daß alle Offiziere und Mannschaften ihm ihre gesamte Löhnung als Entgelt für ihr Essen einhändigen mußten. Die Alternative, die sich ihnen bot denn selbstverständlich gab es eine, weil Milo jede Form der Nötigung verabscheute und lärmender als alle anderen für die Freiheit eintrat —, war der Hungertod. Als er bei diesem seinem Angriff auf feindlichen Widerstand stieß, hielt er die Stellung ohne Rücksicht auf die eigene Sicherheit oder den eigenen Ruf und warf verwegen das Gesetz von Angebot und Nachfrage in die

Schlacht. Und wenn irgend jemand irgendwo nein sagte, setzte Milo sich nur widerstrebend ab und verteidigte selbst noch auf dem Rückzug tapfer das historische Recht freier Männer, den letzten Pfennig für jene Dinge zu bezahlen, die sie zum Überleben brauchten.

Milo war auf frischer Tat dabei ertappt worden, daß er seine Landsleute ausplünderte, und infolgedessen war sein Ansehen so hoch wie nie zuvor. Als ein knochiger Major aus Minnesota seine Lippen zu einem verächtlichen Grinsen verzog und starrköpfig seinen Anteil am Syndikat verlangte, den, wie Milo immer versicherte, jeder einzelne besaß, löste er sein Wort ein. Milo trat dieser Herausforderung entgegen, indem er auf das erste beste Stück Papier die Worte >Ein Anteil< schrieb und den Zettel mit einer tugendhaften Herablassung aushändigte, um die ihn fast alle seine Bekannten beneideten. Sein Ruhm war auf dem Höhepunkt, und Colonel Cathcart, der Milos Karriere in diesem Krieg kannte und bewunderte, staunte darüber, wie demütig und bescheiden Milo sich beim Stab präsentierte und um Frontverwendung nachsuchte.

»Sie wollen an Feindflügen teilnehmen?« krächzte Colonel Cathcart. »Wozu denn nur, um alles in der Welt?« Milo antwortete mit sittsam gesenktem Gesicht. »Ich möchte meine Pflicht tun, Sir. Unser Vaterland befindet sich im Krieg, und ich will ebenso zu seiner Verteidigung beitragen wie meine Kameraden.«

»Aber Sie tun doch Ihre Pflicht, Milo!« rief Colonel Cathcart und schlug eine dröhnende Lache auf. »Ich wüßte nicht, wer auch nur annähernd so viel für unsere Leute getan hat wie Sie. Wem verdanken sie zum Beispiel Baumwolle mit Schokoladenüberzug?« Milo schüttelte langsam und traurig das Haupt. »In Kriegszeiten ist es einfach nicht genug, ein guter Messeoffizier zu sein.« »Doch, Milo, doch! Ich verstehe gar nicht, was mit Ihnen los ist.« »Nein, nein, es ist nicht genug, Colonel,« widersprach Milo mit etwas festerer Stimme und hob den demütigen Blick bedeutungsvoll gerade so weit, daß er Colonel Cathcart in die Augen sehen konnte. »Es gibt Leute im Geschwader, die zu tuscheln beginnen.«

»Ah, das also ist es! Sagen Sie mir die Namen, Milo. Sagen Sie mir die Namen, und ich sorge dafür, daß die Burschen bei jeder

gefährlichen Unternehmung dabei sind.«

»Nein, Colonel, ich fürchte, sie haben recht«, sagte Milo und ließ den Kopf wieder hängen. »Schließlich bin ich als Pilot hierher versetzt worden. Ich müßte öfter fliegen und mich weniger um meine Küche kümmern.«

Colonel Cathcart war erstaunt, aber auch hilfsbereit. »Tja, Milo, wenn das wirklich Ihre Ansicht ist, können wir Ihnen sicher entgegenkommen. Wie lange sind Sie jetzt hier?«

»Elf Monate, Sir.«

»Und wie viele Feindflüge haben Sie hinter sich?«

»Fünf.«

»Fünf?« fragte Colonel Cathcart.

»Fünf. Sir.«

»Ah, fünf?« Colonel Cathcart rieb nachdenklich sein Kinn. »Das klingt nicht besonders gut, wie?«

»Wie?« fragte Milo scharf und blickte auf.

Colonel Cathcart wich zurück. »Im Gegenteil, das ist sehr gut, Milo«, berichtigte er sich hastig. »Ganz und gar nicht übel.«

»Nein, Colonel«, sagte Milo und seufzte tief und schwermütig, »es klingt wirklich nicht gut. Wenn es auch sehr freundlich von Ihnen ist, das Gegenteil zu behaupten.«

»Aber es ist wirklich nicht so übel, Milo. Es ist gar nicht schlecht, wenn man all die anderen wertvollen Dienste in Betracht zieht, die Sie geleistet haben. Sagten Sie fünf Feindflüge? Fünf?« »Fünf, Sir.«

»Fünf.« Colonel Cathcart versank für ein Weilchen in eine schwere Depression, weil er sich nicht darüber klar werden konnte, ob er bereits Minuspunkte bei Milo hatte. »Fünf ist sehr gut, Milo«, fuhr er dann munter fort, denn er hatte einen Hoffnungsschimmer erspäht. »Das ergibt fast einen Durchschnitt von einem Feindflug alle zwei Monate. Und ich möchte wetten, daß Sie bei den fünf Feindflügen ihren Angriff auf unser Geschwader nicht mitrechnen.«

»Doch, leider.«

»So?« erkundigte sich Colonel Cathcart milde erstaunt. »Sie sind doch aber in Wirklichkeit bei jenem Angriff gar nicht mitgeflogen. Wenn ich mich recht erinnere, waren wir doch damals beide im Kontrollturm?«

»Es war aber meine Unternehmung«, widersprach Milo entschie-

den. »Ich habe sie organisiert und meine eigenen Flugzeuge und Ausrüstungen zur Verfügung gestellt. Die gesamte Planung und Aufsicht lag bei mir.«

»O gewiß, gewiß, Milo. Ich will mich ja gar nicht mit Ihnen streiten, mir liegt nur daran, daß Ihnen alles angerechnet wird, was Ihnen zukommt. Haben Sie auch den Angriff auf die Brücke von Orvieto mitgezählt, den Ihr Syndikat für uns ausgeführt hat?« »O nein, Sir. Das geht doch nicht, denn schließlich befand ich damals in Orvieto und leitete. das »Das macht im Grunde keinen Unterschied, Milo, Es war Ihre Unternehmung. Übrigens verlief sie ausgezeichnet, das muß ich sagen. Die Brücke haben Sie zwar nicht getroffen, dafür hatten Sie aber ein ganz wunderbares Bombenteppichmuster aufzuweisen. Ich entsinne mich, daß General Peckem gerade diesen Umstand lobend hervorhob. Nein, Milo, ich bestehe darauf, daß Sie auch Orvieto mitzählen.«

»Wenn Sie darauf bestehen, Sir.«

»Ich bestehe drarauf, Milo. So, lassen Sie mal sehen — Sie können jetzt schon insgesamt sechs Feindflüge für sich buchen, und das ist wirklich ganz prächtig, Milo, ganz prächtig. Sechs Einsätze bedeuten eine zwanzigprozentige Erhöhung innerhalb von nur zwei Minuten, und das, mein lieber Milo, ist durchaus nicht schlecht.«

»Viele meiner Kameraden haben siebzig Feindflüge vorzuweisen.«

»Aber dafür haben sie auch niemals Baumwolle mit Schokoladenüberzug hergestellt, nicht wahr? Milo, Sie tun mehr als ihren Teil.«

»Aber die anderen ernten den Ruhm und die Auszeichnungen«, beharrte Milo mit einem Schmollen, das schon an Schluchzen grenzte. »Sir, auch ich will mich am Kampf beteiligen, ebenso wie meine Kameraden. Deshalb bin ich hier. Auch ich will Auszeichnungen gewinnen.«

»Selbstverständlich, Milo. Wir alle möchten mehr Zeit beim Luftkampf zubringen. Aber Menschen wie Sie und ich dienen auf andere Weise. Sehen Sie mich an.« Colonel Cathcart ließ ein um Entschuldigung bittendes Lachen hören. »Es ist gewiß nicht allgemein bekannt, daß ich selbst nur vier Feindflüge aufzuweisen habe.« »Da haben Sie recht, Sir«, erwiderte Milo. »Es ist allgemein bekannt, daß Sie nur zwei Feindflüge aufzuweisen haben, und daß einer davon dadurch zustande kam, daß Aarfy Sie versehentlich über vom Feind besetztes Gebiet steuerte, während Sie sich mit ihm auf dem Flug nach Neapel befanden, um auf dem Schwarzen Markt einen Kühlbehälter zu kaufen.«

Colonel Cathcart wurde rot vor Verlegenheit und verzichtete auf alle weiteren Einwände. »Also schön, Milo. Ich kann Ihre Absichten nur im höchsten Grade verdienstvoll finden. Wenn Sie wirklich so großen Wert darauf legen, will ich veranlassen, daß Major Major Sie die nächsten vierundsechzigmal mitfliegen läßt, damit auch Sie siebzig Feindflüge vorzuweisen haben.« »Vielen Dank, Colonel. Vielen, vielen Dank, Sir. Sie wissen gar nicht, was das bedeutet.«

»Keine Ursache, Milo. Und im übrigen weiß ich genau, was es bedeutet.«

»Sie wissen nicht, Colonel, was das bedeutet«, widersprach Milo scharf. »Jemand muß sofort an meiner Stelle die Leitung des Syndikates übernehmen. Das ist eine sehr komplizierte Angelegenheit, und ich kann jetzt jederzeit abgeschossen werden.« Colonel Cathcart heiterte sich bei diesen Worten auf und begann, Hände Habsucht befeuert. die von 711 »Ich könnte mir denken, Milo, daß Colonel Korn und ich vielleicht bereit wären, Ihnen diese Last abzunehmen«, sagte er gleichmütig, leckte sich aber fast die Lefzen vor Gier. »Unsere Erfahrung mit Schwarzmarkttomaten müßte uns da sehr zustatten kommen. Womit beginnen wir?«

Milo blickte Colonel Cathcart arglos und aufrichtig ins Auge. »Vielen Dank, Sir. Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen. Sie beginnen mit der salzlosen Diät für General Peckem und der fettlosen Diät für General Dreedle.«

»Moment, ich brauche einen Bleistift. Weiter. Was kommt als nächstes?«

- »Die Zedern.«
- »Zedern?«
- »Vom Libanon.«
- »Libanon?«
- »Wir haben eine Lieferung Zedern aus dem Libanon für eine Sägemühle in Oslo, die für ein Baugeschäft in Cape Cod Schin-

deln macht, die per Nachnahme versandt werden müssen. Außerdem Erbsen.«

»Erbsen?«

»Diese befinden sich auf hoher See. Wir haben mehrere Schiffsladungen Erbsen unterwegs von Atlanta nach Holland, mit denen die Tulpen bezahlt werden müssen, die für den Käse nach Genf geliefert wurden, der gegen Vorkasse für Wien bestimmt ist.« »Vorkasse?«

»Die Habsburger sind nicht mehr sehr sicher.«

»Milo.«

»Vergessen Sie nicht die Zinkplatten in Flint. Vier Waggons Zink müssen von Flint bis zum 18. mittags zu den Schmelzöfen von Damaskus geflogen werden. Eine Messerschmitt mit Hanf ist auf dem Weg nach Belgrad, um dort eine halbe Ladung der Datteln zu übernehmen, mit denen wir sie in Khartoum angeschmiert haben. Nehmen Sie den Erlös von den portugiesischen Anchovis, die wir an Lissabon zurückverkaufen, um für die ägyptische Baumwolle zu bezahlen, die von Marmaronek zurückkommt, und für den Rest kaufen Sie in Spanien jede Menge Apfelsinen. Zahlen Sie immer bar für Naranias.« »Naranjas?«

»So nennt man Apfelsinen in Spanien, und es handelt sich hier um spanische Apfelsinen und... richtig, vergessen Sie nicht den Piltdown-Menschen.«

»Piltdown-Menschen?«

»Ja, den Piltdown-Menschen. Das anthropologische Museum in Washington ist zwar im Augenblick nicht in der Lage, den von uns geforderten Preis für einen zweiten Piltdown-Menschen zu bezahlen, man erwartet aber jederzeit den Tod eines reichen Mäzens, und ...«

»Milo.«

»Frankreich nimmt jede Menge Petersilie ab, und wir sollten unbedingt welche liefern, denn wir brauchen Franken für die Lire für die Pfennige für die Datteln, wenn die zurückkommen. Außerdem habe ich eine riesige Schiffsladung peruanisches Balsaholz eingekauft, das pro rata in den zum Syndikat gehörenden Messen verteilt werden soll.«

»Balsaholz? Was sollen die Messen mit Balsaholz?« »Gutes Balsaholz bekommt man dieser Tage nicht so leicht, Co-

lonel. Und da hab ich gedacht, es wäre dumm, die Gelegenheit vorbeigehen zu lassen.«

»Nein, da haben Sie wohl recht«, bemerkte Colonel Cathcart unsicher und mit der Miene eines Seekranken. »Ich nehme an, daß der Preis günstig war.«

»Der Preis?« erwiderte Milo, »war phantastisch, absolut himmelschreiend! Da das Holz aber von einer unserer Tochtergesellschaften kommt, haben wir mit dem größten Vergnügen bezahlt. Und kümmern Sie sich um die Häute.« »Welche Leute?«

»Die Häute.«

»Die Häute?«

»Die Häute. In Buenos Aires. Die müssen noch gegerbt werden.« »Gegerbt?«

»In Neufundland. Und dann müssen sie vor Beginn des Tauwetters, nach Helsinki abgehen. Nach Finnland geht alles per Nachnahme, ehe das Tauwetter einsetzt. Außerdem müssen Sie an den Kork denken «

»Den Kork?«

»Kork für New York, Butter für Kalkutta, Balsam für Siam, Anis für Paris, Chinin für Neuruppin, Pernot für Tokio.«

»Milo.«

»Wir besitzen auch Eulen in Athen, Sir.«

Colonel Cathcart hob die Hände. »Halt, Milo?!« rief er beinahe weinend. »Es hat keinen Sinn. Sie sind wie ich — unersetzlich!« Er legte den Bleistift weg und stand gereizt auf. »Milo, Sie können keine vierundsechzig Einsätze fliegen. Das ganze Syndikat würde ja zusammenbrechen, wenn Ihnen was zustößt.« Milo nickte heiter, selbstgefällig und dankbar. »Heißt das, daß Sie mir verbieten, an Feindflügen teilzunehmen, Sir?« »Milo, ich verbiete Ihnen, in Zukunft an Feindflügen teilzunehmen«, versetzte Colonel Cathcart im Tone des strengen und unerbittlichen Vorgesetzten.

»Das ist aber nicht anständig, Sir«, entgegnete Milo. »Was wird dann aus mir? Die Kameraden ernten den Ruhm, die Auszeichnungen und die allgemeine Anerkennung. Warum soll ich dafür bestraft werden, daß ich ein so guter Messoffizier bin?« »Nein, Milo, das ist wirklich nicht anständig. Ich sehe aber nicht, wie wir das ändern können.«

»Vielleicht kann es jemand übernehmen, meine Einsätze für mich zufliegen.«

»Vielleicht kann es jemand übernehmen, Ihre Einsätze für Sie zu fliegen«, schlug Colonel Cathcart vor. »Wie wäre es mit streikenden Bergarbeitern aus Pennsylvania und West-Virginia?« Milo schüttelte den Kopf. »Deren Ausbildung würde zu lange dauern. Warum aber nicht die Männer vom Geschwader, Sir? Schließlich opfere ich mich für sie, und da sollten sie bereit sein, auch für mich etwas zu tun.«

»Warum schließlich nicht die Männer vom Geschwader, Milo«, rief Colonel Cathcart. »Schließlich opfern Sie sich für sie, und sie sollten bereit sein, auch etwas für Sie zu tun.«

- »Das ist nur recht und billig.«
- »Das ist nur recht und billig.«
- »Sie könnten sich ja abwechseln, Sir.«
- »Sie könnten ja abwechselnd für Sie Einsätze fliegen, Milo.« »Und wem werden sie angerechnet?«
- »Die werden Ihnen angerechnet, Milo. Und wenn jemand, der für Sie den Einsatz fliegt, eine Auszeichnung erhält, dann gehört die Auszeichnung selbstverständlich Ihnen.«
 »Und wer stirbt, wenn er abgeschossen wird?«
 »Der andere selbstverständlich. Schließlich ist das nur recht und billig. Da ist nur noch eines zu bedenken.«
- »Sie werden die Anzahl der vorgeschriebenen Feindflüge heraufsetzen müssen.«
- »Es kann sein, daß ich die Zahl der vorgeschriebenen Feindflüge heraufsetzen muß, und ich weiß nicht, ob die Männer wirklich fliegen werden. Sie sind schon sehr wütend, weil ich sie auf siebzig heraufgesetzt habe. Wenn ich aber einen der Offiziere dazu bringe, daß er fliegt, werden es die anderen wahrscheinlich auch tun.«
- »Nately ist bereit, weitere Einsätze zu fliegen, Sir«, sagte Milo. »Man hat mir erst kürzlich im strengsten Vertrauen mitgeteilt, daß er zu allem bereit ist, wenn er nur hier und bei dem Mädchen bleiben darf. in das sich verliebt er »Nately wird also fliegen!« erklärte Colonel Cathcart und klatschte sieghaft in die Hände. »Jawohl, Nately wird fliegen. Und dieses Mal werde ich die Anzahl der erforderlichen Feindflüge gleich auf achtzig heraufsetzen und General Dreedle damit eins überbraten. Das ist auch ein guter Weg, um diese lausige

Ratte Yossarián wieder in die Luft zu bringen, wo es ihn sehr leicht erwischen kann.«

»Yossarián?« Ein Beben tiefer Besorgnis ging über Milos schlichte, hausgemachte Züge, und er strich nachdenklich seinen rotbraunen Schnurrbart.

»Ganz recht, Yossarián. Wie ich höre, geht er umher und sagt, er hätte seine Feindflüge hinter sich, und für ihn sei der Krieg zu Ende. Nun, es kann ja sein, daß er seine Feindflüge hinter sich hat, Ihre Feindflüge hat er aber bestimmt nicht hinter sich. Haha! Na, der wird aber überrascht sein!«

»Sir, Yossarián ist einer meiner Freunde«, widersprach Milo. »Ich möchte keinesfalls dafür verantwortlich sein, daß er wieder fliegen muß. Ich schulde Yossarián viel. Könnten wir nicht eine Ausnahme für ihn machen?«

»O nein, Milo.« Colonel Cathcart war über diesen Vorschlag tief enttäuscht. »Man darf nie jemanden bevorzugen. Wir müssen alle gleich behandeln.«

»Ich würde Yossarián alles geben, was ich besitze«, versuchte Milo noch einmal Yossarián beizuspringen. »Weil mir aber nicht alles gehört, kann ich ihm nicht alles geben, nicht wahr? Da wird er also genauso wie alle anderen das Risiko auf sich nehmen müssen, wie?«

»Das ist nur recht und billig, Milo.«

»Jawohl, Sir, das ist recht und billig«, stimmte Milo zu. »Yossarian ist nicht besser als die anderen und hat kein Recht auf eine bevorzugte Behandlung, nicht wahr?«

»Nein, Milo. Das ist nur recht und billig.«

Und da Colonel Cathcart bereits am gleichen Nachmittag bekanntgab, daß die Zahl der vorgeschriebenen Feindflüge auf achtzig erhöht sei, fand Yossarián keine Zeit mehr, dem Kampf auszuweichen, keine Zeit mehr, Nately vom Fliegen abzuraten, und auch keine Zeit mehr, noch einmal mit Dobbs die Ermordung Colonel Cathcarts zu planen, denn früh am nächsten Morgen heulten die Sirenen, und die Männer wurden auf Lastwagen gejagt, ehe sie Zeit hatten zu frühstücken, wurden mit größter Geschwindigkeit instruiert und zum Flugplatz gefahren, wo die ratternden Tankwagen noch die Maschinen betankten und das umherflitzende Bodenpersonal die schweren Sprengbomben hastig in die Bombenschächte hob. Alles ging im Laufschritt vor sich,

und kaum waren die Maschinen aufgetankt, ließen die Piloten auch schon die Motoren warmlaufen.

Der Nachrichtendienst hatte gemeldet, daß die Deutschen an diesem Morgen einen beschädigten italienischen Kreuzer aus dem Trockendock von La Spezia vor die Einfahrt zum Hafen schleppen und dort versenken wollten, um dadurch den Hafen für die Alliierten unbrauchbar zu machen, die vor der Einnahme der Stadt standen. Ausnahmsweise hatte der Nachrichtendienst einmal recht gehabt. Der lange Schiffsrumpf lag bereits zur Hälfte quer vor der Hafeneinfahrt, als die Besatzungen von Westen her anflogen, und die Volltreffer, mit denen sie ihn auseinandersprengten, verschafften ihnen eine unerhörte Befriedigung. Stolz auf dieses gemeinschaftlich verrichtete Werk schwellte ihnen die Brust, bis sie sich plötzlich in einem dichten Feuervorhang befanden, der von den Geschützen aufstieg, die rings in den Bergen um die hufeisenförmige Bucht in Stellung gegangen waren. Selbst Havermeyer entschloß sich zu den wildesten Ausweichmanövern, als er erkannte, wie weit er noch zu fliegen hatte, um diesem Hexenkessel zu entrinnen, und Dobbs, der eine der in dieser Formation fliegenden Maschinen steuerte, zickte, als er zacken sollte. rammte die Nachbarmaschine und riß ihr das Heck ab. Eine seiner Tragflächen brach am Rumpf weg, sein Bomber fiel wie ein Stein und war im nächsten Augenblick nicht mehr zu sehen. Das geschah ohne Flammen, ohne Rauch, ohne jeden unschicklichen Lärm. Die abgetrennte Tragfläche kreiselte schwerfällig wie ein knirschender Zementmischer, während die Maschine mit der Nase voran immer schneller kerzengerade herabstürzte, bis sie aufs Wasser schlug, das sich unter dem Aufprall schäumend öffnete wie eine weiße Wasserlilie auf dunkelblauer See und einen Gevsir apfelgrüner Bläschen über dem versinkenden Bomber aufsprudeln ließ. Es war eine Sache von Sekunden. Fallschirme wurden nicht mehr gebraucht. Und Nately, in der anderen Maschine, war ebenfalls tot

Der Keller

Natelys Tod setzte um ein Haar dem Leben des Kaplans ein Ende. Kaplan Tappman saß im Zelt und quälte sich, die Lesebrille auf der Nase, mit seinem Papierkram, als er telefonisch von dem Zusammenstoß in der Luft unterrichtet wurde. Die Nachricht ließ ihn erstarren. Als er den Hörer hinlegte, tat er das mit zitternder Hand, und auch die andere Hand begann sogleich zu zittern. Dieses Unglück war zu gräßlich. Man durfte nicht darüber nachdenken. Zwölf Männer tot — wie grauenhaft, wie sehr, sehr schrecklich. Seine Angst nahm unablässig zu. Instinktiv betete er darum, daß Yossarián, Nately, Hungry Joe und seine anderen Freunde verschont geblieben sein möchten, machte sich dann aber schwere Vorwürfe, denn für die Sicherheit seiner Freunde beten hieß, um den Tod anderer junger Männer beten, die er nicht einmal kannte. Es war zu spät, um zu beten, doch etwas anderes verstand er nicht zu tun. Das Dröhnen, das sein Herzschlag verursachte, schien ein von außen herandringendes Geräusch zu sein, und er wußte: niemals wieder würde er im Behandlungsstuhl des Zahnarztes sitzen, ein chirurgisches Instrument betrachten, Zeuge eines Automobilunfalles werden oder einen Schrei in der Nacht hören, ohne dieses heftige Herzklopfen zu verspüren und die Angst, sterben zu müssen. Nie wieder würde er einer Prügelei zusehen können, ohne zu fürchten, ohnmächtig hinzuschlagen und sich den Kopf am Rinnstein zu zerschmettern, einen tödlichen Herzanfall oder einen Hirnschlag zu bekommen. Er fragte sich, ob er je wieder seine Frau und seine drei Kinder sehen werde. Er fragte sich, ob er das überhaupt noch dürfe, da doch Captain Black so schwere Zweifel an der Treue und dem Charakter der Frauen in ihm erweckt hatte. Er glaubte, daß es viele andere Männer gebe, die sie sexuell besser befriedigen könnten als er. Seit kurzem mußte er stets an seine Frau denken, wenn er an den Tod dachte, und wenn er an seine Frau dachte, fürchtete er stets. sie zu verlieren.

Der Kaplan fühlte sich nun stark genug, aufzustehen und traurig und widerstrebend ins Nachbarzelt zu Sergeant Whitcomb zu gehen. Sie benutzten Sergeant Whitcombs Jeep. Der Kaplan ballte die Hände, um sie am Zittern zu hindern. Er biß die Zähne zusammen und versuchte, nichts zu hören, als Sergeant Whitcomb frohlockend über das tragische Ereignis schwätzte. Zwölf Gefallene bedeutete, daß man zwölf Schemabriefe mit Colonel Cathcarts hektographierter Unterschrift an die nächsten Angehörigen schicken konnte, und das gab Sergeant Whitcomb Anlaß zu der Hoffnung, rechtzeitig zu Ostern einen Artikel über Colonel

Cathcart in der >Washington Post< unterbringen zu können. Über dem Flugfeld lastete ein Schweigen, das jede Bewegung verhinderte und brutal und gefühllos wie ein Hexenbann alle Wesen versteinerte, die es hätten brechen können. Der Kaplan war tief beeindruckt. Einem so mächtigen, erschreckenden Schweigen hatte er sich bis dahin noch nie gegenüber gesehen. Vor dem Zelt der Flugleitung standen beinahe zweihundert müde, hagere Männer, die benommen und niedergeschlagen vor sich hinstarrten und ihre Fallschirme umklammert hielten. Es schien, als wollten sie nicht gehen, als seien sie unfähig, sich zu rühren. Der Kaplan war sich sehr des leisen Geräusches bewußt, das seine Schritte machten, als er sich näherte. Er suchte hastig und wie von Sinnen in dieser Ansammlung schlaffer Gestalten. Endlich erspähte er mit einem Gefühl ungeheuerer Erleichterung Yossariän, doch sank ihm gleich darauf der Unterkiefer herab, als er voller Bestürzung auf Yossariáns Gesicht den zerquälten, dunklen Schatten hilfloser Verzweiflung sah. Er begriff sogleich, daß Nately tot war, und schrak vor dieser Erkenntnis zurück wie vor einem körperlichen Schmerz. Er schüttelte mit protestierender, flehender Miene den Kopf. Sein Wissen versetzte ihm einen betäubenden Schlag. Das Blut wich aus seinen Beinen, und er glaubte zu fallen. Nately war tot. Die Hoffnung, er könnte sich geirrt haben, ging unter in dem Gemurmel, das er jetzt erst vernahm, und in dem Natelys Name immer wieder deutlich hörbar wurde. Nately war tot, der Junge war gefallen. Ein Winseln stieg in die Kehle des Kaplans, und sein Unterkiefer begann zu zittern. Tränen traten ihm in die Augen, und nun weinte er. Auf Zehenspitzen näherte er sich Yossarián, um stumm an dessen Seite zu trauern. In diesem Augenblick packte ihn jemand am Arm und fragte grob:

»Sind Sie Kaplan Tappman?«

Überrascht wandte er sich um und erblickte einen beleibten, streitlustig aussehenden Colonel mit dickem Kopf und Schnurrbart und glatter, rosiger Haut. Diesen Mann hatte er nie zuvor gesehen. »Ja. Was wollen Sie?«

Die Finger, die seinen Arm umfaßt hielten, taten ihm weh, und er versuchte vergeblich, sich loszumachen.

»Kommen Sie mit.«

Verwirrt und ängstlich sträubte sich der Kaplan. »Wohin? War-

um? Wer sind Sie überhaupt?«

»Kommen Sie lieber mit, Pater«, sagte ehrerbietig und kummervoll ein magerer, habichtnasiger Major, der auf der anderen Seite des Kaplans auftauchte. »Wir haben den dienstlichen Auftrag, Ihnen einige Fragen zu stellen.«

»Was für Fragen? Was soll das überhaupt?« »Sind Sie nicht Kaplan Tappman?« fragte der dicke Colonel. »Ja, der ist es«, ließ sich Sergeant Whitcomb vernehmen. »Gehen Sie schon mit«, rief Captain Black dem Kaplan höhnisch und schadenfroh zu. »Es ist gesünder für Sie, wenn Sie freiwilig in das Auto dort steigen.«

Der Kaplan fand sich unwiderstehlich fortgezogen. Er wollte Yossarian zu Hilfe rufen, doch der war außer Rufweite. Einige der in seiner Nähe stehenden Männer sahen ihn neugierig an. Brennende Schamröte auf den Wangen, wandte der Kaplan sich ab, ließ sich zum Wagen führen und nahm zwischen dem fetten Colonel mit dem großflächigen, rosigen Gesicht und dem mageren, entmutigten, salbungsvollen Major Platz. Ganz mechanisch streckte er nach jeder Seite eine Hand aus, als erwarte er, gefesselt zu werden. Neben dem Fahrersitz saß bereits ein Offizier. Ein großer Militärpolizist mit Trillerpfeife und weißem Helm setzte sich ans Steuer. Der Kaplan öffnete die Augen erst wieder, als das Auto schon ein Weilchen unterwegs war und mit girrenden Reifen über den zerlöcherten Asphaltbelag dahinfuhr. »Wohin bringen Sie mich?« fragte er leise mit einer Stimme, die Schüchternheit und Schuldbewußtsein dämpften, und hielt den Blick gesenkt. Es ging ihm durch den Kopf, daß man ihn für den Zusammenstoß in der Luft und für Natelys Tod verantwortlich machen wolle. »Was habe ich denn getan?«

»Warum halten Sie nicht die Klappe und überlassen uns die Fragen?« versetzte der Colonel.

»Reden Sie nicht so mit ihm. Es liegt kein Grund vor, unhöflich zu sein.«

»Gut. Dann sagen Sie ihm, er soll die Klappe halten und uns die Fragen überlassen.«

»Bitte, Pater, halten Sie die Klappe und überlassen Sie die Fragen uns«, sagte der Major liebenswürdig. »Es dürfte Ihnen besser bekommen.«

»Sie brauchen mich nicht Pater zu nennen«, sagte der Kaplan.

»Ich bin kein Katholik.«

»Ich auch nicht, Pater«, sagte der Major. »Aber ich bin sehr fromm, und es macht mir Freude, jeden Gottesmann mit Pater anzureden.«

»Der Major glaubt nicht, daß es im Schützengraben Atheisten gibt«, bemerkte der Colonel und stieß den Kaplan vertraulich in die Rippen. »Los, Kaplan, sagen Sie es ihm. Gibt es im Schützengraben Atheisten?«

»Ich weiß nicht, Sir«, erwiderte der Kaplan. »Ich bin nie in einem Schützengraben gewesen.«

Der vor ihm sitzende Offizier wandte blitzschnell den Kopf und ließ ein streitlustiges Gesicht sehen. »Sie waren doch auch noch nie im Himmel, nicht wahr? Aber Sie glauben doch trotzdem daran, daß es einen Himmel gibt?«

»Oder etwa nicht?« fragte der Colonel.

»Sie haben da ein schweres Verbrechen begangen, Pater«, warf der Major ein.

»Was für ein Verbrechen?«

»Wir wissen es noch nicht«, ließ sich der Colonel vernehmen. »Aber wir werden schon noch dahinterkommen. Schwer ist es auf alle Fälle.«

Im Stabsbereich angelangt, bog der Wagen mit quietschenden Reifen von der Straße ab, umfuhr mit nur wenig herabgesetzter Geschwindigkeit den Parkplatz und hielt vor dem rückwärtigen Eingang zum Stabsgebäude. Die drei Offiziere und der Kaplan stiegen aus. Sie gingen im Gänsemarsch eine baufällige Holztreppe hinab in den Keller und führten ihn in einen feuchten, düsteren Raum mit niedriger Betondecke und unverputzten Wänden. In den Ecken hingen Spinnweben. Ein riesiger Tausendfüßler wetzte über den Fußboden und suchte Schutz hinter dem Rohr der Wasserleitung. Sie setzten den Kaplan auf einen harten Stuhl mit steiler Lehne, der hinter einem kleinen, leeren Tisch stand. »Machen Sie es sich gemütlich, Kaplan«, forderte der Colonel ihn freundlich auf, knipste einen Scheinwerfer an und richtete den blendenden Lichtstrahl unmittelbar auf das Gesicht des Kaplans. Dann legte er mehrere Schlagringe und eine Schachtel Zündhölund sagte: »Entspannen auf den Tisch Dem Kaplan quollen vor Staunen die Augen aus dem Kopf. Seine Zähne begannen zu klappern, und er fühlte alle Kraft aus seinen

Gliedern weichen. Er war wehrlos. Er begriff, daß er ihnen ausgeliefert war; diese brutalen Kerle konnten ihn hier einfach zu Tode prügeln, und niemand würde zu seiner Rettung eingreifen, niemand, ausgenommen vielleicht der fromme, freundliche Major mit dem scharfen Profil, der jetzt den Wasserhahn so weit aufdrehte, daß das Wasser laut in den Ausguß tropfte, und ein dickes Schlauchende neben die Schlagringe auf den Tisch legte, als er zurückkam.

»Haben Sie keine Sorge, Pater«, sagte der Major aufmunternd. »Es geschieht Ihnen nichts, wenn Sie unschuldig sind. Warum haben Sie solche Angst? Sie sind doch nicht etwa schuldig?« »Klar ist er schuldig«, sagte der Colonel. »Schuldig wie der Teufel.«

»Wessen beschuldigt man mich denn?« verlangte der Kaplan zu wissen. Er fühlte sich immer verwirrter werden und wußte nicht, welchen der Männer er um Gnade anflehen sollte. Der dritte Offizier trug keine Rangabzeichen und stand schweigend abseits. »Was habe ich denn verbrochen?«

»Genau das werden wir jetzt feststellen«, erwiderte der Colonel und schob dem Kaplan Papier und Bleistift über den Tisch hin. »Bitte schreiben Sie Ihren Namen hier auf diesen Block, in Ihrer eigenen Handschrift.«

»In meiner eigenen Handschrift?«

»Ganz recht. Irgendwohin. Es kommt nicht darauf an.« Als der Kaplan geschrieben hatte, ergriff der Colonel das Blatt und hielt es neben ein Schriftstück, das er einem Hefter entnommen hatte.

»Sehen Sie?« sagte er zum Major, der herangetreten war und gewichtig über seine Schulter guckte.

»Es ist nicht die gleiche Schrift«, gab der Major zu. »Ich habe doch gesagt, daß er es getan hat.«

»Was getan?« fragte der Kaplan.

»Kaplan, dies ist für mich eine schwere Enttäuschung«, warf der Major ihm kummervoll vor.

»Was?«

»Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich enttäuscht bin.«

»Weshalb denn nur?« fragte der Kaplan, der fast außer sich war.

»Was habe ich denn verbrochen?«

»Deshalb«, erwiderte der Major angeekelt und desillusioniert und warf den Block auf den Tisch, auf den der Kaplan seinen Namen

geschrieben hatte. »Dies ist nicht Ihre Handschrift.« Der Kaplan zwinkerte erstaunt. »Selbstverständlich ist das meine Handschrift.«

»Nein, das ist sie nicht, Kaplan. Sie lügen schon wieder.« »Aber ich habe das doch eben geschrieben!« rief der Kaplan ge-»Sie haben mir selber dabei »Das ist es ja gerade«, versetzte der Major bitter. »Ich habe gesehen, daß Sie das geschrieben haben. Sie können gar nicht bestreiten, daß Sie es geschrieben haben. Und ein Mensch, der in eigene Handschrift die lügt, lügt »Wer hat denn aber in bezug auf meine Handschrift gelogen?« schrie der Kaplan, dessen Angst in einer Welle von Ärger und Entrüstung untergegangen war, die er in sich hochsteigen fühlte. »Sind Sie verrückt? Wovon reden Sie überhaupt?«

»Wir haben Sie aufgefordert, Ihren Namen in Ihrer eigenen Handschrift niederzuschreiben, und das haben Sie nicht getan!« »Das habe ich doch getan! In wessen Handschrift habe ich denn geschrieben, wenn nicht in meiner?«

»In der eines anderen.«

»In wessen?«

»Das werden wir jetzt herausbekommen«, sagte der Colonel drohend. »Gestehen Sie, Kaplan!«

Der Kaplan sah mit wachsendem Zweifel und steigender Hysterie von einem zum anderen. »Dies ist meine Handschrift«, behauptete er leidenschaftlich. »Oder wie sieht meine Handschrift aus, wenn sie das nicht ist?«

»So«, antwortete der Colonel. Und mit erhabener Miene warf er die Photokopie eines Feldpostbriefes auf den Tisch, dessen gesamter Inhalt ausgeschwärzt war mit Ausnahme der Anrede »Liebe Mary« und unter den der Zensor geschrieben hatte »Ich sehne mich gräßlich nach dir. A. T. Tappman, Kaplan, US Army«. Der Colonel lächelte verächtlich, als er sah, wie das Gesicht des Kaplans sich rötete.

»Nun, Kaplan? Wissen Sie, wer das geschrieben hat?«

Der Kaplan zögerte mit der Antwort; er hatte Yossariáns Handschrift erkannt. »Nein.«

»Sie können doch aber lesen, was?« fuhr der Colonel sarkastisch fort.

»Der Verfasser dieser Mitteilung hat seinen Namen daruntergesetzt.«

»Da steht mein Name.«

»Also haben Sie das geschrieben. Q. E. D.«

»Aber ich habe das nicht geschrieben. Das ist nicht meine Handschrift.«

»Dann haben Sie die Handschrift eines anderen nachgeahmt«, erwiderte der Colonel gleichmütig. »Was anderes kann es nicht bedeuten.«

»Oh, das ist wirklich lachhaft!« schrie der Kaplan, dem plötzlich die Geduld restlos ausgegangen war. Wütend und mit geballten Fäusten schoß er in die Höhe. »Ich lasse mir das nicht länger gefallen! Verstehen Sie mich? Gerade eben erst sind zwölf Männer gefallen, und ich habe einfach keine Zeit, Ihre törichten Fragen zu beantworten! Sie haben nicht das Recht, mich hier festzuhalten, und ich lasse mir das nicht mehr bieten.«

Ohne ein Wort zu sagen, stieß der Colonel den Kaplan vor die Brust. Der Kaplan fiel auf seinen Stuhl zurück und fühlte sich plötzlich wieder schwach und ängstlich werden. Der Major packte das Stück Schlauch und klopfte damit drohend auf seinen Handteller. Der Colonel ergriff die Zündholzschachtel, nahm ein Hölzchen heraus, hielt es gegen die Reibfläche und wartete mit finster zusammengezogenen Brauen auf einen weiteren Ausbruch des Kaplans. Der Kaplan war blaß und fast gelähmt. Das grelle Licht des Scheinwerfers ließ ihn endlich das Gesicht abwenden: das Wasser tropfte jetzt vernehmlicher, und das Tropfen war unerträglich aufreizend. Er wünschte, sie möchten ihm sagen, was sie von ihm verlangten, damit er wisse, was er zu gestehen habe. Er wartete verkrampft, während der dritte Offizier auf ein Zeichen des Colonels herantrat und sich nur Zentimeter vom Kaplan entfernt auf dem Tisch niederließ. Seine Miene war ausdruckslos, die Augen durchdringend und kalt.

»Machen Sie das Licht aus, es stört«, sagte er leise und ruhig über die Schulter.

Der Kaplan dankte ihm mit einem kleinen zaghaften Lächeln. »Danke. Sir. Und bitte auch den Wasserhahn.«

»Der Wasserhahn kann so bleiben, er stört mich nicht«, sagte der Offizier. Er zog die Hosen etwas hoch, als wolle er seine adrette Bügelfalte schonen. »Kaplan«, sagte er, »welcher Konfession gehören Sie an?«

»Ich bin Anabaptist, Sir.«

- »Das ist ein ziemlich anrüchiges Bekenntnis, nicht wahr?«
- »Anrüchig?« erkundigte sich der Kaplan arglos und verwirrt.
- »Warum anrüchig, Sir?«
- »Nun, ich zum Beispiel habe keine Ahnung, was das ist. Das müssen Sie zugeben. Und das spricht doch für eine gewisse Anrüchigkeit.«
- »Ich weiß nicht, Sir«, stammelte der Kaplan ausweichend. Es irritierte ihn, daß der Mann keine Rangabzeichen hatte, er wußte nicht einmal, ob jener ein Recht auf die Anrede »Sir« besaß. Wer war das? Und mit welchem Recht stellte er Fragen? »Kaplan, ich habe mal Latein gelernt. Ich halte es für geboten, Sie darüber aufzuklären, ehe ich meine nächste Frage stelle. Das Wort Anabaptist bedeutet doch nur, daß Sie kein Baptist sind?« »O nein, Sir, es bedeutet viel mehr.«
- »Sind Sie denn Baptist?«
- »Nein, Sir.«
- »Dann sind Sie also kein Baptist?«
- »Sir?«
- »Ich verstehe nicht, wie Sie über diesen Punkt streiten können, Sie haben es doch bereits zugegeben. Weiter. Wenn Sie sagen, Sie seien kein Baptist, Kaplan, dann sagen Sie doch eigentlich nichts darüber aus, was Sie wirklich sind. Sie könnten alles mögliche sein.« Er lehnte sich ein wenig vor und nahm eine schlaue, wichtigtuerische Miene an. »Sie könnten sogar Washington Irving sein.«
- »Washington Irving?« wiederholte der Kaplan überrascht. »Na los, Washington«, fiel der beleibte Colonel zornig ein. »Warum packen Sie nicht endlich aus? Wir wissen, daß Sie die Tomate gestohlen haben.«

Nach einem flüchtigen Schreck kicherte der Kaplan nervös und erleichtert. »Ach, darum geht es!« rief er. »Jetzt fange ich an zu begreifen. Ich habe die Tomate nicht gestohlen. Colonel Cathcart hat sie mir geschenkt. Sie dürfen ihn gerne fragen, falls Sie mir nicht glauben.«

Am anderen Ende des Kellerraumes öffnete sich eine Tür und Colonel Cathcart trat hervor wie aus einem Schrank.

- ${\it w}$ Guten Tag, Colonel, Colonel, er behauptet, Sie hätten ihm eine Tomate geschenkt. Stimmt das?«
- »Warum sollte ich ihm wohl eine Tomate schenken?« antwor-

tete Colonel Cathcart.

»Vielen Dank, Colonel. Das war alles.«

»Es war mir ein Vergnügen, Colonel«, erwiderte Colonel Cathcart, verließ den Kellerraum und schloß die Tür hinter sich. Was Sie Kaplan? haben dazu zu »Doch hat er sie mir geschenkt!« zischte der Kaplan wild und verängstigt. »Er hat sie mir geschenkt!« »Wollen Sie einen hohen Offizier der Lüge bezichtigen?« »Warum sollte ein hoher Offizier Ihnen eine Tomate schenken wollen, Kaplan?«

»Haben Sie deshalb versucht, die Tomate an Sergeant Whitcomb weiterzugeben, weil es eine heiße Tomate war?«

»Nein, nein, nein«, protestierte der Kaplan, ganz unglücklich darüber, daß man ihn nicht verstehen wollte. »Ich habe sie Sergeant Whitcomb angeboten, weil ich sie nicht haben wollte.« »Warum haben Sie sie Colonel Cathcart gestohlen, wenn Sie sie gar nicht wollten?«

»Ich habe sie Colonel Cathcart nicht gestohlen.«

»Warum benehmen Sie sich so schuldig, wenn Sie die Tomate nicht gestohlen haben?«

»Ich bin nicht schuldig.«

»Warum sollten wir Sie verhören, wenn Sie nicht schuldig wären?«

»Oh, ich weiß einfach nicht«, ächzte der Kaplan, rang die Hände im Schoß und schüttelte sein gramgebeugtes Haupt. »Ich weiß es nicht.«

 $\mbox{\ensuremath{\mbox{\tiny WE}}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\mbox{\footnotesize glaubt}}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\mbox{\footnotesize offenbar}}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize daß}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize wir}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize unsere}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize Zeit}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize gestohlen}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize haben}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\tiny \mbox{\tiny wir}}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize gestohlen}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize wir}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize abendus}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize gestohlen}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize haben}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize wir}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize gestohlen}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize haben}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize \mbox{\footnotesize gestohlen}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize haben}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize wir}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize gestohlen}}\mbox{\ensuremath{\mbox{\footnotesize gestohlen}}\mbox{\en$

»Kaplan«, begann der Offizier ohne Rangabzeichen von neuem, diesmal gemütlicher, und nahm dabei ein mit Maschine beschriebenes Blatt aus dem Hefter, »ich habe hier die beglaubigte Aussage von Colonel Cathcart, in der er Sie beschuldigt, ihm eine Tomate gestohlen zu haben.« Er legte das Blatt umgekehrt auf die linke Seite des Hefters und ergriff ein zweites Blatt. »Und hier ist eine notariell beglaubigte Aussage von Sergeant Whitcomb, in der es heißt, er habe an der Art, wie Sie versucht haben, sie ihm aufzudrängen, sofort erkannt, daß es sich um eine heiße Tomate gehandelt habe.«

»Ich schwöre bei Gott, daß ich sie nicht gestohlen habe«,

beteuerte der Kaplan ganz außer sich und beinahe weinend. »Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß es keine heiße Tomate war.«

»Glauben Sie an Gott, Kaplan ?«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Sehr merkwürdig«, sagte der Offizier und entnahm dem Hefter ein weiteres mit Maschine beschriebenes Blatt, »denn hier habe ich ein Schriftstück, in dem Colonel Cathcart eidesstattlich erklärt, Sie hätten sich geweigert, ihm dabei behilflich zu sein, vor jedem Feindflug im Instruktionszelt ein gemeinsames Gebet abzuhalten.«

Der Kaplan sah aus, als habe er nicht recht gehört, nickte aber gleich darauf, als ihm alles wieder einfiel. »Oh, Sir, das stimmt nicht ganz«, erläuterte er eifrig. »Colonel Cathcart kam selbst von diesem Gedanken ab, als ihm klar geworden war, daß die Mannschaften zu dem gleichen Gott beten wie die Offiziere.« fragte das ?« der Offizier ungläubig. »Was für ein Blödsinn«, erklärte der rotgesichtige Colonel und kehrte dem Kaplan ärgerlich und würdevoll den Rücken. »Glaubt er wirklich, wir nehmen ihm das ab?« rief der Major erstaunt. Der Offizier ohne Rangabzeichen kicherte böse. »Überspannen Sie den Bogen jetzt nicht ein wenig, Kaplan?« erkundigte er sich mit einem Lächeln, das zugleich verbindlich und voller Abneigung war.

»Aber es ist die Wahrheit, Sir! Ich schwöre, daß es die Wahrheit ist!«

»Ich sehe nicht ein, daß das so oder so eine Rolle spielt«, versetzte der Offizier wegwerfend und griff wieder in den offen daliegenden Hefter. »Sagten Sie auf meine Frage übrigens, daß Sie Ich erinnere mich Gott glauben? nicht mehr « an »Jawohl, Sir. Ich habe gesagt, daß ich an Gott glaube.« »Das ist höchst merkwürdig, denn ich habe hier eine weitere beglaubigte Aussage von Colonel Cathcart, in der es heißt, Sie hätten ihm bei Gelegenheit erklärt, Atheismus sei nicht gesetzwidrig. Können Sie sich erinnern, jemals irgend jemandem gederartige Bemerkung gemacht zu genüber eine Der Kaplan nickte, ohne zu zögern, denn jetzt glaubte er sich auf ganz sicherem Boden. »Jawohl, Sir. Ich habe eine solche Bemerkung gemadit. Ich tat das, weil es der Wahrheit entspricht.

Atheismus ist nicht gesetzwidrig.«

»Deshalb braucht man das aber doch noch lange nicht auszusprechen«, tadelte der Offizier ihn scharf, runzelte die Stirn und entnahm dem Hefter wieder ein beglaubigtes Schriftstück. »Hier habe ich noch eine weitere eidesstattliche Erklärung, in der Sergeant Whitcomb behauptet, Sie hätten sich geweigert, seinem Vorschlag zuzustimmen, hektographierte Schemabriefe mit Colonel Cathcarts Unterschrift zu Beileidsübermittlungszwecken an die nächsten Angehörigen der Vermißten, Gefallenen oder Verwundeten zu senden. Stimmt das?«

»Jawohl, Sir. Ich war dagegen«, erwiderte der Kaplan. »Und ich bin stolz darauf, daß ich mich geweigert habe. Diese Schemabriefe sind unaufrichtig und verlogen. Sie haben keinen anderen Zweck als den, zur Mehrung von Colonel Cathcarts Ansehen beizutragen.«

»Aber spielt denn das eine Rolle? Sie trösten und ermutigen doch trotzdem die Angehörigen, die sie erhalten. Ich verstehe ganz einfach Ihren Gedankengang nicht, Kaplan.«

Der Kaplan war sprachlos. Eine Antwort wollte ihm nicht einfallen. Er ließ den Kopf hängen und kam sich recht naiv vor. Nun trat der blühend aussehende Colonel lebhaft heran. Er hatte einen Einfall. »Warum hauen wir ihm nicht einfach die Birne ein?« schlug er den anderen munter vor.

»Richtig, wir könnten ihm seine gottverdammte Birne einschlagen«, stimmte der habichtsnasige Major zu. »Schließlich ist er bloß ein Anabaptist.«

»Nein, erst muß sich seine Schuld erweisen«, warnte der Offizier ohne Rangabzeichen mit einer leicht abwehrenden Gebärde. Er rutschte behende vom Tisch herunter, trat auf dessen andere Seite und stand nun, beide Hände fest auf die Platte gestemmt, dem Kaplan gegenüber. Seine Miene war umdüstert, hart, streng und unnahbar. »Kaplan«, begann er mit dem steifen Gebaren eines Richters, »wir beschuldigen Sie in aller Form, Washington Irving zu sein und sich bei der Zensur der Post von Offizieren und Mannschaften unerträgliche und unstatthafte Freiheiten herausgenommen zu haben. Bekennen Sie sich schuldig oder nicht?«

»Nicht schuldig, Sir.« Der Kaplan fuhr sich mit trockener Zunge über trockene Lippen und lehnte sich gespannt auf seinem Stuhl

nach vorn.

»Schuldig«, sagte der Colonel.

»Schuldig«, sagte der Major.

»Also schuldig«, sagte der Offizier ohne Rangabzeichen und machte eine Notiz auf einem Blatt Papier im Hefter. »Wir beschuldigen Sie überdies«, fuhr er aufblickend fort, »Vergehen und Verbrechen begangen zu haben, die bislang nicht zu unserer Kenntnis gelangt sind. Schuldig oder nicht schuldig?« »Ich weiß nicht, Sir. Wie soll ich antworten, wenn ich nicht einmal weiß, was Sie mir vorwerfen?«

»Wie können wir Ihnen etwas vorwerfen, solange wir nicht einmal wissen, was?«

»Schuldig«, entschied der Colonel.

»Klar ist er schuldig«, stimmte der Major zu. »Wenn es seine Verbrechen und seine Vergehen sind, muß er sie schließlich begangen haben.«

»Also schuldig«, rief der Offizier ohne Rangabzeichen und trat beiseite. »Jetzt überlasse ich ihn Ihnen, Colonel.« »Danke Ihnen«, beglückwünschte ihn der Colonel. »Sehr gute Arbeit.« Dann zum Kaplan gewandt: »Okay, Kaplan, Ihr Stündchen hat geschlagen. Marsch.«

Der Kaplan begriff nicht. »Was soll ich tun?«

»Hauen Sie ab, verschwinden Sie, habe ich gesagt«, brüllte der Colonel und wies wütend mit dem Daumen über die Schulter. »Verdrücken Sie sich endlich!«

Der Kaplan war von dem unflätigen Ton und den gemeinen Worten verwirrt und empfand zu seinem eigenen Staunen tiefes Bedauern darüber, daß man ihn freiließ.

»Sie bestrafen mich also nicht?« erkundigte er sich klagend und überrascht.

»Und ob wir Sie bestrafen werden! Aber Sie brauchen nicht herumzustehen, während wir beschließen, wie und wann wir das tun. Also machen Sie, daß Sie wegkommen. Verschwinden Sie endlich.«

Der Kaplan stand auf und machte versuchsweise einige Schritte. »Ich darf mich also entfernen?«

»Vorläufig ja. Versuchen Sie aber nicht, die Insel zu verlassen. Wir kennen Sie jetzt. Vergessen Sie nicht, daß Sie vierundzwanzig Stunden am Tag beobachtet werden.«

Es war unvorstellbar, daß es ihm gestattet sein sollte zu gehen. Der Kaplan marschierte behutsam zum Kellerausgang und erwartete jeden Augenblick, scharf zurückgerufen oder durch einen schweren Schlag auf Kopf oder Schultern zum Stehen gebracht zu werden. Es wurde nichts unternommen, ihn aufzuhalten. Er fand seinen Rückweg durch muffig riechende, dunkle, feuchte Gänge und erreichte die Treppe. Er trat keuchend und torkelnd an die frische Luft. Kaum war er entkommen, als ihn auch schon eine ungeheure sittliche Entrüstung erfüllte. Er war wütend, wütender über die Schändlichkeiten dieses Tages, als er je zuvor im Leben gewesen war. Er eilte rasend vor Zorn und Rachsucht durch den breiten, hallenden Korridor des Stabsgebäudes. Das wollte er sich nicht länger gefallen lassen, er wollte es sich einfach nicht länger gefallen lassen! Als er zum Ausgang kam, erblickte er Colonel Korn, der breitspurig und allein die Treppe heraufkam, und das schien ihm von glücklicher Vorbedeutung. Der Kaplan stärkte sich mit einem tiefen Atemzug und trat mutig vor, um ihn anzusprechen. »Ich lasse mir das nicht mehr gefallen, Colonel«, erklärte er mit wilder Entschlossenheit und sah traurig zu. als Colonel Korn, ohne ihn überhaupt zu bemerken, an ihm vorbeiging. »Colonel Korn!«

Die faßförmige, nachlässig gekleidete Gestalt seines Vorgesetzten blieb stehen, wandte sich um und kam zurückgetrabt. »Was ist denn, Kaplan?«

»Ich möchte Sie gerne wegen des Zusammenstoßes heute morgen sprechen, Colonel. Was für ein grauenhaftes Ereignis.« Colonel Korn blieb einen Augenblick stumm und betrachtete derweil den Kaplan zynisch amüsiert. »Ja, das war zweifellos grausig, Kaplan«, sagte er schließlich. »Ich weiß noch gar nicht, ob ich den Bericht so abfassen kann, daß wir nicht in ein schlechtes Licht geraten.«

»Das meinte ich nicht«, tadelte ihn der Kaplan furchtlos. »Es waren unter diesen zwölfen einige, die bereits ihre siebzig Feindflüge hinter sich hatten.«

Colonel Korn lachte. »Wäre es denn weniger grausig gewesen, wenn es sich um lauter Neulinge gehandelt hätte?« fragte er beißend.

Wiederum war der Kaplan sprachlos. Die Logik der Unmoral schien ihm bei jedem Schritt ein Bein zu stellen. Als er fortfuhr,

geschah es mit bebender Stimme, denn er war seiner nicht mehr so sicher. »Es ist einfach nicht recht, Sir, von den Männern in unserem Geschwader achtzig Feindflüge zu verlangen, wenn die Männer in anderen Geschwadern mit fünfzig und fünfundfünfzig heimgeschickt werden.«

»Wir werden uns die Sache überlegen«, sagte Colonel Korn gleichgültig und gelangweilt. Dann setzte er seinen Weg fort. »Adios, Padre.«

»Was heißt das?« beharrte der Kaplan mit schriller Stimme. Colonel Korn blieb stehen und trat dann mit unfreundlichem Gesicht eine Stufe herab. »Das heißt, daß wir uns die Sache überlegen werden, Padre«, sagte er kurz und verächtlich. »Sie erwarten doch nicht, daß wir etwas tun, ohne vorher eingehend darüber nachzudenken?«

»Nein, Sir, das wohl nicht. Sie denken doch aber schon eine ganze Weile darüber nach.«

»Richtig, Padre. Das tun wir. Aber - um Sie glücklich zu machen, wollen wir noch etwas eingehender darüber nachdenken, und Sie sollen als erster davon erfahren, wenn wir zu einem neuen Ergebnis gelangen. Und nun *adios*.«. Colonel Korn wirbelte herum und eilte die Stufen hinauf.

»Colonel Korn!« Der Ruf des Kaplans ließ Colonel Korn noch einmal innehalten. Er drehte den Kopf langsam herum, und seine Miene war mürrisch und ungeduldig. Dem Kaplan entströmten die Worte in einem nervösen Redefluß. »Sir, ich bitte um Erlaubnis, diese Angelegenheit General Dreedle vorzutragen. Ich möchte mich beim Bomberkommando beschweren.«

Colonel Korns feiste Wamme blähte sich vor unterdrücktem Lachen, und er konnte nicht gleich antworten. »Bitte sehr, Padre«, sagte er mit boshafter Freude und bemühte sich, nicht herauszuplatzen. »Sie haben meine Erlaubnis, sich bei General Dreedle zu beschweren.«

»Danke sehr, Sir. Ich halte es für geboten, Sie darauf hinzuweisen, daß ich nicht ohne Einfluß bei General Dreedle bin.«
»Nett von Ihnen, mich zu warnen, Padre. Und zur Belohnung will ich Sie darauf hinweisen, daß Sie General Dreedle kaum noch beim Bomberkommando finden dürften.« Er grinste bösartig und brach dann in sieghaftes Lachen aus. »General Dreedle ist draußen, Padre. Und General Peckem ist drin. Wir haben einen

neuen Kommandeur.« Der Kaplan war baff. »General Peckem?«

»Ganz recht, Kaplan. Haben Sie bei dem auch Einfluß?«
»Ich kenne ihn nicht einmal«, versetzte der Kaplan unglücklich.
Wieder lachte Colonel Korn. »Schade, Kaplan, denn Colonel
Cathcart kennt ihn sehr gut.« Colonel Korn kicherte genüßlich und
schadenfroh, hörte dann aber unvermittelt damit auf. »Übrigens«, sagte er kalt und stieß den Finger drohend gegen die Brust
des Kaplans, »die Verschwörung zwischen Ihnen und Dr. Stubbs
ist aufgeflogen. Wir wissen sehr gut, daß er Sie heute hergeschickt hat, damit Sie sich beschweren.«

»Dr. Stubbs?« Der Kaplan schüttelte verwirrt und abwehrend den Kopf. »Ich habe Dr. Stubbs gar nicht gesehen, Colonel. Ich bin von drei fremden Offizieren hergebracht worden, die mich ohne jede Berechtigung in den Keller geschleift, ausgefragt und beleidigt haben.«

Wieder stieß Colonel Korn dem Kaplan den Finger gegen die Brust. »Sie wissen doch genau, daß Dr. Stubbs den Männern in seiner Staffel gesagt hat, sie brauchten nicht mehr als siebzig Feindflüge zu machen.« Er lachte grell. »Und nun hören Sie, Padre: die Kerle müssen doch mehr als siebzig Einsätze fliegen, denn wir haben Dr. Stubbs nach dem pazifischen Kriegsschauplatz versetzt. Und damit adios, Padre. Adios.«

General Schittkopp

Dreedle war draußen, und General Peckem war drin, und General Peckem hatte sich kaum in General Dreedles Büro heimisch gemacht, um ihn zu ersetzen, als dieser glänzende militärische Sieg auch schon in Stücke ging.

»General Schittkopp?« erkundigte er sich arglos bei seinem neuen Stabsschreiber, der ihn von dem Befehl unterrichtete, der am frühen Morgen angelangt war. »Sie meinen wohl Colonel Schittkopp?«

»Nein, Sir, General Schittkopp. Er ist heute früh zum General befördert worden.«

»Höchst merkwürdig! Schittkopp? General? Welchen Rang hat er?«

»Generalleutnant, Sir, und . . . «

»Generalleutnant!«

»Jawohl, Sir, und er ersucht Sie, keine Anweisungen zu geben, ohne zuvor Rücksprache mit ihm genommen zu haben.«
»Da soll mich doch der Schlag treffen«, grübelte General Peckem verwundert und begann, wohl zum ersten Mal in seinem Leben, laut zu fluchen. »Haben Sie das gehört, Cargill? Schittkopp ist zum Generalleutnant befördert worden. Ich möchte wetten, die Beförderung war für mich bestimmt und ist ihm irrtümlich zuteil geworden.«

Colonel Cargill hatte sich unterdessen nachdenklich sein kräftiges Kinn gerieben. »Wie kommt es, daß er uns Anweisungen erteilt?«

General Peckems glattes, nichtssagendes, distinguiertes Gesicht spannte sich. »Ganz recht. Sergeant«, sagte er mühsam und mit einem verständnislosen Stirnrunzeln, »wie kommt es, daß er uns Befehle erteilt, wo er doch bei der Truppenbetreuung ist, während wir die Operationen im Kampfgebiet leiten?« »Das hängt mit einer weiteren Veränderung zusammen, Sir, die ebenfalls heute früh vorgenommen wurde. Die Leitung der Operationen im Kampfgebiet fällt ab sofort in die Zuständigkeit der Truppenbetreuung. General Schittkopp ist unser neuer Kommandierender General.«

General Peckem stieß einen schrillen Schrei aus. »O mein Gott!« jaulte er, und seine stets gewahrte Fassung ging in einem hysterischen Anfall unter. »Schittkopp Kommandierender General? Schittkopp?«

gepackt preßte Entsetzen die Fäuste er Augen. »Cargill, rufen Sie sofort Wintergreen an! Schittkopp? Doch nicht Schittkopp?!« Sämtliche Telefone begannen gleichzeitig zu klingeln. Ein Gefreiter stürzte herein und salutierte. »Sir, draußen ist ein Kaplan, der sich über Mißstände im Gevon Colonel Cathcart beschweren »Schicken Sie ihn weg, schicken Sie ihn weg! Wir haben hier sel-Mißstände. Wo bleibt Wintergreen?« ber »Sir, General Schittkopp ist am Apparat. Er möchte sofort mit Ihnen sprechen.«

»Sagen Sie, ich sei noch nicht im Büro. Großer Gott!« General Peckem kreischte, als sei ihm eben erst die ganze Größe dieses Unglückes aufgegangen. »Schittkopp? Der Kerl ist ein Schwachsinniger! Ich habe den Affen bei jeder Gelegenheit zur Sau gemacht, und jetzt ist er mein Vorgesetzter. Oh, du lieber Gott! Cargill! Cargill, verlassen Sie mich nicht! Wo bleibt Wintergreen?«

»Sir, am anderen Apparat ist ein Exsergeant Wintergreen. Er hat schon den ganzen Morgen versucht, Sie zu erreichen.«

»Ich kann Wintergreen nicht erreichen, General«, brüllte Colonel Cargill. »Sein Apparat ist besetzt.«

General Peckem stürzte sich schweißtriefend auf das andere Telefon.

- »Wintergreen?«
- »Peckem, Sie Stinkstiefel!«
- »Wintergreen, haben Sie schon gehört.. .«
- »... was Sie angerichtet haben, Sie Blödling!«

Kommandierender »Schittkopp ist General geworden!« Wintergreen kreischte vor Wut und Angst. »Sie und Ihre verdammten Memoranden. Jetzt ist die Leitung der Kriegsoperatio-Truppenbetreuung unterstellt wirklieh der »Oh, nicht doch«, stöhnte General Peckem. »Deshalb? Wegen meiner Memoranda? Ist Schittkopp deshalb zum Kommandierenden ernannt worden? Warum denn nicht »Weil Sie sich schon von der Truppenbetreuung haben wegversetzen lassen und weil Sie ihn dort allein gelassen haben. Und wissen Sie auch, was der Kerl beabsichtigt? Wissen Sie, was das Schwein mit uns machen will?«

»Sir, bitte sprechen Sie mit General Schittkopp«, drängte der Sergeant nervös. »Er will sofort mit jemandem sprechen.« »Cargill, reden Sie statt meiner mit Schittkopp. Ich bin dazu außerstande. Stellen Sie fest, was er will.«

Colonel Cargill hörte General Schittkopp einen Augenblick zu und wurde bleich wie ein Laken. »O mein Gott!« schrie er, und der Hörer entfiel seinen Fingern. »Wissen Sie, was er vorhat? Er will, daß wir exerzieren. Er verlangt, daß jeder von uns am Exerzierdienst teilnimmt!«

Schwesterchen

Yossarián retirierte, die Pistole umgeschnallt, und weigerte sich, weitere Einsätze zu fliegen. Er retirierte, weil er sich im Gehen

dauernd umdrehen mußte, um zu verhindern, daß sich jemand von hinten an ihn heranschlich. Jedes Geräusch in seinem Rücken war ein Warnruf, jeder Mensch, an dem er vorüberkam, ein potentieller Mörder. Er hielt ständig den Pistolengriff umklammert und lächelte niemandem zu außer Hungry Joe. Er erklärte Captain Piltchard und Captain Wren, daß er mit der Fliegerei fertig sei. Captain Piltchard und Captain Wren setzten seinen Namen nicht auf die Liste für den nächsten Einsatz und machten höheren Ortes Meldung.

Colonel Korn lachte stillvergnügt. »Was soll das denn heißen: er will nicht mehr fliegen?« sagte er lächelnd, während Colonel Cathcart sich in eine Ecke verzog und darüber nachsann, welches Unheil die unerwartete Erwähnung des Namens Yossarián ihm könnte. »Warum bescheren will »Sein Freund Nately hat bei dem Zusammenstoß über La Spezia glauben müssen. Vielleicht ist das der »Hält er sich vielleicht für Achilleus?« Colonel Korn war sehr befriedigt von diesem Vergleich und nahm sich im stillen vor, ihn in Gegenwart von General Peckem zu wiederholen. »Er muß fliegen. Er hat gar keine Wahl. Sagen Sie ihm, daß Sie ihn melden sich werden. falls es nicht anders überlegt.« »Das haben wir ihm schon gesagt, Sir. Es hat ihm keinen Eindruckgemacht.«

»Was sagt Major Major dazu?«

»Den bekommen wir nie zu Gesicht. Er scheint endgültig verschwunden zu sein.«

»Ich wünschte, wir könnten ihn verschwinden!« rief Colonel Cathcart verdrossen aus seiner Ecke. »So, wie sie es mit diesem Dunbar gemacht haben.«

»Oh, es gibt mehrere Möglichkeiten, mit dem Kerl fertig zu werden«, versicherte Colonel Korn gelassen und wandte sich wieder an Piltchard und Wren. »Greifen wir zu dem sanftesten Mittel. Schicken Sie ihn für ein paar Tage nach Rom. Vielleicht hat der Tod seines Freundes ihn wirklich etwas mitgenommen.« In der Tat hätte Natelys Tod beinahe auch Yossariáns Ende bedeutet, denn als er Natelys Hure in Rom die traurige Nachricht überbrachte, stieß sie einen schrillen, herzzerbrechenden Schrei aus und versuchte, Yossarián mit dem Kartoffelmesser zu erstechen.

»Bruto!« heulte sie außer sich vor Wut, als er ihr den Arm auf den Rücken bog und so lange drehte, bis der Kartoffelschäler ihren Fingern entfiel. »Bruto! Bruto!« Sie fuhr ihm blitzschnell mit ihren langen Fingernägeln ins Gesicht und zerkratzte ihm die Wange. Dann spuckte sie ihn an.

»Was ist eigentlich los?« rief er schmerzgepeinigt und verwirrt und schleuderte sie quer durch das Zimmer gegen die Wand. »Was habe ich dir denn getan?«

Sie stürzte sich mit wirbelnden Fäusten auf ihn und schlug ihm mit einem kräftigen Schwinger den Mund blutig, ehe er ihre Handgelenke zu packen bekam und sie festhielt. Die Haare standen ihr zu Berge, und Tränen entströmten ihren funkelnden. haßerfüllten Augen, während sie tollwütig, fluchend und geifernd auf ihn losging. Jeden Versuch, ihr zu erklären, was vorgefallen war, schrie sie mit ihrem »Bruto! Bruto!« nieder wie eine Irre. Er hatte ihre Kraft unterschätzt und verlor den Halt. Sie war beinahe so groß wie Yossarián, und einige schreckerfüllte Augenblicke lang glaubte er fest, sie werde ihn mit der ihr vom Wahnsinn verliehenen Kraft überwältigen, zu Boden werfen und erbarmungslos in Stücke reißen, eines grauenhaften Verbrechens wegen, das er nie begangen hatte. Er wollte um Hilfe schreien, während sie stöhnend und keuchend miteinander rangen. Endlich ermattete sie, und es gelang ihm, sie wegzudrängen. Er flehte sie an, ihm zuzuhören, schwor ihr, daß er nicht an Natelys Tod schuld sei. Wieder spuckte sie ihm ins Gesicht, und angeekelt, zornig und ratlos stieß er sie von sich. Kaum hatte er sie losgelassen, da langte sie schon nach dem Kartoffelmesser. Er stürzte hinterher, und sie rollten auf dem Fußboden umeinander, ehe er ihr das Messer entreißen konnte. Sie versuchte, ihn mit den Händen zu Fall zu bringen, als er aufsprang, und riß ihm eine tiefe Schramme in den Unterschenkel. Von Schmerzen gepeinigt, hüpfte er durchs Zimmer und warf das Messer zum Fenster hinaus. Als er sich sicher wähnte, seufzte er erleichtert.

»Nun laß mich mal etwas erklären«, bat er ernst und appellierte an ihre Vernunft.

Sie trat ihm in den Unterleib. Schschsch! Die Luft ging ihm aus, er sank aufheulend zu Boden und blieb, nach Atem ringend und zusammengekrümmt, liegen. Natelys Hure rannte aus dem Zim-

mer. Yossarián gelang es, auf die Füße zu kommen und keinen Augenblick zu früh, denn schon kehrte sie im Laufschritt aus der Küche zurück, ein langes Brotmesser in der Hand. Ein Stöhnen ungläubiger Verzweiflung löste sich von seinen Lippen, als er sich, immer noch die Hände auf den pochenden, geschundenen Leib gepreßt, mit seinem ganzen Gewicht gegen ihre Schienbeine warf und sie zu Fall brachte. Sie flog über seinen Kopf weg und landete mit einem markerschütternden Knall auf den Ellenbogen. Das Messer sauste klirrend zur Seite, und er beförderte es mit einem Tritt unter das Bett. Sie wollte sich hinterdrein werfen. doch packte er sie am Arm und riß sie hoch. Wieder versuchte sie, ihm in den Unterleib zu treten, und er schleuderte sie fluchend von sich. Sie prallte gegen die Wand und schmetterte dabei einen Stuhl mitten auf den Toilettentisch, von dem Kämme, Bürsten und Schminktöpfchen krachend zu Boden fielen. Auch eine gerahmte Photographie am anderen Ende des Zimmers fiel der Wand. und das Glas zerbrach klirrend. »Was hast du nur gegen mich?« schrie er aufgebracht und verständnislos. »Ich habe ihn nicht umgebracht!«

Sie warf einen schweren, gläsernen Aschenbecher nach seinem Kopf. Als sie dann von neuem auf ihn losging, ballte er eine Hand zur Faust und hatte Lust, sie ihr in den Magen zu stoßen: er fürchtete aber, ihr Schaden zuzufügen. Er wollte ihr haarscharf eins auf die Kinnspitze versetzen und dann aus dem Zimmer laufen, aber er sah sie nicht deutlich genug, und so konnte er nur im letzten Augenblick zur Seite springen und ihr mit einem kräftigen Schubs an sich vorbei helfen. Sie knallte gegen die Wand. Gleich darauf blockierte sie die Tür und schleuderte eine schwere Vase nach ihm. Dann fiel sie mit einer vollen Weinflasche über ihn her, traf ihn an der Schläfe, und er ging halb betäubt in die Knie. In seinen Ohren dröhnte es, und sein Gesicht war taub. Er empfand hauptsächlich Verlegenheit. Es war ihm peinlich, daß sie im Begriff war, ihn zu ermorden. Er verstand einfach nicht, was vorging. Er wußte nicht, was tun. Doch fühlte er, daß er sich retten müsse, und er schoß vom Fußboden hoch, als er sah, wie sie die Weinflasche hob, um ihm noch einen Schlag zu versetzen. Er rannte ihr den Kopf in die Rippen, ehe sie ihn traf. Er hatte genügend Schwung und schob sie rückwärts durchs Zimmer, bis ihre Knie den Rand des Bettes berührten, einknickten und sie rückwärts auf die Matratze fiel. Yossarián zwischen ihre gespreizten Beine. Sie krallte ihre Fingernägel in seinen Hals, während er sich über die festen Höhen und Tiefen ihres rundlichen Körpers heraufarbeitete, bis er völlig auf ihr lag und sie unter sich zwang. Seine Finger tasteten sich an den wirbelnden Armen herauf, bis sie schließlich bei der Weinflasche anlangten und sie ihr entrissen. Immer noch strampelte, fluchte und kratzte sie aus Leibeskräften. Sie versuchte, ihn zu beißen; ihre gewöhnlichen, sinnlichen Lippen waren verzerrt, und sie bleckte die Zähne wie ein geiferndes Tier. Nun, da sie gefangen unter ihm lag, überlegte er, wie er sich von ihr lösen könnte, ohne neuerlich Schaden zu nehmen. Er fühlte die zuckenden Innenseiten ihrer strampelnden Schenkel sich um eines seiner Beine winden. Sexuelle Phantasien regten sich in ihm und erfüllten ihn mit Scham. Er war sich ihres üppigen Fleisches, ihres festen jungen Körpers bewußt, der sich gegen ihn hob und ihn bedrängte wie ein feuchter, flüssiger, lieblicher, saugender Ebbestrom. Ihr Bauch und die warmen, lebendigen, festen Brüste preßten sich wie eine süße, bedrohliche Versuchung gegen ihn. Ihr Atem war glühend heiß. Plötzlich fühlte er — obgleich der zuckende Aufruhr unter ihm nicht im mindesten nachgelassen hatte -, daß sie sich nicht länger mehr wehrte, fühlte zitternd, daß sie nicht mehr widerstrebte, sondern ihm unbarmherzig in dem urtümlichen, machtvollen, rhapsodischen, instinktiven Rhythmus erotischer Besessenheit entgegenkam. Er keuchte vor Entzücken und Überraschung. Ihr Gesicht, das ihm nun schön schien wie eine geöffnete Blume, war von einer neuen Qual verzerrt, ihre Haut schwoll, und über den halbgeschlossenen Augen lag der Nebel töricht schmachtender, blinder Begierde.

»Caro«, murmelte sie heiser und wie aus der Tiefe einer lähmenden, wohligen Betäubung. »Uuuuuuuh, caro mio.« Er streichelte ihr Haar. Sie drängte ihren brennenden Mund an sein Gesicht. Er fuhr mit der Zunge über ihren Hals, sie umschlang ihn und preßte ihn an sich. Er fühlte, wie er sich rasend in sie verliebte, während sie ihn wieder und wieder küßte, mit Lippen, die dampfend und feucht und weich und hart waren, ganz außer sich vor Entzücken tiefe, schmeichelnde Kehltöne ausstieß, mit einer Hand kosend über seinen Rücken und unter seinen Gürtel fuhr und mit der anderen insgeheim und verräterisch auf dem Fußboden nach dem Brotmesser tastete und es auch fand.

Er rettete sich im allerletzten Augenblick. Sie wollte ihn also noch immer töten! Entsetzt und verblüfft von dieser gemeinen Verstellungskunst riß er ihr das Messer aus der Hand und schleuderte es weg. Er sprang aus dem Bett, ratlos und aller seiner Illusionen beraubt. Er wußte nicht, sollte er durch die Tür in die Freiheit flüchten oder auf das Bett zurückfallen und sich ihr verliebt und willenlos ausliefern. Sie ersparte ihm die Entschei-dung, indem sie ganz unvermutet in Tränen ausbrach. Wiederum war er starr vor Staunen.

Dieses Mal waren es einzig Tränen des Kummers, eines schweren, niederdrückenden, demütigen Kummers, und keiner ihrer Gedanken galt mehr Yossarián. Sie senkte den stolzen, lieblichen, wirrhaarigen Kopf, ließ die Schultern hängen, und all ihr Mut schmolz dahin. Ihr Jammer war ergreifend. Dieses Mal war keine Täuschung möglich, sie litt. Langes, qualvolles Schluchzen schüttelte und erstickte sie fast. Sie wußte nicht mehr, daß er da war, es war ihr auch einerlei. Jetzt hätte er gefahrlos das Zimmer verlassen können, doch entschloß er sich, zu bleiben und ihr zu helfen.

»Ach, bitte«, drängte er sie ungeschickt, den Arm um ihre Schulter gelegt. Ihm fiel ein, wie unfähig zu sprechen und wie schwach er damals auf dem Rückflug von Avignon gewesen war, als Snowden immer wieder klagte, ihm sei so kalt, so kalt, und Yossarián erinnerte sich, daß er nichts weiter hatte antworten können als: »Nun, nun.« Diese Erinnerung erfüllte ihn mit einer Trauer, die ihm weh tat. »Ach, bitte«, wiederholte er mitfühlend. »bitte, bitte.«

Sie lehnte sich gegen ihn und weinte, bis sie zu schwach schien, um noch länger zu weinen, und sie sah ihn erst an, als er ihr schließlich sein Taschentuch hinhielt. Sie wischte sich die Wangen und lächelte höflich dabei, reichte das Taschentuch mit einem gemurmelten »Grazie, grazie« und voll schüchterner, mädchenhafter Sittsamkeit zurück, dann aber, ohne jede Warnung, änderte sich ihre Stimmung, und sie fuhr ihm wieder mit den Fingernägeln in die Augen.

»Ha! Assassino!« heulte sie und rannte triumphierend nach dem Brotmesser, um ihn vollends zu erledigen. Halb erblindet stolperte er hinter ihr her. Ein Geräusch in seinem Rücken ließ ihn herumwirbeln. Von Entsetzen erfüllt, wich er vor dem Anblick zurück, der sich ihm bot. Da stand Schwesterchen, mit einem Brotmesser in Ihm graute. »Oh, nein!« jammerte er und schlug ihr das Messer aus der Hand. Jetzt hatte er mit diesem ganzen unverständlichen und lächerlichen Handgemenge jede Geduld verloren. Es ließ sich nicht voraussehen, wer als nächster durch die Tür kommen und mit einem Brotmesser auf ihn losgehen würde, und er hob Schwesterchen vom Fußboden auf, warf sie Natelys Hure entgegen, rannte aus der Wohnung und die Treppe hinunter. Beide Mädchen folgten ihm auf den Korridor, und während er die Treppe hinunter floh, hörte er ihre Schritte leiser und leiser werden. Dann vernahm er unmittelbar über sich ein Schluchzen, und als er nach oben sah, erspähte er Natelys Hure, die ganz zusammengefallen auf einer Stufe saß, den Kopf in beide Hände stützte und weinte, während sich ihre heidnische, unzähmbare Schwester gefährlich weit über das Geländer beugte, ihm strahlend »Bruto, Bruto!« zurief und das Brotmesser gegen ihn schwenkte, als sei es ein aufregendes neues Spielzeug, das zu benutzen sie große Lust verspürte.

Yossarián entwich, doch sah er sich immer wieder ängstlich um, während er durch die Straßen flüchtete. Die Passanten starrten ihn neugierig an, was ihn noch ängstlicher machte. Er ging nervös und eilig immer weiter und fragte sich, was an seinem Aussehen wohl die Aufmerksamkeit der Leute erregen mochte. Als er eine schmerzende Stelle auf seiner Stirne berührte, zog er die Finger klebrig von Blut zurück und begriff. Er tupfte sich Gesicht und Hals mit seinem Taschentuch ab. und das Taschentuch rötete sich immer mehr. Er blutete also überall. Er eilte in das Gebäude des Roten Kreuzes, die Treppen hinunter in den weiß gekachelten Waschraum, wo er unzählige Wunden mit kaltem Wasser und Seife reinigte und kühlte, eher er seinen Kragen richtete und sich die Haare kämmte. Nie hatte er ein Gesicht gesehen, das so zerschrammt und voller Kratzer war wie das, das ihn immer noch benommen und verstört aus dem Spiegel anstarrte. Was hatte sie nur von ihm gewollt?

Als er den Waschraum verließ, hatte Natelys Hure ihm bereits einen Hinterhalt gelegt. Sie kauerte im Treppenhaus, dicht an der Wand, und stürzte sich wie ein Habicht auf ihn, ein glitzerndes, silbernes Steakmesser in der Faust. Er fing ihre zustoßende Hand mit erhobenem Ellenbogen ab und knallte ihr säuberlich eins auf den Kiefer. Sie verdrehte die Augen. Er fing sie auf, als sie fiel, setzte sie sanft hin und rannte dann die Treppe hinauf und auf die Straße. Während der nächsten drei Stunden suchte er die Stadt nach Hungry Joe ab, weil er aus Rom verschwinden wollte, ehe sie ihn von neuem aufspürte. Er fühlte sich erst sicher, als die Maschine gestartet war. Als sie in Pianosa landeten, stand Natelys Hure als Mechaniker verkleidet in grünem Overall mit dem Fleischmesser in der Hand genau dort, wo die Maschine ausrollte, und er wurde nur dadurch gerettet, daß sie ihre hochhackigen Pumps mit den Ledersohlen trug: als sie zustach, verloren ihre Füße auf dem Schotter den Halt. Der verblüffte Yossarián hob sie ins Flugzeug und hielt sie in einem Doppelnelson auf dem Fußboden fest, so daß sie sich nicht rühren konnte, während Hungry Joe vom Kontrollturm die Erlaubnis erbat, nach Rom zurückzufliegen. Auf dem Flugplatz in Rom stieß Yossarián sie aus der noch rollenden Maschine, und Hungry Joe startete sofort wieder nach Pianosa. Als er mit Hungry Joe durch den Staffelbereich zu seinem Zelt zurückging, musterte Yossarián mit angehaltenem Atem jeden, an dem. er vorbeikam. Hungry Joe sah ihn unverwandt an.

»Weißt du genau, daß du dir das alles nicht nur einbildest?« erkundigte Hungry Joe sich zögernd nach einem Weilchen.

»Einbilden? Du warst doch dabei! Du hast sie doch gerade eben nach Rom zurückgeflogen.«

»Vielleicht habe auch ich mir das Ganze eingebildet. Warum will sie dich denn umbringen?«

»Sie hat mich nie leiden mögen. Vielleicht, weil ich ihm die Nase eingeschlagen habe, vielleicht auch, weil sonst niemand da war, auf den sich ihr Haß entladen konnte. Glaubst du, daß sie wiederkommt?«

An jenem Abend ging Yossarián ins Offizierskasino und blieb lange. Als er sich spät seinem Zelt näherte, hielt er wachsam nach Natelys Hure Ausschau. Er blieb stehen, als er sie in ihrem Versteck im Gebüsch entdeckte, ein schweres Tranchiermesser in der Hand und als Bauer verkleidet. Yossarián umschlich lautlos das Gebüsch und packte sie von hinten.

»Caramba!« schrie sie wütend und wehrte sich wie eine Wildkatze, als er sie ins Zelt zerrte und auf den Fußboden schleuderte.

»He, was ist los?« fragte einer seiner Zeltgenossen verschlafen. »Halt sie fest, bis ich wiederkomme«, befahl Yossarián, riß ihn aus dem Bett, warf ihn auf sie und lief hinaus. »Halt sie fest!«

»Laßt mich ihn umbringen, und ihr dürft alle Fuckifuck mit mir machen«, bot sie ihnen an.

Die anderen Zeltbewohner sprangen aus ihren Betten, als sie sahen, daß es sich um ein Mädchen handelte, und versuchten, sie dazu zu bringen, schon vorher Fuckifuck mit ihnen zu machen. Yossarián rannte unterdessen zu Hungry Joe, der wie ein Säugling schlief. Yossarián hob Huples Katze von Hungry Joes Gesicht und rüttelte ihn wach. Hungry Joe zog sich eilig an. Dieses 'Mal flogen sie nach Norden, weit in Feindesland hinein. Als sie über einer Ebene waren, schnallten sie Natelys Hure einen Fallschirm an und stießen sie hinaus. Endlich glaubte Yossarián, sie los zu sein. Er war erleichtert. Als er sich, wieder in Pianosa, seinem Zelt näherte, ragte in der Dunkelheit neben dem Pfad eine Gestalt auf, und er wurde ohnmächtig. Als er zu sich kam, saß er auf der Erde und wartete beinahe mit Genugtuung auf den Messerstich, der ihm endlich Frieden bringen würde. Statt dessen half ihm eine freundliche Hand auf die Beine. Die Hand gehörte einem Piloten aus Dunbars Staffel.

»Wie geht es denn immer?« fragte der Pilot flüsternd. »Oh, recht gut«, erwiderte Yossarián.

»Ich sah dich da eben hinfallen. Ich dachte schon, es sei dir was zugestoßen.«

»Ich habe wohl das Bewußtsein verloren.«

»In meiner Staffel geht das Gerücht, du hättest gesagt, daß du keine Feindflüge mehr machst.«

»Das stimmt.«

»Dann kamen aber welche vom Geschwader und sagten, das Gerücht sei falsch, du machtest bloß Spaß.«

»Das ist gelogen.«

»Glaubst du, daß sie dir das durchgehen lassen?«

»Ich weißt nicht.«

»Was werden sie wohl mit dir machen?«

»Ich weiß nicht.«

»Glaubst du, daß sie dich wegen Feigheit vor dem Feind vors

Kriegsgericht bringen werden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich hoffe, sie machen dich nicht hin«, sagte der Pilot aus Dunbars Staffel und verdrückte sich wieder in die Schatten. »Laß gelegentlich mal von dir hören.«

Yossarián starrte hinter ihm her und setzte dann seinen Heimweg fort.

»Pst!« rief ihn einige Schritte weiter jemand an. Es war Appleby; der hinter einem Baum stand. »Wie geht's denn immer?«

»Recht gut«, sagte Yossarián.

»Ich habe gehört, daß sie versuchen wollen, dich durch die Drohung mit einer Kriegsgerichtsverhandlung wegen Feigheit vor dem Feind einzuschüchtern, daß sie es aber nicht dazu kommen lassen wollen, weil sie sich ihrer Sache nicht sicher sind und sich bei den neuen Chefs nicht gleich in die Nesseln setzen möchten. Außerdem bist du immer noch ein Held, weil du die Brücke bei Ferrara zweimal angegriffen hast. Ich glaube, du bist der einzige Held, den wir jetzt im Geschwader haben. Ich dachte nur, ich sollte dir sagen, daß alles nur Bluff ist.«

»Vielen Dank, Appleby.«

»Aus einem anderen Grunde hätte ich dich bestimmt nicht angesprochen.«

»Ich weiß das sehr wohl zu schätzen.«

Appleby scharrte verlegen mit den Stiefelspitzen. »Ich bedauere aufrichtig, daß wir uns damals im Offizierskasino geprügelt haben.«

»Schon gut.«

»Aber ich habe nicht angefangen. Ich glaube, schuld war Orr, weil er mir seinen Schläger ins Gesicht geschmissen hat. Warum hat er das wohl getan?«

»Weil du ihn besiegt hast.«

»Aber warum sollte ich denn nicht? Deshalb spielt man doch. Jetzt, wo er tot ist, kommt es nicht mehr darauf an, ob er der bessere Spieler war oder ich.«

»Nein, das tut es wohl nicht.«

»Es tut mir auch leid, daß ich damals auf dem Herflug wegen der Atebrintabletten solchen Krach gemacht habe. Wenn du partout Malaria bekommen willst, dann ist das schließlich deine Sache.« »Denk nicht mehr dran, Appleby.«

»Aber ich versuchte eben, meine Pflicht zu tun, indem ich die Befehle ausführte. Man hat mir immer gesagt, Befehle müßten ausgeführt werden.«

»Schon gut.«

»Ich habe übrigens Colonel Cathcart und Colonel Korn gesagt, ich fände, sie dürften dich nicht zwingen, weiterzufliegen, wenn du nicht willst, und da haben sie gesagt, sie wären sehr von mir enttäuscht.«

Yossarián lächelte traurig amüsiert. »Das glaube ich dir gerne.« »Na, mir ist es egal. Du hast schließlich einundsiebzig Einsätze geflogen. Das sollte genügen. Glaubst du, daß sie dir das durchgehen lassen?«

»Nein.«

»Aber wenn sie es dir durchgehen ließen, dann könnten sie doch auch von uns nicht verlangen, daß wir weiterfliegen, was?« »Eben deswegen können sie es mir nicht durchgehen lassen.«

»Was werden sie wohl machen?«

»Ich weiß nicht.«

»Glaubst du, daß sie dich vors Kriegsgericht bringen?«

»Ich weiß nicht.«

»Hast du Angst?«

»Ja.«

»Und wirst du nun doch wieder fliegen?«

»Nein.«

»Ich hoffe wirklich, du schaffst es«, flüsterte Appleby eifrig. »Wirklich.«

»Nett von dir, Appleby.«

»Mir macht das Fliegen übrigens auch nicht mehr soviel Spaß, seitdem es so aussieht, als wäre der Krieg für uns gewonnen. Ich sage dir Bescheid, wenn ich was Neues erfahre.«
»Danke schön, Appleby.«

»He!« rief eine scharfe Stimme gedämpft aus dem blattlosen Gestrüpp, das hüfthoch neben dem Zelt wucherte. Dort hatte sich Havermeyer hingehockt. Er aß Erdnüsse. Seine Pickel und die weiten, fetten Poren sahen aus wie dunkle Schuppen. »Wie geht's denn immer?« fragte er, als Yossarián herantrat.

»Recht gut.«

»Fliegst du noch?«

»Nein.«

- »Wenn sie dich nun aber zwingen?«
- »Das können sie nicht.«
- »Bist du feige?«
- »Ja.«
- »Stellen sie dich vors Kriegsgericht?«
- »Vermutlich.«
- »Was hat denn Major Major gesagt?«
- »Major Major ist nicht mehr da.«
- »Haben sie ihn verschwunden?«
- »Ich weiß nicht.«
- »Was wirst du machen, wenn sie beschließen, dich zu verschwinden?«
- »Ich werde versuchen, sie daran zu hindern.«
- »Haben sie dir nicht eine Vorzugsbehandlung angeboten, wenn du wieder fliegst?«
- »Piltchard und Wren haben versprochen, dafür zu sorgen, daß ich nur noch Spazierflüge zu machen brauche.« Havermeyer spitzte die Ohren. »Hör mal, das klingt doch ganz gut. So ein Angebot würde ich jederzeit annehmen. Na, das hast du ja auch bestimmt getan.«
- »Ich habe abgelehnt.«
- »Das war blöde.« Havermeyers stupides Gesicht schlug vor Verblüffung Falten. »Da fällt mir ein: so ein Angebot ist eine Schweinerei gegenüber uns anderen. Wenn du bloß Spazierflüge zu machen brauchst, müssen wir deine Einsätze mitfliegen, oder nicht?« »Stimmt.«
- »Hör mal, das paßt mir nicht«, rief Havermeyer, stand auf und stemmte die Hände wütend in die Hüften. »Das paßt mir überhaupt nicht. Die Lumpen sind also bereit, mich anzuscheißen, bloß damit du keine Einsätze mehr zu fliegen brauchst, was?« »Mach das mit denen ab«, erwiderte Yossarián und tastete wachsam nach seiner Pistole.
- »Nein, ich mache dir gar keinen Vorwurf«, sagte Havermeyer, »obwohl ich dich nicht leiden kann. Ich habe nämlich auch keine große Lust mehr aufs Fliegen. Meinst du, es gäbe für mich eine Möglichkeit, mich zu drücken?«

Yossarián kicherte ironisch und neckte ihn: »Schnall dir die Pistole um und mach bei mir mit.«

Havermeyer schüttelte nachdenklich den Kopf. »Nein, das'kann

ich nicht. Wenn ich mich wie ein Feigling aufführe, bringe ich Schande über meine Frau und mein Kind. Einen Feigling kann niemand leiden. Außerdem möchte ich nach dem Krieg in der Reserve bleiben. Wenn man in der Reserve bleibt, zahlen sie einem 500 Dollar im Jahr.«

»Dann mußt du eben wieder fliegen.«

»Ja, das muß ich dann wohl. Glaubst du übrigens, es besteht Aussicht dafür, daß sie dich fluguntauglich schreiben und nach Hause schicken?«

»Nein.«

»Aber wenn sie es doch tun, und jemand muß dich begleiten, würdest du dann darum bitten, daß sie mich mitschicken? Nimm nicht so einen Kerl wie Appleby, nimm mich.«

»Warum sollten sie wohl so etwas machen?«

»Das weiß ich auch nicht, aber wenn sie es tun, vergiß nicht: ich habe dich zuerst gebeten. Und laß mal von dir hören. Ich werde dich ieden Abend hier im Gebüsch erwarten. Wenn sie dir nichts tun, dann fliege ich vielleicht auch nicht mehr. Okay?« Den ganzen folgenden Abend über wurde er von Leuten bedrängt, die unversehens an allen möglichen Orten erschienen und wissen wollten, wie es ihm ginge, die auf Grund einer geheimen, intimen Verwandtschaft, von deren Vorhandensein er gar nichts gewußt hatte, mit besorgten, abgezehrten Gesichtern vertrauliche Informationen von ihm erbaten. Männer, die er kaum kannte, tauchten aus dem Nichts auf und fragten im Vorbeigehen, wie es mit ihm stehe. Selbst aus den anderen Staffeln kamen Männer und versteckten sich in der Dunkelheit. Wo immer er nach Einbruch der Dämmerung den Fuß hinsetzte, wartete jemand darauf, ihn anzusprechen. Sie standen hinter Büschen und Bäumen, in Gräben und im Gestrüpp, hinter Zelten und abgestellten Fahrzeugen. Selbst einer seiner Mitbewohner tauchte vor ihm auf und fragte ihn, wie es mit ihm gehe, flehte ihn aber gleichzeitig an, ihn den Zeltgenossen nicht zu verraten. Yossarián näherte sich jeder bittenden, übermäßig vorsichtigen Gestalt mit der Pistole in der Hand, da er nicht wußte, welcher der wispernden Schatten ihn schließlich täuschen und sich als Natelys Hure oder, schlimmer noch, als ein autorisierter Vertreter seiner Regierung entpuppen und ihn in deren Auftrag unbarmherzig zusammenschlagen würde. Es sah nämlich so aus,

als müßte die Gegenpartei zu derartigen Mitteln greifen. Man wollte ihn nicht wegen Feigheit vor dem Feind vors Kriegsgericht stellen, denn der Feind war 136 Meilen entfernt, und Yossarián war derjenige, der die Brücke von Ferrara beim zweiten Anflug zerstört hatte, was Kraft das Leben kostete. Er vergaß fast immer Kraft, wenn er die ihm bekannten Toten zählte. Aber irgend etwas mußten sie tun, und alle fragten sich düster, zu welch gräßlichem Mittel man greifen werde.

Tagsüber wich man ihm aus, selbst Aarfy tat das, und Yossarián begriff, daß sie in der Masse bei Tage andere Menschen waren als allein im Dunkeln. Er scherte sich nicht um sie, während er retirierte, die Hand an der Pistole. Und immer, wenn Captain Piltchard und Captain Wren von einer weiteren hochwichtigen Besprechung mit Colonel Cathcart und Colonel Korn zurückkehrten, sah er gelassen den neuesten Schmeicheleien, Drohungen und Verlockungen entgegen. Hungry Joe ließ sich kaum noch blicken, und der einzige, der ihn ansprach, war Captain Black, der ihn stichelnd >alter Bluthund< nannte und ihm bei seiner Rückkehr von Rom gegen Ende der Woche mitteilte, daß Natelys Hure nicht mehr da war. Yossarián verspürte ein wenig Sehnsucht und Reue. Er war traurig. Sie fehlte ihm.

»Weg?« wiederholte er mit hohler Stimme.

»Ja, weg.« Captain Black lachte und kniff dabei seine schmalen, verschwiemelten Augen zu. Auf seinem spitzen, scharfen Gesicht sproßten wie gewöhnlich dürftige rötlich-blonde Bartstoppeln. Er rieb sich die schweren Tränensäcke. »Ich hatte mir nämlich gedacht, wenn ich schon in Rom bin, dann kann ich auch noch mal diese blöde Kuh umstoßen, allein schon, um den Knaben Nately nicht in seinem Grabe zur Ruhe kommen zu lassen, haha! Wissen Sie noch, wie ich ihn immer geärgert habe? Aber die Wohnung war leer.«

»Haben Sie etwas Näheres erfahren?« fragte Yossarián eindringlich. Er sorgte sich sehr um das Mädchen. Er fragte sich, ob sie wohl sehr leide, und kam sich ohne ihre wilden, unversöhnlichen Attacken beinahe verlassen und einsam vor. »Es ist niemand da«, versuchte Captain Black Yossarián klarzumachen. »Begreifen Sie denn nicht? Alle sind weg, der ganze Laden ist aufgeflogen.«

»Weg?«

»Ja doch, weg. Auf die Straße geschmissen.« Captain Black gluckste belustigt, und sein spitzer Adamsapfel hüpfte schadenfroh in der mageren Kehle auf und ab. »Der Laden ist leer. Die MP hat ihn ausgeräumt und die Nutten rausgeschmissen. Komisch, was?«

Yossarián bekam Angst und begann zu zittern. »Warum denn das?«

»Na, warum denn nicht?« erwiderte Captain Black und machte eine großartige Gebärde. »Einfach auf die Straße geschmissen. Wie finden Sie das? Den ganzen Verein.«

»Und was ist mit Schwesterchen?«

»Rausgeschmissen«, lachte Captain Black »Zusammen mit den anderen Nutten auf die Straße gesetzt.«

»Aber sie ist doch noch ein Kind!« protestierte Yossarián leidenschaftlich. »Sie kennt in der ganzen Stadt keinen Menschen. Was soll aus ihr werden?«

»Was geht mich das an?« erwiderte Captain Black gleichgültig, glotzte Yossarián dann aber überrascht, erfreut und mit schlau funkelnden Äuglein an. »Sieh mal einer da! Hätte ich gewußt, daß Sie das so unglücklich macht, dann wäre ich gleich hergekommen und hätte es Ihnen gesagt, damit Sie sich zu Tode grämen können. He! Wo wollen Sie hin? Kommen Sie zurück! Kommen Sie zurück und grämen Sie sich gefälligst zu Tode!«

Die ewige Stadt

Yossarián entfernte sich unerlaubt von der Truppe, und zwar in Gesellschaft von Milo, der, als die Maschine über Rom kreiste, vorwurfsvoll den Kopf schüttelte und mit ehrbar verkniffenem Mund Yossarián in frömmelndem Ton mitteilte, daß er sich seiner schäme. Yossarián nickte. Yossarián biete seit kurzem einen wunderlichen Anblick, denn er retiriere mit der Pistole an dei Hüfte und weigere sich, weiterhin gegen den Feind zu fliegen. So Milo. Yossarián nickte. Er sei ein Abtrünniger, und er bringe seine Vorgesetzten in Verlegenheit. Er bringe auch Milo in eine recht peinliche Lage. Yossarián nickte wieder. Die Besatzungen fingen an zu meckern. Es sei nicht anständig von Yossarián, nur an seine eigene Sicherheit zu denken, während doch Männer wie Milo, Colonel Cathcart, Colonel Korn und der Exgefreite

Wintergreen bereit seien, mit allen Kräften zum Endsieg beizutragen. Männer mit siebzig Einsätzen fingen an zu meckern, nur weil sie achtzig fliegen sollten, und es bestehe die Gefahr, daß auch von ihnen einige die Pistole umschnallen und zu retirieren beginnen könnten. Die Moral sei im Sinken begriffen, und alles das sei Yossariáns Schuld. Das Vaterland sei in Gefahr, und Yossarián mache das traditionelle Recht auf Freiheit und Unabhängigkeit zuschanden, in dem er sich erfreche, dieses Recht auszuüben.

Yossarián, auf dem Platz des Kopiloten, nickte immer wieder und bemühte sich, Milos Geplapper zu überhören. Er dachte an Natelys Hure, an Kraft und Orr und Nately und Dunbar, an Kid Sampson und McWatt und all die armen, blöden, von Krankheiten geplagten Menschen, die er in Italien, in Ägypten und Nordafrika gesehen hatte, und an die vielen anderen, die es, wie er wußte, auch in anderen Teilen der Welt gab. Auch der Gedanke an Snowden und Schwesterchen bedrückte ihn. Yossarián glaubte zu wissen, warum Natelys Hure ihn für Natelys Tod verantwortlich machte und ihn töten wollte. Warum sollte sie auch nicht? Es war eine Welt der Männer, und sie und alle Jüngeren hatten das Recht, ihn und alle Älteren für die unnatürliche Tragödie verantwortlich zu machen, die ihnen zugestoßen war; ebenso wie sie selber trotz all ihres Kummers für jedes von Menschen verursachte Elend verantwortlich sein würde, das auf ihre jüngere Schwester und alle Kinder kommen würde. Irgendwann einmal mußte irgend jemand irgend etwas unternehmen. Jedes Opfer war ein Missetäter, jeder Missetäter ein Opfer, und irgendwann einmal mußte jemand aufstehen und den Versuch machen, diese elende Kette von überkommenen Gewohnheiten zu zerbrechen, die nachgerade gemeingefährlich wurden. In Afrika stahlen erwachsene Sklavenhändler immer noch kleine Knaben und verkauften sie an Männer, die sie ausweideten und verspeisten. Yossarián staunte darüber, daß Kinder eine barbarische Opferung erleiden konnten, ohne sich Angst oder Schmerz anmerken zu lassen. Er nahm jedenfalls an, daß sie sich stoisch unterwarfen, anderenfalls, so glaubte er, wäre diese Sitte zweifellos ausgestorben, denn niemand wäre imstande, seine Gier nach Reichtum oder Unsterblichkeit bewußt am Leiden von Kindern zu stillen.

Er gefährde das Vaterland, sagte Milo, und Yossarián nickte wieder. Er sei ein schlechter Mitspieler, sagte Milo. Yossarián nickte und hörte Milo sagen: falls er die Art und Weise, wie Colonel Cathcart und Colonel Korn den Verband führten, nicht schätze, sei es anständiger, nach Rußland zu gehen, als hier Unruhe zu stiften. Yossarián verkniff sich den Hinweis, daß Colonel Cathcart, Colonel Korn und Milo ja nach Rußland gehen könnten, falls ihnen die Art und Weise nicht paßte, in der er Unruhe stiftete. Colonel Cathcart und Colonel Korn seien doch beide sehr nett zu Yossarián gewesen, sagte Milo. Oder hätten sie ihn etwa nach dem letzten Angriff auf Ferrara nicht befördert und ausgezeichnet? Yossarián nickte. Verpflegten sie ihn nicht regelmäßig, und zahlten sie ihm nicht jeden Monat seine Löhnung? Yossarian nickte wieder. Milo zweifelte nicht daran, daß sie ihn liebevoll aufnähmen, falls er sich entschuldige, widerriefe und verspräche, achtzig Einsätze zu fliegen. Yossarián sagte, er wolle es bedenken. Er hielt die Luft an und betete um eine sichere Landung, als Milo das Fahrgestell ausfuhr und zur Landung ansetzte. Merkwürdig, er verabscheute das Fliegen wirklich. Als die Maschine gelandet war, sah er, daß Rom in Trümmern lag. Der Flugplatz war acht Monate zuvor bombardiert worden, und kantige Massen weißer Steintrümmer waren mit Planierraupen rechts und links vom Eingang, entlang dem Zaun, der den Platz einfaßte, zu abgeflachten Halden aufgehäuft. Das Kolosseum war ein bröckelndes Gerippe, und der Triumphbogen des Konstantin war eingestürzt. Die Wohnung von Natelys Hure war ein Tohuwabohu. Die Mädchen waren nicht mehr da, nur die alte Frau war noch anwesend. Alle Fenster der Wohnung waren z'ertrümmert. Die alte Frau war in Pullover und Röcke eingehüllt und hatte sich ein dunkles Tuch um den Kopf gewunden. Sie saß auf einem Holzstuhl, neben einer elektrischen Kochplatte, hatte die Arme vor der Brust gefaltet und kochte in einem zerbeulten Aluminiumtopf Wasser. Als Yossarián sprach sie mit sich selber und begann bei seinem Anblick sogleich zu stöhnen.

»Weg«, stöhnte sie, noch ehe er fragen konnte. Sie umklammerte ihre Ellenbogen und wiegte sich trauernd auf dem quietschenden Stuhl hin und her. »Weg.«

»Wer?«

»Alle. All die armen jungen Mädchen.«

»Wohin?«

»Weg. Einfach auf die Straße gejagt. Alle sind fort. All die armen jungen Mädchen.«

»Von wem weggejagt? Wer hat das getan?«

»Die bösen großen Soldaten mit den weißen Helmen und Knüppeln. Und unsere *carabinieri*. Sie kamen mit ihren Knüppeln und jagten sie einfach weg. Nicht einmal ihre Mäntel durften sie anziehen, die armen Dinger. Man hat sie einfach in die Kälte hinausgejagt.«

»Hat man sie verhaftet?«

»Weggejagt. Nur weggejagt.«

»Warum weggejagt, wenn man sie nicht verhaftet hat?«
»Weiß ich nicht«, schluchzte die alte Frau. »Ich weiß nicht. Wer
sorgt jetzt für mich? Wer sorgt jetzt für mich, nachdem all die
armen jungen Mädchen fort sind? Wer sorgt für mich?«
»Es muß doch aber einen Grund gegeben haben«, beharrte
Yossarián und schlug mit der Faust in die Hand. »Sie können
doch hier nicht einfach hereinkommen und alle Bewohner hinausjagen.«

»Es gibt keinen Grund«, jammerte die alte Frau. »Keinen Grund.«

»Mit welchem Recht haben sie es denn getan?«

»IKS.«

»Was?« Yossarián erstarrte vor Angst und fühlte eine Gänsehaut über seinen ganzen Körper laufen. »Was sagen Sie da?« »IKS«, wiederholte die alte Frau und nickte unablässig mit dem Kopf. »IKS. Laut IKS haben sie das Recht, alles zu tun, woran wir sie nicht hindern können.«

»Wovon reden Sie, zum Kuckuck?« schrie Yossarián wütend und, ratlos. »Woher wissen Sie, daß es IKS war? Wer zum Teufel hat Ihnen was von IKS gesagt?«

»Die Soldaten mit den weißen Helmen und Knüppeln. Die Mädchen weinten. >Haben wir etwas verbrochen?< sagten sie. Die Männer sagten nein und stießen sie mit ihren Knüppeln zur Tür. >Warum jagt ihr uns dann hinaus?< fragten die Mädchen. >IKS<, sagten die Männer. »Wer gibt euch das Recht dazu?< fragten die Mädchen. >IKS<, sagten die Männer. Sie sagten nichts weiter als >IKS, IKS<. Was bedeutet das denn, IKS? Was ist IKS?«

»Haben sie es denn nicht gezeigt?« forschte Yossarián und stapfte wütend und bekümmert hin und her. »Habt ihr es euch nicht wenigstens vorlesen lassen?«

»Sie brauchten uns IKS nicht zu zeigen«, sagte die alte Frau. »Die Vorschrift besagt, daß sie das nicht brauchen.« »Welche Vorschrift sagt, daß sie es nicht brauchen?« »IKS.«

»Oh, zum Teufel!« rief Yossarián erbittert. »Ich möchte wetten, daß IKS in Wirklichkeit gar nicht da war.« Er blieb stehen und sah sich betrübt im Zimmer um. »Wo ist der alte Mann?« »Weg«, jammerte die alte Frau.

»Weg?«

»Tot«, sagte die alte Frau, nickte kummervoll und deutete auf ihren Kopf. »Irgendwas hat knacks gemacht, und gleich darauf war er tot.«

»Aber er kann nicht tot sein!« schrie Yossarián, zu hartnäckigem Widerspruch bereit. Dabei wußte er selbstverständlich, daß es sich so verhielt, daß es nur logisch und richtig war: wieder einmal war der alte Mann auf seilen der Mehrheit marschiert. Yossarián wandte sich ab, schlenderte mit gerunzelter Stirn und düsterer Miene durch die Wohnung und spähte mit pessimistischer Neugier in alle Zimmer. Alles, was Glas war, hatten die Männer mit den Knüppeln zerbrochen. Zerrissene Vorhänge und Bettücher lagen über den Fußboden verstreut. Stühle, Tische und Kommoden waren umgeworfen. Alles Zerbrechliche war zerbrochen. Die Zerstörung war total. Vandalen hätten nicht gründlicher hausen können. Jedes Fenster war zertrümmert, und durch die geborstenen Scheiben sickerte die Dunkelheit wie eine tintige Wolke in die Zimmer. Yossarián konnte mühelos die schweren, stampfenden Schritte der baumlangen MPs in den weißen Helmen hören. Er vermochte sich auch die unbändige, bösartige Lustigkeit vorzustellen, in die ihr Zerstörungswerk sie versetzt hatte, und dazu das scheinheilige, brutale Bewußtsein, im Recht zu sein und eine Pflicht zu erfüllen. Alle die armen jungen Mädchen waren fort bis auf die weinende alte Frau in den unförmigen braunen und grauen Pullovern und dem schwarzen Kopftuch, und bald würde auch sie fortgehen.

»Weg«, jammerte sie, als er zurückkam, und ehe er den Mund aufmachen konnte. »Wer wird nun für mich sorgen?«

Yossarián überhörte die Frage. »Hat man irgend etwas von Natelys Freundin gehört?«

»Weg.«

»Ich weiß, daß sie weg ist. Aber hat jemand was von ihr gehört? Weiß jemand wo sie ist?«

»Weg.«

»Und Schwesterchen? Was ist ihr geschehen?«

»Weg.« Die alte Frau sprach stets im gleichen Ton. »Verstehen Sie überhaupt, wovon ich rede?« fragte Yossarián scharf und sah sie prüfend an, um festzustellen, ob sie nicht aus einer Art Betäubung zu ihm spreche. Er hob die Stimme. »Was ist mit ihrer Schwester passiert, mit dem kleinen Mädchen?« »Weg, weg«, erwiderte die alte Frau und zuckte sauertöpfisch die Achseln. Seine Hartnäckigkeit hatte sie gereizt, und ihr Jammergeheul wurde jetzt lauter. »Zusammen mit den übrigen weggejagt, auf die Straße geworfen. Sie haben ihr nicht mal erlaubt, den Mantel mitzunehmen.«

»Wohin ist sie gegangen?«

»Weiß ich nicht, weiß ich nicht.«

»Wer sorgt jetzt für sie?«

»Wer sorgt jetzt für mich?«

»Sie kennt doch niemanden hier.«

»Wer sorgt jetzt für mich?«

Yossarián ließ Geld bei der alten Frau zurück - seltsam, wieviel Unrecht man auf diese Weise gutmachen zu können schien - und verließ die Wohnung. Während er die Treppe hinunterging, verfluchte er IKS inständig, obwohl er wußte, daß es etwas Derartiges gar nicht gab. Es gab IKS nicht, dessen war er gewiß, doch änderte das nichts. Entscheidend war, daß alle an das Vorhandensein von IKS glaubten, und das eben war das Schlimme, daß man weder ein Ding noch einen Wortlaut lächerlich machen, widerlegen, anklagen, tadeln, angreifen, abändern, verabscheuen, verfluchen, anspucken, in Fetzen reißen, zertrampeln oder verbrennen konnte.

Draußen war es kalt und dunkel, die Luft angefüllt von tropfendem, fadem, quellendem Nebel, der an den Fronten der steinernen Wohnblocks und den Sockeln der Denkmäler herabrann. Yossarián kehrte hastig zu Milo zurück und widerrief. Er bereue alles. Wissentlich lügend versprach er, so viele Feindflüge zu ma-

chen, wie Colonel Cathcart nur wünsche, wenn Milo seinen ganzen Einfluß in Rom aufbieten wolle, um ihm bei der Suche nach der kleinen Schwester von Natelys Hure behilflich zu sein. »Sie ist ein zwölf Jahre altes Jüngferchen, Milo«, erklärte er drängend, »und ich will sie finden, ehe es zu spät ist.« Milo beantwortete dieses Ersuchen mit einem wohlwollenden Lächeln. »Ich habe genau die zwölfjährige Jungfrau an der Hand, die du suchst«, verkündete er frohlockend. »Diese zwölfjährige Jungfrau ist in Wirklichkeit erst vierunddreißig, wurde aber von sehr strenggläubigen Eltern unter Einhaltung einer proteinarmen Diät erzogen und hat erst angefangen, mit Männern zu schlafen, als ...«

»Milo, ich spreche von einem kleinen Mädchen!« unterbrach Yossarián mit verzweifelter Ungeduld. »Begreifst du nicht? Ich will nicht mit ihr schlafen. Ich will ihr helfen. Du hast doch selber Töchter. Sie ist ein blutjunges Ding und ganz allein in der Stadt. Niemand nimmt sich hier ihrer an. Ich will dafür sorgen, daß ihr nichts zustößt. Verstehst du denn nicht, was ich meine?«

Milo verstand und war tief gerührt. »Yossarián«, sagte er erschüttert, »ich bin stolz auf dich. Wirklich. Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich es mich macht, daß du nicht bei allem und jedem ans Bett denkst. Daß du Grundsätze hast. Gewiß habe ich Töchter und weiß daher genau, was du meinst. Keine Sorge, wir finden das Mädchen schon. Komm mit. Wir beide werden das Mädchen finden, und wenn wir die ganze Stadt auf den Kopf stellen müßten. Los.«

Yossarián begleitete Milo in seiner schnellen M&M-Limousine zum Polizeipräsidium, wo er die Bekanntschaft des nachlässig gekleideten Polizeipräsidenten machte. Als sie eintraten, fummelte er gerade an einem feisten Weib mit Doppelkinn und Warzen herum, grüßte Milo jedoch freudig überrascht und machte dann obszöne und servile Kratzfüße, als sei Milo irgendein hochfeiner Marquis.

»Ah, Marchese Milo«, rief er mit überschwenglichem Entzücken, während er das feiste, gekränkte Weib, ohne ihr einen Blick zu gönnen, zur Tür hinausschob. »Warum haben Sie mich nicht von Ihrer Ankunft benachrichtigt? Ich hätte einen großen Empfang für Sie gegeben. Bitte treten Sie doch ein, Marchese. Sie besu-

chen uns leider sehr selten.«

Milo wußte, daß es galt, keinen Augenblick zu verlieren. »Tag, Luigi«, sagte er und nickte so knapp, daß es beinahe unfreundlich wirkte. »Ich brauche Ihre Hilfe, Luigi. Mein Freund möchte ein Mädchen finden.«

»Ein Mädchen, Marchese?« fragte Luigi und kratzte sich nachdenklich das Gesicht. »In Rom gibt es viele Mädchen. Einem amerikanischen Offizier sollte es nicht schwerfallen, eins zu finden.«

»Nein, Luigi, Sie begreifen nicht. Er muß sofort eine zwölfjährige Jungfrau finden.«

»Ah, jetzt begreife ich«, sagte Luigi weise. »Eine Jungfrau zu finden, dauert vielleicht etwas länger. Wenn er sich aber am Omnibusbahnhof aufstellt, wo die Bauernmädchen ankommen, die in der Stadt Arbeit suchen ...«

»Luigi, Sie begreifen immer noch nicht«, bellte Milo so scharf und unwirsch, daß der Polizeipräsident errötete, Achtungstellung einnahm und verwirrt daranging, seine Jacke zuzuknöpfen. »Dieses Mädchen ist eine Bekannte, eine gute Bekannte der Familie, und wir wünschen ihr zu helfen. Sie ist ein Kind, sie ist irgendwo in dieser Stadt, ganz allein, und wir müssen sie finden, ehe ihr etwas zustößt. Verstehen Sie jetzt? Luigi, mir liegt sehr viel an dieser Sache. Ich habe eine Tochter im gleichen Alter, und nichts in der Welt liegt mir im Augenblick mehr am Herzen, als dieses arme Kind vor Schaden zu bewahren. Wollen Sie mir dabei behilflich sein?«

»Si, Marchese, jetzt verstehe ich«, sagte Luigi. »Und ich will alles, was in meiner Macht steht, tun, um sie zu finden. Heute abend jedoch habe ich fast überhaupt niemanden zur Verfügung. Alle meine Leute sind damit beschäftigt, den Tabakschmuggel zu unterbinden.«

»Tabakschmuggel?« fragte Milo.

»Milo«, blökte Yossarián schwach, und der Mut verließ ihn, denn er ahnte, daß jetzt alles verloren sei.

»Si, Marchese«, sagte Luigi. »Der Profit dabei ist so groß, daß man den Schmuggel nicht völlig unterbinden kann.« »Kann man beim Tabakschmuggel wirklich so große Gewinne machen?« erkundigte sich Milo äußerst interessiert, die rostfarbenen Brauen gierig in die Höhe gezogen, die Nasenflügel

schnuppernd gebläht.

»Milo«, rief Yossarián, »denk gefälligst an mich.«

»Si, Marchese«, erwiderte Luigi. »Der Profit beim Tabakschmuggel ist sehr, sehr groß. Dieser Schmuggel ist *ein* nationaler Skandal, Marchese, fürwahr eine nationale Schande.« »Wirklich?« grübelte Milo versunken lächelnd und näherte sich wie verzaubert der Tür.

»Milo!« rief Yossarián und rannte zur Tür, um ihn aufzuhalten. »Milo, du mußt mir helfen.«

»Tabakschmuggel«, erläuterte Milo ihm mit einem Ausdruck von epileptischer Lüsternheit in den Augen und versuchte entschlossen, sich an ihm vorbeizudrängen. »Laß mich. Ich muß Tabak schmuggeln.«

»Bleib hier und hilf mir, sie suchen«, flehte Yossarián. »Du doch morgen noch Tabak schmuggeln.« Milo jedoch war taub und drängte vorwärts, nicht gewaltsam, aber unaufhaltsam. Er schwitzte, seine Augen brannten fiebrig, als habe ihn eine fixe Idee in ihren Klauen, und Speichel troff von seinen zuckenden Lippen. Er röchelte matt und wiederholte unablässig »Tabakschmuggel, Tabakschmuggel«. Als Yossarián sich endgültig davon überzeugt hatte, daß es nutzlos war, ihn zur Vernunft bringen zu wollen, gab er ihm den Weg frei. Sogleich war Milo verschwunden. Der Präsident knöpfte die Jacke wieder auf und blickte Yossarián verächtlich an. »Wünschen Sie vielleicht verhaftet zu werden?«

Yossarián verließ das Büro und ging die Treppen hinunter. Ehe er die dunkle, gruftähnliche Straße betrat, traf er auf das feiste Weib mit den Warzen und dem Doppelkinn, das bereits wieder auf dem Weg zum Präsidenten war. Von Milo keine Spur. Nirgends war ein Fens.ter erleuchtet. Der verlassene Bürgersteig stieg etliche Häuserblocks weit steil an. Am Ende der langen, gepflasterten Steigung sah er die grellen Lichter eines Boulevards. Das Polizeipräsidium befand sich fast auf dem Grunde; die gelben Glühbirnen über dem Eingang zischten in der Feuchtigkeit wie nasse Fackeln. Ein erkältender Sprühregen ging nieder. Yossarián setzte sich bedächtig bergauf in Bewegung. Bald gelangte er an ein stilles, trauliches, einladendes Restaurant, dessen Fenster mit roten Samtportieren verhängt waren und über dessen Tür eine blaue Leuchtschrift verkündete: Toni's Restau-

rant. Gute Küche. Erstklassige Getränke. Draußenbleiben. Die blaue Leuchtschrift überraschte ihn nur wenig und nicht für lange. Jedwede Bösartigkeit schien ihm zu seiner fremdartigen, entstellten Umgebung zu passen. Die Dächer der steil aufragenden Häuser winkelten sich in einer gespenstischen, surrealistischen Perspektive, und die Straße schien auf der Kippe zu stehen. Er schlug den Kragen seines warmen wollenen Mantels hoch und schmiegte sein Gesicht hinein. Die Nacht war rauh. Aus der Dunkelheit kam barfüßig ein Junge hervor, der ein dünnes Hemd und fadenscheinige, abgewetzte Hosen trug. Der Junge hatte schwarze Locken, er benötigte dringend einen Haarschnitt, Schuhe und Strümpfe. Das kränkliche Gesicht war blaß und traurig. Während er vorüberging, machten die Füße gräßliche, weiche, saugende Geräusche in den Pfützen auf dem nassen Pflaster, und Yossarián wurde so von Mitleid mit dieser Armut übermannt, daß er das bleiche, traurige, kränkliche Gesicht gerne zu Brei geschlagen und es damit aus der Welt geschafft hätte, denn dieser Junge rief ihm die bleichen, traurigen, kränklichen Gesichter all der Kinder Italiens ins Gedächtnis, die ebenfalls einen Haarschnitt, Schuhe und Strümpfe benötigten. Er ließ Yossarián an Krüppel, an frierende und hungernde Männer und Frauen denken, an all die stummen, ergebenen, frommen Mütter mit katatonischen Augen, die kalte, tierische Euter bloßlegten und, unempfindlich gegen den eisigen Sprühregen, ihre Säuglinge im Freien nährten. Fast wie auts Stichwort patschte eine nährende Mutter vorbei, die einen in schwarze Lumpen gewickelten Säugling trug, und Yossarián hätte auch sie liebend gerne zusammengeschlagen, denn sie erinnerte ihn an den barfüßigen Jungen in dem dünnen Hemd und den fadenscheinigen, abgewetzten Hosen, und an all das vor Kälte zitternde, bestürzende Elend einer Welt, der es noch nie gelungen war, mehr als einer Handvoll geriebener skrupelloser Individuen genügend Wärme, Nahrung und Gerechtigkeit zu schaffen. Was für eine jämmerliche Welt! Er fragte sich, wie viele Menschen in dieser Nacht wohl in seinem eigenen, reichen Land mittellos sein mochten, wie viele traute Heime nichts weiter waren als Schuppen, wie viele Ehemänner betrunken sein, wie viele Frauen geprügelt, wie viele Kinder angebrüllt, mißbraucht oder ausgesetzt werden mochten. Wie viele Familien hungerten nach Nahrung, die sie nicht bezah-

len konnten? Wie viele Herzen wurden gebrochen? Wie viele Selbstmorde mochten in dieser Nacht stattfinden, wie viele Menschen wahnsinnig werden? Wie viele Wanzen und Vermieter würden triumphieren? Wie viele Gewinner waren Verlierer, wie viele Erfolgsmenschen Nieten, wie viele Reiche waren Arme? Wie viele Schlaumeier waren Blödiane? Wie oft war Ende gut Ende schlecht? Wie viele ehrliche Männer waren Lügner, wie viele Tapfere Feiglinge, wie viele treue Männer Verräter und heiligmäßige Menschen verderbt, wie viele Menschen in Vertrauensstellungen mochten ihre Seele für Geld verkauft haben, und wie viele von ihnen hatten überhaupt je eine Seele besessen? Wie viele gerade Wege waren in Wahrheit krumme Wege? Wie viele gute Familien waren schlechte Familien, und wie viele anständige Leute waren üble Subjekte? Wenn man alles zusammenzählte und dann subtrahierte, blieben am Ende nur die Kinder übrig und vielleicht noch Albert Einstein und irgendwo ein alter Geiger oder Bildhauer. Yossarián wandelte einsam und niedergedrückt dahin, er fühlte sich entfremdet und konnte das quälende Bild des barfüßigen Jungen mit dem kränklichen Gesicht nicht loswerden, bis er endlich um die Ecke in den Boulevard einbog und auf einen Soldaten der Verbündeten Truppen stieß, einen jungen Leutnant mit schmalem, blassem, kindlichem Gesicht, der sich in Krämpfen am Boden wand. Sechs Soldaten aus sechs verschiedenen Ländern hielten ihn jeder an einem anderen Körperteil gepackt und mühten sich, ihm zu helfen und ihn stillzuhalten. Er geiferte und ächzte unverständliches Zeug durch fest zusammengepreßte Zähne und verdrehte die Augen. »Paßt auf, daß er sich nicht die Zunge abbeißt«, riet ein kleingewachsener Sergeant neben Yossarián weise, und darauf warf sich ein siebenter Soldat in das Getümmel, um mit dem Gesicht des kranken Leutnants zu kämpfen. Plötzlich war die Schlacht für die Hilfstruppen entschieden. Sie sahen einander unentschlossen an, denn nun, da sie den jungen Leutnant in ihrer Gewalt hatten, wußten sie nicht, was mit ihm tun. Ein Beben idiotischer, ratloser Angst sprang von einem brutal verzerrten Gesicht zum nächsten über. »Warum hebt ihr ihn nicht auf und legt ihn auf die Kühlerhaube von dem Wagen dort?« nuschelte ein Korporal, der hinter Yossarián stand. Das schien ein guter Rat, und so hoben die sieben den jungen Leutnant auf und legten ihn behutsam auf der Kühlerhaube des Autos ab, wobei sie sorgsam seine strampelnden Glieder festhielten. Kaum hatten sie ihn dort gebettet, als sie einander auch schon wieder unsicher anzusehen begannen, denn sie wußten nicht, was nun zu tun sei. »Warum nehmt ihr ihn dort nicht weg und legt ihn auf die Erde?« ließ sich der gleiche Korporal nuschelnd hinter Yossarián vernehmen. Das schien ein guter Einfall, und sie machten sich daran, den Leutnant auf den Bürgersteig zu tragen, doch ehe sie damit fertig waren, kam ein Jeep mit rotblinkenden Scheinwerfern herangebraust, in dem Militärpolizisten saßen.

»Was ist hier los?« schrie der Fahrer.

»Er hat Krämpfe«, erwiderte einer der Männer, die den Leutnant festhielten. »Wir halten ihn ruhig.«

»Sehr gut. Er ist verhaftet.«

»Was sollen wir denn mit ihm machen?«

»Haltet ihn unter Arrest!« brüllte der Militärpolizist, krümmte sich vor Lachen über seinen eigenen Witz und sauste mit dem Jeep davon. Yossarián fiel ein, daß er keinen Urlaubsschein besaß, und er schob sich vorsichtig an dieser Gruppe vorüber und näherte sich gedämpften Stimmen, die vor ihm aus der trüben Dunkelheit drangen. Der breite, verregnete Boulevard wurde alle zwanzig Meter von grell blinkenden Laternen erhellt, die in rauchbraunen Nebel gehüllt und an kurzen, gebogenen Pfählen befestigt waren. Aus einem Fenster über sich vernahm er eine unglückliche, flehende Frauenstimme: »Bitte nicht, bitte nicht.« Eine junge Frau mit vollem schwarzem Haar ging in einem dunk-len Regenmantel mutlos, mit niedergeschlagenen Augen vorüber. Der nächste Häuserblock war das Ministerium für öffentliche Angelegenheiten, und hier wurde eine betrunkene Dame von einem betrunkenen jungen Soldaten mit dem Rücken gegen eine der kannelierten korinthischen Säulen gedrängt, während drei betrunkene Waffenkameraden, die Weinflaschen vor sich stehen hatten, auf den Stufen sitzend zusahen.

»Bitte nicht«, flehte die betrunkene Dame. »Ich möchte jetzt nach Hause gehen. Bitte nicht.« Einer der drei Zuschauei fluchte streitlustig und schleuderte eine Weinflasche nach Yossarián, als der hinaufblickte. Die Flasche zerplatzte mit einem kurzen gedämpften Knall, ohne Schaden anzurichten. Yossarián schlenderte lustlos und gemächlich weiter, die Hände tief in den Taschen ver-

graben. »Los doch, Schatz«, hörte er den betrunkenen Soldaten entschlossen drängen. »Jetzt bin ich dran.« »Bitte nicht«, flehte die betrunkene Dame. »Bitte nicht.« Schon an der nächsten Ecke vernahm er aus dem dichten, undurchdringlichen Dunkel, das in der engen, gewundenen Seitenstraße herrschte, das geheimnisvolle, aber unverkennbare Geräusch, das jemand hervorbringt, der Schnee schaufelt. Das regelmäßige, mühsame, beschwörende Kratzen der eisernen Schaufel auf Beton jagte ihm einen Angstschauer über den Rücken. Er verließ den Bürgersteig und ging erst wieder langsamer, als er das gespenstische, ungereimte Geräusch hinter sich gelassen hatte. Er wußte jetzt, wo er war. Wenn er geradeaus ginge, würde er zu dem vertrockneten Brunnen in der Mitte des Boulevards gelangen, und von da zu der sieben Häuserblöcke entfernten Offizierswohnung. Plötzlich vernahm er knurrende, unmenschliche Laute in der geisterhaften Schwärze vor sich. Die Laterne auf dem Pfahl an der Ecke war verglommen, sie tauchte die Hälfte der Straße in Dunkelheit und brachte alles Sichtbare aus dem Gleichgewicht. Auf der anderen Seite der Kreuzung schlug ein Mann mit einem Knüppel auf einen Hund ein, gleich dem Mann, der in Raskolnikows Traum das Pferd mit der Peitsche schlägt. Yossarián mühte sich, nichts zu sehen oder zu hören. Der Hund winselte und wimmerte in tierischer, ratloser Angst am Ende eines alten Stricks, er kroch folgsam auf dem Bauch, was den Mann aber nicht hinderte, ihn wieder und wieder mit einem schweren Stock zu schlagen. Eine kleine Volksmenge sah ihm dabei zu. Eine vierschrötige Frau trat vor und bat ihn, doch bitte aufzuhören. »Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten«, kläffte der Mann rauh und hob den Stock, als wolle er auf sie einschlagen. Die Frau zog sich verlegen mit demütiger, kriecherischer Miene zurück. Yossarián beschleunigte den Schritt, um diesem Anblick zu entgehen, er rannte beinahe. Die Nacht war voll von Schrecken, und er glaubte zu wissen, wie Christus sich vorgekommen sein mußte, als er auf Erden wandelte: wie ein Psychiater in einer Station von Verrückten, wie ein Opfer in einem Gefängnis voller Räuber. Wie willkommen mußte ihm der Anblick eines Aussätzigen gewesen sein! An der nächsten Ecke umstanden zahlreiche erwachsene Zuschauer einen Mann, der brutal auf einen kleinen Jungen losschlug, ohne daß einer von ihnen sich die Mühe machte, einzuschreiten. Yossarián wich zurück, von Übelkeit erregendem Wiedererkennen gepackt. Er glaubte fest, den gleichen schrecklichen Auftritt schon einmal gesehen zu haben. Dejä vu? Das unheimliche Zusammentreffen erschütterte ihn, erfüllte ihn mit Zweifeln und Furcht. Es war der gleiche Auftritt, den er einen Häuserblock zuvor gesehen hatte, wenn hier auch alles ganz anders zu sein schien. Was, um des Himmels willen, ging eigentlich vor? Würde jetzt eine vierschrötige Frau vortreten und den Mann auffordern, doch bitte aufzuhören? Würde er die Hand gegen sie heben, und würde sie zurückweichen? Keiner regte sich. Das Kind weinte unaufhörlich, wie von seinem Elend betäubt. Der Mann versetzte ihm immer wieder schwere, knallende Schläge mit der offenen Hand gegen den Kopf, bis das Kind hinfiel, und riß es dann wieder hoch, um es von neuem niederzuschlagen. Keiner in der verstockten, feigen Menge schien genug Mitleid mit dem hilflosen, geschlagenen Jungen zu empfinden. um einzugreifen. Das Kind war höchstens neun Jahre alt. Eine schlampige Frau weinte still in ein schmutziges Geschirrtuch. Der Junge war unterernährt und benötigte einen Haarschnitt. Aus beiden Ohren lief hellrotes Blut. Yossarián überquerte hastig den breiten Boulevard, um dem ekelerregenden Anblick zu entfliehen, und merkte, daß er auf menschliche Zähne trat, die auf dem nassen, spiegelnden Pflaster neben Blutflecken lagen, die noch feucht und klebrig waren, weil fette Regentropfen wie mit scharfen Fingernägeln immer wieder nach ihnen griffen. Backenzähne und zersplitterte Schneidezähne lagen überall umher. Er umschritt auf Zehenspitzen diese grausigen Überbleibsel und näherte sich einem Hauseingang, in dem ein weinender Soldat sein blutgetränktes Taschentuch gegen den Mund hielt, während zwei andere Soldaten den Zusammensinkenden stützten und alle drei ernst und ungeduldig den Sanitätswagen erwarteten, der schließlich mit brennenden Nebelscheinwerfern angeklingelt kam, aber vorüberfuhr, um sich einen Häuserblock entfernt der Auseinandersetzungen zwischen einem einzelnen, Bücher tragenden italienischen Zivilisten und einer Rotte von Polizisten mit Handfesseln und Gummiknüppeln zuzuwenden. Der schreiend um sich schlagende Zivilist war ein brünetter Mensch, dessen Gesicht vor Angst weiß war wie Mehl. Seine Augenlider zuckten hektisch und verzweifelt wie die Flügel einer Fledermaus, als die

vielen großen Polizisten ihn an Armen und Beinen packten und aufhoben. Seine Bücher fielen zu Boden. »Hilfe!« kreischte er schrill mit einer Stimme, die von ihrer eigenen Emotion erstickt wurde, während die Polizisten ihn zur offenen Hintertür der Ambulanz schleppten und hineinwarfen. »Polizei! Hilfe! Polizei!« Die Türen wurden zugeknallt und verriegelt, und die Ambulanz jagte davon. Es lag etwas humorlos Ironisches in dem drolligen Schrecken des Mannes, der da die Polizei zu Hilfe rief, während er doch von Polizisten umringt war. Yossarián verzog das Gesicht beim Gedanken an diesen vergeblichen, lächerlichen Hilferuf, begriff dann aber erschreckt, daß die Worte zweideutig waren, erkannte bestürzt, daß sie vielleicht gar nicht als ein Ruf nach der Polizei gemeint waren, sondern als die heroische, letzte Warnung eines zum Untergang verurteilten Freundes, die sich an jeden richtete, der nicht ein Polizist mit Knüppel und Pistole war, dem ein Mob weiterer Polizisten mit Knüppeln und Pistolen den Rücken deckte. »Hilfe! Polizei!« hatte der Mann gerufen, und das konnte ein Hinweis auf Gefahr sein. Yossarián reagierte auf diesen Einfall, indem er sich scheu von den Polizisten entfernte und dabei fast über die Füße einer dicken Vierzigerin stolperte. die schuldbewußt über die Kreuzung eilte und dabei verstohlene, rachsüchtige Blicke hinter sich warf, die einer Greisin von achtzig galten, welche ihrerseits mit geschwollenen, bandagierten Knöcheln in aussichtsloser Verfolgung hinterher torkelte. Die alte Frau holte keuchend Luft und hielt aufgeregte Selbstgespräche, während sie behutsam einen Fuß vor den anderen setzte. Der Sinn des Auftrittes war eindeutig: es handelte sich um eine Jagd. Die triumphierende Verfolgte hatte bereits den Boulevard halb überquert, ehe die Verfolgerin den Bordstein erreichte. Das abscheuliche, schadenfrohe kleine Lächeln, das sie der ächzenden alten Frau'zuwarf, war gleichzeitig böse und argwöhnisch. Yossarian wußte, er könne der geplagten alten Frau helfen, wenn sie nur rufen wollte, wußte, daß er loslaufen und die untersetzte Flüchtige einholen und festhalten könne, bis der Polizeipöbel herankäme, wenn nur die Verfolgerin ihm mit einem Aufschrei der Verzweiflung dazu die Erlaubnis gäbe. Die alte Frau jedoch bemerkte ihn nicht einmal, als sie schreckerfüllt, ratlos und ihren-Selbstgesprächen hingegeben an ihm vorüber humpelte, und bald schon war die Gejagte in den dichteren Schichten der Dunkelheit

verschwunden, während die Greisin hilflos mitten auf der Fahrbahn stand, benommen und einsam, ungewiß, wohin sich wenden. Yossarián riß seine Blicke von ihr los und eilte weiter, beschämt, weil er nichts zu ihrer Hilfe unternommen hatte. Er warf verstohlene, schuldbewußte Blicke zurück, während er besiegt flüchtete, voller Angst, daß die alte Frau ihm nachsetzen könnte. Er freute sich des bergenden Schutzes der feuchten, ziehenden, lichtlosen, fast undurchdringlichen Dunkelheit. Der Mob... Rotten von Polizeipöbel... alle Länder außer England befanden sich in den Händen des Mobs. Der Mob, Gummiknüppel in den Händen, regierte überall.

Schulter und Kragen von Yossariáns Mantel waren durchnäßt; seine Socken feucht und kalt. Die nächste Laterne brannte ebenfalls nicht, ihr Glas war zerbrochen. Gebäude und gesichtslose Schatten zogen geräuschlos an ihm vorüber, als trieben sie unveränderlich auf der Oberfläche einer trüben, zeitlosen Flut dahin. Ein hochgewachsener Mönch ging vorüber, das Gesicht ganz in der groben, grauen Kapuze verborgen. Schritte näherten sich ihm gleichmäßig planschend durch Pfützen, und er fürchtete, wieder auf ein barfüßiges Kind zu stoßen. Statt dessen passierte er einen ausgezehrten, blassen, traurigen Mann in schwarzem Regenmantel, der auf einer Wange eine sternförmige Narbe und eine glänzende, eigroße Vertiefung in der Schläfe hatte. Eine junge Frau kam auf quatschnassen Strohsandalen daher, ihr Gesicht war von einer rosigen, scheckigen, gräßlichen Brandnarbe entstellt, die am Halse begann und sich als eine rohe, verrunzelte Fläche über beide Wangen bis in die Stirn hinauf zog. Yossarián vermochte den Anblick nicht zu ertragen und erschauerte. Niemand würde sie je lieben. Er fühlte sich in der Seele krank; er sehnte sich danach, bei einem Mädchen zu liegen, das er liebhaben konnte, das ihn besänftigen, ihn erregen und in Schlaf versinken lassen würde. In Pianosa erwartete ihn der Mob mit dem Knüppel. Die Mädchen waren alle weg. Die Gräfin und ihre Schwiegertochter genügten jetzt nicht mehr; er war zu alt für bloßen Spaß geworden, er hatte keine Zeit mehr dazu. Luciana war weg, vermutlich tot; falls jetzt noch nicht, dann jedenfalls bald. Aarfys üppige Schlampe war mitsamt ihrem unzüchtigen Ring verschwunden, und Schwester Duckett schämte sich seiner, weil er sich weigerte, weitere Einsätze zu fliegen, und nicht davor

zurückschreckte, einen Skandal zu verursachen. Das einzige Mädchen, das er in der Nähe kannte, war die unansehnliche Magd in der Offizierswohnung, mit der nie einer ins Bett gegangen war. Sie hieß Michaela, doch belegte man sie mit sanfter, einschmeichelnder Stimme mit den schweinischsten Bezeichnungen, worauf sie kindisch erfreut kicherte, denn sie verstand kein Englisch und hielt diese Anreden für schmeichelhafte, harmlose Scherze. Je toller sie es trieben, desto entzückter zeigte sich die Magd. Sie war ein glücklich veranlagtes, einfältiges, fleißiges Mädchen, das nicht lesen und kaum seinen Namen schreiben konnte. Ihr strähniges Haar hatte die Farbe von Flachsstroh. Ihre Haut war teigig, die Augen kurzsichtig, und keiner der Männer hatte je mit ihr geschlafen, weil keiner der Männer je Lust dazu gehabt hatte, keiner außer Aarfy, der sie an diesem Abend vergewaltigt und für länger als zwei Stunden in den Kleiderschrank gesperrt hatte. Dann hielt er ihr die Hand auf den Mund, bis die Sirenen anzeigten, daß die Sperrstunde für Zivilisten begonnen hatte ui.d die mehr auf der Straße Dann warf er sie aus dem Fenster. Ihre Leiche lag noch auf dem Pflaster, als Yossarián eintraf, sich höflich durch die betroffenen. mit schwach brennenden Laternen herumstehenden Nachbarn drängte, die ihn giftig ansahen, sich von ihm zurückzogen und in ihren dumpf erbitterten Privatgesprächen immer wieder zu den Fenstern im ersten Stock hinaufwiesen. Yossariáns Herz klopfte vor Angst und Schrecken bei dem Mitleid erregenden, blutig bedrohlichen Anblick des Leichnams. Er schlüpfte in den Hausflur und rannte die Treppen zur Wohnung hinauf, wo er Aarfy traf, der etwas bedrückt auf und ab ging, und dabei herablassend und zugleich ein wenig befangen lächelte. Aarfy machte einen etwas unsteten Eindruck, während er an seiner Pfeife herumhantierte und Yossarián versicherte, daß schon alles in Ordnung kommen werde. Kein Grund, sich Sorgen zu machen. »Ich habe sie nur einmal vergewaltigt«, erläuterte er. Yossarián war entsetzt. »Aber du hast sie umgebracht, Aarfy! Du hast sie ermordet!«

»Oh, das mußte ich schon, nachdem ich sie vergewaltigt hatte«, erwiderte Aarfy in seinem herablassenden Ton. »Schließlich konnte ich nicht zulassen, daß sie umhergeht und schlecht von uns redet.«

»Warum hast du sie aber überhaupt angefaßt, du blödes Aas!« schrie Yossarián. »Warum hast du dir nicht ein Mädchen von der Straße geholt, wenn du eine wolltest? Es wimmelt in der Stadt von Prostituierten.«

»O nein, ich nicht«, prahlte Aarfy. »Ich habe noch nie dafür bezahlt.«

»Bist du denn übergeschnappt, Aarfy?« Yossarián war beinahe sprachlos. »Du hast ein Mädchen ermordet. Man wird dich dafür einsperren!«

»O nein«, erwiderte Aarfy und zwang sich zu einem Lächeln. »Mich nicht. Man wird doch den guten alten Aarfy nicht einsperren, bloß weil er die da umgebracht hat.«

»Aber du hast sie aus dem Fenster geworfen. Sie liegt tot auf der Straße.«

»Sie darf gar nicht auf der Straße sein«, erwiderte Aarfy. »Die Sperrstunde hat schon begonnen.«

»Du Rindvieh! Begreifst du überhaupt nicht, was du da gemacht hast?«Yossarián wollte Aarfy an den gut gepolsterten, raupenweichen Schultern packen und ihn schütteln, bis er zur Vernunft käme. »Du hast einen Menschen ermordet. Du wirst eingesperrt, vielleicht sogar gehängt werden!«

»Oh, ich glaube kaum, daß man soweit gehen wird«, erwiderte Aarfy gutmütig kichernd, obwohl gleichzeitig seine Nervosität zunahm. Er verstreute unabsichtlich Tabakkrümel, während er mit seinen kurzen Fingern am Kopf der Pfeife hantierte. »Nein, mein Junge. Nicht den guten alten Aarfy.« Er lachte wieder. »Schließlich war sie nur ein Dienstmädchen. Ich glaube kaum, $da\beta$ man ein großes Geschrei wegen eines armen italienischen Dienstmädchens erheben wird, während täglich Tausende von Menschen sterben müssen.«

»Horch!« rief Yossaridn beinahe freudig. Er spitzte die Ohren und sah, wie das Blut aus Aarfys Gesicht wich, während in der Ferne Sirenen zu heulen begannen, Polizeisirenen, die sich fast augenblicklich zu einer jaulenden, schneidenden, andrängenden Kakophonie übermächtigen Lärms steigerten, der sich von allen Seiten in das Zimmer zu ergießen schien. »Aarfy, sie holen dich«, sagte er, ganz von Mitgefühl erfüllt. Er mußte schreien, um sich durch den Lärm verständlich zu machen. »Sie wollen dich festnehmen, Aarfy, hörst du nicht? Du kannst nicht deine Mitmen-

schen straflos ermorden, auch nicht ein armes Dienstmädchen. Siehst du das ein? Verstehst du das?«

»O nein«, beharrte Aarfy, lachte lahm und grinste dann matt. »Sie kommen nicht, um mich zu verhaften, nicht den guten alten Aarfy.«

Plötzlich sah er kränklich aus. Er sank schlaff und zitternd auf einen Stuhl und faltete die kraftlosen, fahrigen Finger vor dem Bauch. Draußen hielten Autos mit quietschenden Reifen, Scheinwerfer richteten sich auf die Fenster, Autotüren knallten, Trillerpfeifen schrillten. Stimmen ließen sich barsch vernehmen. Aarfy war grün im Gesicht. Er schüttelte mechanisch den Kopf, lächelte sonderbar und stumpf, und wiederholte mit schwacher, eintöniger, hohler Stimme, daß nicht er geholt würde, nicht der gute alte Aarfy, redete sich das auch noch ein, als schwere Schritte die Treppe heraufkamen, den Flur überquerten, und auch noch, als eine Faust mächtig und unerbittlich viermal gegen die Tür hämmerte. Dann flog die Tür auf, und zwei hochgewachsene, rauhe, muskulöse MPs mit eisigen Augen und harten, sehnigen Kiefern traten rasch herein, durchquerten mit weit ausholenden Schritten das Zimmer und verhafteten Yossarián.

Sie verhafteten Yossarián, weil er sich ohne Urlaubsschein in Rom aufhielt. Sie entschuldigten sich bei Aarfy für die Störung, führen Yossarián zwischen sich ab und hielten ihn mit Fingern, die stählernen Fangarmen glichen, am Oberarm gepackt. Sie sagten kein Wort zu ihm, während sie ihn die Treppe hinunterführten. Draußen warteten noch zwei MPs mit Knüppeln und weißen Helmen vor einer Limousine. Sie beförderten Yossarián auf den hinteren Sitz, dann fuhr der Wagen aufheulend davon und bahnte sich einen Weg durch Regen und schmutzigen Nebel zur Polizeiwache. Die MPs sperrten ihn für die Nacht in eine Zelle mit vier steinernen Wänden. Im Morgengrauen gaben sie ihm einen Eimer als Latrine und fuhren ihn zum Flughafen, wo zwei riesenhafte MPs in weißen Helmen mit Knüppeln vor einer Transportmaschine warteten, deren Motore bereits angewärmt wurden. Von den zylindrischen, grüngestrichenen Propellergehäusen tropfte Kondenswasser. Keiner der MPs sprach zu einem der anderen. Sie nickten einander nicht einmal zu. Yossarián hatte nie zuvor solche granitene Gesichter gesehen. Die Maschine flog nach Pianosa. Auf der Landebahn warteten zwei weitere

MPs. Jetzt waren es im ganzen acht, und alle acht bestiegen in guter Ordnung zwei wartende Automobile und sausten auf summenden Reifen an den vier Staffelbereichen vorbei zum Stabsgebäude, wo sie von zwei MPs auf dem Parkplatz erwartet wurden. Alle diese zehn großen, starken, zielstrebigen, schweigsamen Männer umringten ihn, als man sich dem Eingang zuwandte. Ihre Schritte knirschten laut und einförmig auf dem mit Schlacke bestreuten Boden. Yossarián hatte das Gefühl, als steigere sich das Tempo. Ihn graute. Jeder einzelne dieser zehn MPs schien stark genug, ihn mit einem einzigen Schlag zu töten. Sie brauchten nur ihre festen, harten, felsigen Schultern gegen ihn zu drängen, um alles Leben in ihm zu zermalmen. Er konnte nichts zu seiner Rettung tun. Er vermochte nicht einmal zu erkennen, welche beiden es waren, die ihn an den Armen gepackt hielten und ihn eilig zwischen der aufgeschlossenen Doppelreihe hindurchstießen, welche die anderen gebildet hatten. Sie beschleunigten den Schritt, und er glaubte zu fliegen und den Boden nicht mehr mit den Füßen zu berühren, als sie in entschlossenem Gleichschritt die breite Marmortreppe zum oberen Flur erstiegen, wo sie von zwei undurchdringlich blickenden MPs mit harten Gesichtern erwartet wurden, die dann ihrerseits die gesamte Prozession noch schnelleren Schrittes die Galerie über der riesigen Halle entlangführten. Der Marschtritt dröhnte auf den stumpfen Fliesen wie ein bedrohlicher, sich steigernder Trommelwirbel durch die unbewohnte Mitte des Gebäudes, als sie sich mit immer schneller werdenden, präzisen Schritten Colonel Cathcarts Büro näherten, und Stürme der Angst umfauchten Yossariáns Ohren, als sie ihn zum letzten Gericht ins Büro stießen, wo Colonel Korn lässig auf einer Ecke von Colonel Cathcarts Schreibtisch saß, ihn mit freundlichem Lächeln willkommen hieß und sagte: »Wir schicken Sie nach Hause.«

Der IKS-Haken

Natürlich war ein Haken an der Sache.

»Der IKS-Haken?« fragte Yossarián.

»Natürlich«, erwiderte Colonel Korn freundlich, nachdem er das mächtige Aufgebot baumlanger Militärpolizisten mit einer lässigen Handbewegung und einem etwas verächtlichen Nicken weggeschickt hatte — äußerst heiter, wie immer, wenn er es sich gestatten durfte, so recht von Herzen zynisch zu sein. Seine randlosen, eckigen Brillengläser blitzten verschlagen amüsiert, als er Yossarián ansah. »Schließlich können wir Sie nicht einfach nach Hause schicken, weil Sie sich weigern zu fliegen, und die übrigen Besatzungen hierbehalten. Das wäre den anderen gegenüber nicht gerade fair.«

»Bei Gott, da haben Sie recht!« sprudelte Colonel Cathcart hervor, der schwerfällig und ohne Anmut wie ein erschöpfter Bulle hin und her stapfte und dabei verärgert schnaubte. »Am liebsten würde ich ihn zu jedem Einsatz an Händen und Füßen gefesselt in eine Maschine schmeißen.«

Colonel Korn bedeutete Colonel Cathcart, den Mund zu halten, und lächelte Yossarián zu. »Sie wissen wohl, daß Sie Colonel Cathcart das Leben wirklich schwer gemacht haben«, bemerkte er mit aufflackernder Lustigkeit; ganz als sei ihm dieser Umstand durchaus nicht unangenehm. »Unsere Leute sind bedrückt, und die Moral läßt sehr nach. Und an allem sind Sie schuld.« »Sie sind daran schuld«, widersprach Yossarián, »weil Sie immer wieder die Anzahl der geforderten Feindflüge erhöhen.« »Nein, Sie sind schuld, weil Sie sich weigern zu fliegen«, erwiderte Colonel Korn. »Unsere Leute waren durchaus damit einverstanden, jede Menge von Einsätzen zu fliegen, solange sie glaubten, es gäbe keine Alternative. Jetzt haben Sie ihnen Hoffnungen gemacht, und nun sind sie unglücklich. Die Schuld liegt also einzig bei Ihnen.«

»Begreift der Kerl denn nicht, daß wir im Krieg sind?« wollte Colonel Cathcart wissen, der immer noch mürrisch auf und ab stapfte, ohne Yossarián anzusehen.

»Oh, das weiß er sicher«, antwortete Colonel Korn. »Das ist wohl auch der Grund, weshalb er nicht mehr fliegen will.«

»Es ist ihm also ganz egal?«

»Kann der Umstand, daß wir uns im Kriege befinden, Sie dazu veranlassen, Ihren Entschluß zu ändern, nicht daran teilzunehmen?« fragte Colonel Korn mit spöttischem Ernst und ahmte dabei Colonel Cathcart nach.

»Nein, Sir«, antwortete Yossarián und hätte Colonel Korns Lächeln beinahe erwidert.

»Das habe ich befürchtet«, sagte Colonel Korn, seufzte ausgie-

big und faltete gemächlich die Hände über seinem glatten, kahlen, breiten, glänzenden, braungebrannten Schädel. »Sie müssen doch gerechterweise zugeben, daß wir Sie nicht übel behandelt haben. Sie haben pünktlich Ihr Essen und Ihre Löhnung erhalten, wir haben Sie ausgezeichnet und sogar zum Captain befördert.« »Ich hätte ihn nie zum Captain befördern dürfen«, sagte Colonel Cathcart bitter. »Nachdem er die Sache bei Ferrara mit seinem zweiten Anflug vermurkst hat, hätte ich ihn vors Kriegsgericht stellen sollen.«

»Ich habe Ihnen von der Beförderung abgeraten«, bemerkte Colonel Korn. »Aber Sie wollten ja nicht auf mich hören.«

»Das haben Sie nicht getan. Sie haben mir geraten, ihn zu befördern, oder etwa nicht?«

»Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen ihn nicht befördern. Aber Sie hören eben nicht.«

»Ich hätte auf Sie hören sollen.«

»Sie hören eben nie auf mich«, beharrte Colonel Korn genüßlich. »Und deshalb sitzen wir jetzt auch in der Klemme.« »Also schön, nur reiben Sie mir das nicht immer wieder unter die Nase.« Colonel Cathcart stieß die Fäuste tief in die Taschen und wandte sich mit hängenden Schultern weg. »Hören Sie auf, mir Vorwürfe zu machen, und überlegen Sie lieber, was wir mit dem da anfangen sollen.«

»Wir müssen ihn nach Hause schicken.« Als Colonel Korn sich von Colonel Cathcart ab- und Yossarián zuwandte, grinste er triumphierend. »Der Krieg ist für Sie zu Ende, Yossarián. Wir schicken Sie nach Hause. Eigentlich verdienen Sie das nicht, und das ist einer der Gründe, weshalb es mir nichts ausmacht. Da wir nicht riskieren können, in diesem Augenblick etwas gegen Sie zu unternehmen, haben wir beschlossen, Sie nach Hause zu schikken. Wir haben uns da eine kleine Abmachung ausgedacht. . .« »Was für eine Abmachung?« fragte Yossarián mißtrauisch und abweisend.

Colonel Korn warf den Kopf zurück und lachte. »Oh, nur keine Angst, eine ganz und gar schändliche Abmachung. Sie ist im höchsten Grade widerwärtig, Sie werden aber sehr schnell zustimmen.«

»Verlassen Sie sich nur nicht zu sehr darauf.« »Ich zweifle nicht im geringsten daran, obwohl die Sache zum Himmel stinkt. Da fällt mir übrigens ein: Sie haben doch wohl niemandem gesagt, daß Sie sich geweigert haben, weitere Einsätze zu fliegen?«

»Nein, Sir«, erwiderte Yossarián prompt.

Colonel Korn nickte anerkennend. »Sehr schön. Sie lügen sehr befriedigend. Sie werden es noch weit bringen, wenn Sie erst mal einen ordentlichen Ehrgeiz entwickelt haben.« »Weiß er denn nicht, daß wir uns im Krieg befinden?« kreischte Colonel Cathcart plötzlich und blies wütend und ungläubig in das dicke Ende seiner Zigarettenspitze.

»Ich zweifle nicht daran, daß es ihm bekannt ist«, erwiderte Colonel Korn beißend, »um so weniger, als Sie ihm diese Tatsache gerade eben erst vor Augen geführt haben.« Colonel Korn runzelte erschöpft die Stirn, und in seinen Augen glomm es bräunlich von tollkühner, heimlicher Verachtung. Er packte mit beiden Händen die Kanten von Colonel Cathcarts Schreibtisch und zog sich auf die Platte hinauf. Da saß er nun und ließ seine kurzen Beine baumeln. Seine Stiefel traten leicht gegen das gelbe Eichenholz; die schlammbraunen, unbefestigten Socken ringelten sich schlaff um Knöchel, die überraschend zierlich und weiß waren. »Wissen Sie, Yossarián«, grübelte er freundlich und so, als stelle er spottend und zugleich aufrichtig eine ganz private Betrachtung an, »ich bewundere Sie wirklich ein wenig. Sie sind ein intelligenter Mensch mit einem ausgeprägten Sinn für Moral, und Sie haben Mut bewiesen. Ich bin ein intelligenter Mensch ohne jeden Sinn für Moral und daher sehr wohl in der Lage, das zu beurteilen.«

»Wir befinden uns in einem kritischen Stadium«, ließ Colonel Cathcart sich schmollend aus einer Ecke vernehmen, ohne im geringsten auf Colonel Korn zu achten.

»In einem sehr kritischen Stadium«, stimmte Colonel Korn befriedigt nickend zu. »Wir haben gerade einen Wechsel im Kommando erlebt und können es nicht riskieren, bei General Schittkopp oder General Peckem unangenehm aufzufallen. Das meinen Sie doch, Colonel?«

»Hat er denn kein bißchen Patriotismus?«

»Haben Sie denn gar keine Lust, fürs Vaterland zu kämpfen?« fragte Colonel Korn und ahmte dabei Colonel Cathcarts barschen, selbstgerechten Ton nach. »Möchten Sie denn gar nicht

für Colonel Cathcart und mich Ihr Leben opfern?« Yossarián schreckte zusammen und horchte bei Colonel Korns letztem Satz auf. »Wie war das?« fragte er. »Was haben Sie und Colonel Cathcart mit meinem Vaterland zu schaffen? Da besteht doch wohl ein Unterschied.«

»Wie wollen Sie eins vom anderen trennen?« fragte Colonel Korn ironisch und unerschütterlich.

»Stimmt!« rief Colonel Cathcart begeistert. »Entweder sind Sie für uns oder gegen uns. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht.« »Ich fürchte, er hat Sie in der Klemme«, sagte Colonel Korn zu Yossarián. »Entweder Sie sind für uns oder gegen das Vaterland. So einfach ist das.«

»O nein, Colonel, das nehme ich Ihnen nicht ab.« Colonel Korn blieb unbeeindruckt. »Ich, offen gestanden, auch nicht, aber alle anderen tun es. So steht die Sache.« »Sie sind eine Schande für die Uniform, die Sie tragen«, brüllte Colonel Cathcart wütend und wandte sich dabei zum erstenmal unmittelbar an Yossarián. »Ich möchte doch wissen, wie Sie jemals Captain haben werden können.«

»Sie haben ihn befördert«, erinnerte Colonel Korn ihn liebevoll und unterdrückte ein Kichern. »Haben Sie das schon vergessen?« »Ich hätte das nie tun dürfen.«

»Ich habe Ihnen geraten, es nicht zu tun«, sagte Colonel Korn, »aber Sie hören ja nicht auf mich.«

»Wollen Sie wohl aufhören, mir das unter die Nase zu reiben?« rief Colonel Cathcart. Er runzelte die Stirne, stemmte die Fäuste in die Hüften und warf wütende Blicke aus zusammengekniffe-nen, mißtrauischen Augen auf Colonel Korn. »Auf welcher Seite stehen Sie eigentlich, Sie?«

»Auf Ihrer, Colonel. Auf welcher wohl sonst?« »Dann hören Sie endlich auf, mir Vorwürfe zu machen. Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe.«

»Ich bin auf Ihrer Seite, Colonel. Ich berste förmlich vor Patriotismus.«

»Vergessen Sie es bloß nicht.« Gleich darauf wandte Colonel Cathcart sich unwillig ab. Er war nur teilweise beschwichtigt und nahm wieder seine Wanderung durchs Büro auf. Er knetete seine Zigarettenspitze zwischen den Fingern und wies plötzlich mit einem Daumen auf Yossarián. »Lassen Sie uns mit dem Kerl da

ins reine kommen. Ich weiß sehr wohl, was ich mit ihm machen möchte. Rausführen und erschießen lassen. Das täte ich gerne mit ihm, und General Dreedle täte es bestimmt mit ihm.« »Aber General Dreedle weilt nicht mehr unter uns«, sagte Colonel Korn, »und deshalb können wir ihn nicht erschießen lassen.« Nun, da der kritische Augenblick zwischen ihm und Colonel Cathcart vorüber war, entspannte sich Colonel Korn wieder und klopfte von neuem leicht mit den Absätzen gegen Colonel Cathcarts Schreibtisch. Er wandte sich wieder an Yossarián. »Wir schicken Sie also statt dessen nach Hause. Es war nicht ganz einfach, aber schließlich haben wir uns diesen ekelhaften Plan ausgedacht, der es erlaubt, Sie nach Hause zu schicken, ohne unter Ihren zurückbleibenden Freunden allzu große Unzufriedenheit hervorzurufen. Macht Sie das nicht glücklich?« »Was ist das für ein Plan? Ich weiß nicht, ob er mir gefallen wird.«

»Ich weiß, daß er Ihnen nicht gefallen wird.« Colonel Korn lachte und faltete die Hände befriedigt über dem Schädel. »Verabscheuen werden Sie ihn. Er ist ja auch widerwärtig und wird Ihnen ohne Zweifel schwere Gewissensbisse machen. Doch werden Sie schon zustimmen. Sie werden zustimmen, denn erstens kommen Sie auf diese Weise innerhalb von vierzehn Tagen heil und gesund nach Hause, und zweitens haben Sie gar keine Wahl. Entweder Sie stimmen zu, oder Sie kommen vors Kriegsgericht. Entscheiden Sie sich.«

Yossarián schnaufte verächtlich. »Hören Sie auf zu bluffen, Colonel. Sie können mich nicht wegen Feigheit vor dem Feind vors Kriegsgericht bringen. Das würde Sie in ein schlechtes Licht setzen, und Sie könnten auch kaum eine Verurteilung erreichen.« »Wir können Sie jetzt aber wegen Fahnenflucht anklagen — Sie sind nämlich ohne Urlaubsschein nach Rom gefahren. Und damit kämen wir auch durch. Wenn Sie mal eine Minute in Ruhe darüber nachdenken, werden Sie begreifen, daß wir gar nicht anders können. Wir können Sie nicht einfach den Gehorsam verweigern lassen, ohne Sie zu bestrafen. Dann würden auch die anderen nicht mehr fliegen. Nein. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß wir Sie vors Kriegsgericht stellen werden, falls Sie unser Angebot ablehnen, obwohl das endlose Nachfragen heraufbeschwören und Colonel Cathcart erhebliche Minuspunkte eintragen würde.«

Colonel Cathcart zuckte bei den Worten >erhebliche Minuspunkte< zusammen und schleuderte, offenbar ohne jeden Vorbedacht, seine zierliche Zigarettenspitze aus Onyx und Elfenbein voller Wut auf die hölzerne Schreibtischplatte. »Herr im Himmel!« brüllte er überraschend, »wie ich diese verfluchte Zigarettenspitze verabscheue!« Die Zigarettenspitze sprang vom Tisch hoch, gegen die Wand, flitzte als Querschläger über die Fensterbank und landete fast unmittelbar vor Colonel Cathcarts Füßen. Colonel Cathcart starrte sie mit finster gerunzelter Stirn an. »Ich frage mich, ob mir die Zigarettenspitze wirklich etwas nützt?« »Sie verschafft Ihnen bei General Peckem einen Stein im Brett, trägt Ihnen aber bei General Schittkopp einen Minuspunkt ein«, belehrte Colonel Korn ihn schadenfroh und mit unschuldiger Miene.

»Und an welchen von beiden soll ich mich ranschmeißen?«

»An beide.«

»Aber wie kann ich das? Sie verabscheuen einander. Wie soll ich jemals bei General Schittkopp Steine in mein Brett sammeln, ohne gleichzeitig von General Peckem Minuspunkte zu kassieren?«

»Indem Sie exerzieren.«

»Exerzieren, haha. Das ist die einzige Art, ihm zu gefallen. Exerzieren.« Colonel Cathcart verzog mürrisch das Gesicht. »Das sind so Generale! Sie sind eine Schande für die Uniform, die sie tragen. Wenn solche Kerle General werden können, dann muß es doch schließlich auch mir gelingen.«

»Sie werden es noch weit bringen«, versicherte ihm Colonel Korn mit offensichtlichem Mangel an Überzeugung. Dann wandte er sich kichernd an Yossarián, und seine geringschätzige Heiterkeit nahm noch zu, als er Yossariáns störrische, von Widerwillen und Mißtrauen zeugende Miene bemerkte. »Da haben Sie den Kern der Sache. Colonel Cathcart möchte General werden, ich möchte Full Colonel werden, und deshalb müssen wir Sie nach Hause schicken.« »Warum will er General werden?«

»Warum? Aus dem gleichen Grunde, aus dem ich Colonel werden will. Was sollen wir auch anders tun? Von allen Seiten fordert man uns auf, nach Höherem zu streben. Ein General ist höher als ein Colonel, und ein Colonel ist höher als ein Lieutenant-

Colonel. Wir streben also beide nach Höherem. Und für Sie, Yos-

sarian, ist das ein großer Glücksfall. Sie haben Ihr Unternehmen haargenau zum richtigen Zeitpunkt gestartet; das haben Sie sich wohl aber auch so ausgerechnet.«

»Nichts habe ich mir ausgerechnet«, erwiderte Yossarián. »Ja, es gefällt mir wirklich, wie Sie lügen«, sagte Colonel Korn. »Erfüllt es Sie denn gar nicht mit Stolz, daß Ihr Kommandeur zum General befördert wird? Zu wissen, daß Sie in einer Einheit gedient haben, die pro Kopf mehr Feindflüge aufzuweisen hat als jede andere? Möchten Sie nicht noch mehr Auszeichnungen haben? Wo bleibt Ihr 'sprit de corpsf Drängt es Sie denn gar nicht, den Ruhm dieser Einheit dadurch zu erhöhen, daß Sie auch weiterhin an den Feindflügen teilnehmen? Jetzt ist die letzte Gelegenheit, mit ja zu antworten.«

»Nein.«

»Nun, dann haben Sie uns in der Klemme . ..« sagte Colonel Korn ohne Groll.

»Schämen soll er sich!«

»... und wir müssen Sie nach Hause schicken. Sie haben nur einige Kleinigkeiten für uns zu erledigen, und ...« »Was für Kleinigkeiten?« unterbrach Yossarián streitsüchtig und mißtrauisch.

»Oh, ganz winzige, unbedeutende Dinge. Machen Sie sich klar, daß wir Ihnen ein wirklich großzügiges Angebot unterbreiten. Wir werden einen Marschbefehl ausfertigen, mit dem Sie nach Amerika zurückkehren können — das werden wir wirklich — und dafür brauchen Sie weiter nichts als ...« »Als was? Was muß ich dafür tun?«

Colonel Korn lachte kurz auf. »Uns gerne haben.«

Yossarián plinkerte. »Sie gerne haben?«

»Uns gerne haben.«

»Sie gerne haben?«

»Ganz recht«, sagte Colonel Korn und nickte. Yossariáns arglose Verblüffung und Ratlosigkeit freuten ihn unmäßig. »Sie sollen uns gerne haben, bei uns mitmachen, unser Spezi sein. Sagen Sie hier und daheim in Amerika nur freundliche Dinge über uns. Werden Sie endlich einer von uns. Das ist doch nicht zu viel verlangt, wie?«

»Sie wollen also nur, daß ich Sie gerne habe? Ist das alles?«

»Das ist alles.«

»Das ist alles?«

»Ja, Sie sollen nur Ihr Herz für uns entdecken.«

Yossarián wollte zuversichtlich lachen, merkte dann aber überrascht, daß Colonel Korn die Wahrheit sprach. »Das dürfte gar nicht so einfach sein«, sagte er höhnisch.

»Oh, es wird leichter sein als Sie glauben«, spottete Colonel Korn seinerseits ganz unberührt von Yossariáns Hohn. »Sie werden überrascht davon sein, wie leicht es Ihnen fällt, uns gerne zu haben, wenn Sie erst mal damit anfangen.« Colonel Korn zog den Bund seiner lockeren, unförmigen Hose hoch. Die tiefen schwarzen Falten, die das eckige Kinn von der Wamme trennten, verzogen sich wieder zu höhnischer, tadelnswerter Heiterkeit. »Wir werden es Ihnen nämlich sehr leicht machen. Yossarián. Wir werden Sie zum Major befördern und Ihnen sogar noch eine Auszeichnung geben. Und Captain Flume schwitzt bereits über Presseinformationen, in denen Ihre Tapferkeit über Ferrara, Ihre tiefe und beständige Loyalität gegenüber Ihrer Einheit und Ihre vorbildliche Pflichterfüllung in den glühendsten Farben geschildert werden. Die eben erwähnten Formulierungen sind übrigens Zitate. Wir werden einen Helden aus Ihnen machen und Sie ruhmbedeckt nach Hause schicken, und zwar auf Grund einer Anforderung des Kriegsministeriums, das Sie zu Propagandazwecken benötigt. Sie werden leben wie ein Millionär. Sie werden überall im Mittelpunkt stehen. Ihnen zu Ehren wird man Paraden veranstalten, und Sie werden Reden halten und zur Zeichnung von Kriegsanleihe auffordern. Sobald Sie einmal unser Spezi geworden sind, steht Ihnen eine Welt von Luxus offen. Ist das nicht herrlich?«

Yossarián lauschte aufmerksam dieser faszinierenden Erläuterung der Einzelheiten. »Ob ich Lust habe, Reden zu halten, weiß ich noch nicht.«

»Dann lassen wir diesen Punkt fallen. Wichtig ist, was Sie den Leuten hier sagen.« Colonel Korn beugte sich ernst vor. Er lächelte nicht mehr. »Niemand im Geschwader darf erfahren, daß wir Sie nach Hause schicken, weil sie sich weigern, weitere Einsätze zu fliegen. Wir wollen auch vermeiden, daß General Peckem oder General Schittkopp Wind davon bekommen, daß zwischen uns nicht alles zum Besten steht. Deshalb werden wir so gute Freunde werden.«

»Was soll ich denn denen sagen, die mich gefragt haben, warum ich mich weigere, weiter zu fliegen?«

»Sagen Sie, man habe Sie im Vertrauen davon informiert, daß Sie in die Heimat versetzt werden sollen, und daß Sie Ihr Leben nicht noch bei einem oder zwei Feindflügen hätten riskieren wollen. Stellen Sie es als eine kleine Meinungsverschiedenheit unter Freunden dar.«

»Wird man mir das glauben?«

»Selbstverständlich wird man das glauben, sobald man erst einmal sieht, was für dicke Freunde wir sind, und wenn die Presseverlautbarungen mit den Lobeshymnen herauskommen, die Sie auf mich und Colonel Cathcart anstimmen. Machen Sie sich der anderen wegen keine Sorgen. Mit denen werden wir leicht genug fertig, wenn Sie erst mal weg sind. Von denen droht nur Gefahr, solange Sie hier sind. Sie wissen ja, ein guter Apfel kann alle anderen verderben«, schloß Colonel Korn mit bewußter Ironie. »Das Beste an der Sache ist übrigens, daß wir Sie dazu benutzen können, unsere Besatzungen zu dem Verlangen zu inspirieren, immer mehr Einsätze zu fliegen.«

»Angenommen, ich entlarve Sie, sobald ich in Amerika angekommen bin?«

»Nachdem Sie zuvor unsere Beförderung, unsere Auszeichnung und das ganze Tamtam akzeptiert haben? Niemand würde Ihnen glauben, die Armee würde es nicht zulassen, und warum, um alles in der Welt, sollten Sie das tun wollen? Sie werden einer von uns, vergessen Sie das nicht. Sie werden sich eines üppigen, ertragreichen, bequemen und privilegierten Daseins erfreuen. Sie müßten ein Tropf sein, wenn Sie das alles um eines moralischen Grundsatzes willen von sich wiesen, und ein Tropf sind Sie nicht. Also — einverstanden?«

»Ich weiß nicht.«

»Das oder das Kriegsgericht.«

»Es wäre doch ein schmutziger Streich, den ich unseren Besatzungen damit spielte.«

»Ein widerwärtiger Streich«, stimmte Colonel Korn liebenswürdig zu und wartete. Er beobachtete Yossarián geduldig, und in seinen Augen flimmerte ein ganz privates Entzücken. »Und wenn schon!« rief Yossarián. »Wenn sie nicht mehr fliegen wollen, dann sollen sie doch den Mut haben und etwas

unternehmen, geradeso wie ich. Habe ich nicht recht?« »Selbstverständlich«, sagte Colonel Korn.

»Es gibt nichts, was mich veranlassen könnte, für diese Leute mein Leben zu riskieren, nicht wahr?«

»Selbstverständlich nicht.«

Yossarián kam mit einem hastigen Lächeln zu seinem Entschluß. »Einverstanden!« verkündete er jubelnd.

»Sehr schön«, sagte Colonel Korn etwas weniger herzlich als Yossarián erwartet hatte, rutschte von Colonel Cathcarts Schreibtisch herab, lockerte die verdrückten Hosen und reichte Yossarián eine schlaffe Hand. »Willkommen an Bord.«

»Vielen Dank, Colonel, ich ...«

»Nennen Sie mich Blackie, John, wir sind jetzt Freunde.« »Gerne, Blackie. Meine Freunde nennen mich Yo-Yo. Blackie, ich...«

»Seine Freunde nennen ihn Yo-Yo«, rief Colonel Korn hinüber zu Colonel Cathcart. »Gratulieren Sie Yo-Yo doch zu dem vernünftigen Entschluß, den er gefaßt hat.«

»Da haben Sie wirklich mal einen vernünftigen Entschluß gefaßt, Yo-Yo«, sagte Colonel Cathcart und schüttelte Yossarián unbeholfen und eifrig die Hand.

»Danke Ihnen, Colonel, ich . ..«

»Nennen Sie ihn Chuck«, sagte Colonel Korn. »Ja, nennen Sie mich Chuck«, sagte Colonel Cathcart mit einem Lachen, das von Herzen kam und verlegen klang. »Wir sind jetzt alle Freunde.«

»Gerne, Chuck.«

»Lächelnd ab«, sagte Colonel Korn, legte jedem von ihnen eine Hand auf die Schulter, und so gingen sie alle drei zur Tür. »Kommen Sie doch mal zu uns zum Abendbrot, Yo-Yo«, lud Colonel Cathcart gastfreundlich ein. »Wie wäre *es* heute abend? Im Speiseraum des Stabes?«

»Gerne, Sir.«

»Chuck«, verbesserte Colonel Korn tadelnd.

»Pardon, Blackie. Chuck. Ich muß mich erst daran gewöhnen.«

»Macht nichts, Freund.«

»Macht gar nichts, Freund.«

»Vielen Dank, Freunde.«

»Keine Ursache, Freund.«

»Also bis heute abend, Freunde.«

Yossarián winkte seinen neuen Freunden liebevoll nach, schlenderte dann auf den Balkon hinaus und fühlte Lust, ein Liedchen zu trällern, als er allein war. -Er war frei: er hatte es geschafft; seine Rebellion war ein Erfolg geworden; er war in Sicherheit und brauchte sich vor niemandem zu schämen. Er starrte munter und aufgekratzt zur Treppe hin. Ein Gemeiner in grünem Drillich grüßte ihn. Yossarián grüßte glücklich zurück und starrte den Gemeinen neugierig an. Der Soldat kam ihm merkwürdig bekannt vor. Als Yossarián die Ehrenbezeigung erwiderte, verwandelte sich der Gemeine im grünen Drillich in Natelys Hure, warf sich mordlustig mit einem Küchenmesser auf ihn und stach ihn unterhalb des erhobenen Arms in die Rippen. Yossarián fiel aufschreiend zu Boden und schloß in übermächtiger Angst die Augen, als er sah, wie das Mädchen zu einem neuen Stoß ausholte. Er war schon ohnmächtig, als Colonel Korn und Colonel Cathcart aus dem Büro gewetzt kamen und ihm das Leben retteten, indem sie Natelys Hure verscheuchten.

Snowden

- »Schneiden Sie«, sagte ein Arzt.
- »Schneiden Sie doch«, sagte ein anderer.
- »Nicht schneiden«, sagte Yossarián mit aufgequollener schwerer Zunge.
- »Nun seht mal, wer da seine Nase reinsteckt«, beklagte sich der eine Arzt. »Haben Sie auch schon was zu sagen ? Wollen wir nun operieren oder nicht?«
- »Er benötigt keine Operation«, protestierte der andere. »Es ist nur eine kleine Wunde. Wir brauchen nichts weiter zu tun als die Blutung zu stillen, die Wunde zu säubern und ein paar Nähte zu machen.«
- »Ich habe aber noch nie Gelegenheit gehabt, zu operieren. Welches ist das Skalpell? Ist dies das Skalpell?«
- »Nein, das da ist das Skalpell. Nun machen Sie schon und schneiden Sie, wenn Sie unbedingt wollen. Machen Sie den Einschnitt.« »So?«
- »Nein, da, Sie Tropf.«
- »Keine Einschnitte«, sagte Yossarián, der durch den langsam sich

hebenden Nebel der Bewußtlosigkeit wahrnahm, daß zwei Fremde im Begriff waren, an ihm herumzuschneiden. »Haben Sie auch schon was zu sagen?« fragte der erste Arzt höhnisch. »Wird er etwa immer so weiter quatschen, während ich ihn operiere?«

»Sie können ihn nicht operieren, ehe ich ihn nicht aufgenommen habe«, sagte ein Schreiber.

»Sie können ihn nicht aufnehmen, ehe ich ihn nicht auf politische Zuverlässigkeit überprüft habe«, sagte ein fetter, mürrischer Colonel mit Schnurrbart. Sein breites, rosiges Gesicht näherte sich Yossarián und strahlte sengende Hitze aus wie der Boden einer Bratpfanne. »Wo sind Sie geboren?«

Der fette mürrische Colonel erinnerte Yossarián an den fetten mürrischen Colonel, der den Kaplan verhört und für schuldig befunden hatte. Yossarián starrte ihn aus verschleierten Augen an. Der klebrige Geruch von Formaldehyd und Alkohol machte die Luft siiß.

»Auf einem Schlachtfeld«, erwiderte er.

»Nein, nein. In welchem Land sind Sie geboren?«

»Lassen Sie mich mal ran«, drängte ein Mann mit scharfen Zügen, eingesunkenen, gehässig dreinblickenden Augen und schmalen, bösen Lippen. »Sie sind wohl ein Klugscheißer, was?« fragte er Yossarián.

»Er ist im Delirium«, sagte einer der Ärzte. »Warum dürfen wir ihn nicht hineinnehmen und behandeln?«

»Wenn er deliriert, lassen Sie ihn ruhig hier. Viellicht macht er dann belastende Angaben über sich.«

»Er blutet aber noch stark, sehen Sie das nicht? Vielleicht stirbt er.«

»Um so besser für ihn!«

»Das würde dem verräterischen Lumpen recht geschehen«, versetzte der fette, mürrische Colonel. »Also los, John, raus mit der Sprache. Wir wollen die Wahrheit hören.«

»Alle nennen mich Yo-Yo.«

»Wir möchten, daß Sie uns helfen, Yo-Yo. Wir meinen es gut mit Ihnen, und Sie müssen uns vertrauen. Wir wollen nur Ihr Bestes. Wir tun Ihnen nichts.«

»Stoßen wir doch unsere Daumen in seine Wunde und reißen sie auseinander«, schlug der Mann mit den scharfen Gesichtszügen

vor.

Yossarián ließ die Augen zufallen und hoffte, daß man ihn für bewußtlos halten werde.

»Jetzt ist er ohnmächtig geworden«, hörte er einen der Ärzte sagen.

»Können wir ihn denn jetzt nicht behandeln, ehe es zu spät ist? Er stirbt sonst vielleicht wirklich.«

»Na schön, nehmen Sie ihn mit. Ich hoffe, das Schwein krepiert.« »Sie dürfen ihn nicht behandeln, ehe ich ihn nicht aufgenommen habe«, sagte der Schreiber.

Yossarián spielte mit geschlossenen Augen den toten Mann, während der Schreiber ihn aufnahm, indem er mit einigen Papieren raschelte; dann wurde er sachte in den stickigen, dunklen Raum gerollt, wo grelle Operationslampen von der Decke hingen und der klebrige Geruch von Formaldehyd und süßlichem Alkohol noch stärker war. Dieser unangenehme, durchdringende Gestank war berauschend. Yossarián roch auch Äther und hörte Glas klirren. Er lauschte mit geheimer, selbstsüchtiger Freude dem rauhen Atem der beiden Ärzte. Es entzückte ihn, daß sie ihn bewußtlos glaubten und nicht wußten, daß er zuhörte. Alles kam ihm höchst lächerlich vor, bis einer der beiden Ärzte sagte: »Was meinen Sie, sollen wir ihn retten? Man wird vielleicht wütend auf uns sein, wenn wir «s tun.«

»Operieren wir ihn doch«, sagte der andere Arzt. »Schneiden wir ihn auf und gehen wir den Dingen ein für alle Mal auf den Grund. Er klagt immer über seine Leber. Auf dieser Röntgenaufnahme hier sieht seine Leber recht klein aus.« »Das ist seine Bauchspeicheldrüse, Sie Tropf, das hier ist die Leber.«

»Nein, das ist sie nicht. Das ist sein Herz. Ich wette mit Ihnen um einen Groschen, daß das da seine Leber ist. Ich operiere ihn jetzt und werde es gleich feststellen. Muß ich mir vorher die Hände waschen?«

»Operiert wird nicht«, sagte Yossarián, schlug die Augen auf und versuchte, sich aufzurichten.

»Haben Sie auch schon was zu sagen?« kläffte der erste Arzt empört.

»Kann man denn dem Kerl nicht das Maul stopfen?«

»Wir könnten ihm eine Vollnarkose machen. Äther steht hier ge-

nug herum.«

»Keine Vollnarkose«, sagte Yossarián.

»Haben Sie auch schon was zu sagen?« fragte der Arzt wieder. »Geben wir ihm eine Vollnarkose. Dann ist er weg, und wir können mit ihm machen, was wir wollen.«

Sie gaben Yossarián eine Vollnarkose. Er erwachte durstig in einem Einzelzimmer, erstickt von Ätherdünsten. Neben seinem Bett saß Colonel Korn in seiner ausgebeulten, wollenen, olivfarbenen Uniform behäbig wartend auf einem Stuhl. Ein mildes phlegmatisches Lächeln lag auf seinem braungebrannten Gesicht mit den starken Bartstoppeln, und er polierte die Oberfläche sei-nes haarlosen Schädels sanft mit den Handflächen. Als Yossarián erwachte, lehnte er sich glucksend vor und versicherte ihm aufs liebenswürdigste, daß die zwischen ihnen getroffene Abmachung in Kraft bliebe, falls Yossarián nicht stürbe. Yossarián erbrach sich. Colonel Korn sprang beim ersten Würgen auf und räumte angeekelt das Feld. Es scheint wirklich, als hätte auch noch die dunkelste Wolke einen silbernen Rand, überlegte Yossarián, ehe er wieder in einen erstickenden Halbschlaf fiel. Eine Hand mit knochigen Fingern schüttelte ihn rauh. Er drehte sich um, öffnete die Augen und erblickte einen Fremden mit bösartigem Gesicht, der ihn anbleckte und gehässig prahlte:

»Wir haben Ihren Spezi erwischt, Freundchen. Wir haben ihn erwischt.«

Yossarián wurde es kalt und schwach, und der Schweiß brach ihm aus. »Wer ist mein Spezi?« fragte er, als er den Kaplan dort sah. Colonel Korn gesessen wo ich erwiderte »Vielleicht bin Ihr Spezi«. der Kaplan. Yossarián verstand ihn jedoch nicht und schloß wiederum die Augen. Jemand gab ihm Wasser zu trinken und entfernte sich auf Zehenspitzen. Er schlief, und als er aufwachte, fühlte er sich herrlich, bis er den Kopf wandte, um den Kaplan anzulächeln, und statt seiner Aarfy erblickte. Als Aarfy ihn kichernd nach seinem Befinden fragte, stöhnte Yossarián und verzerrte gequält das Gesicht. Aarfy sah ihn verständnislos an, als Yossarián sich erkundigte, warum er nicht im Gefängnis sei. Yossarián schloß die Augen, um Aarfy zu verscheuchen. Als er sie wieder öffnete, war Aarfy weg, und der Kaplan war da. Als Yossarián das heitere Lächeln auf dem Gesicht des Kaplans bemerkte, mußte er lachen. Er fragte den Kaplan, worüber er denn so glücklich sei. »Ihretwegen bin ich glücklich«, erwiderte der Kaplan ehrlich entzückt. »Ich hörte beim Geschwader, daß Sie schwer verletzt seien, und daß man Sie nach Hause schicken werde, falls Sie durchkämen. Colonel Korn meinte, Ihr Zustand sei sehr bedenklich. Aber eben habe ich von einem der Ärzte erfahren, daß Ihre Wunde in Wirklichkeit nur geringfügig ist, und daß Sie in zwei bis drei Tagen entlassen werden können. Es besteht keinerlei Gefahr. Die Sache ist durchaus harmlos.«

Yossarián lauschte diesen Mitteilungen des Kaplans mit großer Erleichterung. »Das ist ja schön.«

»Ja«, sagte der Kaplan, und seine Wangen röteten sich vor koboldhafter Lustigkeit. »Ja, das ist schön.«

Yossarián lachte, denn er erinnerte sich seiner ersten Unterhaltung mit dem Kaplan. »Wissen Sie noch, daß ich im Lazarett war, als wir uns kennen lernten? Jetzt bin ich wieder im Lazarett. Mir scheint, ich sehe Sie in letzter Zeit nur noch im Lazarett. Wo stecken Sie denn immer?«

Der Kaplan hob die Schultern. »Ich habe viel gebetet«, gestand er. »Ich halte mich so oft wie möglich in meinem Zelt auf und bete immer, wenn Sergeant Whitcomb abwesend ist und mich nicht dabei erwischen kann.«

»Nützt es was?«

»Es lenkt mich ab von meinen Sorgen«, erwiderte der Kaplan mit einem neuerlichen Schulterzucken. »Und es ist eine Beschäftigung.«

»Na, das ist ja sehr schön, wie?«

»Jawohl«, stimmte der Kaplan so begeistert zu, als sei ihm dieser Gedanke noch nie gekommen. »Ja, das ist es wohl.« Er beugte sich impulsiv und mit ungeschickter Besorgnis vor. »Kann ich etwas für Sie tun, Yossarián, während Sie hier sind? Kann ich Ihnen irgendwas besorgen?«

Yossarián neckte ihn gutmütig. »Spielzeug zum Beispiel, oder Süßigkeiten oder Kaugummi?«

Der Kaplan errötete wieder, lächelte befangen und sagte dann plötzlich sehr respektvoll: »Vielleicht Bücher oder etwas derartiges? Ich wünschte sehr, ich könnte Ihnen eine Freude machen. Sie müssen nämlich wissen, Yossarián, daß wir alle sehr stolz auf Sie sind.«

»Stolz?«

»Ja, natürlich. Sie haben schließlich Ihr Leben riskiert, um diesen Nazimörder aufzuhalten. Das war sehr edel von Ihnen.«

»Welchen Nazimörder?«

»Nun, den, der herkam, um Colonel Cathcart und Colonel Korn umzubringen. Sie haben die beiden gerettet. Er hätte Sie erstechen können dort auf dem Balkon. Sie haben Glück, daß Sie noch am Leben sind.«

Als Yossarián endlich begriff, kicherte er höhnisch. »Das war kein Nazimörder.«

»Gewiß war es einer. Colonel Korn hat es doch gesagt.«
»Das war Natelys Freundin. Und sie hatte es auf mich abgesehen.
Nicht auf Colonel Korn und Colonel Cathcart. Seitdem ich ihr die
Nachricht von Natelys Tod gebracht habe, hat sie immer wieder
versucht, mich umzubringen.«

»Das kann doch nicht sein«, protestierte der Kaplan bleich und gekränkt. »Colonel Cathcart und Colonel Korn haben ihn beide weglaufen sehen. In der amtlichen Verlautbarung heißt es, daß Sie die beiden vor einem Nazimörder gerettet haben.« »Schenken Sie der amtlichen Verlautbarung keinen Glauben«, riet Yossarián trocken. »Die ist Teil der Abmachung.« »Welcher Abmachung?«

»Der Abmachung zwischen mir einerseits und Colonel Cathcart und Colonel Korn andererseits. Sie wollen mich als Helden nach Hause schicken unter der Bedingung, daß ich nur Gutes über sie sage und sie niemals dafür tadele, daß sie die Besatzungen zwingen, immer mehr Einsätze zu fliegen.«

Der Kaplan war entsetzt und erhob sich halb von seinem Stuhl. Seine Haare sträubten sich vor Zorn und Bestürzung. »Aber das ist schrecklich! Das ist eine schändliche, ein skandalöse Abmachung, nicht wahr?«

»Widerwärtig«, entgegnete Yossarián und starrte hölzern zur Decke. »Ich glaube, widerwärtig war das Wort, auf das wir uns geeinigt hatten.«

»Wie konnten Sie sich dann aber darauf einlassen?«

»Die Alternative ist das Kriegsgericht, Kaplan.«

»Oh«, rief der Kaplan reumütig und hielt sich die Hand vor den Mund. Er ließ sich bekümmert auf seinen Stuhl fallen. »Ich hätte lieber meinen Mund halten sollen.« »Man würde mich mit Verbrechern zusammen einsperren.«

»Dann müssen Sie selbstverständlich tun, was Sie für richtig halten.«

Der Kaplan nickte stumm, als habe er die Streitfrage bei sich entschieden, und versank in verlegenes Schweigen.

»Keine Angst«, sagte Yossarián nach einigen Augenblicken traurig lächelnd. »Ich tue es nicht.«

»Aber Sie müssen«, widersprach der Kaplan und neigte sich teilnehmend vor. »Wirklich, Sie müssen. Ich habe kein Recht, Sie zu beeinflussen. Ich hatte kein Recht, überhaupt etwas zu sagen.« »Sie haben mich nicht beeinflußt.« Yossarián wälzte sich auf die Seite und schüttelte in feierlichem Spott den Kopf. »Lieber Himmel! Können Sie sich so eine Sünde vorstellen, Kaplan? Colonel Cathcart das Leben zu retten! Ein solches Verbrechen möchte ich nicht auf dem Gewissen haben.«

Der Kaplan griff das Thema behutsam wieder auf. »Was wollen Sie denn statt dessen tun? Sie können sich doch nicht einsperren lassen?«

»Weiter fliegen. Vielleicht werde ich auch wirklich desertieren. Dann können sie versuchen, mich zu erwischen. Vermutlich brächten sie es sogar fertig.«

»Und würden Sie einsperren! Aber ins Gefängnis wollen Sie doch nicht.«

»Dann werde ich eben fliegen, bis der Krieg zu Ende ist. Irgend jemand muß ja überleben.«

»Vielleicht werden Sie aber auch abgeschossen.«

»Dann werde ich wohl doch nicht mehr fliegen.«

»Und was wollen Sie machen?«

»Ich weiß nicht.«

»Werden Sie sich nach Hause schicken lassen?«

»Ich weiß nicht. Ist es heiß draußen? Hier drin ist es ziemlich warm.«

»Draußen ist es sehr kalt«, sagte der Kaplan.

»Es ist übrigens etwas Merkwürdiges geschehen«, besann sich Yossarián. »Vielleicht habe ich es geträumt. Mir ist so, als sei zuvor ein Fremder hier gewesen und habe gesagt, man hätte meinen Spezi erwischt. Ob ich mir das nur einbilde?« »Das glaube ich nicht«, belehrte ihn der Kaplan. »Als ich vorhin hier war, haben Sie schon davon gesprochen.«

»Dann hat er es wirklich gesagt. >Wir haben deinen Spezi erwischt, Freundchen<, sagte er. >Wir haben ihn erwischt.« Einen so bösartig aussehenden Menschen habe ich überhaupt noch nicht gesehen. Wer mag das woh1 sein, mein Spezi?« »Ich bilde mir gerne ein, daß ich es sei, Yossarián«, sagte der Kaplan demütig und aufrichtig. »Und mich haben sie jedenfalls erwischt. Sie kennen mich jetzt, sie halten mich unter Beobachtung und haben mich genau da, wo sie mich haben wollen. Jedenfalls sagte man mir das beim Verhör.«

»Nein, ich glaube nicht, daß er Sie meinte«, entschied Yossarián. »Ich glaube eher, es war jemand wie Nately oder Dunbar. Einer von den Gefallenen. Clevinger, Orr, Dobbs, Kid Sampson oder MC Watt.« Yossarián sog erstaunt die Luft ein und schüttelte den Kopf. »Jetzt merke ich überhaupt erst, daß sie alle meine Freunde erwischt haben. Hungry Joe und ich sind die letzten.« Er zitterte vor Angst, als er sah, wie der Kaplan erbleichte. »Was haben Sie denn?«

»Hungry Joe ist tot.«

»Großer Gott! Abgeschossen?«

»Er ist in einem seiner Alpträume gestorben. Man fand eine Katze auf seinem Gesicht.«

»Armer Kerl«, sagte Yossarián. Er fing an zu weinen und verbarg das Gesicht an seiner Schulter. Der Kaplan ging, ohne sich zu verabschieden. Yossarián aß etwas und schlief dann ein. Mitten in der Nacht wurde er wachgerüttelt. Er erblickte einen mageren, niederträchtig aussehenden Menschen in Lazarettkleidung, gemeinem mit Grinsen ansah und »Wir haben deinen Spezi, Freundchen. Wir haben ihn erwischt.« Yossarián fragte matt: »Wovon reden Sie denn, zum Kuckuck?« und dabei fühlte er Angst in sich aufsteigen. Yossarián griff mit einer Hand nach der Kehle seines Peinigers, doch der Mann wich mühelos aus und verschwand böse lachend im Korridor. Yossarián lag zitternd und mit hämmerndem Puls da. Er war in kalten Schweiß gebadet. Er fragte sich, wer wohl sein Spezi sei. Im Lazarett war es dunkel und vollkommen still. Er hatte keine Uhr bei sich. Er war hellwach und wußte, er war gefangen in einer jener schlaflosen, bettlägerigen Nächte, die eine Ewigkeit dauern, ehe sie sich in die Dämmerung verflüchtigen. Kälte stahl sich an seinen Beinen herauf. Er fror, und er dachte

den er nur vom Sehen kannte, und der schwer verwundet in dem Tümpel von grellgoldenem Licht zu Tode fror, das durch die Kuppel des MG-Turmes auf sein Gesicht fiel, als Yossarián über den Bombenschacht ins Heck der Maschine kroch, nachdem Dobbs ihn über die Bordverständigung angefleht hatte, dem Bordschützen zu helfen, doch bitte dem Bordschützen zu helfen. Yossariáns Magen drehte sich um, als er die grauenhafte Szene betrachtete; er war angewidert und zögerte ängstlich einige Sekunden, ehe er hinunterkroch, blieb auf Händen und Knien in dem engen Tunnel über dem Bombenschacht neben dem versiegelten Verbandkasten. Snowden lag mit ausgestreckten Beinen auf dem Rücken, behindert von der ungefügen Last des Flakanzuges, des Stahlhelms, des Fallschirms und der Schwimmweste. Nicht weit von ihm lag der zierliche Heckschütze in tiefer Ohnmacht. Die Wunde, die Yossarián sah, klaffte in der Außenseite von Snowdens Oberschenkel und schien so groß wie ein Rugbyball. Man konnte unmöglich sagen, wo die Fransen seiner durchtränkten Kombiendeten zerfetzte und das Fleisch Im Verbandkasten war kein Morphium, und es gab für Snowden keinen Schutz vor dem Schmerz außer dem betäubenden Schock, den die Wunde selbst verursachte. Die zwölf Morphiumampullen waren aus dem Kasten gestohlen worden, und an ihrer Stelle lag ein Zettel mit der Aufschrift: »Was M & M nützt, nützt auch dem Vaterland. Milo Minderbinder.« Yossarián verfluchte Milo und hielt zwei Aspirintabletten an die aschfarbenen Lippen, die nichts damit anfangen konnten. Zunächst aber band er hastig Snowdens Oberschenkel ab, denn etwas anderes fiel ihm in diesen ersten wirren Minuten nicht ein, da seine Sinne in Aufruhr waren und er wußte, daß er sogleich sachverständig handeln müsse, aber doch fürchtete, völlig die Fassung zu verlieren. Snowden sah ihm beharrlich zu, ohne etwas zu sagen. Keine Arterie verspritzte Blut, doch Yossarián tat so, als sei er ganz damit beschäftigt, ein Tourniquet herzustellen, denn damit wußte er Bescheid. Er arbeitete mit gespielter Geschicklichkeit und Ruhe und fühlte dabei Snowdens glanzlose Blicke auf sich gerichtet. Er gewann seine Fassung zurück, ehe die Aderpresse angelegt war, und löste diese gleich darauf wieder, um die Gefahr des Wundbrandes zu verringern. Er dachte nun wieder klar und wußte, was

an Snowden, der nie sein Spezi gewesen war, sondern ein Junge,

zu tun war. Er durchwühlte den Verbandkasten nach einer Schere. kalt«. sagte Snowden leise. »Mir »Es wird schon wieder werden, Junge«, ermutigte Yossarián ihn kriegen dich grinsend. »Sie schon wieder hin « »Mir ist kalt«, sagte Snowden wieder mit dünner kindlicher Stimme.

»Mir ist kalt.«

»Nun, nun. Nun, nun«, sagte Yossarián, weil ihm nichts anderes einfiel.

»Mir ist kalt«, wimmerte Snowden. »Mir ist kalt.«

»Nun, nun. Nun, nun.«

Yossarián hatte Angst und beeilte sich. Er fand schließlich eins Schere und schnitt Snowdens Kombination hoch über der .Wunde in der Leistengegend auf. Er zertrennte den schweren Gabardine rund herum. Der zierliche Heckschütze kam zu sich, während Yossarián noch mit der Schere arbeitete, sah ihn an und fiel von neuem in Ohnmacht. Snowden rollte den Kopf herum; so konnte er Yossarián besser sehen. Ein trübes fernes Licht glomm in den mattblickenden Augen. Yossarián wunderte sich und versuchte, nicht hinzusehen. Er fing nun an, entlang dem inneren Saum nach unten zu schneiden. Aus der klaffenden Wunde — war das ein glitschiges Stück Knochen, das er da tief in der blutigen Höhlung hinter dem Gewirr der gespenstisch zuckenden Muskeln gewahrte? — tropfte an mehreren Stellen Blut wie schmelzender Schnee von einem Hausgiebel, aber dickflüssig und rot und schon im Tropfen gerinnend. Yossarián schnitt das Hosenbein bis nach unten hin durch und streifte es dann ab. Es fiel klatschend auf den Boden und enthüllte kakifarbene Unterhosen, die auf einer Seite Blut aufsogen, als seien sie durstig. Yossarián war entsetzt darüber, wie wächsern und abstoßend Snowdens nacktes Bein wirkte, wie ekelerregend und leblos der feine blonde Flaum auf diesem merkwürdigen weißen Unterschenkel aussah. Er erkannte nun, daß die Wunde durchaus nicht so groß war wie ein Rugbyball, sondern nicht größer als seine Hand, aber so gezackt und tief, daß man nicht hineinsehen konnte. Die bloßliegenden Muskeln zuckten darin wie lebendes Hackfleisch. Yossarián seufzte erleichtert, als er sah, daß Snowden nicht in Lebensgefahr war. Das Blut gerann bereits in der Wunde, und es ging jetzt nur darum, ihn zu verbinden und ihn ruhig zu halten, bis die Maschine landete. Er entnahm dem Verbandkasten einige Tütchen Sulfonamidpulver. Snowden zitterte als Yossarián sich gegen ihn drängte, um ihn ein wenig auf die Seite zu rollen. »Hab' ich dir weh getan?«

»Mir ist kalt«, wimmerte Snowden. »Mir ist kalt.«

»Nun, nun«, sagte Yossarián. »Nun, nun.«

»Mir ist kalt. Mir ist kalt.«

»Nun. nun. Nun. nun.«

»Es fängt an, weh zu tun«, rief Snowden plötzlich klagend und drängend.

Yossarián durchwühlte noch einmal hastig den Verbandkasten nach Morphium, fand Milos Zettel und eine Flasche voller Aspirintabletten. Er verfluchte Milo und hielt Snowden zwei Aspirintabletten hin. Er konnte ihm kein Wasser anbieten. Snowden wies die Tabletten mit einem kaum wahrnehmbaren Kopfschütteln zurück. Sein Gesicht war blaß und teigfarben. Yossarián .nahm Snowden den Helm ab und bettete seinen Kopf auf dem Boden.

»Mir ist kalt«, ächzte Snowden mit halbgeschlossenen Augen. »Mir ist kalt.«

Seine Mundwinkel begannen sich bläulich zu färben. Yossarián erstarrte. Er fragte sich, ob es Sinn habe, die Reißleine von Snowdens Fallschirm zu ziehen und ihn mit dem Nylonschirm zuzudecken. Es war sehr warm im Flugzeug. Snowden blickte unerwartet auf, lächelte ihn matt und vertrauensvoll an und änderte die Lage seiner Hüften ein wenig, so daß Yossarián das Sulfonamid in die Wunde streuen konnte. Yossarián schöpfte neue Zuversicht. Der Bomber sackte in ein Luftloch, und es fiel ihm mit Schrecken ein, daß er seinen eigenen Fallschirm vorne gelassen hatte. Daran war jetzt nichts zu ändern. Er leerte ein Tütchen des weißen kristallenen Pulvers nach dem anderen in die blutige ovale Wunde, bis nichts Rotes mehr zu sehen war, dann holte er angsterfüllt tief Luft, biß die Zähne zusammen und zwang sich dazu, die herabhängenden, leblosen Fleischfetzen mit der Hand in die Wunde hinein zu schieben. Darauf bedeckte er die ganze Stelle schnell mit einer großen Kompresse und zog die Hand weg. Nachdem diese kurze Prüfung überstanden war, lächelte er nervös. Die Berührung mit dem abgestorbenen Fleisch war viel weniger abstoßend gewesen als er vermutet hatte, und er fand immer wieder einen Vorwand, mit den Fingern über die Wunde zu streichen und sich selbst von seinem eigenen Mut zu überzeugen.

Dann begann er die Kompresse mit einer Mullbinde zu befestigen. Als er die Binde zum zweiten Mal um Snowdens Oberschenkel wand, sah er auf der Innenseite des Schenkels das schmale Loch, das der Granatsplitter beim Eindringen gemacht hatte, eine runde, runzlige Wunde von der Größe einer kleinen Münze, mit bläulichen Rändern und einem schwarzen Kern da, wo das Blut zu einer Kruste erstarrt war. Yossarián streute auch hier Sulfonamidpulver und wickelte die Binde immer weiter um Snowdens Bein, bis die Kompresse schließlich fest saß. Dann schnitt er die Binde mit der Schere ab und verknotete das Ende. Er wußte, daß er einen guten Verband gemacht hatte, hockte sich stolz auf seine Fersen, wischte sich den Schweiß von der Stirn und grinste Snowden mit aufrichtiger Sympathie ist kalt«. stöhnte Snowden. »Mir ist »Es wird schon werden, Junge«, versicherte Yossarián und streichelte beschwichtigend Snowdens Arm. »Das schlimmste ist geschafft.«

Snowden schüttelte den Kopf. »Mir ist kalt«, wiederholte er, und seine Augen waren stumpf und blind wie Steine. »Mir ist kalt.« »Nun, nun«, sagte Yossarián, der steigende Angst und Bestürzung empfand. »Nun, nun. Wir werden bald landen, und Doc Daneeka bringt dich wieder in Ordnung.«

Snowden schüttelte nur den Kopf und deutete schließlich mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung seines Kinns auf seine Achsel. Yossarián beugte sich vor und bemerkte einen merkwürdig gefärbten Fleck in Snowdens Kombination gerade oberhalb des Ärmelloches seines Flakanzuges. Yossarián fühlte, wie sein Herz stehen blieb und dann so heftig zu pochen begann, daß er kaum Luft zu holen vermochte. Snowden hatte unter seinem Flakanzug noch eine Verwundung. Yossarián riß die Verschlüsse des Flakanzuges auf und hörte sich wild schreien, als Snowdens Eingeweide unaufhaltsam hervorquollen, eine gräßlich verklumpte Masse. Ein Flaksplitter von mehr als zehn Zentimeter Länge war unterhalb der rechten Schulter eingedrungen und hatte ganze Portionen von Snowden mitgenommen, ehe er auf der anderen Seite ein riesiges Ausschußloch in seinen Brustkorb gerissen

hatte. Yossarián schrie noch einmal auf und preßte die Hände vor die Augen. Seine Zähne klapperten vor Grauen. Er zwang sich, noch einmal hinzusehen. Hier war wirklich göttlicher Überfluß, dachte er bitter und starrte auf Leber, Lungen, Nieren, Rippen, Magen und Reste der gedünsteten Tomaten, die Snowden zu Mittag gegessen hatte. Yossarián verabscheute gedünstete Tomaten. Er drehte sich weg, weil ihm schwindelig wurde, und erbrach sich, die Hände auf die brennende Kehle gepreßt. Der Heckschütze kam zu sich, während Yossarián würgte, und wurde wieder ohnmächtig. Yossarián fühlte sich schlapp vor Erschöpfung, Schmerz und Verzweiflung, als es vorbei war. Er wandte sich mühsam Snowden zu, dessen Atem flacher und schneller ging, und dessen Gesicht noch bleicher geworden war. Er über-Snowden wie in aller Welt er retten legte. könne. kalt.« »Mir ist kalt«. winselte Snowden »Mir ist »Nun, nun«, murmelte Yossarián mechanisch, doch so leise, daß man es nicht hören konnte. »Nun. nun.«

Auch Yossarián fror und zitterte. Während er mutlos auf das grausige Geheimnis starrte, das Snowden über den Fußboden verstreut hatte, fühlte er am ganzen Körper eine Gänsehaut. Es war einfach, die Botschaft in diesen Eingeweiden zu lesen. Der Mensch ist Materie, das war Snowdens Geheimnis. Man werfe ihn aus dem Fenster, und er wird fallen. Man zünde ihn an, und er wird brennen. Man begrabe ihn, und er wird faulen wie anderer Abfall auch. Vom Leben verlassen, ist der Mensch Abfall. Das Snowdens Geheimnis. Reif sein war ist alles. »Mir kalt«, sagte Snowden. »Mir ist ist kalt « »Nun, nun«, sagte Yossarián. »Nun, nun.« Er zog die Reißleine von Snowdens Fallschirm und deckte ihn mit dem weißen Nylon zu.

»Mir ist kalt.«

»Nun. nun.«

Yossarián

»Colonel Korn läßt sagen«, bestellte Major Danby geziert und selbstzufrieden lächelnd, »daß die Abmachung noch gilt. Alles steht zum besten.« »Das tut es nicht.«

»O doch«, beharrte Major Danby wohlwollend. »Es steht sogar

noch viel besser. Es war ein Glücksfall, daß Sie beinahe von diesem Mädchen ermordet worden wären. Jetzt kann das Geschäft glatt abgewickelt werden.«

»Ich habe keine Geschäfte mit Colonel Korn.«

Major Danbys sprudelnder Optimismus versiegte, und statt dessen traten große Schweißperlen auf sein Gesicht. »Sie haben aber doch eine Abmachung mit ihm getroffen, nicht wahr?« fragte er erstaunt und furchtsam. »Haben Sie nicht ein Übereinkommen geschlossen?«

»Ich breche dieses Übereinkommen.«

»Und Sie haben es mit einem Handschlag bekräftigt, haben Ihr Wort gegeben.«

»Ich breche mein Wort.«

»O weh«, seufzte Major Danby und begann mit einem gefalteten weißen Taschentuch seine von Sorgenfalten durchfurchte Stirn zu betupfen. »Warum denn aber, Yossarián? Man macht Ihnen doch ein gutes Angebot.«

»Ein saumäßiges Angebot, Danby, ein widerwärtiges Angebot.« »O weh«, sagte Major Danby nervös und fuhr mit der Hand durch seine dunklen, drahtigen, kurzgeschnittenen Locken, die bereits bis an die Spitzen feucht waren von Schweiß. »O weh.« »Finden Sie das Angebot nicht auch widerlich?«

Major Danby überlegte einen Augenblick. »Ja, es ist wohl widerlich«, gab er dann zögernd zu. Seine kugelrunden, vorquellenden Augen sahen bestürzt drein. »Warum treffen Sie denn aber eine Abmachung, die Ihnen nicht zusagt?«

»Ich habe das in einem Augenblick der Schwäche getan«, scherzte Yossarián düster. »Mir lag daran, mein Leben zu retten.«

»Und liegt Ihnen jetzt nichts mehr daran?«

»Doch. Deshalb will ich ja nicht mehr fliegen.«

»So lassen Sie sich doch nach Hause schicken, dann haben Sie es ein für allemal hinter sich.«

»Man soll mich nach Hause schicken, weil ich mehr als fünfzig Feindflüge hinter mir habe«, sagte Yossarián, »aber nicht, weil mich das Mädchen gestochen hat oder weil ich mich in einen Dickschädel verwandelt habe.«

Major Danby schüttelte den Kopf und sah aufrichtig bekümmert durch seine Brille. »Dann müßten beinahe alle nach Hause geschickt werden, denn fast alle haben mehr als fünfzig Einsätze geflogen. Colonel Cathcart kann unmöglich auf einmal so viele neue Besatzungen anfordern, ohne eine Untersuchung heraufzubeschwören. Er sitzt in seiner eigenen Falle.«

»Das ist seine Sache.«

»Nein, nein, Yossarián«, widersprach Major Danby bekümmert. »Das ist Ihre Sache. Wenn Sie sich nämlich nicht an die Abmachung halten, wird sofort nach Ihrer Entlassung Tatbericht gegen Sie eingereicht.«

Yossarián machte Major Danby eine lange Nase und lachte selbstzufrieden und überheblich. »Das geschieht nicht! Lügen Sie mich nicht an, Danby. Man wird gar nicht erst versuchen, Tatbericht einzureichen.«

»Und warum nicht?« erkundigte sich Major Danby erstaunt blinzelnd.

»Weil ich die Burschen in der Klemme habe. In der offiziellen Bekanntmachung heißt es, ich sei einem Nazimörder zum Opfer gefallen, der es auf Colonel Korn und Colonel Cathcart abgesehen hatte. Die beiden würden schön blöde aussehen, wenn sie jetzt versuchen wollten, mich dafür vors Kriegsgericht zu bringen.« »Aber Yossarián!« rief Major Danby. »Es gibt noch einen zweiten offiziellen Bericht und darin steht, daß Sie bei Gelegenheit Ihrer ausgedehnten Operationen auf dem schwarzen Markt, wozu auch Sabotageakte und der Verkauf von militärischen Geheimnissen an den Feind gehörten, von einem unschuldigen Mädchen in Notwehr verletzt wurden.«

Yossarián war unangenehm überrascht und enttäuscht. »Es gibt noch einen zweiten offiziellen Bericht?«

»Man kann doch so viele Berichte verfassen wie man will und dann je nach Bedarf den geeigneten auswählen. Wußten Sie das denn nicht?«

»O weh«, murmelte Yossarián niedergeschlagen, und das Blut wich aus seinem Gesicht. »O weh.«

Major Danby stieß gierig nach und sah dabei aus wie ein wohlmeinender Geier. »Tun Sie, was man von Ihnen verlangt, Yossarián, und lassen Sie sich nach Hause schicken. Das ist für alle das beste. « »Das ist für Cathcart, Korn und für mich das beste, aber nicht für alle. «

»Für alle«, beharrte Major Danby. »Auf diese Weise löst sich das ganze Problem von selbst.«

»Ist es etwa auch das beste für die Besatzungen, die immer noch mehr Einsätze fliegen müssen?«

Major Danby zuckte zurück und wandte das Gesicht gequält ab. »Yossarián«, erwiderte er dann, »es nützt niemandem, wenn Sie Colonel Cathcart zwingen, Sie vors Kriegsgericht zu stellen und Ihnen jedes einzelne Verbrechen nachzuweisen, dessen er Sie beschuldigt. Man wird Sie jahrelang ins Gefängnis stecken und Ihnen Ihr ganzes Leben ruinieren.«

Yossarián lauschte mit wachsender Besorgnis. »Was will man mir denn vorwerfen?«

»Erwiesene Unfähigkeit über Ferrara, Insubordination, Fahnen-flucht, Gehorsamsverweigerung im Angesicht des Feindes.« Yossarián kniff ernüchtert die Backen ein. »Das alles kann man mir also vorwerfen? Ich habe doch für den Angriff auf Ferrara eine Auszeichnung erhalten. Wie kann man mir da jetzt Unfähigkeit bescheinigen?«

»Aarfy wird schwören, daß McWatt und Sie eine unrichtige Meldung gemacht haben.«

»Ja, das ist dem Schwein zuzutrauen!«

»Man wird Sie außerdem der Vergewaltigung, des Schwarzhandels, der Sabotage und des Verkaufs von Dienstgeheimnissen an den Feind für schuldig befinden.«

»Wie will man das beweisen? Ich habe nie etwas dergleichen getan.«

»Man hat aber Zeugen, die das beschwören werden. Man kann jede Menge Zeugen gegen Sie beibringen. Man braucht den Zeugen nur klarzumachen, daß Ihre Vernichtung dem Vaterland nützt. Und in gewisser Weise stimmt das ja auch.« »In welcher Weise?« verlangte Yossarián in gedämpft feindseligem Ton zu wissen und stemmte sich mit seinem Ellenbogen hoch.

Major Danby wich etwas zurück und begann von neuem die Stirn zu betupfen. »Nun also, Yossarián«, stammelte er dann schuldbewußt, »dem nationalen Interesse wird jetzt nicht dadurch gedient, daß man Colonel Cathcart und Colonel Korn in Verruf bringt. Seien wir uns doch darüber klar, daß das Geschwader sich bislang trotz allem ausgezeichnet geschlagen hat. Spräche d-as Kriegsgericht Sie frei, so hätte das vermutlich zur Folge, daß auch andere sich weigern würden, weitere Einsätze zu fliegen. «Colonel

Cathcart wäre blamiert und der Kampfwert der Einheit vielleicht vernichtet. In dieser Weise also wäre es dem nationalen Interesse dienlich, daß Sie überführt und eingesperrt werden, auch wenn Sie unschuldig sind.«

»Das haben Sie schön gesagt!« entgegnete Yossarián beißend. Major Danby wurde rot und rutschte blinzelnd auf seinem Stuhl hin und her. »Ach bitte, machen Sie nicht mich dafür verantwortlich«, sagte er ehrlich bedauernd. »Sie wissen, daß es nicht meine Schuld ist. Ich versuche ja bloß, die Lage objektiv zu betrachten und für eine sehr schwierige Situation die geeignete Lösung zu finden.«

»Ich habe diese Situation nicht geschaffen.«

»Sie können sie aber beseitigen. Und was könnten Sie anderes tun? Sie wollen doch keine Einsätze mehr fliegen.«

»Ich könnte ausreißen.«

»Ausreißen?«

»Desertieren. Abhauen. Ich könnte dieser ganzen vertrackten Misere den Rücken kehren und abhauen.«

Major Danby war schockiert. »Wohin denn? Wo könnten Sie wohl hin?«

»Ich käme leicht genug nach Rom. Und dort könnte ich mich verstecken.«

»Und dann jede Minute damit rechnen, daß Sie erwischt werden! Nein, nein, nein, Yossarián. Das wäre ein verderbliches und unwürdiges Unternehmen. Schwierigkeiten überwindet man nicht, indem man vor ihnen wegläuft. Glauben Sie mir bitte. Ich meine es nur gut mit Ihnen.«

»Das sagte auch jener reizende Detektiv, ehe er vorschlug, seinen Daumen in meine Wunde zu stoßen«, erwiderte Yossarián höhnisch.

»Ich bin kein Detektiv«, sagte Major Danby entrüstet und errötete von neuem. »Ich bin Universitätsprofessor. Ich besitze ein hochgradig entwickeltes Gefühl für Recht und Unrecht und würde nie den Versuch machen, Sie zu täuschen. Ich würde nie jemanden belügen.«

»Und wenn nun jemand vom Geschwader Sie über diese Unterhaltung befragte?«

»Dann würde ich ihn anlügen.«

Yossarián lachte spöttisch, und Major Danby lehnte sich trotz

seiner Verlegenheit erleichtert zurück, als sei ihm die Atempause, die Yossariáns Stimmungswechsel in Aussicht stellte, sehr willkommen. Yossarián betrachtete ihn mit einer Mischung von Verachtung und gedämpftem Mitleid. Er richtete sich auf, lehnte sich gegen das Kopfende des Bettes, brannte eine Zigarette an und musterte amüsiert lächelnd Major Danbys Gesicht, das seit dem Tage des Angriffs auf Avignon, als General Dreedle befohlen hatte, ihn hinauszuführen und zu erschießen, einen Ausdruck permanenten, glotzäugigen Schreckens aufwies. Die erstaunten Runzeln würden immer sichtbar bleiben wie tiefe schwarze Narben, und Yossarián bedauerte den sanften, moralischen, ältlichen Idealisten, wie er so viele Menschen bedauerte, deren Mängel übermäßig groß und deren Sorgen leicht Er fragte mit betonter Freundlichkeit: »Wie können Sie es nur mit Kreaturen wie Cathcart und Korn aushallen, Danby? Wird Ihnen denn in deren Gegenwart nicht Major Danby schien von Yossariáns Frage überrascht zu sein. »Ich tue das für mein Vaterland«, erwiderte er, ganz als sei diese Antwort selbstverständlich. »Colonel Cathcart und Colonel Korn sind meine Vorgesetzten, und ich kann nichts weiter zum Nutzen unserer Sache tun, als ihnen gehorchen. Ich arbeite mit ihnen, weil das meine Pflicht ist. Und auch«, fügte er sehr viel leiser und mit niedergeschlagenen Augen hinzu, »weil ich kein aggressiver Mensch bin.«

»Das Vaterland braucht Ihre Hilfe nicht mehr«, stellte Yossarián ihm freundlich vor. »Sie tun also nichts weiter, als diesen beiden behilflich zu sein.«

»Ich bemühe mich, nicht daran zu denken«, gab Major Danby freimütig zu. »Ich versuche, immer nur an das große Ganze zu denken und zu vergessen, daß ich zu ihrer persönlichen Verherrlichung beitrage. Ich suche mir einzureden, daß sie nicht von Bedeutung sind.«

»Mir gelingt das nie«, sagte Yossarián verständnisvoll und faltete die Arme vor der Brust. »Ich stelle immer fest, daß zwischen mir und einem Ideal Schittköppe, Peckems, Korns und Cathcarts stehen. Und dadurch bekommt auch das Ideal ein anderes Aussehen.«

»Versuchen Sie, nicht an diese Erscheinungen zu denken«, redete Major Danby ihm zu. »Sie dürfen auch niemals Ihre Maßstäbe dadurch beeinflussen lassen. Ideale sind gut, die Menschen sind aber gelegentlich nicht so gut. Sie müssen sich bemühen, das große Ganze im Auge zu behalten!«

Yossarián wies diesen Rat mit skeptischem Kopfschütteln zurück. »Wenn ich das große Ganze betrachten möchte, dann sehe ich nur Leute, die verdienen. Ich sehe weder den Himmel noch die Heiligen noch die Engel, sondern einzig Leute, die aus jeder anständigen Regung und aus allem menschlichen Leid Profit schlagen.«

»Aber Sie müssen probieren, darüber hinweg zu sehen«, versteifte sich Major Danby. »Sie dürfen sich davon nicht verärgern lassen.«

»Oh, es ärgert mich eigentlich nicht. Was mich ärgert, ist, daß man mich für einen Narren hält. Diese Kerle halten sich für schlau und alle übrigen für blöde. Und ich muß sagen, Danby, es kommt mir jetzt zum ersten Mal der Gedanke, daß sie damit vielleicht recht haben.«

»Aber auch daran dürfen Sie nicht denken«, versetzte Major Danby. »Sie müssen an das Wohl des Vaterlandes und an die Würde des Menschen denken.«

»Hehe«, sagte Yossarián.

»Das ist mein Ernst, Yossarián. Wir sind nicht mehr im Ersten Weltkrieg. Sie dürfen nie vergessen, daß wir gegen einen Angreifer kämpfen, der im Fall seines Sieges weder Sie noch mich am Leben ließe.«

»Das weiß ich«, erwiderte Yossarián kurz, und ein Schatten von Verstimmung ging über sein Gesicht. »Zum Kuckuck, Danby, ich habe mir meine Auszeichnung verdient; ganz gleich, aus welchem Grunde man sie mir verliehen hat. Ich habe schließlich siebzig Feindflüge hinter mir. Reden Sie also nicht vom Kampf fürs Vaterland. Ich habe lange genug gekämpft, um das Vaterland zu retten, und jetzt werde ich mal ein bißchen für meine eigene Rettung kämpfen. Das Vaterland ist nicht länger mehr in Gefahr, aber ich bin es.«

»Der Krieg ist noch nicht vorbei. Die Deutschen stoßen auf Antwerpen vor.«

»Die Deutschen werden in wenigen Monaten geschlagen sein. Und wenige Monate später wird auch Japan geschlagen sein. Wenn ich jetzt mein Leben verlöre, verlöre ich es nicht für mein Vaterland, sondern für Cathcart und Korn. Ich gebe daher mein Zielgerät endgültig in der Garderobe ab. Von jetzt an kümmere ich mich bloß noch um mich.«

Major Danby erwiderte versöhnlich und mit einem überlegenen Lächeln: »Aber Yossarián — nehmen Sie einmal an, daß alle so dächten.«

»Dann wäre ich schön blöde, wenn ich nicht auch so dächte.« Yossarián setzte sich aufrecht hin und nahm eine nachdenkliche Miene an.

»Ich habe das merkwürdige Empfinden, genau die gleiche Unterhaltung schon einmal geführt zu haben. Es geht mir da wie dem Kaplan mit seinem Gefühl, alles schon einmal erlebt zu haben.« »Der Kaplan möchte übrigens auch, daß Sie sich nach Hause schicken lassen«, bemerkte Major Danby.

»Der Kaplan kann sich von mir aus aufhängen.«
»O weh«, seufzte Major Danby und schüttelte bedauernd und enttäuscht das Haupt. »Er fürchtet, einen schlechten Einfluß auf Sie ausgeübt zu haben.«

»Er hat überhaupt keinen Einfluß auf mich ausgeübt. Da fällt mir übrigens ein: eigentlich könnte ich hier in diesem Bett liegen bleiben und ein Pflanzenleben führen. Ich könnte hier sehr bequem dahinvegetieren und die Entscheidungen anderen Leuten überlassen.«

- »Sie müssen sich aber entscheiden«, widersprach Major Danby.
- »Der Mensch kann nicht leben wie ein Gemüse.«
- »Warum nicht?«

In Major Danbys Augen trat ein verträumter, warmer Ausdruck. »Es wäre sicher hübsch, das Leben einer Pflanze zu führen«, gestand er sinnend.

»Zum Kotzen muß es sein«, antwortete Yossarián.

»Nein, gewiß ist es sehr angenehm, von allen Zweifeln und allem Druck befreit zu sein«, behauptete Major Danby. »Mir würde es sicher gefallen, wie eine Pflanze zu leben und aller gewichtigen Entschlüsse überhoben zu sein.«

- »Was für ein Gemüse möchten Sie sein, Danby?«
- »Eine Gurke oder eine Karotte.«
- »Was für eine Art Gurke? Eine gute oder eine schlechte?«
- »Eine gute selbstverständlich.«
- »Man wird Sie im besten Alter ausreißen und zu Salat zer-

schneiden.«

Major Danbys Lächeln verschwand. »Dann lieber eine schlechte.« »Da läßt man Sie verfaulen und benützt Sie als Dünger für die guten Gurken.«

»Nun, so möchte ich doch lieber kein Gemüse sein«, sagte Major Danby und lächelte betrübt.

»Muß ich mich wirklich von den Kerlen nach Hause schicken lassen, Danby?« fragte Yossarián ernst.

Major Danby hob die Schultern. »Auf diese Weise können Sie Ihre Haut retten.«

»Verlieren würde ich mich auf diese Weise, Danby. Das sollten Sie eigentlich wissen.«

»Sie können alles mögliche haben, was Sie sich wünschen.«
»Ich möchte nichts von dem haben, was ich mir wünsche«, antwortete Yossarián. Dann knallte er die Faust auf die Matratze und rief in einem Anfall von Wut und Hilflosigkeit: »Verflucht noch mal, Danby! Schließlich sind Freunde von mir in diesem Krieg gefallen! Ich kann jetzt nicht ein faules Geschäft machen! Mir konnte gar nichts besseres passieren als von dieser blöden Kuh mit dem Messer gestochen zu werden.«

»Würden Sie sich denn lieber einsperren lassen?«

»Würden Sie sich nach Hause schicken lassen?«

»Selbstverständlich!« erklärte Major Danby überzeugt. »Gewiß doch«, fügte er gleich darauf etwas weniger überzeugt hinzu. »Ja, an Ihrer Stelle würde ich mich wohl nach Hause schicken lassen«, entschied er sich dann bedrückt, nachdem er eine Weile offensichtlich verstört nachgedacht hatte. Dann drehte er das Gesicht angeekelt und gequält weg und stieß hervor: »O ja, selbstverständlich würde ich mich nach Hause schicken lassen! Aber ich bin ein solcher Feigling, daß ich nie an Ihrer Stelle sein könnte.«

»Aber angenommen, Sie wären kein Feigling?« fragte Yossarián und betrachtete ihn eindringlich. »Angenommen, Sie hätten den Mut, sich aufzulehnen?«

»Dann würde ich mich nicht nach Hause schicken lassen«, verschwor sich Major Danby herzhaft und begeistert. »Aber vor ein Kriegsgericht würde ich mich auch nicht stellen lassen.«

»Würden Sie weiter fliegen?«

»Nein, selbstverständlich nicht. Das wäre ja Kapitulation, und ich

könnte dabei auch ums Leben kommen.«

»Dann würden Sie also weglaufen?«

Major Danby setzte zu einer stolzen und selbstbewußten Antwort an, doch blieb ihm das Wort im Halse stecken, und der halbgeöffnete Kiefer schloß sich stumm. Er verzog die Lippen zu einem müden Schmollen. »Da wäre dann wohl keine Hoffnung mehr für mich, was?«

Seine Stirn und die hervorquellenden weißen Augäpfel glitzerten schon wieder feucht. Er kreuzte die schlaffen Hände im Schoß und schien kaum zu atmen, während er hoffnungslos und ganz hingegeben an seine Niederlage zu Boden sah. Vom Fenster her fielen dunkle, steile Schatten ein. Yossarián betrachtete ihn ernst, und keiner von beiden regte sich, als ein knatternd näher kommendes Fahrzeug draußen mit quietschenden Reifen hielt und stampfende Schritte sich hastig dem Gebäude näherten. »Und doch gibt es noch eine Hoffnung«, erinnerte sich Yossarián mit träge fließender Eingebung. »Milo könnte Ihnen helfen. Er hat mehr Einfluß als Colonel Cathcart, und er ist mir zu Dank verpflichtet.«

Major Danby schüttelte den Kopf und antwortete tonlos: »Milo und Colonel Cathcart sind jetzt Busenfreunde. Er hat Colonel Cathcart zum Prokuristen ernannt und ihm für die Zeit nach dem Krieg eine bedeutende Stellung versprochen.« »Dann wird uns der Exgefreite Wintergreen helfen«, rief Yossarian. »Er haßt alle beide und wird außer sich sein vor Wut.« Wieder schüttelte Major Danby betrübt den Kopf. »Milo und der Exgefreite Wintergreen haben letzte Woche fusioniert. Sie sind jetzt Partner in M & M.«

- »Dann bleibt uns also keine Hoffnung?«
- »Keine Hoffnung.«
- Ȇberhaupt keine Hoffnung?«
- »Nein, überhaupt keine Hoffnung«, gab Major Danby zu. Nach einem Weilchen blickte er auf, da ihm ein Gedanke gekommen war. »Wäre es nicht nett, wenn sie uns ebenso verschwinden könnten wie die anderen, damit wir endlich alle diese niederdrückenden Probleme los wären?«

Yossarián verneinte. Major Danby stimmte mit melancholischem Kopfnicken zu und schlug von neuem die Augen nieder. Und für beide gab es keine Hoffnung mehr, bis plötzlich stampfende Schritte im Korridor erdröhnten, der Kaplan hereinstürmte und aus vollem Halse die aufregende Neuigkeit von Orr verkündete. Er war so überdreht, daß er gar nicht zusammenhängend reden konnte. Tränen der Begeisterung glitzerten in seinen Augen, und als Yossarián endlich verstanden hatte, was er sagte, sprang er mit einem ungläubigen Aufschrei aus dem Bett. »Schweden?« rief er.

»Orr!« schrie der Kaplan.

»Orr?« schrie Yossarián.

»Schweden!« rief der Kaplan, nickte immer wieder ganz außer sich vor Freude mit dem Kopf und tanzte wie ein grinsender Derwisch umher.

»Ein Wunder! Es ist ein Wunder! Ich glaube wieder an Gott, wirklich. In Schweden angespült, nach so vielen Wochen auf See! Es ist ein Wunder!«

»Angespült? Blödsinn!« erklärte Yossarián, der ebenfalls umhertanzte und frohlockend die Wände, die Decke, den Kaplan und Major Danby anlachte. »Er ist nicht in Schweden angespült worden, er ist hingepaddelt! Hingepaddelt ist er, Kaplan. Hingepaddelt.«

»Hingepaddelt?«

»Er hat das geplant! Er ist vorsätzlich nach Schweden gepaddelt.« »Das ist mir gleich!« schrie der Kaplan mit unvermindertem Eifer zurück. »Es ist trotzdem ein Wunder. Ein Wunder an menschlicher Intelligenz und menschlicher Ausdauer. Bedenken Sie doch, was er erreicht hat!« Der Kaplan hielt sich mit beiden Händen den Kopf und krümmte sich vor Lachen. »Man sieht ihn geradezu vor sich«, staunte er. »Man kann ihn sich richtig vorstellen auf seinem gelben Gummifloß, wie er des Nachts mit dem winzigen, blauen Paddel durch die Straße von Gibraltar »Wie er die Angelleine hinter sich herzieht, wie er den ganzen Weg nach Schweden rohen Kabeljau ißt, wie er sich selbst nachmittags Tee serviert.«

»Ich sehe ihn!« rief der Kaplan und unterbrach seinen Jubel einen Augenblick, um Atem zu holen. »Es ist wirklich ein Wunder an menschlicher Standhaftigkeit. Und genau das werde ich von jetzt an auch sein. Ich werde standhaft sein. Jawohl, standhaft werde ich sein.«

»Er hat von Anfang an jeden einzelnen Schritt geplant!« jauchzte

Yossarián und hielt beide Fäuste triumphierend erhoben, als hoffe er, mit ihnen Offenbarungen aus der Luft zu ziehen. Er wirbelte herum und blieb vor Major Danby stehen. »Danby, Sie Narr! Es gibt doch noch eine Hoffnung. Begreifen Sie denn nicht? Selbst Clevinger lebt vielleicht noch in seiner Wolke und versteckt sich nur so lange, bis er ungefährdet wieder zum Vorschein kommen kann.«

»Was meinen Sie denn?« fragte Major Danby verwirrt. »Wovon reden Sie eigentlich?«

»Bringen Sie mir Äpfel, Danby, und auch Kastanien. Laufen Sie, Danby, los! Bringen Sie mir Holzäpfel und Roßkastanien, ehe es besorgen sich zu spät ist. und Sie auch welche.« »Roßkastanien? Holzäpfel? Wozu denn, um alles in der Welt?« »Um sie in die Backentaschen zu stecken, selbstverständlich.« Yossarián warf die Arme hoch und vollführte eine machtvolle, verzweifelte Gebärde der Selbstanklage. »Oh, warum habe ich nur nicht auf ihn gehört? Warum habe ich nicht geglaubt?« »Sind Sie verrückt geworden?« verlangte Major Danby erschreckt und verwirrt zu wissen. »Wollen Sie mir endlich sagen, wovon Sie reden. Yossarián?«

»Orr hat das alles geplant, Danby. Verstehen Sie denn nicht — er hat das von Anfang an geplant. Er hat sich sogar im Abgeschossenwerden geübt. Auf jedem Feindflug hat er geprobt. Und ich wollte nicht mit ihm fliegen! Oh, warum habe ich nur nicht auf ihn gehört? Er hat mich aufgefordert mitzukommen, und ich wollte nicht! Bringen Sie mir auch Pferdezähne mit, Danby, und ein reparaturbedürftiges Ventil, und einen blöd unschuldigen Gesichtsausdruck, hinter dem niemand je Schlauheit vermuten würde. Alles das werde ich brauchen. Oh, warum habe ich nur nicht auf ihn gehört. Jetzt verstehe ich, was er mir zu sagen versuchte. Ich verstehe auch, warum das Mädchen ihn mit dem Schuh auf den Kopf gehauen hat.«

»Warum?« fragte der Kaplan scharf.

Yossarián wirbelte herum und packte den Kaplan beschwörend an der Hemdbrust. »Helfen Sie mir, Kaplan! Bitte helfen Sie mir. Schaffen Sie meine Sachen her. Und beeilen Sie sich. Ich brauche sie sofort.«

Der Kaplan war auf der Stelle bereit. »Ja, Yossarián, das will ich. Aber wo sind Ihre Sachen? Wie kann ich sie herschaffen?«

»Indem Sie jeden anbrüllen und zur Schnecke machen, der Sie zu hindern versucht. Schaffen Sie meine Uniform her, Kaplan! Sie muß irgendwo hier im Lazarett sein, und machen Sie einmal im Leben etwas richtig.«

Der Kaplan streckte entschlossen die Brust heraus und biß die Zähne zusammen. »Keine Sorge, Yossarián, ich schaffe Ihnen Ihre Uniform her. Aber sagen Sie mir bitte, warum das Mädchen Orr mit dem Schuh auf den Kopf gehauen hat?« »Weil er sie dafür bezahlt hat! Aber sie wollte nicht fest genug zuschlagen, und da mußte er eben nach Schweden paddeln. Bringen Sie mir meine Uniform, Kaplan, damit ich verschwinden kann. Fragen Sie Schwester Ducken. Sie wird Ihnen helfen. Sie wird alles tun, um mich loszuwerden.«

»Und wo wollen Sie hin?« fragte Major Danby ängstlich, als der Kaplan hinausgestürmt war. »Was wollen Sie machen?« »Ausreißen werde ich«, verkündete Yossarián überschwenglich mit klarer Stimme und riß dabei schon die Jacke seines Schlafanzuges auf.

»Oh, nicht doch«, ächzte Major Danby und betupfte sein schwitzendes Gesicht hastig mit den Handtellern. »Sie können nicht ausreißen. Wohin wollen Sie ausreißen? Wo können Sie überhaupt hin?«

»Nach Schweden.«

»Nach Schweden?« rief Major Danby verblüfft. »Sie wollen nach Schweden ausreißen? Sind Sie verrückt?«

»Orr hat es geschafft.«

»O nein, nein, nein«, flehte Major Danby. »Nein, Yossarián, da werden Sie nie hinkommen. Sie können nicht nach Schweden ausreißen. Nicht einmal paddeln können Sie dorthin.« »Aber nach Rom kann ich, wenn Sie Ihren Mund halten und mir die Chance geben, eine Maschine zu erwischen, sobald ich hier raus bin. Werden Sie das tun?«

»Aber man wird Sie schnappen«, gab Major Danby verzweifelt zu bedenken, »und wird Sie zurückbringen und noch strenger bestrafen.«

»Diesmal werden sie sich große Mühe geben müssen, wenn sie mich schnappen wollen.«

»Sie werden sich große Mühe geben. Und selbst wenn Sie nicht erwischt werden, was für ein Leben haben Sie vor sich? Sie werden immer allein sein. Niemand wird zu Ihnen halten, und Sie werden stets Gefahr laufen, verraten zu werden.« »Lebe ich denn jetzt anders?«

»Sie können aber nicht einfach Ihren Pflichten den Rücken kehren und davonlaufen«, versteifte sich Major Danby. »Das ist eine negative Verhaltensweise, das ist Eskapismus.« Yossarián lachte verächtlich und schüttelte den Kopf. »Ich laufe nicht weg vor meinen Pflichten, ich laufe auf sie zu. Wegzulaufen, um das Leben zu retten, ist nichts Negatives. Wer die Eskapisten wirklich sind, wissen Sie wohl, Danby. Ich nicht und Orr auch nicht.«

»Bitte, Kaplan, reden Sie ihm doch ins Gewissen. Er will desertieren. Er will nach Schweden ausreißen.«

»Wunderbar!« jauchzte der Kaplan und warf stolz einen Kissenbezug mit Yossariáns Sachen aufs Bett. »Kneifen Sie nach Schweden aus, Yossarián. Ich bleibe hier und bleibe standhaft. Jawohl, ich werde standhaft bleiben. Immer, wenn ich Colonel Cathcart und Colonel Korn begegne, werde ich ihnen ins Gewissen reden und ihnen keine Ruhe lassen. Ich habe keine Angst. Ich werde es sogar mit General Dreedle aufnehmen.«

»General Dreedle ist kaltgestellt«, erinnerte Yossarián, zog die Hosen hoch und stopfte eilig das Hemd hinein. »Jetzt ist General Peckem derjenige welcher.«

Den Kaplan verließ sein geschwätziges Selbstvertrauen keinen Augenblick. »Dann werde ich es eben mit General Peckem aufnehmen, und sogar mit General Schittkopp. Und wissen Sie, was ich außerdem tun werde? Ich werde Captain Black die Nase einschlagen, sobald er mir über den Weg läuft. Jawohl, die Nase werde ich ihm einschlagen. Und ich werde es so einrichten, daß massenhaft Leute zusehen, dann kann er nicht zurückschlagen.« »Seid Ihr denn beide verrückt geworden?« protestierte Major Danby, und seine Augen schienen vor Entsetzen und Gereiztheit förmlich aus ihren Höhlen quellen zu wollen. »Habt ihr denn beide den Verstand verloren? So hören Sie doch, Yossarián . . .« »Ich sage Ihnen, es ist ein Wunder«, verkündete der Kaplan, packte Major Danby um die Taille und tanzte, die Ellenbogen wie zum Walzer abgespreizt, durchs Zimmer. »Ein echtes Wunder. Wenn Orr nach Schweden paddeln kann, dann kann ich auch über Colonel Cathcart und Colonel Korn triumphieren, wenn ich

nur standhaft genug bin.«

»Wollen Sie bitte den Mund halten, Kaplan!« bat Major Danby höflich, machte sich los und betupfte mit flatternden Händen seine schweißbedeckte Stirn. Er beugte sich zu Yossarián herunter, der nach seinen Schuhen griff. »Und Colonel...« »Das ist mir völlig einerlei.«

»Aber vielleicht...«

»Sollen sich doch alle beide zum Teufel scheren!«

»Aber vielleicht ist das für alle beide ein Glücksfall«, beharrte Major Danby. »Haben Sie daran gedacht?«

»Sollen die Lumpen doch wachsen, blühen und gedeihen! Ich kann ihnen bloß damit eins auswischen, daß ich verschwinde. Von jetzt an habe ich Pflichten gegen mich selber, Danby. Ich muß nach Schweden.«

»Da kommen Sie nie hin. Es ist unmöglich. Von hier nach Schweden zu gelangen, ist fast eine geographische Unmöglichkeit.« »Als ob ich das nicht wüßte, Danby! Aber wenigstens werde ich es versuchen. Ich kenne in Rom ein junges Ding, um das ich mich kümmern möchte, wenn ich es auftreiben kann. Es ist also nicht die pure Selbstsucht.«

»Schwachsinn ist es. Ihr Gewissen wird Ihnen niemals Ruhe geben.«

»Gott segne mein Gewissen«, lachte Yossarián. »Ich möchte gar nicht ohne Gewissensbisse leben, was, Kaplan?« »Sobald mir Captain Black über den Weg läuft, schlage ich ihm die Nase ein«, prahlte der Kaplan, versetzte der Luft zwei Hiebe mit der Linken und ließ einen ungeschickten Schwinger folgen. »So.«

»Und die Schande?« fragte Major Danby.

»Welche Schande? Schändlicher als jetzt kann mein Leben nicht werden.« Yossarián knotete das zweite Schnürband und sprang auf die Füße. »Ich bin soweit, Danby. Wie ist es? Wollen Sie den Mund halten, bis ich weg bin?«

Major Danby betrachtete Yossarián schweigend, ein sonderbares, trauriges Lächeln um den Mund. Er schwitzte nicht mehr und wirkte völlig ruhig. »Was würden Sie tun, wenn ich versuchte, Sie aufzuhalten?« fragte er kläglich spottend. »Würden Sie mich zusammenschlagen?«

Yossarián reagierte schmerzlich überrascht auf diese Frage.

»Nein, selbstverständlich nicht. Warum sagen Sie so etwas?« »Ich werde Sie zusammenschlagen«, prahlte der Kaplan, tanzte auf Major Danby zu und teilte Lufthiebe aus. »Sie und Captain Black und vielleicht sogar Korporal Whitcomb. Wäre es nicht herrlich, wenn sich herausstellte, daß ich mich nicht mehr vor Korporal Whitcomb fürchten muß?«

»Wollten Sie mich aufhalten?« fragte Yossarián Major Danby und sah ihn fest an. Major Danby ging dem Kaplan aus dem Weg und zögerte noch eine Sekunde. »Nein, keinesfalls!« platzte er dann heraus und wies überschwenglich drängend mit beiden Armen zur Tür. »Natürlich halte ich Sie nicht auf. Gehen Sie, um Gottes willen, und beeilen Sie sich! Brauchen Sie Geld?«

»Ich habe etwas Geld.«

»Hier, auf alle Fälle.« Erregt und fieberhaft begeistert drückte Major Danby ein dickes Paket italienischer Banknoten in Yossariáns Hand und umklammerte sie mit beiden Händen — nicht nur um Yossarián Mut zu machen, sondern auch um das Zittern seiner Finger zu verbergen. »In Schweden muß es herrlich sein«, bemerkte er sehnsüchtig. »Die Mädchen sind so reizend, und die Bevölkerung ist fortschrittlich.«

»Adieu, Yossarián«, rief der Kaplan, »und viel Glück. Ich bleibe hier und bleibe standhaft, und wenn der Krieg zu Ende ist, sehen wir uns wieder.«

»Adieu, Kaplan. Und vielen Dank, Danby.«

»Wie fühlen Sie sich, Yossarián?«

»Blendend. Nein, ich habe Angst.«

»Das ist gut«, sagte Major Danby. »Es beweist, daß Sie noch am Leben sind. Es wird kein Spaß werden.« Yossarián setzte sich in Bewegung. »Doch, das wird es.« »Ich meine es im Ernst, Yossarián. Sie werden jede Minute eines jeden Tages auf dem Sprung sein müssen. Man wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, zu erwischen.« um Sie Minute »Ich werde iede auf dem Sprung sein.«

»Sie werden laufen müssen.«

»Ich werde laufen.«

»Laufen Sie!« rief Major Danby.

Yossarián lief. Natelys Hure hatte sich hinter der Tür verborgen. Das Messer sauste nieder, verfehlte ihn um Zentimeter, und er rannte los.